





Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Sechzehnter Jahrgang. — Vierter Band.

(Oktober bis Dezember 1891.)



Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt.

100.9

1771

1771

1771

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XVI.

(Oktober bis Dezember 1891.)

	Seite
Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Hoon. XXIX. XXX.	
XXXI.	1. 129. 257
Wilhelm Jensen: Die Schatzsucher. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848. I. II. III.	13. 142. 278
Die russisch-französische Allianz. Von einem vormaligen Botschafter . .	45
Ungedrucktes aus Heinrich Schliemann's Nachlaß	49
Ferdinand Rosenberger: Die Wünschelrute	60
Hans Müller: Cornelius und Kaulbach in Düsseldorf. III. IV. (Schluß.) 68.	179
A. S. Sance: Babylonisches Leben zur Zeit Nebukadnezar's	82
Julius Raftan: Gibt es eine Pflicht des Glaubens? II. (Schluß.) . .	95
Wilhelm Lord Stratheden Campbell: Die orientalische Frage und die türkische Parlamentsverfassung	158
Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's. I. II.	164. 322
Angelo de Gubernatis: Dante und Indien	192
Kari-udo: Hunger thut weh. Episode einer Reise in Brasilien	207
J. Frohschammer: „Tu es Petrus!“ I. II. (Schluß.)	212. 347
Arthur Kleinschmidt: Ungedruckte Briefe des Generals Carnot und seines Sohnes des Senators	225
Otfried Rippold: Sommerferien in Japan. I.	312
J. Schwabe: Goethe's Enkel	339

Berichte aus allen Wissenschaften.

Technik.

Bernhard Dessau: Elektrische Eisenbahnen in Amerika 110

Physiologie.

Felix Buttersack: Über die Ursachen des Schlafens 114

Theologie.

Otto Ritschl: Harnack's Lehrbuch der Dogmengeschichte 119

Assyriologie.

Fritz Hommel: Neues aus dem Gebiete der Keilschriftforschung. 233

Länder- und Völkerkunde.

Brix Förster: Die Verhältnisse in Uganda vor und nach Dr. Peters. 243

Unterrichtswesen.

P. W. Forchhammer: Das höhere Unterrichtswesen 363

Kriegswissenschaft.

Rogalla von Bieberstein: von Verdy's Studien über den Krieg
auf Grund des deutsch-französischen Krieges 1870/71 372

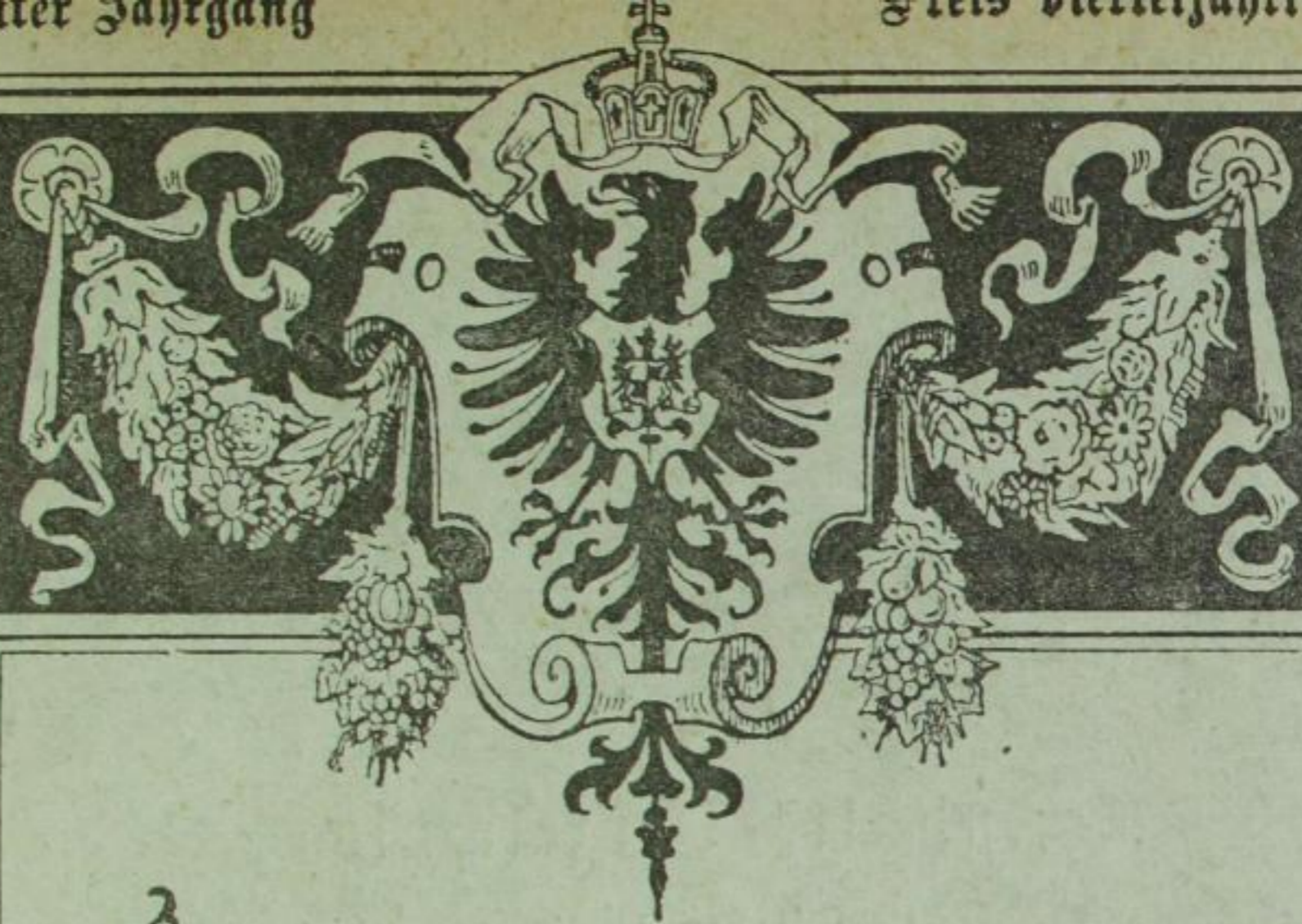
Zeitbescheiden.

Das Philistertum 251

Kleine Revuen:

Litterarische Berichte 124. 253. 374

Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer



1891. Oktober

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und
halbjährlich ein Kunstheft

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau

Berlin

Expedition: Lauenzienstraße 60. Expedition: NW-Mittelstraße 26. 27.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

Oktober 1891.

	Seite
I. Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. XXIX.	1
II. Wilhelm Jensen: Die Schatzsucher. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848. I.	13
III. Die russisch-französische Allianz. Von einem vormaligen Botschafter.	45
IV. Ungedrucktes aus Heinrich Schliemann's Nachlaß	49
V. Ferdinand Rosenberger: Die Wünschelrute.	60
VI. Hans Müller: Cornelius und Kaulbach in Düsseldorf. III.	68
VII. A. H. Sayce: Babylonisches Leben zur Zeit Nebukadnezar's	82
VIII. Julius Raftan: Gibt es eine Pflicht des Glaubens? II. (Schluß.)	95
IX. Berichte aus allen Wissenschaften	110
1. Technik: Bernhard Dessoir, Elektrische Eisenbahnen in Amerika.	
2. Physiologie: Felix Butterjack, Über die Ursachen des Schlafens.	
3. Theologie: Otto Ritschl, Harnack's Lehrbuch der Dogmengeschichte.	
X. Litterarische Berichte	124
Das Heidentum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens von Th. Trede. — Der Organismus der Allvernunft und das Leben der Menschheit in ihm. Von Theodor von Barnbüler. — Zehn Jahre in Aequatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha. Von Major Gaetana Casati. — Das Jugendspiel. Vortrag gehalten von H. Kaydt. — Sagnaß von Döllinger. Erinnerungen von Luise von Kobell. — Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1807 bis 1815 von Rudolph Goette. — Volksschriften von Johanna Spyri. Zweiter Band. — Graf Julius Szapary an der Spitze Ungarns. Ein Lebens- und Charakterbild. — Die Litteratur und Geschichte des klassischen Altertums im Dienste der nationalen und patriotischen Jugenderziehung von Dr. Joseph Weisweiler. — Modernes Reisen. Die Orientfahrt der „Auguste Viktoria“ von H. E. Wallsee.	

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXIX.

(Fortsetzung.)

Die innere Politik Preußens zu Anfang des Jahres 1872 stand unter dem Zeichen „Kampf mit Rom.“ Das erste Opfer dieses Kampfes aber wurde, wie bekannt, der preußische Kultusminister von Mühler. Roon, dessen persönliche Sympathien gegenüber den oft sehr ungerechten Angriffen, welche Mühler schon seit Jahren in der Kammer von der Presse zu erleiden hatte, in vieler Beziehung dem arg befehdeten Kollegen zugeneigt waren, mußte sich schließlich auch überzeugen, daß dessen Rücktritt zur politischen Nothwendigkeit geworden war. Aus seinem Briefwechsel mit Mühler in jenen Tagen ergiebt sich übrigens, daß eine Angelegenheit nicht eigentlich politischer Art (Differenzen mit Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen in einer das Museum betreffenden Personalfrage) den Anlaß bieten mußte, um ihn zum Entlassungs-Gesuche zu nötigen. Letzteres war von seiten des Staatsministeriums gewünscht und schließlich auch einstimmig befürwortet worden, weil, abgesehen von der thatsächlich sehr großen „Impopularität“ Mühler's, derselbe auch sonst nicht der geeignete Kampfminister schien, um jenen Streit mit der römischen Kirche auszufechten und die dazu erforderlich gehaltenen Gesetzes-Vorlagen zu bearbeiten und zu vertreten. Den geeigneten Mann glaubte man dagegen in der Person des Dr. Falk, Unterstaats-Sekretär im Justiz-Ministerium, gefunden zu haben. Der Kaiser schrieb, als es sich um die Ernennung des letzteren handelte (am 16. Januar 1872) an Roon:
„Die Mühler-Katastrophe und deren Folge beschäftigt mich auf das Beinlichste seit 4 Tagen. Ich habe bisher nur den Fürsten Bismarck über den Nachfolger gehört, muß aber wünschen noch einige andre Urtheile über einen Candidaten zu hören, den ich nur habe nennen hören! Ich ersuche Sie daher heute (um 12 Uhr) zu mir zu kommen um über die Sache zu sprechen. W.“

Des weiteren ergab sich, daß der Monarch Zweifel hatte, wie der ihm vorgeschlagene Kandidat sich s. B. als Abgeordneter zur Militärfrage gestellt hätte

und da ist es bezeichnend für Roon's gerechten Sinn und seine staatsmännische Objektivität, daß er diese Bedenken zu beseitigen sich verpflichtet hielt, obwohl er selbst Herrn Falk nicht als politischen Gesinnungsgenossen und insofern auch nicht als ganz willkommenen Kollegen im Staatsministerium erachten konnte. In seinem auf Allerhöchsten Befehl erstatteten Berichte (vom 20. Januar) machte Roon zunächst die verlangten Angaben über die einzelnen Abstimmungen des Abgeordneten Falk in der Militärfrage (F. war Mitglied der Fraktion Mathis und damit der gemäßigten Opposition gewesen) und fuhr dann fort: „Dr. F. gehört unter allen Umständen zu denjenigen, welche, durch die Erfolge der Reorganisation längst mit derselben ausgesöhnt, offenbar zu einer größeren politischen Reife gelangt sind, so wie er auch stets zu den Männern zu zählen war, welche selbst da, wo sie irrten, einer ernstern, gewissenhaften Überzeugung folgten, zu denjenigen, welche, Feind jeder Frivolität und persönlichen Gehässigkeit, ihre Meinungen stets mit angemessener Würde und einer anerkennenswerten Ruhe zu vertreten wußten.“ — — —

Einen weiteren Beweis Königlichen Vertrauens empfing Roon am 28. Januar desselben Jahres durch seine Berufung in das Herrenhaus. In der Kabinettsordre, welche die bezügliche Ernennung erhielt, hatte der Monarch mit eigener Hand noch hinzugefügt . . . „und wähle ich dazu den heutigen Tag, an welchem vor einem Jahre die Ruhe der Waffen eintrat, welche letztere Sie so sorgfältig zu so großen Erfolgen vorbereiteten . . .“ —

Schon einige Tage früher hatte Roon eine Allerhöchste (einstweilen noch geheim zu haltende) Kabinetts-Ordre erhalten, in welcher ihm auf Grund des Reichsgesetzes vom 22. Juni 1871 eine Dotation von 300 000 Thalern verliehen wurde „in Anerkennung der hervorragenden Verdienste, welche Sie sich in Vorbereitung der Erfolge des letzten Krieges erworben haben.“ — Über die Verteilung der andern großen Dotationen wurde, auf Vorschlag eines Komitees, zu welchem der Kronprinz, Prinz Fr. Karl, Graf Moltke und Roon selbst gehörten, erst am 2. März die Allerhöchste Entscheidung getroffen; und außerdem verlieh der Monarch an 12 Generale und zwei Witwen von gefallenem Generalen an seinem Geburtstage (22. März) noch Ehrengeschenke aus „dem Wilhelmsfonds“, welcher letztere hauptsächlich aus den Zinsen der seit Juni 1871 zahlbar gewordenen, dem Kaiser damals zur Verfügung gestellten Dotations-Summe gebildet worden war. Auf diese Weise hatte der gütige König die Herzensfreude, auch die Verdienste einer Anzahl von ausgezeichneten Offizieren belohnen zu können, welche zwar während des Krieges nicht die obersten Stellen der militärischen Hierarchie eingenommen, aber auf ihrem Platze ganz Hervorragendes geleistet hatten. —

* * *

Das Frühjahr 1872 brachte eine große Arbeitslast durch die parlamentarischen Verhandlungen betreffend das neue Militärgesetzstrafbuch. Die Herausgabe eines solchen für das gesamte Deutsche Reich war notwendig und ein bezüglicher Ent-

wurf schon während des Winters durch eine Kommission, die im Kriegs-Ministerium tagte, zu der aber auch eine Anzahl von nicht militärischen Juristen zugezogen worden war, sorgfältig durchberaten worden. Trotzdem und trotz der Erfolge der letzten Feldzüge, die man doch hauptsächlich der unerschütterlichen preußischen Disziplin verdankte, fand die Vorlage in vielen wichtigen Punkten Widerspruch, als sie in den Reichstag gelangte. Es wurden von der Opposition Anträge eingebracht, welche die Fundamente der preußischen Kriegszucht bedrohten und in ihrer Ausführung die so notwendige Autorität der Vorgesetzten empfindlich geschädigt haben würden. Das Zustandekommen des Gesetzes, für welches sich besonders auch der damalige Kronprinz sehr lebhaft interessierte — er sprach dies u. a. in einem an Roon gerichteten Schreiben vom 28. April aus — war dadurch wiederholt sehr fraglich geworden; mehrere etwas bedenkliche Änderungen mußten auch zugestanden werden — schließlich gelang es aber doch dem umsichtigen Eingreifen Roon's, das Schlimmste abzuwenden und eine Einigung herbeizuführen, so daß das Gesetz im Monat Juni die Allerhöchste Sanktion erlangte.

Sowohl bei den Verhandlungen über diesen wichtigen Gegenstand als auch bei den Vorbereitungen zu den kirchenpolitischen Gesetzen war es erkennbar geworden, daß die Führer der liberalen Partei einen immer größeren Einfluß auf die Leitung der inneren Politik gewannen und nach immer weiteren Zugeständnissen auf diesem Gebiete drängten. Roon mußte wiederholt die Erfahrung machen, daß seine Ansichten bei den Kollegen im Staats-Ministerium nicht die erwünschte Unterstützung fanden. Die Reibungen vermehrten sich daher immer mehr und erschwerten in hohem Grade die Leitung der Geschäfte, welche damals fast ganz allein auf Roon's Schultern ruhte, da Fürst Bismarck, der für seine sehr erschütterte Gesundheit schon seit Ende April in Barzin Ruhe und Erholung suchte, sich an der preußischen inneren Politik fast gar nicht mehr beteiligte. Es entsprach dies freilich dem bestimmten Gebote seiner Ärzte, welche jede Aufregung von ihm fern gehalten wissen wollten und welche sich im Juni und später noch wiederholt mit den dringendsten Bitten an Roon wendeten, er möge doch dafür sorgen, daß der Fürst von seiten aller Ressort-Chefs mit Anfragen verschont und sogar in jeder Weise abgehalten werden möchte, sich um die Staatsgeschäfte zu kümmern. Roon, der bei dieser Lage der Dinge selbst nichts Genügendes für seine Erholung thun konnte — er war nur auf einige Wochen (im Monate Juli) nach Marienbad zu seiner dort weilenden Gemahlin gegangen, um sich dort etwas auszuruhen, ohne jedoch selbst die Kur zu brauchen — konnte solchen Anforderungen tatsächlich nur mit selbstlosester Aufopferung, ja Erschöpfung seiner Kräfte und unter bedenklicher Störung seiner eigenen Gesundheit entsprechen; da war es denn nicht zu verwundern, wenn die Geschäfts-Müdigkeit ihn zuweilen wieder übermannte und seine Geduld verloren ging. In solcher Stimmung schrieb er z. B. (am 1. September) aus Gütergohz an Blanckenburg. Nachdem er beklagt, daß es mit der Hühnerjagd gar nicht mehr gehen wollte („ich feuche wie eine Lokomotive“) und seine Sorgen als Gutsbesitzer (schlechte Sommerung, Dürre u.) dem Freunde als sachverständigem Landwirte mitgeteilt, fährt er fort . . . „aber das

ist ja alles Raff gegen diesen nun anhebenden Kaisertrubel, ¹⁾ den zu überleben ich bezweifle. Und dann die parlamentarischen Wintervergnügungen, die sich bis nächsten Johannis verlängern dürften. Daneben der Eremit von Barzin, der alles selber machen will und dennoch die schärfsten Verbote erläßt, daß man ihn nicht belästige. Da möchte ein alter Mann, der gern in Ruhe schlafen ginge, schier verzweifeln. Es wird aber eines Tages wohl die Stunde der Freiheit schlagen, da es an ernstesten Differenzen nicht fehlt und da Nachgiebigkeit à tout prix als Verbrechen erscheint. Wenn B. nicht alle Segel beisetzt, um sich ein erstes Haus und die nötigsten Minister für das Reich zu verschaffen, so wird die Geschichte einst streng über ihn richten . . . Immer aus der Hand in den Mund zu leben, geht auf die Länge nicht, wenn auch die Hand noch so geschickt und stark und der Mund ein noch so beredter und scharf bezahnter ist. — Was weißt du von seinem körperlichen Befinden? — Weiß Gott, daß es niemand besser mit ihm meint, als ich, da ich der Schild bin . . . auf dem er emporgehoben wurde, allein er hat zu wenige aufrichtige Freunde und hört zu viel auf seine Feinde, unter denen diejenigen, die ihn vergöttern, die schlimmsten sind . . . Nur weil ich so hoch von ihm halte, möchte ich ihn in manchen Stücken anders — doch — wozu diese Betrachtungen dir gegenüber, der du ihm näher stehst und ihn wohl ebenso gut kennst und ebenso liebst wie ich.“ — —

* * *

Die Kaiser-Zusammenkunft kam und ging vorüber. Fürst Bismarck war zu derselben in Berlin erschienen, hatte die Manöver und Festlichkeiten, ebenso wie Roon, im Gefolge der Majestäten teils zu Pferde, teils auf dem Parkett, mitgemacht, war aber noch im September mit neuem Urlaub wieder nach Barzin zurückgekehrt, ohne zu den damaligen brennenden Fragen der inneren Politik entschieden Stellung genommen zu haben. Es stand damals die neue Kreisordnung zur Verhandlung und diese führte noch vor Jahreschluß eine Krisis herbei, in welcher Roon, dessen oben geschilderte Situation unter den obwaltenden Umständen täglich peinlicher und unerträglicher wurde, die erforderlichen Schritte that, um ihr für immer zu entinnen. Zur größten Überraschung nicht nur seiner Gegner, sondern auch seiner Freunde wurde diese aber dadurch beendet, daß Roon den erbetenen Abschied — nicht erhielt, vielmehr selbst als Präsident an die Spitze des Ministeriums trat — und dabei mit Fürst Bismarck im besten Einvernehmen blieb. —

Diese Lösung hat zu jener Zeit berechtigtes Aufsehen erregt und die verschiedenartigsten und oft recht schiefe Beurteilungen erfahren. War es doch auch für Roon's wärmste Freunde rätselhaft, daß und weshalb er sich entschloß, dieses Opfer zu bringen. Seitdem sind fast 20 Jahre verflossen, wir sind in eine ganz neue Zeit eingetreten, und daher wird es jetzt gestattet sein, diese Episode aus Roon's Leben nach den vorhandenen ganz zuverlässigen Quellen etwas genauer darzustellen und

¹⁾ Der (im September 1872) auch erfolgende Besuch der Kaiser von Oesterreich und von Rußland mit großen Revuen, Manövern und vielen Festivitäten stand bevor. D. H.

mit der Erklärung obigen Rätsels zugleich die Widerlegung damals verbreiteter unrichtiger Nachrichten zu geben. —

Wie auch in diesen Blättern wiederholt hervorgehoben wurde, waren schon früher, neuerdings aber im Jahre 1871, zwischen dem Fürsten Bismarck und der zur Unterstützung seiner Regierung zunächst berufenen konservativen Partei gespannte Verhältnisse eingetreten. Jener versäumte — oder verschmähte es, mit seinen bisherigen Freunden Fühlung zu halten und sie über die Notwendigkeit, in der inneren Politik andre Bahnen einzuschlagen, rechtzeitig zu orientieren; auch wurde er in dieser Hinsicht von dem damaligen Minister des Innern, Grafen Friß Eulenburg, dessen Persönlichkeit den Konservativen kein volles Vertrauen einzuflößen vermochte, nicht wirksam oder nicht zweckentsprechend unterstützt. Die Konservativen ihrerseits waren durch manche Erfahrungen, und weil der Einfluß der Herren Camphausen und Delbrück sichtlich gewachsen war, auch mißtrauisch geworden, und nachdem auch Falk in das Ministerium berufen war, verweigerten sie dem letzteren die unbedingte Heeresfolge, auf welche Bismarck nach seinen Erfolgen ein unbedingtes Recht zu haben glaubte. Ihr Widerstand zeigte sich mehr oder minder offen, als die Entwürfe über Schulaufsichtsgesetz, Zivil-Ghe, die kirchlichen Kampfgesetze und die neue Kreisordnung beraten wurden. Die sehr beklagenswerte Folge dieser Haltung war zunehmende Verstimmung Bismarck's gegen seine alten Freunde und Kampfgenossen (welche bekanntlich im Jahre 1873 sogar zum offenen Bruch mit dem größten Teile der Konservativen führte). — Daß Bismarck's Gesundheit außerdem tief erschüttert war und ihn dies während des größten Teiles des Jahres 1872 von Berlin fern hielt, ist schon erwähnt worden. Es ist ferner bekannt, daß speziell bei der Kreisordnung — in betreff deren auch sachlich zwischen Fürst Bismarck und Graf Eulenburg nicht unerhebliche Meinungsverschiedenheiten bestanden — der Vorsitzende des Ministeriums sich fast ganz auf die Rolle des passiven Zuschauers beschränkte und nur selten zu bewegen war, eine Meinungsäußerung auf die politische Bühne gelangen zu lassen, auf welcher Eulenburg sein Stück auführte.

Andererseits hatte der letztere den König von der Notwendigkeit einer Reform der Kreisordnung überzeugt; der Monarch wünschte deren Durchführung mit größter Entschiedenheit; und da Roon — ganz abgesehen davon, daß er als ältester Staatsminister den Vorsitzenden amtlich zu vertreten hatte — zugleich der älteste und bewährteste Ratgeber seines greisen Monarchen war und dessen unbedingtes Vertrauen genoß, andererseits sich aber des gleichen Zutrauens mehr als irgend einer der andern Minister bei der konservativen Partei erfreute, die in ihrer Gesamtheit mit dankbarer Ehrerbietung und besonders herzlicher Sympathie auf ihn blickte: so drängten ihm die Verhältnisse in der natürlichsten Weise die Vermittelung zwischen Ministerium und konservativer Partei auf; und „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“ wurde er gezwungen, sich eingehend mit diesem seinem Ressort so sehr fern liegenden Gegenstande der inneren Politik zu beschäftigen. Nebenbei sei bemerkt, daß ihm dies auf der andern Seite gewissermaßen dadurch erleichtert wurde, daß er, auch nach seinen persönlichen konservativen

Anschauungen, gegen die Grundzüge der Kreisordnungs-Reform nichts Erhebliches einzuwenden hatte und dieselbe gar nicht für so bedenklich hielt wie zahlreiche Konservative. — —

Graf Eulenburg hatte — von Roon's Einfluß auf die opponierende Rechte wirksam unterstützt — seine Vorlage schließlich im Abgeordnetenhaus, wenn auch nicht ohne harten Kampf, durchgesetzt. Im Herrenhaus aber stieß er auf den entschiedensten Widerstand; und nach langen Verhandlungen kam das Staats-Ministerium (nachdem das Projekt einer vorgängigen „Reform des Herrenhauses“ fallen gelassen war) zu dem Beschlusse, diesen Widerstand durch neue Pairs-Ernennungen zu brechen. Es gelang auch dem Grafen Eulenburg — zu Roon's lebhaftem Bedauern — die Königliche Einwilligung zu dieser Maßregel zu erlangen, so bedenklich dieselbe auch — von jedem Parteistandpunkte aus — für das Ansehen des Herrenhauses als eines verfassungsmäßigen Faktors der Gesetzgebung war. —

Nachdem die Einwilligung zum Pairs-Schub im Prinzip erteilt war, handelte es sich nun noch darum, den Umfang desselben zu bestimmen. In der Sitzung des Staats-Ministeriums vom 30. November, in welcher darüber verhandelt wurde, suchte Roon die seinen Ansichten widersprechende Maßregel durch Beschränkung der neuen Pairs-Ernennungen auf eine geringere Zahl wenigstens möglichst unschädlich zu machen. Allein auch dabei blieb er in der Minorität; und als er wegen einer andern dringenden Angelegenheit die Sitzung vor dem Schlusse verlassen mußte, so benutzten die zur Majorität gehörigen Minister Graf Ikenpliz und Eulenburg diesen Umstand, um die von ihnen festgestellte größere Liste sofort der Genehmigung des Königs zu unterbreiten, welche auch noch an demselben Tage erteilt wurde, ohne daß Roon Gelegenheit fand, den Standpunkt der Minorität dem Monarchen nochmals darzulegen.

Roon erfuhr zu seiner Überraschung die vollendete Thatsache gegen Abend durch folgendes Handbillet des Monarchen:

„Mit schwerem Herzen habe ich die 26 er Liste vollzogen. Original-Ordre sandte ich durch Graf Ikenpliz direkt an Minister Gr. Eulenburg; meine Gründe wollen Sie aus dem 2ten Decret ersehen! Gott wolle, daß ich das Richtige erwählte!

W. 30./11. 72.

Roon fühlte sich durch dieses Vorgehen seiner Kollegen tief verletzt; er bat vorläufig um Urlaub und verließ Berlin sofort, um von seinem Landstize aus sein Abschiedsgesuch einzureichen.

Auf seine Bitte um Urlaub empfing er zunächst folgende Antwort von Allerhöchster Hand:

Berlin 4. 12. 72.

Ihr Schreiben vom 2. d. M. habe ich erst gestern in Königs-Wusterhausen erhalten. Natürlich ertheile ich Ihnen den Erholungs-Urlaub von 8 Tagen nach Gütergoh, wünsche aber, daß Sie ihn verlängern mögen, wenn Sie nach 8 Tagen noch nicht die gewünschte Stärkung eingetreten finden. Sie müssen Ihre Gesund-

heit und Ihre Kräfte schonen zur militärischen Reichs-Campagne, denn nur Ihre Erfahrung, Autorität und Ansehen kann ein günstiges Resultat dieser Campagne sichern. Daher kann ich schon im Voraus Ihnen keine Aussicht eröffnen, auf den Schluß Ihres Schreibens einzugehen.

Wenn ich Ihre Stimmung richtig beurtheile, so ist sie durch meine Annahme der Majoritäts-Ansichten des Staats-Ministeriums herbeigeführt. Ich schrieb Ihnen, daß ich mit schwerem Herzen diesen Entschluß gefaßt hätte. Aber meine Überzeugung, daß die Cathégorien aus denen die gewissen 24 Männer gewählt, die richtigen sind, compensirt die Zahl derselben und reifte meine Entscheidung, und dieses nahm ich auch von Ihnen an. Ich fürchte mich getäuscht zu haben und muß Sie daher inständigst ersuchen Alles wohl zu überlegen. Mein Vertrauen besitzen Sie nach wie vor im höchsten Maaße und dies, denke ich, wird Sie über manche schwere Stunde hinwegführen!

In treuer Dankbarkeit Ihr

Wilhelm. —

Tags darauf hatte der König den vortragenden Adjutanten v. Albedyll beauftragt, Roon am 6. in Gütergoh aufzusuchen um obiges mündlich zu wiederholen und ihn zu veranlassen, jeden Rücktrittsgedanken aufzugeben. Roon aber konnte sich, nach Erwägung aller Umstände, dazu nicht entschließen, sondern reichte am 8. Dezember sein ausführlich motiviertes Entlassungs-Gesuch ein. Die wichtigsten Stellen desselben lauteten:

. . . . „Es handelte und handelt sich nicht sowohl um eine momentane persönliche Verstimmung, als vielmehr um eine dauernde Herabstimmung meiner Zuversicht auf ein ferneres gedeihliches amtliches Wirken, hervorgerufen einerseits durch das Bewußtsein meiner körperlichen Hinfälligkeit und Abspannung, andererseits durch die . . . Divergenz der politischen Bestrebungen und Tendenzen in Euer Majestät Staats-Ministerium. . . . Es fehlt mir nicht blos im physischen sondern auch im moralischen Sinne der Athem, um an der überaus lebhaften Fortentwicklung unserer politischen Verhältnisse mich ferner mitwirkend zu theiligen; die beliebte Cadence ist mir zu schnell, zu springend . . . es geht mir wider das Gewissen und würde zugleich meinem Ehrgefühl widerstreben, mich etwa zu bedenklichen, den Interessen des Thrones und des Landes, meiner Auffassung nach, zuwiderlaufenden Schritten mit fortgerissen zu fühlen, welche aufzuhalten mir die Energie gefehlt hat. . . Ein solcher Schritt war z. B. die meines Erachtens unnöthige, mindestens verfrühte Ernennung neuer Herrenhausmitglieder.

Es liegt nicht an meinem Willen, sondern in Wahrheit an meinem Können, wenn ich es für pflichtmäßig halte, Euer Majestät die mir nur nach schweren Seelenkämpfen abgerungene Bitte um meine Entlassung zu Füßen zu legen. . .“

Roon machte von seinem Antrage auch dem Fürsten Bismarck in Varzin amtliche Mitteilung und scheint ihm eine Abschrift des Immediat-Gesuches mitgesandt zu haben. —

Der König aber beantwortete fast umgehend das Abschiedsgesuch in nachstehendem eigenhändigen Schreiben:

Berlin, 11. 12. 72.

Ihr Schreiben in welchem Sie um einen 8 tägigen Urlaub nach Gütergoß einkamen, schloß mit Andeutungen, auf welche ich im Schluß meiner Antwort Ihnen zu erkennen gab, daß ich Ihnen keine Aussicht eröffnen könne, auf diese Andeutungen einzugehen. Am wenigsten war ich darauf gefaßt, jene Andeutungen bereits in Ihrem letzten Schreiben formulirt zu finden, nachdem ich aus dem ersten Schreiben annehmen mußte, daß Sie nach einer längeren Ruhe zur Prüfung Ihrer Gesundheit einen weiteren Antrag an mich stellen würden.

Wenn ich auch allen Ihren Gründen, die Sie zur Motivirung Ihres Entlassungs-Gesuchs ausführen, Gerechtigkeit wiederfahren lasse, so bin ich dennoch nicht im Stande auf Ihren Wunsch und Antrag einzugehen! Sie sagen zwar daß Sie meiner dringenden Vorhaltung, die Reichstags-Campagne durchzufechten, deßhalb nicht nachkommen könnten, weil Ihre physischen und geistigen Kräfte Ihnen dies nicht möglich machen würden, — wemgleich Sie bereit wären, Ihre letzten Kräfte im Dienste des Vaterlandes zu opfern — so muß ich zu diesem schweren Dienst, nochmals des Dringendsten auffordern. Sie können sich ja Hülfsw-Arbeiter und Sprecher zur Seite stellen —, Sie haben einen dergleichen im Oberst Voigts-Rheeb bereits sich gewählt — um Ihre Person so viel und so lange als möglich zu schonen, — aber Ihre ganze Vergangenheit um das Wohl und die Ehre der Armée, ist so éclatant vor der Welt zu Tage getreten, daß dieses Ansehen Ihnen ein Vertrauen und eine Achtung erworben hat, die kein Neuling in Ihrer Stellung haben kann. Es stehet Alles auf dem Spiel wenn Ihr Gewicht in der Waagschale fehlt! — Die andern Gründe die Sie für Ihr Ausscheiden anführen, beziehen sich auf die inneren politischen Verhältnisse. Aber auch in diesen bedarf **ich** Ihres Gegenhaltes, wie in der eben beendeten Crisis, wo ich es ja Ihnen nur verdanke, daß wir mit einer so geringen Pairs-Créirung durchkamen; u. daß dieselbe, nach Ihrem Wunsch, nicht noch geringer wurde, trifft allerdings meine Entscheidung, die ich aber ebenso gewissenhaft faßte wie Sie Ihren Wunsch! Aehnlich rechne ich auf Sie in den bevorstehenden wichtigen Fragen! Versagen Sie mir auch hierbei nicht Ihre Unterstützung!

Den Vorfall mit dem mündlichen Vortrag des Ministers Graf Ihenpliz nach der Ministerial-Sitzung, im Auftrag des lahmen Graf Eulenburg, nahm ich so auf, daß auch Sie mit diesem Verfahren einverstanden seien, und nicht, als in der Minorität verblieben, mir persönlich diesen Vortrag zu halten wünschten. Deßhalb schrieb ich Ihnen noch vor dem Diner beim Prinzen von Württemberg jene Zeilen, die Sie nun gewiß in ihrem rechten Lichte verstehen werden. Leugnen kann ich es nicht, daß jenes Verfahren mich selbst überraschte; da indessen Graf Eulenburg am Morgen desselben Tages, mündlich référirte, über die Abends vorher mit den Partheiführern des Herrenhauses, auf meinen Befehl an das Staatsministerium, gehabte Conférenz, — so glaubte ich daß der Ihenpliz'sche mündliche Bericht gleichfalls eine besprochene Abmachung sei. Daß dem nicht

so war, erfuhr ist erst zufällig später und begreife vollkommen Ihre Verstimmung dieserhalb. —

Aus dem Gefagten wollen Sie entnehmen, welchen unbedingten Werth ich auf Ihr ferneres Verbleiben im Amte setzen muß. Gott wird Ihnen Kraft verleihen, mir die Ihrige zu leihen!

Ihr treu ergebener dankbarer König

Wilhelm." —

Fürst Bismarck's Antwort lautete:

Barzin 13. December 72.

Lieber Roon:

auf Ihren amtlichen Brief vom 10. antworte ich jetzt nicht, sondern melde Ihnen nur, daß ich morgen in Berlin einzutreffen hoffe. Ich reise, nicht weil ich mich gesund fühle, sondern weil ich für Pflicht halte, die Situation mit Sr. Majestät und mit Ihnen mündlich zu besprechen.

Mein Gefühl sagt mir seit Monaten, daß ich die alte Gesundheit nicht wieder erlange und also auch den alten Geschäftskreis nicht wieder übernehmen kann. So lange der König es befiehlt, will ich ihm als auswärtiger Minister gern weiter dienen, da ich die mehr als 20jährige Erfahrung in der europäischen Politik und das Vertrauen fremder Höfe nicht auf einen Andern übertragen kann. Aber die auswärtigen Angelegenheiten der stärksten Großmacht nehmen einen vollen Mannesdienst in Anspruch, und es ist eine unerhörte Anomalie, daß der auswärtige Minister eines großen Reichs daneben die Verantwortung für die innere Politik desselben tragen soll. Mein Gewerbe ist ein solches, in dem man viele Feinde gewinnt, aber keine neuen Freunde, sondern die alten verliert, wenn man es 10 Jahre lang ehrlich und furchtlos betreibt . . . Das muß ich tragen, wenn ich auswärtiger Minister bleiben und der König mich noch schneller aufreiben will, als ich ohnehin zu Grunde gehe. Im Innern habe ich den Boden, der mir annehmbar ist, verloren durch die . . . Desertion der conservativen Partei in der katholischen Frage. In meinen Jahren und mit der Ueberzeugung nicht lange mehr zu leben, hat der Verlust aller alten Freunde und Verbindungen etwas, für diese Welt, entmuthigendes, was bis zur Lähmung geht, wenn die Sorge um meine Frau dazutritt, wie das seit Monaten verstärkt wiederkehrt. Meine Federn sind durch Ueberspannung erlahmt; der König, als Reiter im Sattel, weiß wohl kaum, daß und wie er in mir ein braves Pferd zu Schanden geritten hat; die Faulen halten länger aus, aber ultra posse nemo obligatur. Ich glaubte es noch einige Monate bis zu mündlicher Verständigung hinhalten zu können. Aber Ihr Brief vom 10., lieber Roon, hat meinen Entschluß zur Reise gebracht. Ich kann des Königs Preussischer Ministerpräsident nicht bleiben; will Seine Majestät mich als Reichskanzler und auswärtigen Minister behalten, so will ich versuchen, diesen Zweig weiter zu besorgen. Die Verantwortung für Collegen auf die ich nur bittweisen Einfluß habe und die Verantwortung für solche Ansichten und Willensmeinungen Sr. Majestät, die ich nicht theilen kann, vermag

ich in meiner deprimirten Gemüthsverfassung nicht mehr durchzufechten. Die meine Bestrebungen kreuzenden Einflüsse sind mir zu mächtig und die . . Ueberhebung und politische Unbrauchbarkeit der Conservativen hat meine Freudigkeit im Kampfe seit letztem Frühjahr gebrochen. Mit den Conservativen ist nichts zu machen, sie folgen den „Rednern“ wie K. und den Intriganten wie B., gegen sie mag ich nicht. Der König muß also m. G. neue im Parteiwesen nicht verbrauchte Leute an die Spitze bringen, und mich in Frieden auf mein diplomatisches Altentheil, oder gänzlich, ziehen lassen. In diesem Sinne werde ich übermorgen mein partielles Abschiedsgesuch Sr. Majestät vortragen. Das Zeugniß gegen das Ministerium, welches in Ihrem Abschiedsgesuch liegt, hat meinen seit Monaten feimenden Entschluß schnell gereift.

Wir werden, wenn Gott uns Leben giebt, uns der großen Zeit, die wir gemeinsam durcharbeiteten, als alte Freunde gern erinnern, und behäbigeren Nachfolger mit weniger aufreibendem Dienstleister, wohlwollend nachblicken. In herzlicher und unwandelbarer Freundschaft Ihr
v. B.“

Von Allerhöchster Stelle folgte sodann noch die nachstehende offizielle Cabinets-Ordre an Roon:

„Nachdem Ich Ihnen auf das Mir vorgelegte Abschiedsgesuch bereits eingehender geschrieben habe, lehne Ich dasselbe hierdurch ab, indem Ich Ihnen gleichzeitig ausspreche, daß ich auf die Fortsetzung Ihrer Mir seit vielen Jahren geleisteten, in jeder Beziehung ausgezeichneten Dienste, unter den gegenwärtigen Verhältnissen einen ganz besonderen Werth lege. Sie werden — dessen halte ich Mich versichert — nicht anstehen — Ihre Kräfte auch ferner dem Dienste des Vaterlandes zu opfern; Mein Dank dafür wird um so größer sein, als Ich leider nicht verkennen kann, daß Sie es mit Anstrengung und im Kampf mit Ihrer Gesundheit thun werden. — Berlin, den 16. Dezember 1872. (gez.) Wilhelm.“

Fürst Bismarck, in denselben Tagen in Berlin eingetroffen, hatte, seinem Vorsatze entsprechend, seine Enthebung von dem Amte des Preussischen Minister-Präsidenten erbeten, welche bekanntlich genehmigt wurde. Über seine mit Roon geführten mündlichen Verhandlungen kann hier nichts Authentisches mitgetheilt werden, indessen waren sie jedenfalls mitbestimmend für dessen Entschlüsse. Roon fügte sich dem so bestimmt ausgesprochenen Verlangen seines gnädigen Monarchen und verblieb im Dienste; und unter diesen Umständen war es unvermeidlich, daß er nunmehr auch zugleich an die Spitze der Preussischen Staatsgeschäfte berufen wurde, so wenig dies auch seinen Neigungen entsprach. Denn er war der älteste Minister, genoß mehr als irgend ein anderer das persönliche Vertrauen des Königs — und Fürst Bismarck hätte sich auch das Präsidium eines andern als dieses ihm durch lange Jahre befreundeten Kollegen nicht gefallen lassen. Den Gedanken, immer nur den ältesten Minister jeweilig mit dem Vorsetze zu beauftragen — wodurch allerdings die Übelstände provisorischer Verhältnisse verewigt worden wären — hatte der König abgewiesen, gleichzeitig aber

auch darauf Bedacht genommen, nunmehr die erwünschte Entlastung Roon's in seinem Amte als Kriegsminister soweit als möglich eintreten zu lassen, gegen welche letzterer nun nichts mehr einzuwenden hatte; vielmehr brachte er selbst den General Kameke zu seiner Assistenz in Vorschlag. Das Resultat dieser Erwägungen war die nachstehende (von Roon bereits contrafirmierte) Allerhöchste Kabinetts-Ordnung:

„Nachdem Ich den Reichskanzler Fürsten von Bismarck auf seinen Antrag von der Stellung als Präsident Meines Staats-Ministeriums entbunden habe, finde Ich Mich bewogen, Ihnen diese Stellung zu verleihen; Sie gleichzeitig von der des Kriegs-Ministers zu entheben, vermag ich jedoch nicht, indem ich Werth darauf lege, daß Sie, als Kriegs-Minister und „Vorsitzender des Ausschusses für Landheer und Festungen“, mit der oberen Leitung und Vertretung der Armee-Angelegenheiten auch ferner betraut bleiben. Da Ich gleichwohl ermesse, daß es Ihnen, bei dem Ihnen nunmehr übertragenen Vorsitze im Staats-Ministerium und der daraus für Sie erwachsenden Geschäftsvermehrung, nicht möglich sein würde, die Pflichten als Kriegs-Minister in dem bisherigen Umfange zu erfüllen, so finde Ich Mich gleichzeitig veranlaßt, den Chef des Ingenieur-Corps und der Pioniere und General-Inspekteur der Festungen, General-Lieutenant von Kameke, mit dem Titel und dem Range eines Staats-Ministers zum Mitgliede des Staats-Ministeriums zu ernennen mit der Bestimmung, den Geschäften des Kriegs-Ministeriums, in Uebereinstimmung mit Ihnen, verantwortlich vorzustehen und Sie als Kriegs-Minister überall wo es nöthig ebenso zu vertreten. Indem Ich vertraue, daß die von Mir hiermit angeordnete Einrichtung Ihnen die in Ihrer Doppelstellung als Minister-Präsident und Kriegsminister unentbehrliche Erleichterung gewähren wird, gebe Ich Ihnen auf, Mir über die zweckmäßige, einer gedeihlichen Geschäftsführung entsprechende Theilung der Geschäfte zwischen Ihnen und dem General-Lieutenant von Kameke behufs Meiner Genehmigung zu berichten. — Dabei muß ich aber darauf hinweisen, wie es im Interesse eines prompten Geschäftsganges liegt, daß der nunmehrige Staatsminister Generallieutenant von Kameke autorisirt werde, Sie, den Kriegs-Minister, in allen Geschäften mit voller Wirkung zu vertreten, so daß Rekurse gegen seine in Verwaltungs-Angelegenheiten ergangenen Entscheidungen nur an Meine Person zu richten sein werden. An das Staats-Ministerium und den Generallieutenant von Kameke habe ich in vorstehendem Sinne direkt verfügt. Berlin, den 1. Januar 1873.

(gez.) Wilhelm.

Roon hatte einen besonderen Wert darauf gelegt, daß General von Kameke, der somit „als zweiter Chef der Armee-Verwaltung“ bestellt worden war, gleichzeitig auch stimmführendes Mitglied des Staats-Ministeriums wurde, denn er wünschte auch in den allgemeinen politischen Angelegenheiten eine nützliche und wirksame Unterstützung seiner eigenen Anschauungen durch diesen in allen Hauptfragen mit ihm einigen neuen Staatsminister zu erlangen; er hatte es ferner als Bedingung seiner Übernahme des Präsidiums erbeten, daß auch das soeben frei werdende Portefeuille des landwirtschaftlichen Ministers an einen Mann seiner

Wahl und politischen Gesinnung verliehen würde; und Fürst Bismarck war in beiden Punkten ganz einverstanden gewesen, wie die vorliegenden Korrespondenzen dies ergeben. Aus letzteren geht ferner hervor, daß sie als landwirtschaftlichen Minister in erster Linie Moritz von Blanckenburg — der ein unabhängiger Mann war und bei der Kommunal-Verwaltung von Pommern sowie in den Parlamenten wichtige Erfahrungen gesammelt hatte — berufen zu sehen wünschten. Roon hoffte dessen große Umsicht und Gewandtheit in den allgemeinen politischen Angelegenheiten sehr nützlich zu verwerten, ebenso wie seinen wichtigen und besonnenen Einfluß auf die konservative Partei. Indessen war diese Ernennung nicht durchzusetzen; die Mitglieder des Staatsministeriums, und zwar nicht nur die unter ihnen befindlichen „Liberalen“, konnten es natürlich nicht wünschen, daß sie einen neuen Kollegen erhielten, der sowohl mit Fürst Bismarck wie mit Roon in innigster vertrauter Freundschaft nahe verbunden war; sie fürchteten, sein Einfluß würde ein zu überwiegender werden — und darum mußte man diese Kandidatur fallen lassen. Roon wandte sich darauf mit Allerhöchster Zustimmung (bereits in den letzten Dezembertagen) an den damaligen Ober-Präsidenten von Posen, Grafen von Königsmarck, welcher diesem Rufe — wenn auch ungern — folgte und einige Wochen später in der That an Herrn von Selchow's Stelle trat. — —

Wie wir sahen, hatte der Kaiser und König während dieser ganzen Krisis seinem getreuen Waffenmeister die wichtigsten Zeichen seiner unbegrenzten vertrauensvollen Zuneigung gegeben, welche auch mündlich noch in der huldvollsten Weise wiederholt wurden. Den höchsten Beweis solcher Gnade und ganz besonderen Huld empfing Roon jedoch durch die nachstehende Allerhöchste Kabinetts-Ordre, mit welcher er, noch am Neujahrstage, überrascht und beglückt wurde:

„Ich habe bereits manches neue Jahr mit dem Gefühle dankender Erinnerung und lebhafter Anerkennung für die Dienste begonnen, welche Sie in den verflossenen Jahren Mir und Meiner Armee geleistet hatten. In diesem Jahre hege Ich dieses Gefühl besonders lebhaft, indem Ich Mich der Aufopferung erinnere, mit der Sie nicht allein Ihre bisherigen Dienstpflichten wieder übernommen, sondern denselben noch neue und schwerere hinzugefügt haben. Es ist daher Mein Wunsch, Ihnen heute einen besonderen Beweis Meiner großen Werthschätzung Ihrer Dienste und Ihrer Person zu geben, indem Ich Sie hierdurch unter Belassung in Ihren bisherigen Dienst-Verhältnissen zum General-Feldmarschall ernenne. Nehmen Sie Meinen herzlichsten Glückwunsch zu dieser wohlverdienten höchsten Ehrenstelle in der Armee und die Versicherung, daß es Mir eine große Freude gewesen ist, Ihnen dieselbe übertragen zu können.

Berlin, den 1. Januar 1873.

Ihr treu ergebener König

Wilhelm.“

An
den Minister-Präsidenten und Kriegsminister
Grafen von Roon.

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.



Die Schatzsucher.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848

von

Wilhelm Jensen.

In einem norddeutschen Lande, das sich im Gange der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts aus einem selbständigen Reiche zu einer Provinz verwandelt hat, lag an besonderer Stelle ein besonderes Haus. Es trug einen für derartig belegene Gebäude im Norden nicht unbräuchlichen Namen, nämlich „Der Dreiangel“, ward indes zumeist nach der darin geführten Gastwirtschaft „Zum Dreiangel“ benannt. Diese Bezeichnung erläuterte sich auf den ersten Blick, denn eine Straße von Nord nach Süd führte hart daran vorbei, und eine zweite stand, in jene einmündend, von Osten her als ein senkrecht Lot gerade auf den großen Scheunenthoreingang des Hauses gerichtet. Kein Mathematiker konnte auf dem Blatt ein rechtwinkliges Dreieck konstruieren, als die Weganlegungskunst es hier in gelblichem Sand zu stande gebracht.

Allerdings beschränkte die Kunst dieser Anlage sich in der nord-südlichen Richtung auf die Herstellung eines für Pferde und Wagenräder, Kutscher und etwaige Fahrgäste gleich seufzervollen Knüppeldammes halb mittelalterlicher Anfertigung, während man den ostwärts gerichteten Weg seit Urväterzeit seiner natürlichen Bodenbeschaffenheit und, wie es Sonne, Wind und Regen gefiel, überlassen hatte. Die unbestritten gelehrteste Persönlichkeit innerhalb einer meilenweit um den Dreiangel geschlagenen Kreisperipherie, Daniel Ulfilas, der Dorfschulmeister von Poppenrode, benannte deshalb das erstere Kommunikationsmittel für Mensch und Thier „die von Mittag gegen Mitternacht führende Heerstraße“ und hob die Bedeutung derselben noch wesentlich dadurch hervor, daß er die senkrecht in sie einmündende Sandbahn nur mit der geringschätzenden Bezeichnung eines „Vicinalweges“ belegte. Dieser führte in einer kleinen halben Stunde zu dem Dorfe Altenhagen, und in gleicher Entfernung vom Schneidepunkt der beiden Straßen befand sich nordwärts das Dorf Poppenrode und südwärts das Dorf Helbertshusen. Alle drei waren Kirchdörfer, besaßen gleichartige, nicht übermäßig hohe, aber nadelspitze Türme, und wenn man Verbindungslinien zwischen diesen durch die Luft zog, bildeten auch sie das formvollendetste Dreieck, in dessen Hypothenusenmitte einsam der „Dreiangel“ lag.

Dieser sah alt aus, wie die Wege um ihn, und das wollte etwas sagen, denn die letzteren machten ungefähr den Eindruck, so alt wie Heide, Sand und Moorbruch zu sein, aus denen die Gegend zu neun Zehnteln bestand. Das Haus war ein großer, halb aus Backsteinen, halb aus Kiegelfachwerk zusammengesetzter, weitläufiger Kasten, und man begriff nicht recht, warum er hier einmal aufgebaut worden und zu welchem Zweck er ursprünglich gedient haben mochte. Wenigstens wußte der derzeitige Besitzer gegen das Ende der ersten Hälfte unseres

Jahrhunderts, Peter Sötebier, nichts davon; doch diese Unwissenheit verursachte ihm auch keine sonderliche Gemüthsbeschwerne. Es entsprang nicht aus seiner Abfunftsart, sich den Kopf über Dinge zu zerbrechen, die gestern gewesen waren; das Morgen lag ihm näher, und das Heute unfraglich am nächsten. Damit konnte sich freilich Daniel Ufilas nicht einverstanden erklären, der dem Ursprunge der Dinge nachtrachtete und dem das Seiende stets nur im Lichte des Gewordenen begreifbar erschien. Er fand beinahe täglich Anlaß, Peter Sötebier wegen dieses Mangels an Gründlichkeit zu tadeln und ihm die Nothwendigkeit umfassenderer Kenntniserweiterung für den Fortschritt der Menschheit zu erläutern. Seit langem befand er sich im Besiße einiger sehr dicker, sehr alter und mit schwer lesbaren Schriftzeichen gedruckter Schweinslederbände, in denen alles von der Vorzeit an Wissenswürdigem Überlieferte enthalten stand. Nur bedurfte es für das Verständniß unermüdlischen Studiums und reichhaltigster Vorkenntnisse, da manches von den Verfassern verschleiert ausgedrückt oder in absichtliches Dunkel gehüllt worden. Besonders fand dies bei vielfachen, in lateinischer Sprache wiedergegebenen Abschnitten statt, welche sich in räthselvollen, nur für den Eingeweihten als gerade auf diese Gegend bezüglich erkennbaren Andeutungen ergingen. Sie bargen ein Geheimnis, dem auf den Grund zu geraten, die mühselige, aber wunderbar lohnende Aufgabe vielleicht eines Menschenlebens ausmachte. „Nur so viel,“ äußerte Daniel Ufilas vor seinem allmitternächtlichen Fortgang aus der Wirtschaftsstube zum Dreiangel, „vermag ich Euch aus den Nebenabfällen meiner Forschungen bereits mitzuteilen, daß ich mich berechtigt halten darf, die begründete Vermutung aufzustellen, es habe an diesem Platze in früherer Zeit eine große und volkreiche Stadt gelegen, von welcher die gegenwärtigen Dörfer Poppenrode, Altenhagen und Helbertshusen nach dreien Meridien die Vorörtlichkeiten gebildet, während eine vierte gegen Sonnenuntergang uns keine heutigen Überreste mehr hinterlassen hat. Es war eine sehr bedeutungsvolle Stadt, der Wohnsiß, drücken wir es aus, die Residenz eines mächtigen Fürsten, dessen Namen und Thaten uns die Geschichte erhalten hat. Sie ist vom Erdboden verschwunden, vielleicht sagten wir richtiger, in den Erdboden hinein. Wann? Wir wissen es nicht. Wodurch? Wir ahnen es nur. Aber wenn Ihr nicht in Eurer Jugend die sicherlich auch Euch von der Natur verliehenen mathematischen Gaben so unverantwortlich vernachlässigt hättet, Sötebier, so würdet Ihr erkennen, daß die Stätte, auf der wir gegenwärtig sitzen, aufs genaueste den Mittelpunkt jenes Quadrates der verschwundenen Stadt eingenommen hat. Sage ich, daß das fürstliche Schloß, die ehemalige Herzogsburg hier gestanden? Auf Grund meiner Untersuchungen und meiner Kenntnis mittelalterlichen Städtebaues wage ich, es auszusprechen. Euer betrübender Mangel in der Kunde und Auffassung geschichtlicher Entwicklung verhindert Euch, den Rückgang jener gewaltigen Burg zu ihrer heutigen Erscheinungsform zu begreifen. Aber ich müßte mich wie noch niemals täuschen, wenn nicht die birkenbestandene Bodenaufwölbung am südlichen Rande Eures Gartens uns ein letztes Stück jener machtvollen Umwallung kündete, welche durch Jahrhunderte von tobenden Feinden ebenso todverachtend bestürmt als

heldenmütig verteidigt worden. Ist es zu weit gegangen, wenn ich einen Namen, gleichsam die seelische Substanz eines körperhaften Gegenstandes, ebenso wie diesen nur der Wandlung, nicht der Vernichtung fähig erachte? Giebt es Städte von unvergleichbarer historischer Vergangenheit, welche die Namen Triest, Trient und Trier führen, auch Triberg? Hieß eine deutsche Kaiserburg, so hochangesehen, daß ihr die Ehre zuteil wurde, den Reichsinsignien als Schutzort zu dienen, Trifels? Und Ihr glaubt, weil Ihr, dem Volksmunde beipflichtend, den Namen Eures Geweses zu einem gewöhnlichen „Dreiangel“ herabgewürdigt habt, daß Ihr den Forscher dadurch über seine uralte Stammesilbe „Tri“ zu beirren vermögt? Das ist trivial, Sötebier. Aber selbst dieses für Eure geschichtlichen Anschauungen bezeichnende Wort erhebt seine Stimme wider Euch, denn es leitet sich von dem Worte trivius ab, das die lateinische Sprache auf einen Ort anwendete, an welchem drei Wege zusammenstießen. An solchem Plage seid Ihr sesshaft, und demgemäß kann man Euch in der That einen homo trivialis benennen, der im triangulo haust, dem letzten Überbleibsel jener hochfürstlichen Burg, die in der ungewöhnlichen Gestaltung eines Dreiecks erbaut und danach benannt gewesen. Aber Euch, Sötebier, mache ich nur auf die einem jeden faßbare Bedeutung der Zahl drei für das Völkerleben aufmerksam. Drei Reiche zeigt uns die Natur, drei Ausdehnungen besitzt der Raum in Länge, Breite und Höhe drei Teile die Zeit als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und eine jegliche Handlung vollendet sich erst durch die Dreierheit des Anfanges, der Mitte und des Endes. Wenn Ihr dieses mit Verständnis in Betracht zieht, so werdet selbst Ihr zu der Einsicht vorschreiten, Sötebier, daß kein Fleck Erde weltgeschichtlicher zur Bewahrung eines außerordentlichen Geheimnisses auserkoren werden konnte, als dieses Gehöft, welches Ihr mit einer leider aus Eurem Entwicklungsgang erklärlichen Gleichgültigkeit für seine ruhmreiche Vergangenheit von Euren Vorfahren ererbt habt.“

„Ja, und drei Gläser Bier haben Sie heute Abend auch wieder getrunken, Herr Schullehrer,“ sagte Peter Sötebier, mit dem Zeigefinger in seinen Pfeifenkopf fahrend. „Mit der Zahl drei ist es immer richtig bei Ihnen, das versteh' ich auch, und ich will nun noch einen kleinen Kümmel darauf trinken.“

„So verzeichnet es mit dreien Strichen an der Tafel, Sötebier,“ erwiderte Daniel Ulfilas, „da ich die Dreier für diese Schuldentrachtung im Momente nicht mit mir führe.“

Es war noch gute, alte Zeit, in der das Glas Bier nur den Aufwand eines kupfernen Dreiers erheischte. Freilich besaß dasselbe auch noch alle von Urvätern her überlieferten Eigenschaften des „Braumbieres“ und zeichnete sich für den Preis erheblicher durch seine Quantität als seine Qualität aus. Aber dies brachte den anderweitigen Vorteil mit sich, daß es auf dem Heimwege weder die Beine beschwerte, noch den Kopf Daniel Ulfilas' irgendwie seiner forschenden, auf die Geheimnisse des von ihm betretenen Bodens verwendeten Thätigkeit entzog.

Im allgemeinen litt die Wirtschaft zum Dreiangel nicht unter übermäßigem Besuchsandrang aus der Fremde, und die Bewohner der drei umliegenden, gleich-

sam bei ihr eingepfarrten Dörfer gaben keinerlei Anlaß, sie als „Teufelskirche“ zu bezeichnen. So trat spätestens um die zehnte Stunde fast stets idyllischste Ruhe im Dreiangel ein, und es konnte von diesem Zeitpunkte bis gegen Mitternacht Peter Sötebier sich in der „Herrengaststube“ zusamt seiner nie ausgehenden Pfeife den lehrreichen Erläuterungen Daniel Ulfilas' hingeben, von dem er seiner Zeit selbst noch in die Mysterien des Lesens und Schreibens eingeweiht worden war. Daher rührte die verschiedenartige Anrede zwischen ihnen, das an Stelle des ehemaligen „Du“ getretene ländlich-altväterische „Ihr“ des Schulmeisters ihm gegenüber und das neuzeitlich respektvolle „Sie“ seiner Entgegnung. Unterstützt in diesem abendlichen Zuhören ward der erst im Anfang der Vierziger stehende, doch mit behäbiger Leibesbeschaffenheit ausgerüstete Wirt durch seine Tochter, die in der Taufe die Namen Johanna Sophie erhalten, jedoch nach landüblichem Brauch nur „Hanne-Soffe“ genannt wurde. Ihr Äußeres verriet eine unanfechtbar gesunde Natur, nach bäuerlich ästhetischem Maßstab bildete sie fraglos die erste Schönheit der drei Dorfschaften, doch auch ein etwas verwöhnterer Geschmack konnte ihr ein Preisdiplom für Mustervollkommenheit in ihrer Art nicht versagen. Ihre runden, bloßen Arme waren stets so sauber, wie ihre weiße Schürze ohne Flecken und ihr schwarzes Samtmieder ohne Stäubchen; sie erschien, als ob sie aus einer Leinpflanze in verschiedenen Entwicklungsstadien hergestellt sei, denn ihr Haar hatte genau die Farbe des Flachs in seiner webbaren Verwertbarkeit, und aus den leinblütenblauen Augen sahen verschwifert Gutmütigkeit und Lachlust. Außerdem war Hanne-Soffe auch noch so häuslich-nützlich wie Flachs; sie führte trotz ihren kaum achtzehn Jahren statt ihrer verstorbenen Mutter die Haus- und Küchenwirtschaft, verwaltete das Linnen und spann es selbst, regierte außer den beiden Mägden und Knechten eigentlich auch ihren Vater und fand bei all diesen Tagesgeschäften noch Zeit, über Gedanken vergnügt zu sein, die sie sich zu ihrem eignen Privatgebrauch im Kopf anfertigte. Wie ihr Vater vor einem Vierteljahrhundert, so war die Tochter noch bis vor kurzem die Schülerin des Poppenroder Gelehrten gewesen, hatte sich trotz ihrer Lachlust noch ein Teilchen des ehemaligen Respekts vor dem früheren Lehrmeister bewahrt, und da Peter Sötebier von ihr gewöhnt worden, gut zu heißen, was sie für gut befand, so befand sich, seitdem sie das thatsächliche Hausregiment angetreten, auch die Gedächtnisschwäche Daniel Ulfilas' in bezug auf genossenes Braumbier nur ordnungsmäßig in dem kleinen Debetbüchlein angemerkt, doch sonst von der schweigsamen Hochachtung umgeben, mit der Vater und Tochter den, umgekehrt aus dem Munde hervorgehenden, geistigen Ausflüssen desselben zuhörten.

Ab und an, besonders an schönen Sommerabenden, kam wohl im Dämmerlicht auf dem von Osten in die „Heerstraße“ einmündenden breiten Sandwege eine mittelwüchsige und an den Schläfen ziemlich angegraute, friedsam aus tiefgebräuntem Meerschäumkopf Rauchgewölk um sich verbreitende Mannesgestalt dahergewandelt und kehrte mit in der Herrengaststube des Dreiangels ein. Es war das Herr Wolfgang Schaffenrath, der Pastor zu Altenhagen, gemächlich in seiner Äußerung wie in seinem Schritt, seit den bald dreißig Jahren seiner Amts-

waltung sich immer gleich, wenig selbst redend, zumeist nur mit dem Kopf nickend, doch wenn er sprach, stets beipflichtend und befriedigt. Dampfend saß er in der Stube und hörte den historischen, philosophischen und mystischen Erörterungen mit zu, an deren Schluß er nur beistimmend zu sagen pflegte: „Nun ja, nun ja, es wuchert jeglicher mit seinem Pfunde und erfreuet sein Dasein mit dieser Thätigkeit. Das ist's, wonach meines Erachtens uns zu trachten bestimmt worden, und es erwirbt sich Verdienst, wer andre an den Offenbarungen seines geistigen Vermögens erfreulich teilnehmen läßt. So ist alles nach seiner Natur und das Braumbier etwas dünn von Beschaffenheit; ich halte für gut, daß Sie mir ein reines Wort Gottes dazu bringen, lieber Sötebier, denn es kräftigt den von zu schwacher Flüssigkeit angegriffenen Magen und verdient deshalb seinen guten Namen mit Recht.“

Dann saß Herr Wolfgang Schaffenrath wiederum zuhörend, nickend und lächelnd, indem er nach jedem Schluck von seinem Dünmbier, wie ingleichen nach jeder längeren gelehrten Erläuterung von seiten Daniel Alfilas' ein paar Tropfen von dem Kümmele nippte, den mit der ländlich-volkstümlichen Benennung zu belegen er trotz seiner geistlichen Berufswürde keinen Anstand nahm. So tickte dann in dem alten Wanduhrkasten der lange Pendel die Aufbruchstunde heran, und die beiden Herren-gäste nahmen Hut und Stock zum Heimgang. Man wünschte sich gute Nacht, was Daniel Alfilas als letzter allemal in die Worte kleidete: „Eine wohl zu verschlafende Nacht, Johanna Sophia,“ denn er war der einzige, der sie nicht mit ihrem Abkürzungsnamen Hanne-Soffe ansprach. Vor der Thür am Kreuzweg standen der Pastor und der Lehrer noch einige Augenblicke beisammen, und der erstere äußerte wohl: „So wäre wieder ein Tag herumgegangen, ohne daß man sich über ihn zu beklagen Befugnis gefunden. Ich hoffe, daß wir mit dem morgigen ingleichem zufrieden sein werden.“ — „Ich werde,“ antwortete Daniel Alfilas, „mich noch der Aufhellung einer dunklen Chronistenstelle hingeben, die gleich dem Phänomen des Regenbogens an einem Gewölk erscheint und so zusamt Licht und Verschattung darbietet.“ — „Nun ja, ein jeglicher nach seinen Gaben,“ versetzte der Pastor, „ich hoffe mich an gutem Schläfe zu erfreuen.“ Sie trennten sich und wanderten rechtwinklig auseinander ihrer Wege gen Altenhagen und Poppenrode, wie sie es zu unzählbaren Malen gleicherweise gethan, und hinter ihnen blieb der Dreiangel je nach Jahreszeit und Himmelslaune, im Regen oder Schnee, unter glitzernden Frostgestirnen oder in der Sommermondnacht, jedenfalls aber immer still, einsam und lichtlos zurück.

* * *

Er lag sehr weit von großen Städten entfernt, selbst bis zu kleinen war es nach allen Richtungen von ihm eine gute oder in anbetracht der Wege mehr schlechte Tagereise, und sogar die Heerstraße kam, vom Standpunkt wichtiger Verbindungszwecke aus angesehen, eigentlich nirgendwoher und führte nirgendwohin. Infolgedessen kamen auch Reisende in Geschäftssachen nur höchst selten des Wegs und solche in Vergnügungsangelegenheiten noch weniger, denn manche Meilen in die

Runde setzte die Gegend sich wesentlich aus zwei Hauptbestandteilen zusammen, aus sehr vielem Sand und sehr vielem Sumpf. Der erstere zerfiel in die Unterabteilungen des reinsten Streusandes, kurzgrasiger alter Dünenrippen, weiter Heidekrautstrecken und überaus kummervoller Haferschläge, während der Sumpf seine erbgesessenen Bodenanrechte durch alte Namensbezeichnungen der Niederungen und Einsenkungen kundgab, die sich am häufigsten mit =Moor, =Bruch, =Sohl, =Kot, =Kied, =Kohr, =Brem, =Schilf, =Risch, =Pfüße, =Pfuhl, =Tümpel und =Lache zusammensetzten, lauter sprachlichen Hinweisen auf eine lebhaftere Vorstellung des unter dem Fuß Schwankenden, Brechenden, Quatschenden und Gurgelnden. An Stimmen erklang kaum etwas Weiteres daraus oder darüber als das gelegentliche Gebrüll oder Gefrächz der Rohrdommel, das „Kiwit“ und „Chräit“ des Kiebitzes und das unvermeidliche Chansonnettengetriller der mit jedem jämmerlichsten Bühnenpodium zufriedenen Lerche. Alles in allem konnte dergestalt die geringfügige magnetische Eigenschaft der Gegend bezüglich ihrer Anziehungskraft auf unabhängige Reisegelüste nicht übermäßig Wunder nehmen. Trotzdem gab es in dem großen Würfelbrett von Sand und Sumpf merkwürdig heimliche, die Weltabgeschlossenheit des Dreiangels noch hundertfach übertrumpfende Winkel, Ecken und Plätzchen, so daß jener wie eine brausende Großstadt dagegen erschien. Dort übte vor allem die Lebenskraft von Anbeginn, das Wasser, ihre uralte Kunstfertigkeit fort, den sommerlichen Boden in der Stille mit unglaublich vielfältig geformten und gefärbten Pflanzenarten zu überziehen und zu überblühen, die in den gesegneten Kulturfluren der Kornkammern des deutschen Vaterlandes von verständiger Menschenhand ausgereutet worden. Doch gewährte man von der Heerstraße aus nichts von diesem zwecklosen Wachstum, außerdem fuhr auch niemand auf ihr als ein Bauer mit Grünfutter, Mehl oder Kartoffeln, und was das Wasser so kommen und gehen ließ, war sein Weilchen hindurch allein für das blaue oder meistens graue Auge des Himmels da.

Die drei Dörfer Poppenrode, Altenhagen und Helbertshusen besaßen untereinander so viel Ähnlichkeit wie drei am selben Hungertuch aufgenährte Drillingsgeschwister, und ihre Häuser bestanden fast lediglich aus Haut und Knochen. Gott mochte wissen, wie er in jedem der Dörfer zu einem eigenen Hause gekommen war, jedenfalls wußte schon der demutbesoffenste Kandidat der Theologie im Lande, daß er seine christliche Ergebung in irdische Schicksalsnöte nicht so weit ausdehnen werde, sich um die Wasser- und Brot-Pfarreinkünfte von Poppenrode und Helbertshusen zu bewerben. Infolgedessen standen die Pfarrhäuser dieser beiden Orte leer, oder es war eigentlich nicht viel mehr von ihnen vorhanden, da Wind und Wetter und Dorfbewohner sie gleichmäßig als überflüssig ansahen und sich aktiv und passiv einträchtig an ihrem mählichen Zusammenfall beteiligten. Seit bald einem Menschenalter pastorierte Wolfgang Schaffenrath auch in den beiden genannten Ortschaften und bestieg an Sonn- und Festtagen wechselnd die Predigtkanzel in ihnen und in Altenhagen, wo er seine eigentliche staatlich würdevoll bestallte und kärglich besoldete Hirtenstellung einnahm. Diese war die einzige überhaupt je von ihm bekleidete, seitdem er mit einem an „Auszeichnung“ so

rattenfahlen „zweiten Charakter“ durchs Examen in den Kandidatenstand aufgerückt war, daß derselbe im Grunde nur als eine etwas lebenswürdiger gefärbte Spielart des „dritten“ erschienen. Jedenfalls hatte er die Bewunderung des geistlichen Konsistoriums nicht in höherem Grade erregt, als daß sie ihm eine Anwartschaft auf die unbegehrte Pfarre in Altenhagen eröffnete, und wenn diese auch für seine Leibesnotdurft allenfalls ausgereicht, so war es doch mit Recht zu bezweifeln gewesen, daß sie sich in gleichem nahrungsausgiebig genug für eine Frau und die möglichen oder mutmaßlichen Folgen der ehelichen Verbindung mit einer solchen erweisen würde. Auch schien kein weibliches Wesen jemals von den Pfarr-erträgnissen und Naturschönheiten Altenhagens so berückt worden zu sein, um eine derartige Probe anzustellen, und so hauste der Pastor Wolfgang Schaffenrath vom Tage seines Einzugs bis zum heutigen ledigen Standes und allein im Pfarrhof mit seiner Wirtschafterin Katharina Hollerbusch. Diese stand jetzt im Alter eines halben Jahrhunderts und mußte demnach, da sie schon mit dem Pastor zugleich ihr Amt übernommen hatte, beim Eintritt in die Hausführung nach der Rechnung Adam Riese's ungefähr zwanzig Jahre gezählt, sowie nach ihrem gegenwärtigen Aussehen damals sich als ein junges Mädchen von sanften, einnehmenden und feinen Gesichtszügen präsentiert haben, denn von allen diesen physiognomischen Mitgiften waren noch freundliche Überrestkennzeichen bei ihr erhalten verblieben. Sie verbanden sich mit ungewöhnlichen Wirtschaftstugenden hausorglicher Tüchtigkeit, welche die Lebensführung des Pastors trotz sparsamem Zuschnitt doch zu einer behaglichen zu gestalten gewußt hatten. Besonders seitdem dem Staate einmal der Einfall gekommen war, er könne dem Altenhagener Seelenhirten die Amtswaltung in Poppenrode und Helbertshusen nicht völlig entschädigungslos aufhassen, riskiere schließlich einmal ein Nicht-mehr-mit-thun desselben und mache das beste Geschäft dabei, wenn er ihn für die definitive Mitübernahme der beiden Stellen mit einem Drittel der dortigen Einkünfte abspese. Da nun Altenhagen gerade für die leibliche Erhaltungsmöglichkeit des Pastors und seiner Haushälterin ausgereicht hatte, so konnten Poppenrode und Helbertshusen eine Kleinigkeit für die gemüthliche Befriedigung hinzuthun, und Wolfgang Schaffenrath und Katharina Hollerbusch fanden sich einmütigen Sinnes, diesen Überschuß für die Verbesserung und Verschönerung des Pfarrgeweses aufzuwenden. Aus solchem Doppelbemühen war im Gange der Jahre gleichsam eine kleine Dase in der großen Sand- und Sumpfwiese entstanden; die Altersschadhaftigkeit des Pfarrhauses ward, wenigstens zur Sommerzeit, rundum durch Weinlaub und Spalierbaumgerank dem Blick entzogen, und ein quatschiger Weiden-gestrüppgrund, der früher den Übergang vom Wohngebäude zu einer Bruchniederung gebildet, hatte sich in einen trockenen, nach Bedürfnis Sonnenwärme und Schattenfühle spendenden Garten umgewandelt. Dies war, seinen groben Erfordernissen mit Hacke, Schaufel und Spaten nach, ausschließlich durch die beiden pastoralen Hände selbst geschehen, während Katharina Hollerbusch gewissermaßen eine weibliche Stickerarbeit hinzugefügt und die zwischen der Heckenumrahmung entstandene und entwässerte Erdfäche mit geschmackvollen Mustern grüner Einfassungen

und farbiger Beetanlagen bedeckt hatte. In einem großen Flieder-, Syringen- oder Holderbusch kehrte mit jedem Aprilausgang ein Nachtigallenpärchen ein, das einzige in meilenweiter Runde, und wenn die übrigen Insassen Altenhagens auch Vogelgesang ebensowenig als Blumenduft für erforderlich und nutzbringend zur Lebensführung betrachteten, so hörten doch in schönen Vorkommernächten Wolfgang Schaffenrath und Katharina Hollerbusch gern bis ins tiefe Dunkel hinein auf die weichen Flötentöne, die zugleich mit süßem Duftanhauch aus dem blühenden Syringenstrauch herüberkamen. Sie saßen dann auf einer kleinen Bank zusammen an der Hausrückwand und zwar gemeiniglich Hand in Hand, wie die Gewohnheit so etwas durch die Tage und Jahre forterhält, denn sie hatten dies schon vor einem Vierteljahrhundert stets ebenso gethan. Dann sprach er sie in der leisestimmig geführten Unterhaltung „liebe Käthe“ und „du“ an — für einen Zuhörer hätte es klingen können, als ob ein junges Brautpaar da im Dunkel sitze — während er sich außer dem Hause oder vor fremden Ohren der Anrede „Sie“ und „liebe Katharina“ bediente. So verbrachten sie den Tageseschluß gemeinsam, wenn Katharina ihn nicht, wie es öfter geschah, zur Förderung seiner Gesundheit und Erheiterung des Gemüths noch zu einem abendlichen Wandergang nach dem Dreiangel antrieb. Doch auch dann wartete sie aufsitzend bis zu seiner Rückkunft, und sie plauderten gemeiniglich noch ein Weilchen selbender, bis er ihr die Hand reichend, „Gute Nacht, liebe Käthe“ sagte und sie „Schlase wohl, lieber Wolfgang“, antwortete und beide nach ihren Gemächern auseinander gingen. Fremder Besuch kehrte niemals im Pfarrhaus ein, und zu einem geistigen Verkehr war in den drei Dörfern niemand vorhanden, außer Daniel Alfilaß, aber ein häusliches Zusammenkommen bestand zwischen diesem und dem Pastor nicht. Von dem letzteren war keine Anregung dazu ausgegangen; wenn er ein Bedürfnis empfand, aus den Wissens- und Forschungsschätzen des Schullehrers Vorteil und Genuß zu ziehen, wußte er den Ausflupunkt derselben aufzufinden, und die Stille seiner Stube mit seiner schweigend oder redend neben ihm sitzenden Tagesgenossin genügte ihm. Vor allem der Aufenthalt in seinem Garten, den er humoristisch „Klein-Poppenrode“ benannt hatte, einmal weil die Pfarrverwesungseinkunft von Poppenrode ihm dazu verholfen, und dann, weil es ein „vom Pfaffen gerodetes“ Stück Sumpflandes darstellte. Er meinte wohl einmal lächelnd: „Der Himmel hat mich aus dem richtigen Stoff für einen Pfaffen gemacht, sich nur ein wenig darin vergriffen, daß er weislicher gehandelt hätte, mich katholischer Konfessionsangehörigkeit zur Welt kommen zu lassen, wofür wohl eigentlich diese Pfarrstelle geeigneter gewesen sein dürfte.“ Seine geistlichen Kollegen — wenn diese seiner überhaupt einmal Erwähnung thaten — rechneten ihn nach Hörensagen zu den „Rationalisten“, einer Kategorie von Predigern, die zeitweilig im Lande da und dort vertreten war. Sie erfreute sich keines besonderen Wohlwollens bei der kirchlichen Oberbehörde, und gelegentlich ward dieser obendrein hinterbracht, daß der Pastor Schaffenrath ein „philosophischer Sonderling“ sein solle. Doch auch das stammte nur vom Hörensagen, denn aus eigener Kenntnissnahme wußte natürlich niemand

etwas davon, und am Ende war für Altenhagen, Helbertshusen und Poppenrode nicht nur ein Rationalist, sondern auch ein Philosoph noch gut genug.

Wenn es aber so mit der kirchlichen Fürsorge des Staates für das weltentlegene Konglomerat aus Sand und Sumpf bestellt war, so sah es in bezug auf die Schulen, die den Gemeindeunkosten anheimfielen, noch um einiges übler aus. In jedem der drei Dörfer eine eigene Bildungsanstalt für das nachwachsende Geschlecht herzustellen, fiel den stetig an Auszehrung siechenden öffentlichen Säckeln unmöglich; ein grübelnder Kopf hatte sich deshalb um die letzteren ein tiefgreifendes Verdienst erworben, als ein dunkles Ahnungsgefühl theoretischer national-ökonomischer Grundsätze ihn auf den praktischen Einfall gebracht, die Segnungen des vom Staat anbefohlenen Jugendunterrichts dreifältig zu erzielen, doch den Kostenaufwand dafür wörtlichst zu vereinfachen, insofern eine Schule unfraglich auch nur ein Schulhaus und einen Schulmeister erheischte. In dem alten, weitläufigen Bau des Dreiangels befand sich ein großer, nur zur Unterbringung von Gerümpel benutzter, ebenerdiger Raum, und der Vater Peter Sötebier's und damalige Besitzer des zwecklos umfangreichen Gehöfts war entweder ein eifriger Förderer der Sparsamkeit in gemeinnützigen Angelegenheiten, oder seine Gehörnatur war danach geartet, zeitweilig besonderen Spaß an Bubengeschrei und Mädchengeficher zu finden. Genug, er räumte sowohl ohne Umstände als ohne Entgelt die alte Kumpeltenne ein und aus, Bänke und Tische wurden hineingeschafft, und das erste Erfordernis für die gemeinsame Geistesfaat, die geeignetste Stätte ihrer Auswurfelung, lachte die Dorfältesten und gähnte ihre Jüngsten kostenlos triumphierend an. Leider bedurfte indes der alte Kathederpultsitz auch noch eines Infassens von Fleisch und Bein, der überdies einen nicht lediglich mit Sand und Wasser zu füllenden Magen mitbrachte, und die vereinigte Dörferweisheit suchte nach einer Persönlichkeit umher, die das Vertrauen einflößte, eine der obersten Stufen in der Kunst des Hungeraushaltens erflommen zu haben.

Das aber war Daniel Ufilas, und zwar kam er den vereinten Dörfern im wörtlichsten Sinne in den Weg, denn er wanderte auf der Knüppeldammstraße zwischen ihnen dahin. Warum, wozu und wohin, wußte er selbst nicht; er stellte einen Weltbürger im vollendetsten Sinne dar, da kein Einzelfleck' der Erde sich um die Auszeichnung, ihn ins Dasein berufen zu haben, stritt und auch er mit keiner Engherzigkeit dies Verdienst einem besonderen Lande, Orte und Hause zumaß. Vor seiner freien Auffassung galten ihm alle Länder und Ortschaften als gleichwertig, und sie vergalten ihm dies mit gleicher Uneigennützigkeit, indem sie ihn schon Jahre hindurch selbstsuchtslos gegenseitig einander zuschoben. Manchmal gaben sie ihm zu diesem Behuf einen achtsamen Führer bis an den Grenz- oder Weichbildpfahl mit; zu anderen Malen versahen sie ihn nur mit einer schriftlichen Anempfehlung, seine Kenntnisse durch baldmöglichste Augenscheinnahme eines Nachbargesbietes zu bereichern. Dieser wohlgemeinte Zweck ging denn auch in vollstem Maße an ihm in Erfüllung; er lernte eine unglaubliche Menge von Heuböden, Brückengewölben, hohlen Bäumen und Zaunhecken als Nachtbehausung schätzen und bei Tage die Zerkaubarkeit aller von der Natur ausgebotenen Beeren,

Wurzeln und Knollen kennen. Und wie die Dinge des Lebens sich weiterspinnen, geschah es, daß Daniel Ufilas eines Tages zum erstenmal einen Erdenfleck fand, der es darauf anlegte, ihn zu behalten, und zum geistigen Beurbarer der anrückenden sowie noch ungeborener Geschlechter in Altenhagen, Helbertshufen und Poppenrode auserlesen ward. Die drei Dörfer und er stürzten sich, wie von gegenseitig unwiderstehlichem Drange getrieben, sinnbildlich gleichsam in die Arme. Sie erkannten in der ersten Stunde, daß sie vom Schicksal für einander vorbestimmt seien, und nach einer kurz, doch erstaunlich vor den höchsten Bildungsautoritäten des Kirchturmdreiecks bestandenen Prüfung in den schwierigen Diensten des Lesens, Schreibens und Rechnens vermochte der neubestallte Schulmeister sich seit vielen Monaten zum erstenmal an Speck und Wurst nicht nur mit sehnsüchtiger Nase, sondern mit befriedigtem Munde zu ergötzen.

Im übrigen hätte das angestellte Examen außerordentlich viel weitere Wissenszweige in seinen Bereich ziehen können, ohne dem Geprüften dadurch einen Augenblick der Berlegenheit aufzunötigen, denn er wußte noch einiges mehr als alles, wonach die ausgiebigste Neugier ihn zu befragen vermocht haben würde. Ob er in direkter Linie von dem ersten Übersetzer der Bibel in germanische Mundart her Stamme, beließ er in noch nicht völlig aufgehelltem Licht, doch unzweifelhaft verstand er sich aufs Gothische wie jener und hatte nicht weniger Verkennungen und Verfolgungen erduldet als der kappadocische Bischof. Er war in der Sekunda von einem Gymnasium weggejagt, und als trotzdem eine vorurteilsfreie Universität ihn später unter ihre wissensdurstigen Jünger eingereiht hatte, von dieser im zweiten Semester relegiert worden. Welchem Studium er sich auf ihr hingegeben, hatte niemand in Erfahrung gebracht, und er selbst konnte sich dessen nicht genau erinnern. Dann war, wie er zu ehrendem Gedächtnis kundthat, „nichts Menschliches ihm fremd geblieben,“ insofern er Botenläufer, Karrenschieber, Steinklopfer gewesen, doch bei allen diesen weniger nahrhaften als nützlichen Beschäftigungen stets tiefsinnigen Betrachtungen und der Überzeugung nachhängend, daß seinen Fähigkeiten noch ein glänzendes Los von der Weltordnung vorbechieden sei. Und plötzlich, im unerwartetsten Moment, fiel ihm dies aus der Glücksurne auf seine aus durchlöcherten Hosen mehr als wünschbar zum Vorschein geratenen Knie in Gestalt einer freien und wirklichen Behausung, fünfzig Thalern jährlicher Einnahme und dem Recht, sich auf dem Gemeindemoor vierundzwanzigtausend Soden Torf zu stechen. Er hatte gewußt, daß er einer großen Zukunft entgegengehe, aber daß sie so groß sein werde, hatte doch kein Heuschobertraum ihm zu weisagen gewagt. Und er betrat den Schulboden im Dreiangel zum erstenmal im Vollgefühl des auch für ihn gesprochenen klassischen Wortes: „Da mihi, quo figam pedem, et terram movebo!“

Das hatte sich nun vor mehr als dreißig Jahren zugetragen und erklärlicher Weise, trotz der außerordentlich verlockenden Torfsodenzahl, die Weiterung mit sich geführt, daß Daniel Ufilas ebensowenig von Heiratsentschlüssen überwältigt worden wie der Pastor Wolfgang Schaffenrath. Eine Frage, die nach einer Wohnungsunterkunft für den Lehrer, hatte die Gemüter im An-

fang noch erregt, war indes durch die geniale Erleuchtung eines Poppenroder Denkers ebenfalls rasch zu wohlthuedster Beantwortung gelangt. Ein erfindungsreicher Kopf fragte nicht ohne tiefe Berechtigung, zu welchem Zweck in Poppenrode ein unbenuetztes Pfarrhaus von Jahr zu Jahr gründlicher verfallte, und das Ergebnis dieses glänzenden Aufschlußverlangens war, daß auch der Billigkeitswunsch bezüglich der häuslichen Unterbringung Daniel Wfilas' die allergenügendste Erledigung fand. Freilich erschien das in Rede stehende Bauwerk von Hause aus eigentlich mehr zum Unterschlupf für einen profanen Vieh- als für einen Seelenhirten vorbedacht, und die Zeit hatte sich so viel unziemliche Späße damit erlaubt, daß auch das bewohnbarste Zimmer einen starken Beigeschmack von der Vorstellung einer romantiklosen Räuberhöhle nicht verhehlen konnte. Aber für den neuen Inhaber bildete seine Stube einen königlichen Palaß im Vergleich zu den Baum- und Brücken-, Heu- und Heckenkammern, an die seine „Wanderjahre“ ihn gewöhnt. Er riß die herunterhängenden Tapetenstübe ganz von den Wänden, versah die fast sämtlich mehr oder minder zersplitterten, zerstückelten oder ganz in die Brüche gegangenen Fensterscheiben mit dem heilkräftigen Wundpflaster geölten Papiers, zerstreute die rundum aufgetürmten gelben Hügel von Bohrwurmmehl wie ein Landmann Maulwurfshaufen auf seinem Acker und stellte in unvermeidlichem Krieg gegen Spinnen und Kakerlaken, Frösche und Blindschleichen, sowie gegen die eingewurzelte Anrechtsüberzeugung ihrer Niederkunft entgegensehender Mäusegattinnen seine souveräne Oberherrschaft fest. So hauste er seit drei Jahrzehnten, die allerdings nicht zur Festigung der Wände um ihn beigetragen, in seiner „Burgkemenate“, wie er aus seiner Vorliebe für mittelalterliche Forschungen und Anschauungen seinen pfarrhäuslichen Aufenthaltsraum benannte. Er war als ein langer, spindelartiger und haarverwilderter Bier- oder Fünfundzwanziger eingezogen und hatte diese körperlichen Qualitäten unverändert bis auf das eine bewahrt, daß sein damals amfelschwarz gewesenes Hauptgelock jetzt ziemlich in der Sprengel-farbe eines Krammetsvogels um sein längliches, bartlosrasirtes Gesicht herunterhing. Wie vom Tage seines Amtsantritts wanderte er an jedem Morgen von Poppenrode zum Dreiangel entlang, um der dort zusammenfließenden Dreidörferjugendschar seine förderfame Thätigkeit zu widmen. Seiner Hinneigung für klassische Bezeichnung gemäß, wie für die in der Jugend von ihm als bedeutungsvoll herrschend erkannte Zahl drei, hieß er die dort Angesammelten in ihrer Totalität „die Tribus,“ sonderte sie indes nach den männlichen und weiblichen Bestandteilen in „Triarier“ und „Triticarier,“ sei es, daß er mit den letzteren nur einen Namensunterschied herstellig zu machen, oder die größere Vorliebe der Mädchen für wohl-schmeckendes, doch nur selten an sie gelangendes Weizenbrot damit zu kennzeichnen beabsichtigte, denn die Farbe der Haare, welche gleichfalls eine Begründung für diese semmelblonde Benennung geliefert hätte, konnte bei beiden Geschlechtern zu keiner Namensscheidung berechtigen. Nach der Beendigung seiner Berufswaltung sorgte für die leiblich notwendige mittägige und abendliche Fort-erhaltung seines Lebens gegen äußerst billig bemessene Entschädigung der Drei-

angel, so daß er in diesem den Tag hindurch sein Feldherrnzelt aufgeschlagen hielt und zumeist nur am späten Abend zum Nachtquartier in seine Burgkemenate heimkehrte.

Wenn aber seine körperhafte Naturmitgift sich drei Jahrzehnte lang im großen und ganzen keiner merklichen Wandelbarkeit unterworfen gezeigt hatte, so war dagegen der nicht leibliche Teil seines Wesens durch die vorschreitende Ernährung der Zeit gleichsam zu einer Korpulenz gediehen, von deren Umfang er bei seiner Hierherkunft selbst noch keine Vorahnung besessen. Den reichhaltigsten Nahrungsmittel für diese Zunahme hatten ihm die alten Schweinslederbände zugeführt, welche der Wochenwagenfuhrmann einmal bei einer Makulaturpapierversteigerung im Städtchen als Beiwage erhalten. Durch glückliche Fügung waren sie im Dreiangel in den Blick und kostenlos weiter in die Hand des Poppenroder Gelehrten gelangt, und wann immer er abends heimkehren mochte, versäumte er nicht, bei seinem Anschlittlicht mindestens noch eine Stunde der nächtlichen Stille über der Durchforschung und Aufhellung der in seinen Besitz geratenen unschätzbaren sibyllinischen Bücher nachsinnend zu verharren. Es hatte unverkennbar in der Schicksalsbestimmung gelegen, daß dieselben an ihn kommen mußten, da seinen Augen allein die geistige Sehkraft derartig geschärft worden, Licht in das rätselhafte Dunkel der alten, halb in lateinischer, halb in wunderlicher deutscher Ausdrucksweise abgefaßten Schriften hineinzutragen. Er hatte entdeckt, daß sie ein „unter dem Zeichen des Löwen stehendes“ weltgeschichtliches Geheimnis innerhalb der vom Dreiangel über die Kirchtumspitzen von Poppenrode, Altenhagen und Helbertshusen geschlagenen Kreisperipherie in sich schlossen, ein Geheimnis, das ebenso hoch durch seine Bedeutung war, als es mutmaßlich tief von der Erde bedeckt wurde.

Denn in dieser lag es geborgen, ein Schatz von unberechenbarer Kostlichkeit, der aufs engste mit dem großen Vorleben des Dreiangels und seines Umkreises in Verbindung stand. Dann und wann Kunde von dem Resultat seiner rastlosen Studien in Bezug auf diese glanzvolle Vergangenheit zu geben, konnten die Lippen des Forschers sich nicht enthalten, ohne indes niemals einem Menschenohr eine Andeutung von dem eigentlichsten Zweck seiner schwierigen Untersuchungen zu verraten. Doch unzweifelhaft stand es vor seiner Erkenntnis, jenen vom Boden verschlungenen wundersamen Schatz aufzufinden und für die Menschheit wie für sich selbst an den Tag zu fördern, das war die Aufgabe seines Lebens, zu deren Lösung sich der Schicksalswille des Mittels bedient hatte, ihn dieses Weges kommen zu lassen und als Schulmeister in der Mitte des geheimnisschweren historischen Dreiecks — oder richtiger ehemals ursprünglichlichen Vierecks festzuhalten.

* * *

Ebenso still aber, wie der Raum sich weithin um den Dreiangel cum adjacentibus ausbreitete, hatte seine urälteste Genossin, die Zeit, seit mehr als dreißig Jahren um den letzteren bis zur jetzigen Gegenwart gelegen, in welcher das 1848ste Jahr der christlichen Zeitrechnung den Februar zum März und diesen zu den erfreulicheren Frühlingsmonaten weiter gestaltet hatte. Die Lerchen trillerten,

der Kriebitz freischte, und die Frösche begannen zu quaken. Das war alles ebenso wie sonst und nicht um einen Ton anders. Das Wochenblatt brachte am Sonnabend zwischen den wichtigsten Lebensereignissen in den städtischen Honoratiorenfamilien ab und zu eine Mitteilung, daß in einigen größeren Orten des deutschen Bundes eine kleine Meinungsverschiedenheit zwischen der Bevölkerung und den Behörden Platz gegriffen habe, insofgedessen es in den Straßen ein wenig lauter als gewöhnlich zugehe, auch da und dort einmal ein Schuß falle. Allerdings konnte man um den Dreiangel keine sonderlichen Höhepunkte besteigen, doch wenn man sich auf die Zehen stellte, reichte der Blick ziemlich überall gleichmäßig meilenweit an dem Horizont. Aber auch so sah man nichts Ungebräuchliches, hörte nichts und bekümmerte sich insofge davon nicht im geringsten um die Mitteilungen des Blättchens.

Darin ging der Pastor Wolfgang Schaffenrath seinen drei Gemeinden mit beredtestem Beispiel voran, denn seine Predigten enthielten wohl unter anderem, wie stets um diese Jahreszeit, allerhand nützliche Weisungen über Sandbodenverbesserung, Sumpfbodenentwässerung und Mäusevertilgung, aber der vom Wochenblättchen übermittelten Nachrichten von jenseits des Himmelrandes that er mit keiner Silbe Erwähnung. Nur in den Zügen Daniel Ulfilas' machte sich seit einiger Zeit eine Abweichung von der allgemeinen Seelenruhe bemerklich. Er neigte häufiger als früher zu einer tiefsinnigen Schweigsamkeit, die auf ständige bedeutungsvolle Vorgänge in seinem Innern hinwies. Sein Mund that nicht kund, welcher Art diese seien, allein ein tapethaftphosphoreszierendes Aufflimmern im Hintergrunde seiner Augäpfel besagte zum Öfteren, daß sein geistiger Blick neuerdings mit einer mehr und mehr gespannten Erwartung in Zeit und Raum hineingerichtet sei.

Des weiteren ward so aus dem Mai der Juni, und auch in dem „Klein-Poppenrode“ benannten hübschen Garten thaten die Syringen das Nämliche, wie stets um diese Jahreszeit, sie fingen an zu blühen. Das benutzten die sinnigeren „Triticarierinnen“ Altenhagens — während die „Triarier“ sich mehr mit der Maikäfersuche beschäftigten — dazu, sich vor der überblühten Gartenhecke an der Hand zu fassen, rundzutanzten und dabei einen uralten Ringelreim zu singen:

„Kinge-ringe-reihe,
Sind der Kinder dreie,
Sitzen auf dem Hollerbusch,
Machen alle: husch — husch — husch!
Suche!“

Und danach duckten sich alle lachend und tuschelnd auf den Boden nieder, sprangen vergnügt wieder auf, schwenkten sich aufs neue im Kreise um und begannen ihren scheinbar äußerst kindisch-sinnlosen Reimsingsang von vorn.

Es war ein sehr schöner Junivorabend, die Stimmen und Stimmchen klangen hell und vernehmlich über den Zaun von Klein-Poppenrode in den Garten hinüber, darin Wolfgang Schaffenrath sich gemeinsam mit Katharina Hollerbusch dem Begießen reichlich knospender, durstiger Rosenstöcke hingab, und die letztere hielt

einmal in ihrer Trunkaus spendung inne und sagte lächelnd: „Es klingt hübsch, schade nur, daß die Kinder einen so merkwürdigen Unsinn singen; Herr Ulfilas sollte ihnen vernünftiger Lieder beibringen.“

„Ein Unsinn ist das nun nicht gerade, liebe Käthe,“ erwiderte der Pastor, sich gleichfalls in seiner Beschäftigung unterbrechend, „und den Kleinen von einem Lehrmeister beigebracht, der selbst Daniel Ulfilas noch um ein Weniges an Gedankenschätzen übertreffen möchte. Sie ahnen zwar selber schwerlich, was sie mit ihrem Reime berufen —“

„Und das wäre?“ fiel seine alte Hausgenossin sowohl mit dem Verlangen nach Belehrung als mit einem kleinen Zusatz weiblicher Neugier ein.

„Das wäre,“ entgegnete Wolfgang Schaffenrath, und in seine Zungenspitze schien plötzlich ein kleines Knötchen sich verheddert zu haben, denn er hielt einen Augenblick an, ehe er fortfuhr: „Nun ja, das heißt, liebe Käthe — ich erinnere mich wirklich zur Stunde der eigentlichen Bedeutung des Liedes nicht. Aber es kommt mir ins Gedächtnis, daß ich mir vorgesezt, heute Abend noch einen kleinen Gang zum Dreiangel hinüber zu machen, und dafür ist es nunmehr wohl Zeit geworden.“

Ein wenig verwundert sah die von ihm Zurückgelassene nach, wie er ins Haus trat und sich aus diesem alsbald durch die Borderthür davon begab. Die Kinder sangen unermüdlich ihren Ringelreim weiter und besaßen in der That keinerlei Ahnung davon, daß sie damit der alten Liebesgöttin ihrer heidnischen Urmutter, der Frau Holle, eine anachronistische Huldigung darbrächten und daß in dem Hollerbusch die Seelen der noch ungeborenen Kinderlein gehaust, welche Freia-Holda auf den Wunsch der jungen Frauen „Husch-husch-husch!“ machen und zu ihnen davonfliegen gelassen, wo sie dann mit einem freudigen „Suchhe!“ begrüßt worden. Wolfgang Schaffenrath dagegen, dem die drei Jahrzehnte in seiner Altenhagener Klausur Muße vergönnt, sich mit mancherlei auch nicht geistlichen Menschendingen zu befassen, kannte diese Bedeutsamkeit des alten Liedes gar wohl und hatte im Begriff gestanden, sie der Fragestellerin zu erläutern. Doch war ihm diese Absicht beim Beginn der Ausführung im Munde verblieben — nicht weil die Kinder, wenngleich unwissentlich, mit der Lobpreisung der alten Heidengöttin eine tadelnswerte unchristliche Handlung begingen, sondern weil es ihm bei reiferem Bedacht nicht geeignet erschienen, Katharina Hollerbusch gegenüber bei einem von dem Ringelreim eigentümlich betriebenen Namenswortspiel zu verweilen und ihr den Aufschluß zu geben, daß dem Hollerbusch in dem Liede die Bedeutung des Bewahrungsortes nicht zum Leben gelangter Kinderseelen innewohne, für die Freia keine Unterkunft auf der Erde gefunden. Wolfgang Schaffenrath hatte die Empfindung, daß diese Erklärung die Hörerin mit einem wehmütigen, wohl gar wehthuenden Gefühl berührt haben würde, denn er selbst war von der Vorstellung in nicht unähnlicher Weise angewandelt worden, und um sich dagegen eine wünschenswerte und seit vielen Jahren eine altbewährte Beschwichtigung zu verschaffen, hatte er es am dienlichsten erachtet, noch ein wenig allein den Weg nach dem Dreiangel einzuschlagen.

Auf diesem Wege aber gedachte Wolfgang Schaffenrath, wie er hier im Laufe der vielen Jahre, vorzüglich der ersten seines Amtes gar oftmals gegangen, weil er plötzlich im Hause oder im Garten von einer Bank, auf der er gewohnheitsmäßig Hand in Hand mit Katharina Hollerbusch geessen, aufgesprungen, dieweil er in solchem Moment die Erforderlichkeit des Alleinseins allzu lebhaft empfunden gehabt. Es mochte wohl überhaupt ein recht gewagtes Unterfangen bedeutet haben, dessen die jungen Jahre den beiden Hausgenossen sich bei dem gemeinsamen Einzug in die Pfarrwohnung vermessen, und die Bedenklichkeit war dadurch nicht gemindert worden, daß sie sich vorher mit großer Liebe zugethan gewesen und ein Gelöbniß unverbrüchlicher Zugehörigkeit ausgetauscht. Doch sie hatten den Mut, das gegenseitige und das eigene Vertrauen besessen, diese schwierige Aufgabe auf sich nehmen zu können, und sie hatten dieselbe, wengleich mit manchem offenkundigeren oder heimlicheren Mühaufwand gottlob glücklich und zu ruhig beschwichtender Erinnerung durchgeführt. Ja gottlob, daß dieses Wagnis also verlaufen, denn es nochmals auf sich zu laden und von neuem zu beginnen, hätten sie beide sich wohl gleicherweise nicht getraut. Aber es war so doch in etwas nach dem Bibelwort, daß der Mensch nicht allein sein solle, und war gut und schön gewesen, eine Frühlingsfaat, die jetzt mit freundlich friedvoll geborgener Herbsternthe lohnte. Denn nun hatte seit gar manchem Jahr schon das gemeinsame, gegen die ehemals von der Frau Holle hier verkörperte Natur gerichtete Unterfangen seine Kühnheit und seine Krasterfordernis eingebüßt und nötigte Wolfgang Schaffenrath nicht mehr zu dem früheren oftmalig plötzlichen Fortgang aus der stillen Wohnstube oder dem blühenden Garten. Deshalb war seine alte Lebensgefährtin von seinem heutigen Gebaren ein wenig mit Bewunderung berührt worden und zugleich mit etwas wehmütigem Gedächtnis, denn es hatte sie an entschwundene Tage gemahnt, in denen der Beweggrund solches Thuns von seiner Seite nur allzu deutliches Verständnis in ihr selbst angetroffen.

Nein gottlob — er hatte die alte Liebesgöttin nicht in den Stand gesetzt, „Husch-husch-husch!“ rufen zu können. Es wäre kein christliches, sondern ein heidnisches Handeln von ihm gewesen, denn die Kleinen hätten nicht gesungen, gejubelt und gehüpft, vielmehr in Not gedarbt und gehungert und ihn verkümmert vorwurfsvoll angeblickt, warum er sie aus ihrer sorglosen Schlummerstatt bei der guten Frau Holle zu sich in sein Haus der Entbehrung und in ein Leben der Trübseligkeit gerufen habe. Nein gottlob, diese Verlockung, mit der die Natur ihm tausendmal zugeflüstert: „Das alles will ich dir geben, wenn du mir nachfolgst!“ war nun überstanden, und Katharina Hollerbusch war seine „liebe Braut“ wie vor dreißig Jahren und keine Frau Pastorin, die ein Pfarrer von Altenhagen nicht besitzen durfte und auf die ein Kandidat der Theologie von vornherein kein Lebensanrecht hatte, der ohne jegliche Auszeichnung in der Gottesgelahrtheit durchs Examen hindurchgeschlüpft war, nach seinem „Charakter“ nicht ganz unähnlich wie ein Kufuk in den Taubenschlag des heiligen Geistes.

Befriedigt ließ der einsame Wanderer den Blick vor sich hinausgehen. Wie gesagt, ein schöner Abend war's, friedlich und still, wie er nach einem Tag mit

mancher schwül bedrückenden Stunde und drohenden Gewitterausbrüchen, da diese gut vorüber gegangen, Leib und Seele beruhigend umfassen konnte, und an einer Biegung des Weges tauchte jetzt die lange Erscheinung des Schulmeisters Daniel Ufilas vor ihm auf. Derselbe ging tiefsinnig, von Gedankenschwere vorgebückt, und gewährte den ihm Begegnenden erst beim Aufblick in nächster Nähe. „Sind Sie auch noch ein wenig der peripathetischen Nützlichkeit zugethan, domine scholastica?“ frug der letztere.

Daniel Ufilas antwortete in einem Ton sich mühsam beherrschender innerster Erregung:

„Ich habe mich genötigt gesehen, meine Studien einstweilig zu unterbrechen, da der Bohrwurm neben mir im Gebälk unablässig zu reden anhub, als klopfte er in meinem eigenen Gehirne.“

„Ja, es ist das so feine Geflogenheit im wurmstichigen Holze,“ nickte der Pastor von Altenhagen.

„Und wundersam“ — der Lehrer dämpfte seine Stimme herab — „wissen Sie, was ich aus dem Geflopf vernommen?“

Wolfgang Schaffenrath entgegnete lächelnd: „Es fällt mir nicht wohl möglich, in dieser Beziehung meine Wissenschaft der Ihrigen anzunähern.“

„Während meiner heutigen Forschungen entdeckte ich in einem lateinischen Abschnitte, der von einem der wichtigsten, noch im Schoße der Zukunft ruhenden Weltereignisse redete, in den Worten verborgene Ziffersprache. Derweil ich diese aber ihrer Bedeutung gemäß zusammenordnete, begann auch die Arbeitsthätigkeit der Totenuhr neben mir im Holze, welche gleichfalls eine Zahl zum Ausdruck zu bringen beflissen war. Und meinem achtsamen Aufmerken ergab sich die Übereinstimmung der Buchstaben und des Klopfswurmes, insofern beide durch ihre Äußerungen die nämliche Summe zusammenfügten.“

Daniel Ufilas benannte die letztere nicht, doch er zeichnete mit der Zwingel seines Stockes musterhaft „MDCCCXXXVIII“ in den Sand des Weges. Sein Zuschauer blickte bis zur Fertigstellung der römischen Zifferzeichen darauf nieder und versetzte alsdann:

„Es verkündet in der That Ihre absondere und hochehrwürdige Begabung für die Unterweisung Ihrer Schüler in der Rechenkunst, daß es Ihnen ohne eine Irrung gelungen, die Addition des Balkengeräusches bis zu der hohen Zahl achtzehnhundertundachtundvierzig glücklich zu Ende zu führen.“

„Ob es ein zu glücklichem Ende führendes Jahr bedeutet, Herr Pastor,“ erwiderte der Gelehrte von Poppenrode nicht mit landesüblicher Betonung der letzten Silbe des Anredewortes, sondern unter Wahrung der altrömischen Hirtenbedeutung desselben — „ob es als ein Jahr des Heiles für Sie und Ihre Herde, für uns alle heraufkommt, Herr Pastor, das ruhet wohl noch auf der Wage des allbestimmenden Elementes, welches wir als die Weltordnung verehren. Aber ein Jahr der Erfüllung dessen wird es sein, was nach dem Schicksalschlusse geschehen soll, und es wird sich für diesen seine Diener bereitet haben und wird sie bereit finden. Ich sehe die Boten heranschreiten, welche diese seit bald einem

Jahrtausend schweigsamer Vergangenheit anheimgegebene Stätte wiederum mit gewaltigem Leben erfüllen und ihrer Bestimmung zurückgeben werden."

"Nun ja, nun ja," antwortete der Pastor Wolfgang Schaffenrath, über die stille Sand- und Sumpfsweite vor sich hinausschauend, "Sie sind der Prophet Daniel, dessen Blick über das gewöhnliche Maß irdischer Sehkraft erhellt worden, denn meine Augen gewahren noch nichts von dem Herannahen solcher Verkündiger. Mögen wir uns einstweilen denn heute noch nicht in der Löwengrube, sondern im Dreiangel zu weiterer Erfreueung an den Ergebnissen Ihrer Forschung wiederum antreffen. Ich gedenke mich noch ein wenig, ehe die Posaunen einsetzen, an dem Abendgesang der Frösche zu begnügen."

Freundlich nickenden Grußes, wie dreißigjährige, fast tägliche Berührung diesen zur Selbstverständlichkeit gemacht, setzte der Sprecher seinen Weg fort.

Daniel Ufilas hatte ihm eine Weile mit sonderbarem, forschendem Blick das Gesicht nachgewendet gehalten und mehrfach fragend vor sich hin gemurmelt: "Was wollte er damit besagen? In der Löwengrube? Was hat er damit anzudeuten die Absicht gehegt? Sollte meinem Munde in unbedachtsamer Weise eine Wortäußerung entronnen sein, welche er einer Deutung auf die Fundgrube des Löwen zu unterziehen vermocht?"

Die Züge des Schulmeisters ließen keinen Zweifel an dem Vorhandensein ernster Inhaltsschwere in diesen Fragestellungen. Das Verlangen nach ihrer aufhellenden Beantwortung erfüllte auch ihn mit einem ernstesten Drange zur Einsamkeit und lenkte ihm den Fuß auf einen schmal sich in Haide und Bruchniederung hineinziehenden Seitenpfad ab. Eine Lerche, die sich bereits zum Schlafengehen gerüstet, flatterte noch wieder mißvergnügt auf, da und dort verschwand einer der vierbeinigen Abendkonzertveranstalter mit einem „Glücks“ vom grünen Rand eines braunen Wassertümpels herab zwischen Binsen und Riedgrashalmen, sonst bot die nähere wie die weitere Umgebung des Weges nichts auf gewaltige Weltereignisse Vorbereitendes dar. Freilich nur scheinbar, denn es war trotzdem etwas vorhanden, und Daniel Ufilas gewahrte dies plötzlich mit einem ihn ungeachtet seiner Bereitschaft rieselnd überlaufenden Schauder der Erkenntnis. Etwas Langes, Dünnes, Dunkles und Sonderbares hob sich in einiger Entfernung manchmal gegen den Horizont, versank hinter einer Bodenwelle und tauchte wieder empor. Es war ein Mensch, und zwar wie ein zeitweilig und freiwillig auf die Nase fallender Mensch, und nun unterschied der einheimische Betrachter auch, es war ein aus östlicher Richtung weglos daher kommender fremder Mensch, im Anfang einer riesenhaften Heuschrecke nicht unähnlich, jetzt sich allmählich mehr mit einem auf der Spitze beknopten wandernden trigonometrischen Zeichen in passenden Vergleich setzend.

Weshalb kam ein fremder Mensch pfadlos von Osten her durch Sand und Sumpf? Das war seit Jahren nicht geschehen, gleichsam eine Abweichung von unverbrüchlichen Naturgesetzen. Unwillkürlich murmelte Daniel Ufilas vor sich hin: „Ex oriente lux!“

Besonders lichtstrahlend nahm der Fremde sich allerdings in der Nähe be-
sehen, nicht aus. Die Hosen befanden sich über seinen Füßen hoch aufgekrem-
pelt, doch trotzdem zeigte eine verschwenderische Fülle von dunklen Flecken, Sprengeln
und Spritzern bis zu den Hüften hinan, daß er unterwegs die vertrauliche Be-
kauntschaft zahlreicher Moorlachen und Torfbrüche gemacht haben müsse. Auch
seine schwarzen Rockschöße schienen Liebhaber muddriger Feuchtigkeit zu sein, und
seinen Filzhut hatte er offenbar einmal zum Schöpfen verwertet, denn es fiel von
den breiten Rändern desselben gleichfalls in Tropfen herunter. Was ihm von
weitem auch in der Farbe Ähnlichkeit mit einer Heuschrecke verliehen, war eine
ungeheure grüne Blechkapsel, die ihm gleich einer Riesenraupe bald auf dem
Rücken, bald über die Brust zu kriechen schien.

Nun rückte er seine Goldbrille auf dem schmalgratigen Nasenrücken eines
kleinen vogelartigen Kopfes etwas zurecht, betrachtete kurz den ernstblickend seines
Herankommens harrenden Poppener Gelehrten und fragte mit einer feinen,
hochtönenden Stimme:

„Befindet sich nicht etwa hier herum eine Wirtschaft — der — der — ich
besinne mich nicht auf den Namen — wo man zu einem Unterkommen gelangen
kann?“

„So, Sie besinnen sich nicht auf den Namen,“ erwiderte der Angeredete
mit demselben Ernst der Lippen, der aus seinen Augen sprach. „Vielleicht aber
gereicht es Ihrem Gedächtnis zu einer Anregung, wenn ich in Ihrer Vorstellung
das signum trianguli aufwecke.“

„Richtig, richtig, der Dreiangel. Ich bin manchmal ein bißchen vergeßlich.
Wohl der magister loci?“

„Die Vergeßlichkeit kann ihren Ursprung aus unterschiedenen Quellen ab-
leiten. Ich bin in der That die hiesige Amtspersönlichkeit, welche Sie zu be-
zeichnen beliebt haben.“

„Freut mich, hätte Sie doch aufgesucht, können mir vielleicht sehr nützlich
sein. Ist's also möglich, in Ihrem — Ihrem — Dreiangel — wunderlicher
Name —“

„Gewiß, ein absonderer Name.“

„Ich meine, ob man darin für einige Zeit Unterkunft finden kann. Auf
Bequemlichkeit kommt es mir durchaus nicht an.“

„Gewiß, höheren Rücksichten ordnen sich die geringeren stets unter. Aber
die Borausicht verflossener Jahrhunderte hat Vorkehrung getroffen, auch den
letzteren im Triangel gerecht zu werden.“

„Schön, schön. Man soll die Erholung als Kräftigungsmittel für die an-
strenghende Thätigkeit nicht mißachten. Sehr dankbar, wenn Sie mich nach diesem
unübertrefflichen Standquartier geleiten wollen. Ich bin der Professor Schabacker
aus Berlin.“

Daniel Uffilas lüftete zugleich mit einer zeremoniellen Verneigung seine
Kopfbedeckung. „Ich weiß, was mir als Pflicht vorbestimmt worden, und sah
ihr in Bereitschaft entgegen. Und gleicherweise weiß ich, daß es mir geziemt,

den Namen, mit welchem Sie sich bei mir eingeführt, als einen zu respektierenden entgegenzunehmen.“

Sie schritten nebeneinander fort, der Professor Schabacker äußerte: „Ein sachkundiger Führer ist in Ihrer Gegend in der That nicht zu unterschätzen. Ich bin ein paar Mal nahe daran gewesen, recht übel wegzukommen.“

„Es steht allerdings wohl zu vermuten, daß Ihnen das Fortkommen aus der preussischen Hauptstadt nicht leicht gemacht worden ist.“

Der Professor warf einen halbverwunderten Blick auf seinen Begleiter, dann versetzte er mit einem unwillkürlichen Zwinfern um die Mundwinkel: „Das scheint Ihnen eine prophetische Sehkraft einzugeben. Es war wirklich eine erhebliche Schwierigkeit des Entkommens für mich vorhanden, aber eben das —“

„Erhöht alle leiblichen und intellektuellen Kräfte des Mannes,“ fiel Daniel Alfilas bestätigend ein, „wenn es sich, um mich vulgären Ausdruckes zu bedienen, um Kopf und Kragen eines von unerbittlicher Bedrohung Gefährdeten handelt, der nur durch heimliche Entweichung einer großen Lebensaufgabe zu gehorchen befähigt wird.“

Diesmal schüttelte der hauptstädtische Zuhörer den Kopf, doch nicht im verneinenden Sinne, sondern in solchem noch erhöhter Bewunderung über das genau Zutreffende in der begründenden Erläuterung der von ihm angetroffenen ländlichen Sehergabe, während der Inhaber der letzteren, von der verständnisvoll aufgefaßten Kundgebung seines Begleiters hochbefriedigt, in einen leichteren Gesprächston überlenkend, fortfuhr:

„Ich denke, es wird die Frage verstattet sein, nach welcher Richtung sich die weltgeschichtlichen Ereignisse zu Berlin in der jüngsten Zeit weiterbewegt haben.“

Professor Schabacker hatte sich während der Frage niedergebückt, eine am Wegrande mit gelbem Schimmer aufbrechende Pflanzenknospe gepflückt und äußerte, dieselbe beschauend: „Ein ungewöhnliches Jahr oder ein außerordentlicher Boden. Schon *Leontodon autumnale*, der Herbstlöwenzahn. Weltgeschichtliches Ereignis? Ich habe von keinem in Berlin gehört.“

„Eine Gattungsart der Bergeßlichkeit, die sich etwa als *oblivio diplomatica* bezeichnen ließe.“ Ein leises, zurückhaltendes Lächeln begleitete die Entgegnung des Schullehrers, und er fügte hinzu: „Vielleicht hat das ungewöhnliche Jahr Sie auf diesen außerordentlichen Boden nicht nur zum Behufe der Auffindung eines Löwenzahnes, sondern auch einer Königsferze oder einer Kaiserkrone geführt.“

„Königsferze — *Verbascum thapsiforme* — Kaiserkrone — *Fritillaria imperialis* —“

Der Professor blickte mit begierig suchenden Augen über die Landschaft vor sich hinaus — „nein, mein Verehrtester, das sind Gegenstände geringfügigerer Bedeutung. Doch eine vergessene, von mir durch glücklichen Fund aufgedeckte Überlieferung besagt als zweifellos, daß Ihre Gegend einen weit köstlicheren Schatz verbirgt, den ich um jeden Preis ans Licht zu fördern suchen werde. Er

kann möglicherweise zur Krönung einer neuen Entwicklungsperiode der Botanik gereichen, aber eben um dieser Wichtigkeit willen bitte ich Sie, über sein hiesiges Vorhandensein Schweigen zu bewahren. Das zufällig anwesende Ohr eines Konkurrenten könnte mir sonst sein Auge und seine Hand zuvorkommen lassen."

"So, so, ein botanischer Schatz zur Entwicklung der Botanik, ich verstehe, Herr Professor," erwiderte Daniel Ufilas mit leicht hervorhebender Betonung. "Nun, dort taucht der Gasthof vor uns empor, an dessen eigentümlichen Namen sich Ihr Gedächtnis nicht zu erinnern vermochte. Es entsprach das dem leitenden Gedanken, der Sie zur Krönung jener neuen Periode berufen, doch es war nicht erforderlich, da die Schicksalsbestimmung mich Ihnen zum Führer entgegengesandt hatte. Ich bitte Sie, sich jeglicher Besorgnis zu ent schlagen, daß ein unbedachtsames Wort meines Mundes Veranlassung zum Mißlingen Ihrer großen Aufgabe bieten könnte. Ich habe meine Pflicht erfaßt und weiß auch der schwereren zu gehorchen, welche mir Nachordnung auferlegt und mich nur ein dienendes Werkzeug der von der Vorsehung Auserlesenen in mir erkennen läßt."

"Sehr liebenswürdig, ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Magister," entgegnete der Professor der Botanik aus Berlin, Herr Anton Schabacker, und sie wanderten dem sich gemach in Dämmerlicht hüllenden Dreiangel entgegen.

* * *

Auch der Pastor Wolfgang Schaffenrath war beim Fortschreiten durch die schöne Abendstimmung der Natur von dem breiten Weg seitwärts abgezogen worden und wanderte gleich Daniel Ufilas auf einem schmalen Pfade in einsamer Stille umher. Nur hatte er sich mehr dem Trocknen zugewandt, der Sand behauptete hier mit großer Energie sein manctausendjähriges Ansiedlungsrecht an die Gegend und setzte überall zeitweiligen Versuchen des Wassers, sich von obenher an der Herrschaft mit zu beteiligen, die Gemütsruhe eines Siebes entgegen. Infolgedessen zeigte sich der Boden zumeist mit Haidekraut und gelbblühendem Ginster bedeckt, kleine Hügel und Thäler mischten sich durcheinander, die einem Geologen keinen Zweifel über den Genuß belassen hätten, sich zwischen ehemaligen Seedünen zu befinden, Wachholdergesträuch nickte wie dunkles, etwas störriges Haar über die Stirnränder goldgelber, nackter Erdabhänge herunter, und kleine Kiefergruppen schienen sich nach ihrem keineswegs verdrossenen Aussehen durch die Gesellschaft zierlicher, in feine weiße Bastgewänder gehüllter Birken geehrt und erheitert zu fühlen.

Es war recht ein Fleckchen Erde, um sich allein mit seinen Gedanken darin zu befinden, und wiederum doch auch, um sich nicht allein hier aufzuhalten, sondern sonst noch jemandem einen Mitgenuß daran zu vergönnen. Besonders mußte solcher Wunsch in der zur Geselligkeit hinneigenden Jugend lebendig werden können, dann aber allerdings ein hier Verweilen zu Zweien noch mehr an Bedenken in sich tragen als selbst in der geräuschlosesten Wohnstube oder einem von Frühlingsblüten duftenden Garten. Dies mochte in der Vorstellung

des einsamen Betrachters eine deutliche Erkenntnisgestaltung angenommen haben, denn er sprach nach einem Weilchen laut vor sich hinaus: „Nun, es ist gut, daß ich meine liebe Käthe nächstens einmal mit mir hierherführen kann.“

Da trug sich etwas sehr Unerwartetes zu, denn bei dem Stimmenklang erhob sich ein wenig seitwärts von dem Sprecher plötzlich ein Rascheln, und es stellte sich heraus, daß sich doch noch jemand den Mitgenuß der stillen Gegend vergönnte. Freilich vor der Hand oder wohl seit einer ziemlichen Weile nicht mit einer Begehrlichkeit der äußeren Sinne, denn ein Kopf, der sich hinter einer niedrigen Deckwand von Wachholder aufrichtete, bot unverkennbare Anzeichen, daß er von den lautgesprochenen Worten aus dem Schlafe aufgeweckt worden sei. Ungewiß, mit zwinkernden Wimpern sah er den Pastor und dieser nicht minder überrascht ihn an. Der noch halb Verschlafene war ein junger Bursche mit breitrandigem Filzhut auf dem Kopf, einem weiten, blusenartigen Rock, wie Studenten ihn wohl für eine heiße Fußwanderung anlegten, und auf denselben Zweck hindeutend lag ein kleiner Kalbsfellranzen neben ihm. Augenscheinlich war der Tourist weit marschiert und hier von Müdigkeit befallen, aber im Gegensatz zu dem Professor Schabacker aus Berlin hatte er seine Kleidung in tadellosester Sauberkeit erhalten. Selbst seine reisemäßig halb mit Gamaschen bedeckten Stiefel wiesen nichts als ein bißchen losen Staub auf sich, und die am Halse wie an den Handgelenken breit übergebogenen Leinwandumschläge wetteiferten an weißer Frische mit den schneehellen Wolken, die da und dort durch das Blau des Abendhimmels auf Wanderschaft gingen. Doch war er unverkennbar kein auf einer solchen begriffener Handwerksbursche, vielmehr aus gutem Hause und der Naturanlage nach wohl ein wenig Mutterjöhnchen, denn er trug nicht nur auf den Füßen Schuhe, sondern auch, der deutschen Bezeichnung gemäß, auf den Händen. Und alles an ihm verriet durch Ebenmaß, Wohlgestaltung und schickliche Ordnung die Abkunft von Angehörigen höheren und gebildeten Standes. Er fand es sichtlich auch nicht passend, vor der Betrachtung von seiten eines Fremden in seiner hingestreckten Lage zu verharren, sondern richtete sich, seinen Blusenrock hurtig mit beiden Händen straff herunterziehend, zu sitzender Stellung in die Höhe und blickte dem unweit vor ihm Anhaltenden, unter dem schattenden Hutrand hervor, jetzt aufmerksam mit zwei hellen, grauen Augensternen ins Gesicht.

Ein derartiger Haidegast gehörte nun zwar durchaus nicht zu den üblichen Gegendvorkommnissen, allein neben einigem andern unterschied sich der Altenhagener Pastor von dem Poppenroder Magister auch darin, daß er in jenem zunächst nicht den Boten oder Bevollmächtigten eines nach jahrhundertlangem Ratschluß auf ihn heranschreitenden Weltereignisses, sondern einen mutmaßlich etwas vom richtigen Wege abgekommenen jungen Fußwandersmann wahrte. Demzufolge hielt er mit Anteilnahme und Wohlgefallen, doch ohne sturmwellenhaft in ihm aufgeregte Gedanken den Blick gleichfalls auf den wortlos Daisitzenden verwandt und äußerte freundlichen Tones: „Mein Kommen hat Sie wohl

ein wenig erschreckt, junger Herr, wie es einem bei plötzlichem Erwachen an fremdem Orte zu geschehen pflegt."

Das leugnete der Gesichtsausdruck des Angeredeten nicht ab, und auch sein Kopf nickte dazu. Im übrigen aber beschränkte er sich darauf, ohne Erwiderung den Sprecher weiter in Betracht zu nehmen. Der letztere sagte nochmals: „Vermutlich sind Sie in der Heide ein bißchen von Ihrem beabsichtigten Wegziel abgeraten?“

Dazu schüttelte der Kopf des jungen Burschen, und Wolfgang Schaffenrath fuhr fort:

„Doch es steht wohl anzunehmen, daß Ihnen eine gute Unterkunft für die einbrechende Nacht erwünscht fallen dürfte.“

Das bestätigte der Kopf wieder, die Augen desselben drückten zugleich etwas wie ein zufriedenstellendes Ergebnis ihrer Musterung der Züge des Pastors aus, doch die Lippen drunter verblieben so tonlos wie bisher.

Dem vergeblichen Fragesteller kam ein ihn teilnahmsvoll bewegender Gedanke. War dieser ungewöhnlich einnehmende junge Mann etwa taubstumm?

Nein, taub allerdings nicht, denn er verstand ja offenbar die Ansprache. Aber stumm schien der Unglückliche in der That.

Schaffenrath sann ein paar Augenblicke umher, dann geriet er auf das für solchen Fall einschlägigste Verfahren. Er sagte mitleidig: „Wenn Sie mir den Namen des Ortes angeben wollen, den Sie zu erreichen getrachtet haben,“ und er zog gleichzeitig ein Taschenbuch nebst einem alten silbernen Crayon hervor und hielt beides dem Sprachunfähigen hin.

Dieser sah den hilfsbereiten Darbieter an, es zuckte ein wenig um seinen nicht vom leisesten Bartanflug überschatteten Mund, dann bemühten die roten Lippen sich vergeblicher, Widerstand zu leisten, und nun brachen sie in ein helltönig durch die Abendstille klingendes Lachen aus, dem eine feine Stimme nachfügte: „Was soll ich damit?“

Die erste Empfindung des Pastors bestand in einer dankbaren Freude, daß seine Annahme ihn getäuscht habe. „Gottlob!“ sagte er, „Sie sind's also nicht.“

„Was nicht?“ fragte die helle Stimme.

Er mochte das Wort nicht nennen. „Das, was Sie zu sein schienen.“

Das Gesicht des Fremden überblühte sich etwas mit rosiger Färbung und er versetzte: „Wenn Sie es gemerkt haben — Sie sind der Erste, der's gethan.“

Unwillkürlich frug Schaffenrath: „Haben Sie denn sonst mit niemandem unterwegs gesprochen?“

„Das mußte ich wohl, aber auch dabei hat es keiner bemerkt.“

War es, statt mit der Zunge, im Kopf des jungen Menschen nicht ganz richtig bestellt? Dem Pastor flog heraus: „daß Sie nicht stumm seien?“

„Stumm?“ Nun bemaß der Blick des Sitzenden den vor ihm Stehenden mit einer Frage nach der Richtigkeit seines Verstandes. Aber danach lachte er wieder: „Ja so, das hatten Sie —,“ und er fügte hinzu: „Nein, ich kann manchmal nur zu gut reden.“

Ein klein wenig melancholischen Klanges lag darin und befestigte Schaffenrath in der Überzeugung, mit seiner letzteren Hypothese leider den Thatbestand entsprechend beurteilt zu haben. Es fiel zweifellos notwendig, Angehörigkeit und Reisezweck des nicht ganz Zurechnungsfähigen mit Vorsicht auszufunden, und der Pastor sprach:

„Da Sie also zu sagen vermögen, welches Ziel Ihr Weg im Auge hat —“

„Nein, das weiß ich nicht. Die Luft in der Stadt bekam mir nicht, und der Arzt hat mir einen Landaufenthalt angeraten.“

„So, der Arzt? Und wo hat er denselben verordnet?“

„Das weiß ich nicht. In einer guten und möglichst stillen Kuranstalt.“

„So, in einer Kuranstalt? Und welche Behandlung hat er darin vorgeschrieben?“

„Ich glaube eine Milchkur, um etwas besänftigend zu wirken.“

„Nun ja, das mag dienlich sein. Und darf ich mich wohl nach dem Namen des Herrn erkundigen, dem ich gern die erforderliche Beihilfe zu leisten bereit bin.“

„Namen?“ Der Befragte sah auf. „Namen? den hab' ich nicht und für die zwei Tage, in denen ich unterwegs bin, auch nicht gebraucht.“

„Nun, es ist ja auch nicht nötig, einen solchen zu besitzen. Doch vermutlich trägt die Stadt, die uns das Vergnügen Ihres Hierherkommens bereitet hat, einen Namen.“

„Ja, aber den weiß ich nicht.“

Ein schalkhafter Zug umspielte bei der letzten Antwort den Mund des jungen Burschen, der, graziös von seinem Sitz aufhuschend, hinzusetzte:

„Sie halten mich für ein bißchen verrückt, Herr Pastor, und ganz haben Sie damit vielleicht nicht unrecht. Aber Sie hören, daß ich noch so vernünftig bin, Sie erkannt zu haben, ohne Ihren Namen zu wissen. Und da Sie so freundlich sind, mir Ihre Beihilfe anzubieten, nehme ich sie sehr dankbar an, denn Ihre Luft und Ihre Gegend hier scheinen mir für meine Kurabsicht sehr geeignet, und ich möchte sie gern sobald als möglich in etwas besser gewohnten Kleidern antreten.“

Es war Wolfgang Schaffenrath, der seit dreißig Jahren Pastor zu Altenhagen, Poppenrode und Helbertshusen gewesen, nicht zu verargen, daß er plötzlich — und zwar jetzt erst — ziemlich verdukt dreinsah. Innerhalb dieser nicht unansehnlichen Zeit war ihm vom Menschengeschlechte kaum einmal etwas Weiteres vor Augen gekommen als die Bewohner der genannten drei Ortschaften nach ihrer Einteilung in männliche und weibliche. Der letztere Gattungsunterschied ergab sich aber, zum mindesten außerhalb der Häuser, in sehr viel geringerem Grade durch natürliche Kennzeichen als durch das gewiß Nützliche und Schickliche, doch immerhin Künstliche der Kleidung. Nur mit seltenen Ausnahmen würde eine Vertauschung derselben den Blick dennoch zur Entdeckung des schönen und des anderen Geschlechtes genötigt haben, und der Verlaß auf die äußere Hilfe war deshalb ein ebenso erforderlicher als sicherer, da es sich zweifellos seit Er-

schaffung der Welt oder den Tagen der steinältesten Großmütter hier nicht zugetragen, daß ein Bauernsohn sich Röcke um den Leib gebunden oder eine Bauerntochter sich ein paar Hosen angezogen hatte. Auf dem Theater mochte etwas Derartiges vorkommen, aber da Wolfgang Schaffenrath sich niemals in einem solchen befunden, war er auch nie von der Frage berührt worden, ob es dort im gegebenen Falle leicht oder schwer möglich sei, die beabsichtigte Täuschung zu erkennen. Wahrscheinlich indes erregten auf der Bühne junge Mädchen in Männerkleidern auch vollständig den Eindruck junger Männer, und man mußte durch Erfahrung geübt sein, sie von solchen zu unterscheiden.

Das waren die Gedanken, welche dem Pastor von Altenhagen plötzlich wunderbarlich durch den Kopf fuhren, und ingleichen die Stellung, die er einem über ihn gekommenen und ihn beinahe etwas unheimlich anrührenden Ahnungsgefühl gegenüber einnahm. Er wußte nicht, woher dies ihn jählings angefaßt — aber so sicher und gewandt redete ein junger Gymnasiast oder Student nicht, und — wenn es nicht seit einem Menschenalter anders in der Welt draußen geworden war — dann besaß derselbe mutmaßlich auch nicht so kleine Füße und kleine Hände, und die Stimme stand ebenfalls mit der eigentlich erfahrungsgemäß vorauszusetzenden nicht recht im Einklang. Alles das ging Wolfgang Schaffenrath erst jetzt, doch gleichzeitig auf, und er blickte die nunmehr aufrecht vor ihm befindliche schlank-anmutige Gestalt mit etwas befangener Ungewißheit an und fragte:

„Sind Sie —?“

Doch er kam vorerst nicht weiter; er hatte sich mit der Stummheit und der geistigen Störung vorhin doch zu stark im Irrtum befunden.

„Was soll ich sein?“ versetzte sein Gegenüber.

Nun, in Gottes Namen denn! „Eine Schauspielerin?“ fragte der Pastor halb zaghaft.

„Ein bißchen ist das, glaub' ich, jede von meiner Art.“

Das konnte, abgesehen von der in den Worten enthaltenen Bestätigung, nur ein weiblicher Mund mit solchem Tone hervorbringen, und rasch fügte das junge Mädchen oder die junge Dame, jedenfalls das junge Frauenzimmer hinterdrein: „Also wenn ich nach Ihrem freundlichen Anerbieten mit Ihnen gehen darf, Herr Pastor, so hätte der Zufall oder der Himmel mich heute nicht besser zu Dauf verpflichten können.“

Fast wäre Wolfgang Schaffenrath ein: „Am Gotteswillen!“ von den Lippen geflogen, das sich ihm plötzlich bei der Vorstellung herausdrängte, er kehre im Abenddunkel mit einer in Männerkleidung befindlichen Schauspielerin in das Pfarrhaus von Altenhagen zurück. Vor sich gewahrte er seine, ihm mit einem Licht zur Erhellung des Flurs entgegenkommende „liebe Käthe“ — Daniel Alfilas hatte doch nicht ganz unrecht, es lag etwas Ungewöhnliches und mit einer gewissen Beunruhigung Erfüllendes in diesem Jahr 1848. Man that wohl, sich in demselben mehr als sonst der dem Menschen zur Mitgift verliehenen Vorsicht zu bedienen, und der Pastor unterdrückte den unwillkürlichen Laut der Erschreckung

und versekte statt dessen eilig: „Nun ja, ich werde Sie ein Stückchen Weges geleiten — Fräulein — und Sorge tragen, daß Sie an passendem Orte eine Unterkunft für die Nacht finden. Doch zu diesem Behufe wäre es wohl wünschenswert, wenn Sie mir nunmehr Mitteilung über Ihren Namen und Heimatsort, sowie über den Zweck Ihrer ein wenig — ungewöhnlichen — Reise machen wollten.“

„Das, sagte ich Ihnen schon, weiß ich alles nicht. Ich bin auch garnicht wißbegierig, die Namen der Dörfer unter den Kirchtürmen zu erfahren, die ich vorhin um uns her liegen gesehn.“

Ein Lächeln ging bei der Erwiderung um den Mund der Antwortenden, die zugleich den drückenden Filzhut für ein Weilchen zur Erleichterung von der Stirn herunternahm. Dadurch geriet ein Köpfchen mit halb kurzgeschnittenem, braungeflocktem und gelocktem Haar zu deutlichem Vorschein, und von allen Formen, Farben und Zügen desselben ging so viel weibliche Anmut, Lauterkeit und ruhiges mädchenhaftes Bewußtsein aus, daß der Pastor Wolfgang Schaffensrath zum drittenmal von dem Gefühl, sich einem Irrtum hingegeben zu haben, durchdrungen wurde. Wenn er auch nie eine Komödiantin mit Augen gewahrt hatte, blieb ihm doch kein Zweifel, derartig sehe eine solche nicht aus, sondern die Fremde gemahnte ihn weit mehr an Katharina Hollerbusch, wie diese vor etwa dreißig Jahren noch getreulich in seiner Erinnerung stand. Nicht gerade in der Färbung und den Zügen des Gesichtes, denn — um pflichtschuldig der Wahrheit keinen Abbruch zu thun — war das gegenwärtig vor ihm befindliche wohl feiner geartet und vielleicht auch von geistig ausdrucksreicherem Gepräge, als die liebe Käthe es besessen. Aber in den hellen Augen lag derselbe unbesangene, sichere, jugendmutige Blick und doch gleichfalls in seinem Hintergrunde ganz leise von dem stumm aufschimmernden Glanz durchflossen, der so manchmal den neuen Predigtamtswalter in Altenhagen zu dem schnellen, rätlichen und redlichen Entschluß veranlaßt hatte, sich selbst und seine junge Hauswirtschafterin eine Weile dem Alleinsein zu überantworten. So voll scheulofer Redlichkeit, aber dennoch schweigsam etwas in sich bergend, schauten die köstlichen Augensterne drein, daß es dem Pastor seltsam gedächtniswarm ums Herz wurde und ihm die Erwiderung abnötigte: „Nun ja — mein liebes junges Fräulein — es fühlt sich auch meine Wißbegierde völlig durch mein Auge und Ohr zufriedengestellt und findet in Ihrer Unwissenheit keinen Anlaß, Ihnen die Beihilfe zu versagen, zu der mich wohl ein Himmelswille heute an diesen Platz geführt. Doch bleibt es immerhin für einen Menschen, der in einem Gasthause eintrifft, wünschbar, wo nicht erforderlich, daß er irgend einen Namen trägt, mit dem man ihn dort zu bezeichnen vermag.“

Die junge Fremde nickte, daß sie sich der Richtigkeit dieser Ansicht nicht verschließe, schüttelte indes gleich darauf den Kopf: „Aber ich habe keinen passenden Namen mitgebracht — ich bin ein bißchen schnell abgereist und da vergißt man so etwas leicht.“ Sie sann kurz umher, dann fügte sie vertrauensvoll-schelmischen

Tones nach: „Doch Sie sind ja ein Herr Pastor — das ist sicher ebenfalls der Wille des Himmels gewesen — können Sie mich nicht noch einmal taufen?“

Es ließ sich kein übermäßiger, vielleicht sogar ein etwas großstädtisch mangelhafter Respekt vor dieser kirchlichen Handlung aus der Frage heraushören, doch der Pastor von Altenhagen nahm keinen Anstoß daran, sondern versetzte lächelnd: „Ein Wiedertäufer — ich hätte vor einem Stündlein nicht gedacht, mich heute noch zu dieser Glaubensgemeinschaft zu bekennen. Aber man ersieht, daß solche Befehrung rasch von statten gehen kann, wenn die innerliche Überzeugung ihr nicht entgegentritt. Nun ja, mein lieber Täufling, da ich nicht bezweifle, eine erlaubte und nützliche Handlung zu vollziehen, so wollen wir uns einmal an ein Nachdenken darüber begeben. Mir erschiene der wohllautende und durch passende Bedeutung sich empfehlende Name Gertrud zunächst nicht ungeeignet.“

Die noch Unbenannte lachte: „Ich bin mit jedem zufrieden; man muß in meiner Lage genügsam sein. Welche passende Bedeutung hat er denn?“

„Nun — ich meinte nur — er bedünkte mich als dem Klange nach wohl entsprechend. Und dann — was den Zunamen anbetrifft — wie wäre es — siehe da, noch eine Lerche, die ihr Nest aufsucht — oder kommt sie etwa, um Pathenstelle zu versehen? Ein zierliches Böglein als Pathe bei dem andern, das in die Welt ausgeflogen, ohne recht zu wissen, wohin, ist wohl nicht unangemessen, und unsere Altvordern fügten gern die Bodenbeschaffenheit, darauf sie sich angesiedelt, hinzu. Das ergäbe dann in unserem Falle mitfsammen eine ‚Heidelerche‘.“

„Gertrud Heidelerche“, fügte die Zuhörerin aneinander; „das müßte ein anspruchsvoller oder undankbarer Täufling sein, der bei der Benennung zu weinen anfinge.“

„Nun, so wollen wir ihn, wenn er selber damit einverstanden, also in das Wirtschaftsbuch des Dreiangels eintragen,“ schloß Wolfgang Schaffenrath und bekräftigte die gültig stattgefundene Namensverleihung, indem er einen Augenblick sanft seine Hand auf das weiche braune Haar vor sich niederlegte. Er that das mit der bei einer Taufhandlung seinem Arm gewohnheitsmäßigen Regung, doch durchaus nicht in erzwungener Weise, sondern sichtlich einem natürlichen Zuge eigenen Wunsches nachgebend, und das getaufte Kind Gertrud Heidelerche schaute ihm dankbar-zutraulich dabei ins Gesicht.

Es begann stark zu dämmern, beide schritten nun miteinander durch die stillen Sandhügel der Straße zu. Der Pastor erläuterte seiner Begleiterin Beschaffenheit und Bewohner des Dreiangels, der sich ihr zum Aufenthaltsort darbierte; sie zeigte sich außerordentlich erfreut darüber, sagte, daß sie ihr Augenmerk gerade auf einen derartigen Unterstand gerichtet gehalten habe und sich nichts Besseres zu wünschen wisse. Weiter indes äußerte sie nichts, sodaß sie danach schweigend den Weg fortsetzten.

Diesen war Wolfgang Schaffenrath nun sicherlich schon einige tausendmal gegangen, aber so wunderbarlich doch noch niemals wie heute Abend. Unsichtbar wanderte irgend jemand an seiner andern Seite und fragte, ob es in seinem

Kopfe denn nicht ganz richtig bestellt sei. Er habe ein junges Mädchen in Männerkleidern angetroffen, das höchst mutmaßlich seinen Eltern davongelaufen sei, jede Auskunft über Namen, Herkunft und Heimat weigere, nur erkläre, es sei hier und wolle hier bleiben. Und das Behaben dieses wildfremden Geschöpfes habe er, der Pastor zu Altenhagen, nicht nur gut geheißt, sondern es sogar unter seinen Schutz genommen, ihm für seine unbekanntete Absicht Vorschub und Beihilfe mancherlei Art geleistet. Und statt wie ein würdiger, grauköpfiger Seelsorger seine Pflicht zu üben, habe er noch wie ein Knabe Scherz und Spaß mit dabei betrieben.

Darauf wußte der Angesprochene eigentlich nichts zu erwidern, als daß es eben in der That wohl in seinem Kopfe nicht ganz richtig bestellt sein müsse. Denn er habe nicht anders gekonnt, Gott helfe ihm, wie der Mann zu Worms einst gesagt. Oder vielmehr, er habe seinen Kopf gar nicht befragen können, da das Herz ihm kurzer Hand die Entscheidung vorweggenommen, indem es ihm um dies herum so warm und jung und freudig geworden sei —

Da fiel die Stimme des unsichtbaren Begleiters spöttisch ein: So daß du alter Thor sogar obendrein noch deiner lieben Rätthe ungetreu geworden und deiner Hand nicht Widerstand leisten konntest, sich auf das weiche Haar des hübscheren jungen Dinges zu legen.

Doch nun schüttelte der Pastor Wolfgang Schaffenrath mit ruhiger Zuversicht den Kopf und antwortete: Dieser thörichte Vorwurf dient mir zur Beschwichtigung, denn er giebt mir den festen Glauben, daß du dich in den andern ebenso getäuscht wie in ihm. Mir war's in dem Augenblick, das Lebensglück habe es besser mit meiner lieben Rätthe und mir gemeint gehabt, und es stehe ein Geschenk vor mir, das uns die schöne Freia von ihrem Hollerbusch zugesandt, um uns für die Tage des Alters eine köstliche Freude zu bereiten. Und es steht einem Vater doch wohl zu, daß er glücklich ist, die Hand einmal auf das Haupt seines Kindes legen zu können, wenn es ihm auch nur in der Vorstellung eines Traumes und zum Scherze so zu teil wird. Es ist sehr sonderbar: Man kann wohl dreißig Jahre lang in der Stille die Menschendinge überdenken und seine Rechnung abschließen, was von ihnen Wert und Unwert besitze. Aber wenn das fremdgewordene, schöne, junge Leben dann auf einmal in die ruhig fertigen Gedanken hereinkommt, dasteht und lächelt und anblickt, da ist es doch sonderbar anders, und das alte Herz fühlt es wie ein eignes, junges Glück.

Darauf vermochte nun offenbar seinerseits der unsichtbare Geleitgeber nichts zu erwidern, schwieg völlig und machte sich wahrscheinlich seitwärts im Zwielficht davon. Statt seiner aber sagte Gertrud Heidelerche jetzt laut und mit einem Stimmenklang, der an den ihrer neuen Namensschwester erinnern konnte:

„Warum sprechen Sie nicht mehr mit mir, Herr Pastor? Ist Ihnen die Besorgnis gekommen, daß Sie mit Ihrem Täufling keine Ehre einlegen werden? Er ist nur von etwas ungewöhnlicher, aber nicht von schlimmer Art, und Sie haben nichts Übles daran gethan, ihn unter Ihre Obhut zu nehmen. Glauben Sie es meiner Hand, als ob Sie mein Vater wären — ich wollte, Sie wären es.“

Das Letzte schloß sich mit einem leichten Seufzeranhauch hinterdrein, während die Art, in der das andere gesprochen worden, unverkennbar Zeugnis von einer feinen Bildungsstufe des Geistes wie des Herzens ablegte. Sie waren in die Nähe des Dreiangels gelangt, Wolfgang Schaffenrath hielt die ihm dargebotene kleine, warme Hand in der seinigen und entgegnete: „Nun, dessen bin ich auch im Innern vergewissert, liebes Kind, daß der Weg, der uns zusammengebracht, nicht an ein Ziel des Unrechts zu führen bezweckt. Ich gedachte nur, wie mir heute Abend zuvor jemand gesprochen, daß er dieses Jahr für ein wichtiges Weltereignis ausersehen halte und daß ich Zweifel darein gesetzt —“

„Ach, darum bin ich ja eben hier,“ fiel Gertrud ein, „um von diesen unflugen und unflug machenden Weltereignissen nichts mehr zu hören und zu sehen.“

„Aber mich bedünkt, als habe er richtig prophezeit, es könne doch das Wichtigste unter allen sich zutragen wollen und ich sei zur Mitarbeit an gutem Ausgange desselben berufen. So will ich denn jetzt zuvörderst ein wohlgeschütztes Nest für die Haidelerche bereiten lassen.“

Der Pastor hieß seine Begleiterin geduldig ein wenig warten, trat allein in den Dreiangel ein, von wo er nach Abhaltung einer Zwiesprache mit Hanne-Soffe, von dieser geleitet, zurückkehrte. Die Wirtstochter betrachtete den sonderbaren Gast, soweit das eingebrochene Dunkel es verstattete, mit großstaunenden Augen, welche besagten, daß auch ihr nichts Derartiges im Leben, weder wachend noch im Traum, vorgekommen sei. Aber merklich hatte der Pastor bei ihr in der vorausgegangenen Unterredung gut für seinen Schützling gesorgt, denn das Behaben Hanne-Soffe's drückte nicht allein noch nicht überwundenes Staunen aus, sondern ebenso sehr Respekt vor dem Ankömmling und Bereitwilligkeit zu jeder geforderten Hilfsleistung. Etwas ungewiß faßte sie die Hand der gegenwärtig vollkommen als ein junger Mann Erscheinenden, zog sie durch eine Hinterthür mit sich ins Haus und führte sie behutsam über die Treppe in ein kleines, wohl eingerichtetes Gastzimmer hinauf.

Wolfgang Schaffenrath dagegen begab sich in die Herrenstube des Dreiangels, in seinem Gemüt zugleich um einiges erleichtert und um ein wenig beschwert. Ersteres entsprang der glücklichen, unbemerkten Unterbringung Gertrud's, und das andere rührte von seinem Bewußtsein her, daß der Respekt Hanne-Soffe's vor dem seltsamen Gast durch seine Mitteilung begründet worden, derselbe sei eine junge Verwandte von ihm und durch die unsicheren Zeitläufte draußen genötigt, hier einstweilen einen verborgenen Zufluchtsort aufzusuchen. „Nun, pia fraus, pia fraus,“ beschwichtigte er sich innerlich, und ein äußeres Hilfsmittel kam ihm hinzu, indem er die Bekanntschaft des bereits in der Wirtstube eingetroffenen Professors Anton Schabacker aus Berlin machte. Dies geschah durch die Vermittelung des gleichfalls anwesenden Daniel Ulfilas, und ungewohnterweise umschloß die alte Stube so heute Abend drei Gäste. Doch erhöhte sich dadurch die Gesprächigkeit in ihr nicht; der Schulmeister entwickelte nicht seine sonstige lehrreiche Beredsamkeit, sondern saß zurückhaltend und aufhorchenden Ohres, während der Professor sich eifrig damit beschäftigte, den

Pflanzeninhalt seiner grünen Blechkapsel zwischen grauem Löschpapier unterzubringen. Bei dieser Thätigkeit äußerte er nur ab und zu: „Wirklich ein ungewöhnliches Jahr,“ was Daniel Ufilas mit einigem Nachdruck bestätigte: „Ein sehr ungewöhnliches Jahr,“ und Wolfgang Schaffenrath stimmte ebenfalls zu: „Nun ja — ungewöhnlich allerdings.“ — „Ein Jahr, das mir Gäste ins Haus bringt,“ schloß Peter Sötebier von der Stubenecke her, „ist ein gutes Jahr; nur immer mehr!“ Dann trat wieder eine sonst zwischen den Wänden am Abend nicht bräuchliche Schweigsamkeit ein, bis der Professor Schabacker bei der Betrachtung einer kleinen Blume vor sich hinsagte: „So weit schon vorbereitet hätte ich mir die Blüte der Andromeda auch auf diesem Boden nicht gedacht.“ Das Ohr des Schullehrers spannte sich aufmerksam hinüber und er wiederholte: „Der Andromeda? Sie haben wohl die Bereitschaft des Bodens für dieselbe etwas unterschätzt, Herr Professor.“ Der Pastor nickte von seinem Sitz zu dem niedlichen Haideblümchen hinüber und meinte: „Es ist hübsch, wenn jegliches Gewächs auf seinem Ort zum Blühen gelangt, und man muß es darin fördern.“ Dagegen versetzte Peter Sötebier, aufstehend und zuschauend: „Nee, mit Verlaub, das muß man nicht, Herr Pastor; wir nennen das „falschen Porst,“ und es ist ein Unkraut, was man nicht leicht wieder los wird und Schaden anstiftet.“

Einmal ging die Thür der Herrengaststube auf, und Wolfgang Schaffenrath sprach die hereintretende Haustochter an: „Liebe Hanne-Soffe, wollen Sie mir ein reines Wort Gottes geben.“ Aber gleich danach sah er höchlich erstaunt auf die schneeweiße Schürze und das schwarze Samtmieder der Umgewendeten, denn über dem letzteren hob sich nicht der flachsblonde Kopf Hanne-Soffes, sondern aus dem Sonntagsstaat derselben der kastanienbraun überdeckte Gertrud Heidelerche's in die Höhe. Und zwar that er dies jetzt mit so unverkennbarer reizender Mädchenhaftigkeit, daß auch dem Kurzsichtigsten keinen Augenblick der Gedanke kommen konnte, einen verkleideten jungen Mann vor sich zu haben. Nur sagte die erste Anschauung, so hübsch die saubere ländliche Kleidung ihr stand, daß dies Gesicht nicht für eine solche geschaffen und bestimmt sei.

Daniel Ufilas hielt ihr ebenfalls, von der unbekanntem Erscheinung wortlos befremdet, den Blick zugewandt, und der Zufall ließ auch die bebrillten Augen des Professors Schabacker sich zu ihr aufheben. Dabei entglitt seinem Munde unwillkürlich die Äußerung: „Ei, mir ist —“

Es machte den Eindruck, daß die Hereingetretene sich bei ihrer Unbekanntschaft mit dem Hause in der Thür geirrt habe, denn sie drehte sich bei den Worten des Berliner Professors rasch ab und verließ die Stube wieder. Der Schullehrer aber fragte mit einer, von verhaltenem Atem gekündeten Spannung:

„Was ist Ihnen?“

„Mir war's, als ob diese Pflanze — dieses Gesicht, meine ich, mir bereits einmal vorgekommen sei,“ entgegnete der Botaniker.

Peter Sötebier mußte von seiner Tochter schon Unterricht in bezug auf seinen neuen Hausgast empfangen haben, denn er meinte phlegmatisch:

„Ist wohl ein Irrtum, Herr Professor, das junge Mädchen stammt, glaub' ich, aus Buxtehude und soll hier für ihre Gesundheit frische Milch trinken.“

„So, Standort Buxtehude — nun, so wird sie im allgemeinen zu der Familienklasse der gleichen Gewächsordnung zu zählen sein und würde sich bei näherer Untersuchung durch ihre besonderen Merkmale unterscheiden,“ antwortete Anton Schabacker, sich mit lebhaftem Interesse wieder auf seine Pflanzen herunterbückend, während Daniel Ulfilas langsam nachfügte: „Sawohl — begreiflich — zu der Familienklasse der Andromeda.“ Und er ließ an Peter Sötebier einen Blick vorübergehen, der zugleich Mitleid mit der Geistesbeschaffenheit des Angeschauten und den Aufglanz einer tiefgreifenden Erkenntnis in ihm selbst zum Ausdruck brachte.

Nach diesem kurzen Zwischenfall gaben sich indes die beisammen Sitzenden wieder fast ohne Unterbrechung ihrer vorherigen Wortfargheit hin und beharrten darin, bis der Professor seine Ordnung vollendet hatte. Er war von langer Kreuz- und Quierwanderung seit der Morgenfrühe müde, verlangte nach einem Bett und verabschiedete sich mit den Worten: „Die Prognose ist jedenfalls zufriedenstellend, morgen denke ich mit der näheren Prüfung der Bodenverhältnisse in der Umgegend zu beginnen.“

Der Schullehrer verbeugte sich ernst: „Ich stehe jederzeit mit den mir verliehenen Gaben und Kenntnissen zu Befehl,“ und der Wirt führte den Gast zum Schlafzimmer hinauf. Doch auch die beiden Zurückbleibenden fühlten heute ein früheres Aufbruchsbedürfnis als sonst; der Pastor trat ins Freie hinaus, während Daniel Ulfilas noch flüchtig Hanne-Soffe in der gegenüberliegenden leeren Bauernschenkstube aufsuchte, und einen bedeutsamen Blick auf sie niedersenkend, raunte: „Meine Zuneigung für Euch, Johanna Sophia, läßt mich nicht von hier gehen, ohne zuvor Euer Auge darüber aufzuhellen, daß Euer Haus seit heute die Auszeichnung genießt, eine hohe und weltgeschichtliche Persönlichkeit in sich zu beherbergen. Weitere Auskunft zu erteilen, verbietet mir höherer Ratschluß noch; ich nenne Euch nur den Namen „Andromeda“ und hoffe, daß Eure Fassungsgabe sich ausreichend erweisen wird, Euer Verhalten danach einzurichten. Solche höchstgestellte Damen verlangen zuvörderst die strengste Wahrung ihres Infognitos, doch fordern sie dabei ein geziemendes Mittelmaß zwischen harmloser Vertraulichkeit und Devotion, Johanna Sophia!“

„Hohe Persönlichkeit?“ wiederholte Hanne-Soffe — „die Base oder was vom Herrn Pastor?“ Sie sah verständnislos dem Davongeschrittenen nach, der draußen nur mit kurzem Gruß von Wolfgang Schaffenrath Abschied nahm und mit höher noch als gewöhnlich gehobenen Knieen hastig den Weg zu seiner Burgkemenate in Pappenrode einschlug. Dabei murmelte er vor sich hin: „die Wissenschaft der Gottesgelehrsamkeit umhüllt den Sinn für irdische Dinge mit Finsterniß; sein Auge ist geblendet und hat ihn nichts wahrnehmen lassen.“ Der Pastor von Altenhagen schritt seinerseits auf dem breiten Sandwege entlang und sprach beruhigt halblaut zu sich selbst: „Nun gottlob, seine Überäugigkeit gewahrt nicht, was ihm zwischen die Füße gerät, und er hat nichts gemerkt.“

Oben in der Gaststube des Dreiangels aber sagte der Professor Anton Schabacker zu seinem Wirt, der ihm Licht angezündet:

„Haben Sie etwa Sumpffieber hier, die Leute in der Gegend erscheinen mir ein wenig wunderlich im Kopf.“

„Das kommt wohl davon, daß das Braumbier ein bißchen stark ist,“ antwortete Peter Sötebier gemütsruhig und überließ seinem Gast die Lösung der Frage, welchen Kopf das genannte Getränk nach diesem Orakelspruch etwas in seiner Klarheit beeinträchtigen möge.

Jedenfalls befand sich derjenige Wolfgang Schaffenrath's nach einigen Richtungen nicht ganz in klarem Zustande, wie er nun durch die linde Sommernacht näher an Altenhagen heranwanderte. Er hatte, mit dem Verstande bemessen, nicht ganz nach der Vorschrift desselben gehandelt. Aber war denn die Welt eigentlich so, wie der Verstand sie auffaßte? Konnte sie nicht ebensowohl auch so sein, wie das Gefühl sie empfand, und war sie in dem Falle nicht schöner? Er sah zu dem flimmernden Sternenhimmel in die Höhe. Den hatte allerdings jemand erdacht, der sich auf Mathematik verstehen mußte. Doch anderseits war von dieser im Klopfen des Menschenherzens nichts aufzufinden. Die Schläge desselben besaßen nichts arithmetisch Geregelteres, folgten sich zu Zeiten weit schneller und willenskräftiger als gewöhnlich und machten sich dann aus der Einsprache des Verstandes gar nichts. Wenn ein Mathematiker auch den letzteren geschaffen hatte, mußte dieser Gegenwille in der Brust doch ebenfalls von einem Schöpfer herkommen. Und da der letztere zugleich auch der erstere war, so überließ er wohl einem jedem selbst die Entscheidung, welcher von den beiden in ihn hineingelegten Triebkräften er im besonderen Falle Vorrecht und Oberhand zuerkennen wolle.

Das war ein recht beruhigendes und in gewisser Weise auch klares Ergebnis, aber eine andere Unklarheit wurde dadurch im Kopfe Wolfgang Schaffenrath's noch nicht genügend aufgehellt. Überraschend schnell lag jetzt das Pfarrhaus bereits vor ihm, und um über jene Undeutlichkeit ins Reine zu gelangen, zog er vor, noch ein wenig durch das kleine Seitenpförtchen in den Garten einzutreten. Doll wie er dies kaum ausgeführt, tönte ihm im Dunkel eine Stimme entgegen: „Bist du da, lieber Wolfgang? Die Syringen duften so köstlich und die Nachtigall schlägt so schön; ich habe mich noch auf die Bank gesetzt und hatte gedacht, du würdest etwas früher zurückkommen.“

Es klang mit einem kleinen Vorwurf einer stattgefundenen leisen Enttäuschung aus den Worten, und der Pastor versetzte rasch: „So lag es auch in meiner Absicht, liebe Käthe, aber —“

„Du stießest auf eine unvorgesehene wichtige Abhaltung,“ ergänzte Katharina Hollarbusch, in einem Tone, der ihre volle Befriedigung durch die von ihm kundgegebene Absicht ausdrückte. „Ich weiß ja, daß du es sonst sicherlich gethan hättest, da du ja mutmaßen konntest, ich säße an dem schönen Abend noch draußen und wartete auf dich.“

„In der That, liebe Käthe, das — ja, in der That, es ist außergewöhnlich, daß die Nachtigall noch so spät in der Jahreszeit singt,“ erwiderte Wolfgang Schaffenrath, der offenbar im Beginn seiner Antwort etwas andres zu sagen bezweckt hatte.

„Ja, es ist wohl selten, lieber Wolfgang; ich vermute, das thut sie auch nur an solchen Orten, wo sie weiß, daß sie immer noch gleich gern gehört wird.“

Sie begaben sich zusammen ins Haus, Katharina Hollerbusch zündete an den Herdkohlen der Küche einen Schwefelfaden, dann eine Talgkerze an und folgte dem Pastor in die Stube nach. „Liebe Käthe,“ sagte er bei ihrem Eintreten, „ich bin —“

Doch sie fiel ihm, da das Licht ihr jetzt sein Gesicht überhellte, ins Wort: „Wie vortrefflich du heute Abend aussiehst, lieber Wolfgang, wie wenn du — wahrhaftig, wie wenn du um zwanzig Jahre verjüngt seiest oder als ob dir etwas wundersam Liebliches begegnet wäre. Es kommen einem in der Dämmerung wohl so liebe Erinnerungen einmal zum Geleit auf den Weg mit, und es redet ja kein Grund heute dagegen, Zwiesprache mit ihnen zu führen. Was wolltest du sagen, „ich bin —?“

„Nein — das muß ein Zufall sein mit meinem Aussehen — die Beleuchtung täuscht wohl — mir ist nichts begegnet — gar nichts, liebe Käthe. Ich wollte nur sagen, ich bin — ich bin ein wenig müde heute Abend — von der warmen Luft — und möchte mich zum Schlafen legen.“

Der Sprecher schluckte zwischen den einzelnen, etwas kurz hervorgekommenen Sätzen ein bißchen mit der Kehle und zündete jetzt seine Talgkerze an der seiner Hausgenossin an. Eine leise Enttäuschung spiegelte sich diesmal zwischen den Augenlidern der letzteren, doch ihre Lippen kamen nicht mehr auf die „lieben Erinnerungen“ zurück, sondern sagten:

„Es ist in deiner Abwesenheit geschickt worden, die Gertrud Magersupp hat ihre Niederkunft ansagen lassen.“

„Die kleine Hexe — so, so,“ entglitt es dem Munde des Hörers.

Verständnislos erstaunt blickte Katharina Hollerbusch ihn an. „Eine Hexe? Die Gertrud Magersupp?“

„Das nicht — das nicht. Mir kam nur — der Name Gertrud — man muß ihn richtig weniger von „traut“ — obwohl auch das entspräche — als von den „Truden“ oder „Druden“ ableiten, liebe Käthe, und da bedeutet es dann „die starke kleine Zauberin“ oder „kleine Hexe.“ Aber nein, Gott behüte, daß ich die Gertrud Magersupp als eine solche bezeichnen gewollt.“

„Das Kleine,“ fuhr Katharina Hollerbusch fort, „sei sehr schwächlich zur Welt gekommen, so daß vielleicht morgen eine Nottaufe erforderlich werde.“

Der Pastor nickte: „Gewiß, wenn das Mägdlein keinen Namen hat, muß man ihm einen solchen beilegen.“

„Nein, es ist ein Knabe — und wie sollte er denn schon einen Namen haben?“

„So, so — nein, natürlich nicht — nun, darüber werden wir also morgen — gute Nacht, liebe Käthe.“

Wolfgang Schaffenrath reichte seiner alten Lebensgefährtin die Hand, doch seine Augen gingen dabei, wie sie es seit dreißig Jahren nicht gethan, nur mit einem flüchtigen, wie etwas von Scheu befangenen Blick an dem ihrigen vorüber. Sie erwiderte ein wenig langsam abgesezt: „Gute Nacht — lieber Wolfgang,“ und er ging. Doch sie blieb noch stehen und sah mit der gleichen Verwunderung auf die von ihm geschlossene Thür, mit der sie am Spätnachmittag hinter ihm drein geschaut, als er sie plötzlich, wie früher manchmal — aber nunmehr doch ohne einen auffindbaren Grund — unter dem blühenden Hollerbusch allein gelassen hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Die russisch-französische Allianz.

Von einem vormaligen Botschafter.

Seit mehr als zwanzig Jahren hat der größte Opportunist dieses Jahrhunderts die Gefahr eines russisch-französischen Bündnisses vorausgesehen und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das neu geschaffene deutsche Reich dagegen zu schützen gesucht. Die geographische Lage Deutschlands, eingeklemt zwischen zwei mächtigen, eroberungsfüchtigen und vor allem leidenschaftlichen Nachbarn, machte diese Bestrebungen der deutschen Diplomatie zur Gewissenspflicht. Die Gefahr ward dadurch erhöht, daß im Osten wie im Westen Rachegefühle durch die Erfolge der deutschen Waffen wachgerufen worden waren. In Rußland konnte man es Preußen nicht verzeihen, die seit Friedrich dem Großen festgehaltene Politik, welche den Preußenkönig europäisch zu einem Vasallen des Zaren gemacht hatte, endgültig aufgegeben zu haben. In Frankreich konnte man nicht vergessen, daß Deutschland allein ohne Bundesgenossen sich stark genug zeigte, die längstgewünschte Rache für Waterloo zu vereiteln. Daß man dabei den Franzosen an sich unbedeutende, von ihnen völkerrechtswidrig erworbene Grenzprovinzen aus strategischen Rücksichten entriß, ist nur der Vorwand des Revancheswindels, mit welchem Deroulède und Genossen ihre Landsleute zu unterhalten und zu bethören lieben. Denn hätte man in Frankfurt Straßburg und Metz den Franzosen gelassen, sie würden heute, ebenso rachelüstern, uns Sedan und Paris doch nicht vergeben können.

Wenn nun das Gespenst, welches des Fürsten Bismarck Nächte beunruhigte, heute in Kronstadt, St. Petersburg und Moskau wie in Paris und Bichy vor aller Augen erschienen ist, so fragt es sich, ob es ein bloßes Gespenst oder eine rauhe Wirklichkeit ist.

Fassen wir zuerst das russische Reich, wie es sich seit dem Regierungsantritt Alexander's III. der Welt gezeigt hat, in das Auge, so werden wir nach zwei Richtungen hin auf wunderbare Gegensätze stoßen. Offiziell hat sich kein Herrscher dieses großen Reiches so friedliebend gezeigt als der Sohn und Erbe des von den Nihilisten ermordeten, liberal angehauchten Alexander's II. Alle amtlichen Schriftstücke, welche der Minister Giers unterzeichnet hat, atmen den Frieden. Das hindert jedoch nicht, daß die Armee Elemente birgt, welche den Frieden perhorreszieren. Slawophile, Panlawisten und unter welchem Namen die Kriegspartei sich auch verbergen möge, predigen oder wünschen wenigstens den Krieg und die weitere Ausdehnung der Grenzen des schon zur Ungebühr angeschwollenen Reiches. Ränkesüchtige Diplomaten zweiten Ranges spielen dabei beutelustigen Generalen in die Hände. Alexander III. gilt mit Recht in Europa für einen ehrlichen Mann, aber der Zweifel ist berechtigt, ob diese persönliche Ehrlichkeit die nötige Gewähr bietet für einen Herrscherwillen, der sich in kritischen Augenblicken nationalen Bestrebungen energisch entgegensetzen könnte. Kaiser Nikolaus hatte durch Unterdrückung der Verschwörung, die seinen Regierungsantritt zu verhindern versuchte, sowie durch Niederwerfung des polnischen Aufstandes einen eisernen Herrscherwillen bekundet. Und doch vermochte er es nicht, Kriege zu verhindern, welche im ganzen und großen die Interessen seines Reiches nicht förderten. Der klägliche Ausgang des Krimkrieges gestattete, einen Blick zu werfen auf die Mißbräuche, welche sich namentlich auch in der Armeeverwaltung gehäuft hatten. Die türkischen Feldzüge von 1828 und 1829, so erfolgreich sie auch abschlossen, boten ungefähr dasselbe Schauspiel, welches wir 1877 in dem leichtsinnig unternommenen, schlecht geführten, wenn auch siegreichen letzten Kriege erlebt haben. Es kamen dabei Unterschlagungen zu Tage, die des jetzigen Kaisers Mißtrauen vollkommen rechtfertigen.

Die doppelte Strömung der auswärtigen Politik erklärt die im Innern befolgte bis zu einem gewissen Grade. Im Innern hat der Fanatiker Pobedonoszew seinem früheren Schüler, dem Zaren, das Heft aus der Hand gewunden. Man hat dem Kaiser eingeredet, die liberalen Reformen seines Herrn Vaters hätten diesen den Nihilisten preisgegeben. Nur als absoluter Alleinherrscher könne er das heilige Rußland regieren. Das westliche Europa sei verfault. Wie gegen die Cholera müsse man sich gegen westeuropäische Einflüsse und Miasmen hermetisch verschließen. Keine Allianzen könnten die Politik der freien Hand ersetzen. Alle Andersgläubigen müßten vernichtet, verbannt oder gezwungen werden, zur alleinseligmachenden orthodoxen Kirche überzutreten. Diesem amtlichen Absolutismus steht die öffentliche Meinung der Gebildeten schweigend, aber nicht minder ungeduldig gegenüber. Der von der Polizei angeblich unterdrückte Nihilismus dringt in die Massen und ergreift zugleich die Offiziere der Armee und der Marine. Keinen Tag seines Lebens sicher, führt der Zar inmitten dieser Gegensätze das bedauernswürdigste Dasein. Jeden Augenblick kann ein unerwartetes Ereignis ihn nötigen, zum Schwerte zu greifen in der Hoffnung, der inneren Bewegung Meister zu werden.

Man ist auf alles vorbereitet, wenigstens glaubt man es zu sein. Ungeöhnliche Truppenanhäufungen und kostspielige Befestigungen decken die westlichen Grenzprovinzen. Noch aber ist die Armee unzulänglich bewaffnet und würde einem mit ferntragenden Waffen versehenen Feinde nicht gewachsen sein. Bis zum Jahre 1893 wird es dauern, bis die russische Armee mit den neuen, in Frankreich bestellten Gewehren durchgängig versorgt sein wird. Bis dahin ist daher ein Angriff von dieser Seite kaum zu fürchten. Über die Kriegstüchtigkeit der Russen sind die Ansichten geteilt. Jedenfalls fehlt es an geschulten, mit der modernen Taktik vertrauten Generalen und Offizieren, aber quantitativ wird der nächste Krieg eine noch nicht dagewesene Massenentwicklung zeigen. Vor Unterschätzung dieses Gegners kann nicht genug gewarnt werden.

Wie nun sieht es in Frankreich aus? Dort gilt nur der Göze des Tages. Und der Göze des Tages ist heute das heilige Rußland. Alle Parteien fühlen sich geschmeichelt, weil der Zar an Bord des *Marengo* die *Marseillaise* angehört hat. „Frankreich ist wieder allianzfähig geworden.“ Dieses geflügelte Wort geht von Mund zu Mund und umnebelt die Nüchternsten. Berauscht von den Ehrenbezeigungen, die der französischen Flotte geworden, vergißt man in Paris den Gegensatz der Staatsformen und die fehlende Interessengemeinschaft.

Bei alledem hat aber die französische Armee mitten im Parteihader die Friedensjahre benutzt, um sich wenigstens quantitativ zu reorganisieren. Der Chauvinismus der Kammern hat Unsummen verwilligt, um diesen Zweck zu erreichen. Alles, was unter der leichtfertigen Verwaltung des zweiten Kaiserreiches versäumt worden, ist materiell durch einen geschickten Zivil-Ingenieur nachgeholt. Telegramme, wie diejenigen, welche bei Ausbruch des letzten Krieges den Schreibtiſch Napoleon's in St. Cloud füllten, sind nicht mehr zu erwarten. Die Armee ist mit den besten Gewehren der Neuzeit versehen, und ferntragende Geschütze schützen die Festungen. Man sagt, es fehle an geschulten Generalen wie in Rußland. Aber auch in Deutschland sind die Heerführer, welche die letzten großen Siege erfochten, zumeist von der Bildfläche verschwunden. Der nächste Krieg wird daher unter Umständen eintreten, welche uns kaum gestatten werden, die Erfahrungen der Moltke'schen Kriegsführung zu verwerten. Neue Aufgaben, neue Lösungen werden sich unseren Strategen aufdrängen. Müssen wir, wie Osterreich im Jahre 1866, gleichzeitig nach zwei Seiten hin Front machen, so werden ungeahnte Schwierigkeiten zu überwinden sein, welche jedoch der Dreibund Dank seiner Kriegsbereitschaft nicht zu fürchten hat. So lange Deutschland, stark und einig, in der Lage ist, den Frieden zu gebieten, ist alle Hoffnung auf Erhaltung desselben vorhanden.

Fragt man nun nach den Zielpunkten, welche denjenigen vorschweben, die in Rußland wie in Frankreich eine intime Allianz beider Mächte befürworten, so kann man darüber kaum in Zweifel sein. Die Franzosen wollen Elsaß und Lothringen zurückerobern und wenn möglich den alten Traum der Rheingrenze realisieren. Daß sie keine Hoffnung haben, zu diesem Zwecke russische aktive Hilfe zu erlangen, ist selbst den heißblütigsten Chauvinisten klar. Ebenso bekannt ist

die Gegenleistung, welche Rußland für das Gewährenlassen einer französischen Eroberungspolitik erwartet.

Ein französischer Historiker, Albert Bandal, hat vor kurzem erst die Akten des Petersburger und des Pariser Staatsarchives durchforscht, um uns ein klares Bild der Verhandlungen zu geben, welche, in Tilsit zwischen Napoleon I. und Alexander I. angeknüpft, bis zur Entrevue von Erfurt beide Kabinette beschäftigten. Die Chimäre einer russisch-französischen Allianz beschäftigte wie heute die Welt. Napoleon hatte seinen Botschafter Caulaincourt beauftragt, die Russen mit Verhandlungen zu amüsieren, die von vornherein keinen Erfolg versprachen. Mit einer unglaublichen Naivität forderte Alexander I. den Besitz von Konstantinopel, während Napoleon diesen Preis für die russische Freundschaft zu zahlen Bedenken trug, trotz der großen Schwierigkeiten, welche die spanische Nation damals dem Welteroberer bereitete. Denn schon Napoleon, so gering auch seine politische Einsicht von seinem staatsklugen Minister Talleyrand geschätzt worden sein mag, hatte erkannt, daß, wenn er Rußland gestatte, sich dauernd der Dardanellen zu bemächtigen, in gegebener Zeit die Herrschaft über das Mittelmeer und über die ganze europäische Halbinsel dem Zaren zufallen müsse. Die Zusammenkunft von Erfurt blieb daher eine Komödie, und die russisch-französische Allianz ging in Moskau in Rauch auf.

Noch heute erheben sich einzelne Stimmen in Frankreich, welche vor der Gefahr warnen, die russische Freundschaft mit einem Preise zu zahlen, den Napoleon zu hoch fand. Der greise Barthélemy St. Hilaire, Thiers' Vertrauter, hat u. a. seine Stimme gegen die Thorheit erhoben, welche Frankreich begehen würde, wenn es Rußland zum Besitze von Konstantinopel und der Meerengen verhelfen wollte. Aber mitten in der zuweilen oft recht ungemütlichen Anarchie, in welcher die Franzosen seit zwanzig Jahren leben, ist der Kassandrarauf des alten Propheten verhallt, und französische Politiker predigen heute, man müsse Rußland donnant donnant um jeden Preis für sich gewinnen.

Leider ist durch den Optimismus des Fürsten von Bismarck die öffentliche Meinung in Deutschland gründlich irre geleitet worden. Wir bilden uns ernstlich ein, daß die Lösung der orientalischen Frage kein deutsches Interesse berühre und „die Knochen eines pommerschen Grenadiers nicht wert sei.“ Wir täuschen uns gewaltig. Daß der Weg nach Konstantinopel für Rußland nur über Wien geht, haben die russischen Generale längst der Welt verkündet. Das heißt mit andern Worten: die Zertrümmerung Oesterreichs ist die Vorbedingung, ohne welche Rußland von Konstantinopel niemals dauernd Besitz ergreifen könnte. Ist aber, ganz abgesehen von den Folgen, welche eine solche Besitzergreifung haben würde, die Zertrümmerung des österreichischen Kaiserstaates ein deutsches Interesse? Ist es für Deutschland gleichgültig, ob an der Südgrenze des Reiches eine befreundete Macht Wacht hält oder ob dort die russische Knute zur Herrschaft gelangt? Wir wissen wohl, daß der frühere Reichskanzler sich mit dem Gedanken tröstete, Rußland werde sich an der Eroberung der Türkei verbluten. Das ist eine Möglichkeit, aber durchaus keine Gewißheit. Jedenfalls würde das

Experiment Gefahren im Schoße bergen, deren rechtzeitige Bekämpfung die heilige Pflicht des Vaterlandsfreundes sein muß. Sind die Franzosen mit Blindheit geschlagen, so folgt daraus durchaus nicht, daß wir uns mit ihnen durch russische Friedensschalmeien verblenden lassen. Was Rußland will, ist klar: die Weltherrschaft in Asien und Europa. Wenn die Franzosen ihnen dazu verhelfen wollen, so ist das ihre Sache, aber sie werden bald darüber belehrt werden, daß sie die russische Freundschaft zu teuer bezahlt haben.

Herrscherlaunen werden den drohenden nächsten Krieg kaum hervorrufen, weit mehr sind in dieser Beziehung Völkerneurosen und vielköpfige Versammlungen zu fürchten. Wir können allen, die sich ein Urtheil über die gegenwärtige europäische Sachlage bilden wollen, die nachstehenden inhaltsschweren Worte, welche der Feldmarschall Graf Moltke seiner Geschichte des deutsch-französischen Krieges vorangestellt hat, nicht dringend genug empfehlen:

„Überhaupt ist es nicht mehr der Ehrgeiz der Fürsten, es sind die Stimmungen der Völker, das Unbehagen über innere Zustände, das Treiben der Parteien, besonders ihrer Wortführer, welche den Frieden gefährden. Leichter wird der folgenschwere Entschluß zum Kriege von einer Versammlung gefaßt, in welcher niemand die volle Verantwortung trägt, als von einem einzelnen, wie hoch er auch gestellt sein möge, und öfter wird man ein friedliebendes Staatsoberhaupt finden, als eine Volksvertretung von Weisen!“



Ungedrucktes aus Heinrich Schliemann's Nachlaß.

Bei dem gerechten Stolz, welchen die deutsche Nation über das wahrhaft großartige Schaffen Heinrich Schliemann's empfunden hat, dürfen eigenhändige Berichte des ausgezeichneten Mannes sowie Aktenstücke über das Leben desselben auch dann auf die Teilnahme jedes gebildeten Deutschen rechnen, wenn sie mit dem Wirkungskreise, welcher ihn berühmt gemacht hat, nicht unmittelbar zusammenhängen. Sie dürfen dies um so mehr, wenn sie, wie die folgenden, geeignet sind, sowohl auf den Wagemut und den Thatendrang als auch auf das Gottvertrauen des Mannes ein helles Licht zu werfen.

Die Redaktion der Deutschen Revue.

Amsterdam, den 20. Februar 1842.

Liebe Schwestern.

Da früher eine rege Correspondenz zwischen uns stattfand, so seid Ihr gewiß erstaunt, noch keine Zeile von mir erhalten zu haben, seitdem ich unser Vaterland verließ, jedoch hoffentlich werdet Ihr nicht mehr auf mich zürnen, wenn ich Euch meine Geschichte, der reinsten Wahrheit gemäß mittheile und Ihr daraus die

Ursache ersehen werdet, die mir das Schreiben bis zum momentanen Zeitpunkt ganz unmöglich machte.

Oh Schwestern! was für schreckliche Schicksale habe ich erlebt, welche schauderhafte Gefahren habe ich bestanden, bei deren Rückerinnerung mir noch heut das Haar zu Berge steht, und was für herrliche Lebenserfahrungen habe ich gesammelt, seitdem Ihr nichts mehr von mir hörtet. — Hört nur wie es mir ergangen ist: Wie ich Euch von Fürstenberg aus schrieb hatte ich mit H. Amtmann Fürke auf Fürkshof contrahirt, mit ihm und seinem Sohne, meinem alten Schulfreunde, am 25. Juli mit dem Hamburger Paket-Schiff Howard Captn. P. N. Paulsen, die Reise nach New-York in Nord-Amerika anzutreten, woraus jedoch nichts wurde, weil Vater durchaus nicht seine Einwilligung zu diesem Unternehmen geben wollte.

Da ich mich jedoch in Folge dieses Projectes um kein anderes Unterkommen beworben, ja! mehrere mir angebotene Stellen verweigert hatte, so sah ich mich auf Johannis ohne Engagement und ging daher nach Rostock, um dort zur Erweiterung meiner mercantilschen Kenntnisse die dopp. ital. Buchführung zu erlernen und dann aufs Gradewohl nach Hamburg zu gehen. Ich miethete mir ein Kämmerchen bei einem Freunde meines früheren Prinzipals um in Ruhe mein Studium desto eher vollenden, und demselben desto mehr Sorgfalt widmen zu können. Mit dem regsten Eifer begann ich das ungeheure Werk der Schwanbeck'schen Buchführung, arbeitete vom frühen Morgen bis zum späten Abend und sah mich zum Erstaunen der Lehrer und Mitschüler, obgleich ich sämtliche 9 Bücher selbst liniirt, schon am 10. September am Ende meines Werks, worauf Andere 1—1½ Jahre arbeiten.

Als ich am 10. September mit meiner Buchführung zu Ende war, verließ ich Rostock und trat meine Reise nach Hamburg an. In Neu-Buckow kehrte ich „zur goldenen Trompete“ am Markte ein, wo ich vom Wirth mit wahrer Ohrwurmfreundlichkeit und Herzinnigkeit empfangen wurde. Als ich ihm nun erzählte, daß ich auch ein Neu-Buckower und Sohn des früheren dortigen Predigers sei, entspann sich gar eine große Freundschaft zwischen uns; ja! er behauptete, mich von damals her noch wiederzuerkennen, nur deuchte ihm, daß ich in den 19 Jahren etwas gewachsen sei! In Mölln ließ ich mich während der Tafel mit dem Wirth des Gasthofes „zum Auerochsen“, wo ich eingekehrt, in ein tiefes Gespräch ein, rühmte die anmuthige, herrliche Lage Mölln's, behauptete noch nie, trotz dem ich sehr viel gereist, eine so schöne Stadt gesehen zu haben u. s. w., indem ich immer dachte, er würde von dem anfangen zu erzählen, durch den Mölln eigentlich den Ruhm errungen; jedoch nein, ich sah mich getäuscht, er fühlte sich zwar sehr geschmeichelt durch diese Lobreden, wollte jedoch nicht meinen Wunsch erfüllen. Ich erkundigte mich daher auch nach der Kirche, von der ich viel Merkwürdiges gehört haben wollte; da erst roch er den Schnupfen und sagte: „ja da liegt unser weltberühmter Feldherr Eulenspiegel begraben und obgleich er schon 300 Jahre todt ist, so ist sein Geschlecht doch nicht ausgestorben und fast täglich kommen einige seiner alten Verwandten, Freunde und Brüder, erkundigen sich angelegentlichst nach ihm und besuchen ihn.“ Ich ließ mich jedoch durch diese

Sticheleien nicht abschrecken, sondern begab mich nach Tisch selbst nach der Kirche, um das Grab des Feldmarschalls zu sehen. Von Mölln begab ich mich nach Heydkrug, welches nur 2 Meilen von Hamburg entfernt ist; dort blieb ich eine Nacht. Wie ich am anderen Morgen erwachte und aus dem Fenster blickte, sah ich schon die fünf höchsten Hamburger Thürme, deren große Entfernung von einander die Größe der Stadt anzeigten. Großartige, ahnungsvolle, unbeschreibliche Gefühle bemächtigten sich meiner bei diesem Anblicke, jetzt endlich sah ich das große Ziel vor Augen nach dem meine Sehnsucht schon so lange stand und das mir so manchen Schlaf geraubt; jetzt sah ich die Stadt vor Augen, die in der mercantilischen Welt vor allen oben an steht, bei Hamburgs Anblick war ich zum Träumer geworden. In Hamburg logierte ich in der Breiten-Straße nahe dem Pferde-Markt im „Weißen Roß.“

Oh! welch ein Gewühl von Menschen, welch eine Erregung, welch ein Auf-
lauf und welch ein Handel und Wandel in den Straßen; Alles läuft, Alles rennt, Alles drängt sich durch einander und das Ganze ist gleichsam ein ungeheures Chaos. In jedem Hause wird Handel und Wandel betrieben und große von der Erde bis zum 2ten Stock reichende Schilder, worauf die verkäuflichen Producte und Waaren abgemalt sind, bezeichnen die Geschäftsbranche. Über 100 verdeckte, schön bemalte vierundzwanzigfüßige Omnibus-Wagen durchkreuzen zur Bequemlichkeit des Publikums fortwährend die Stadt mit den Vorstädten und Altona, und für 4 Schill. kann man vom äußersten Ende von Hamburg bis zur Esplanade hinter Altona fahren. Mehr denn 900 Droschken halten verteilt in den Straßen und Marktplätzen und begierig erwarten die Kutscher derselben die Befehle des Publikums. Nachdem ich einige mir von Hückstädt mitgegebene Empfehlungsbriefe an ihre Adresse abgegeben, ging ich in den Straßen herum mir die Stadt etwas anzusehen. Ich besah mir die alterthümliche auf 100 erhabenen Säulen ruhende von einem ungeheuren eisernen Gitter umgebene Börse, die Börsen-Halle, das palastartige Rathhaus, die neue Börse am Adolphs-Platz, welche an Glanz und Pracht und herrlicher Einrichtung, alle Gebäude Hamburgs hinter sich läßt. Sie war gerade vollendet worden. Dann wandte ich mich zum neuen Hafen besah die unzähligen, hier von allen Welttheilen zusammenströmenden Schiffe, und stieg dann zum sogenannten „Stintfang“ in die Höhe der eine schöne Aussicht über den Hafen gewährt. Nachdem ich noch die Michaelis-Kirche besucht, kehrte ich ermüdet nach Hause zurück, ließ mir etwas zu essen geben und erzählte dem geschwägigen Wirth, was ich Alles gesehen. Nachdem ich mich einige Tage in Hamburg aufgehalten, gelang es mir durch einen Makler namens Wollner, eine Stelle bei J. H. Lindmann jun. in Altona auszufundschaften.

Es war ein Colonialwaaren-Geschäft en gros & en détail. Meine Arbeit war es die Expedition auf dem Speicher wahrzunehmen. Dies war jedoch für meine körperlichen Kräfte viel zu schwer; ich mußte den ganzen Tag mit den Arbeitsleuten an den Winden stehen, oder auf- und abladen helfen, und mußte daher befürchten, einen Rückfall meiner früheren Brustkrankheit zu bekommen. Schon am dritten Morgen bat ich daher um meine Entlassung. Bei G. L. Deyck

jun., wo ich darauf eintrat, gefiel mir das Geschäft sehr gut, da ich am Comptoir war, nur stand es mir nicht an, daß die Stelle ohne Salair war. Schon hatte ich ein andres Engagement gefunden, als mir ein Makler sagte, er könne mir zu einer Stelle in La-Guayra in Columbien behülflich sein. Bei diesen Worten verjüngten sich bei mir alle die alten Hirngespinnste aus der Jugend, alle die alten Schiffs- und Reise-Phantasien traten mir, nachdem sie nun seit Jahren im Schummer gelegen, mit einemmale, bei dem Worte Columbia lebhaft vor die Seele. Ich antwortete daher, daß ich eine Stelle angenommen hätte, wenn ich jedoch diese bekommen könne, die andere sogleich abschreiben würde. Der Makler sagte mir darauf, ich solle sogleich die Herren Krogmann & Wachsmuth auffuchen, welche die Stelle zu vergeben hätten. Ich ging daher gleich an der Börse zu ihnen und sagte, ich sei entschlossen die Stelle in La Guayra anzunehmen. Um meine Entschlossenheit zu prüfen, sagten mir die Herrn, daß unter den 600 jungen Leuten, welche jetzt in Hamburg Stellen suchten, keiner sich wegen der schrecklichen Jahreszeit, dem fortwährend dort herrschenden Gelbem-Fieber und den Gefahren, die mit einer so langen Reise von mehr denn 2000 Meilen verbunden seien, sich dazu entschließen wolle, die Stelle anzunehmen. Da ich jedoch immer stärker auf meinem Entschluß beharrte, waren sie geneigt mir die Stelle zu übertragen, im Falle ich mich dazu qualificirte. —

Am 25sten nahm ich von meinen Freunden Abschied und ging an Bord, die Mannschaft war schon vollzählig, und man erwartete nur günstigen Wind. Der Wind war fortwährend ungünstig bis er sich endlich am 27sten umwarf. Am 28sten lichteten wir den Anker und das Schiff schwebte wie geflügelt über die dunkel spielenden Wellen der Elbe.

Der Wind blieb in der Nacht fortwährend gut, von Seefrankheit merkte ich noch nichts, ein bißchen Schwindel ausgenommen. Desto mehr und stärker kam sie jedoch am 2ten Tage, wo der Wind sich wandte und heftiger aus N. N. W. pfiß, wir daher lavierten, und das Schiff bald auf der einen, bald auf der anderen Seite lag. Der Sturm wüthete 8 Tage, bald aus N. bald aus W. Am 9ten wurde der Sturm immer heftiger, die Wellen schlugen fortwährend übers Deck, das Schiff zog viel Wasser und mußten die Pumpen fortwährend in Bewegung sein. So dauerte es fort bis zum 11ten Mittags. Seemöven umflogen uns in ungewöhnlicher Anzahl, was jeder für ein böses Zeichen hielt. Das Wetter war schlecht, die Luft eisig, und bei 6° Kälte schneite es fortwährend, die See tobte fürchterlich, gegen 5 Uhr brach ein furchtbarer Orkan aus. Um 6 Uhr riß das Bramsegel und es wurden Gittaue von Steuer- und Backbord aufgespannt, jedoch zerrissen sie, ehe sie noch Wirkung thaten, und mußten wir uns daher dem Schicksal preisgeben. Es mochte wohl 10 Uhr gewesen sein, als der Obersteuermann plötzlich in der Ferne zwei Lichter erblickte, der Captn. ließ erschreckt beide Anker werfen, deren Ketten jedoch in wenigen Secunden, wie Zwirnsfäden zerrissen, und das Schiff flog pfeilschnell fort. Es mochte Mitternacht sein, als ein furchtbarer Stoß die Gefahr anzeigte. Alle Fenster der Cajüte sprangen entzwei. Ich sprang so schnell ich konnte aus dem Bette, wo ich, keine Gefahr ahnend, mich zum Schlafen niedergelegt, und wollte

mich anfleiden, aber das Wasser drang schon von allen Seiten ein, und ich konnte nur noch mit Lebensgefahr halb nackend das Berdeck erreichen. Der Cptn. war mit dem Volke eifrig beschäftigt, die beiden großen Boote flott zu machen; die Verwirrung und Angst war jedoch so groß, daß man selbst kaum wußte, was man that und thun sollte. Das erste Boot wurde auf unsinnige Weise auf Steuerbords-Seite, worauf der Sturm stand, hinabgelassen, war daher längst voller Wasser, ehe es auf dem Wasser war, und mußte gekappt werden. Das zweite, bei weitem das größere, wurde an Backbords-Seite hinuntergelassen, kam zwar glücklich hinunter, war jedoch in wenig Augenblicken voller Wasser. Jämmerlich gequetscht wurde ich an der Steuerbords-Seite festgebunden. Ich war erstlich in einer verzweiflungsvollen Angst und ganz außer mir vor Betrübniß. Ach! wie oft hatte ich mir früher den Tod gewünscht, wenn es mir nicht wohlging, aber ich Narr! ich wußte nicht, wie süß das Leben ist, wenn der Tod wirklich kommt. Gewiß! Ihr müßet in dieser Schreckensstunde von mir geträumt haben, denn wie viel, wie unendlich viel dachte ich an Euch, und bedauerte, hier so verlassen von Euch sterben zu müssen, ohne daß Ihr es jemals erfahren würdet. In Gedanken nahm ich von Euch Allen Abschied, betete zu Gott, empfahl ihm meine Seele zur Übersendung in's Jenseits, übergab den Heiligen meinen Leib, und mein Testament war gemacht. Wohl mochte ich in der furchtbaren Lage, wo die Wellen mir fortwährend über den Kopf schlugen, mit so peinlichen Gedanken eine Stunde hingebracht haben, als zu meinem Glück meine Entschlossenheit vollends wiederkehrte; die trüben Gedanken wichen von meiner Seele, und statt dessen trat eine niegefühlte Todestollkühnheit ein, und beschloß ich mich dem Tode getrost in die Arme zu werfen. Der Tischler, ein Katholik, war noch viel zaghafter wie ich, er schrie fortwährend und rief Maria und alle Heiligen an, ihm zu helfen — und die Gefahr wuchs mit jeder Secunde. Das Volk hatte bisher die Befehle des Capitains befolgt, wie es jedoch gar keine Rettung mehr sah, brach es in das gräulichste Fluchen aus, nur einige schrien und bejammerten ihre Angehörigen. Das Krachen des Schiffes war furchtbar. Die Kälte war mindestens 7—8 Grad, in feinen Flocken fiel der Schnee hernieder. Schon wollte ich mich los binden um mich zu den Matrosen zu gesellen, welche sich in den Masten sicherer fühlend, sich dorthin geflüchtet hatten, als mit einem schrecklichen Gefrach das Wrack über Backbord zusammensank, und auch ich mit in den Abgrund gerissen wurde. Ich kam jedoch bald wieder oben und kriegte eine schwimmende leere Tonne zu fassen, die ich krampfhaft ergriff, und mit der ich fortgeschlagen wurde. Bald hundert Fuß in die Höhe gehoben, bald in den schrecklichsten Abgrund gestürzt mochte ich etliche Stunden halb besinnungslos fort getrieben sein, als ich von der Mannschaft, welche sich in einem kleinen Boote gerettet, gefunden und aufgenommen wurde. Endlich, endlich wurde es Morgen, und zu unsrer Freude sahen wir Land vor uns; noch eine große Welle und wir wurden aufs Ufer geschleudert. Man hatte uns bemerkt und eine Menge Gaffer sammelte sich am Strande. Wir wurden nach Gilandshuis gebracht, wo man mir mein Hemd und wollene Unterjacke, meine einzige Bekleidung, auszog und

mich zu Bett legte. Man reichte mir Caffee und ich verfiel in einen tiefen Schlaf. Als ich endlich erwachte, fühlte ich mich ein wenig erquickt, jedoch folterten mich die entsetzlichsten Schmerzen, und ich brüllte laut, denn die beiden Borderzähne waren abgebrochen, und ich hatte sowohl am Gesicht, als am Körper tiefe Wunden; Alles war wie gelähmt, die Füße dick aufgeschwollen. Nachmittags kam der Capitain herein, es war aber nicht mehr der stolze grobe Capitain, der er auf dem Schiff war, sondern er kam zu mir, reichte mir die Hand, freute sich meiner wunderbaren Rettung u. s. w.

Als ich am vierten Tage in der Stube umher zu gehen vermochte, zeigte mir der Wirth an, daß meines Bleibens hier nun nicht länger wäre, denn er habe vom Texelschen-Consulate Auftrag mich unverzüglich zum Consulate auf der Burg Texel fahren zu lassen. Da ich außer meinem Hemde und Unterjacke keine Kleider hatte, so erbarmte sich der Wirth auf vieles Bitten, mir ein Paar alte Unterhosen, eine zerrissene Jacke und ein Paar Klompschuhe (diese sind ganz aus Holz) zu reichen und obwohl ich mir lieber einen Pelz gewünscht hätte, nahm ich doch die Sachen mit Freude an. Nach einer 5 stündigen Fahrt auf einem Leiterwagen kam ich in Begleitung der Matrosen gegen Mittag auf der Burg-Texel an. Ich begab mich sogleich zum Consulate Sonderdorp & Ramm, die schon Alles wußten. Sie wollten mich nach Harlingen schicken, um von dort über Hamburg nach Mecklenburg zurückzukehren. Ich bedeutete ihnen aber, daß ich dort ebensowenig und ebensoviel als in Amsterdam zu erwarten hätte, zöge daher letzteren Ort vor, und bäte nur um einen Empfehlungsbrief an den Consul von Mecklenburg daselbst, der mir auch, nebst Bescheinigung über das Unglück gegeben wurde. Am 17. December trat ich meine Reise über den Zuider-See nach der Hauptstadt an. 3 Tage währte die Reise, denn es blies ein heftiger Wind. Unterwegs mußte ich tüchtig aushalten, denn der Schiffer hatte keine Betten für mich, und mußte ich daher bei der schrecklichen Kälte, so krank ich an meinen Wunden noch war, beständig auf der Bank liegen. Jedoch Hoffnung auf ein baldiges besseres Loos linderte die Schmerzen, denn gewiß überzeugt, daß das Schicksal, was mich so wunderbar gerettet und nach Holland geführt, mir auch hier mein gutes Fortkommen schenken würde, ertrug ich Alles mit Geduld. Kaum hatten wir an der Texelschen Brücke angelegt, so verließ ich das Schiff und überschritt die Brücke. Mehrere auf derselben stehende Stiefelpußer (von denen es hier eine ungeheure Masse giebt) glaubten wegen meiner komischen Tracht in mir einen künftigen Collegen, und sprachen von Concurrnz.

Nachdem ich einen Brief zum Consul getragen und dieser mir 2 Gulden gegeben, ging ich gleich zum Trödler, wo ich mich equipirte, ging alsdann in ein Logement und erquickte mich. Allein ich war zu sehr angegriffen, mußte bald zu Bett gehen und verfiel in ein heftiges Wundfieber, wozu sich noch Zahnschmerzen gesellten. Als ich auch am zweiten und dritten Tage das Bett nicht verließ, glaubte die besorgte Wirthin die Krankheit würde langwierig und erklärte daher, sie könne mich nicht behalten; ich mußte ins Krankenhaus. Den nächsten Tag wurde ich in einem Schlitten zum Krankenhaus gefahren, wo ich das schöne

Weihnachtsfest zubrachte. Am 1sten Weihnachtstage kam H. Consul Quack selbst zu mir und überreichte mir ein ihm gewordenes, an mich adressirtes Schreiben. Ich erbrach es, es war von Hrn. Wendt, derselbe hatte mein Schreiben von Texel erhalten und antwortete mir, er habe durch einige Menschenfreunde einige hundert Gulden für mich gesammelt, und möge ich ihm nur schreiben was ich ferner anzufangen gedenke. Wer war froher wie ich!, Denn nun hatte ich schon zuversichtliche Hoffnung auf eine bessere Zukunft! Am andern Morgen verließ ich das Krankenhaus, worin ich nur 5 Tage verlegt, bezahlte meine Schuld mit 2 fl. 50 ctmes und ging zu Herren L. Hoyack & Co., an die ich empfohlen worden. Mein durch mehrere Pflaster entstelltes Gesicht sagte ihnen schon, wer ich sei, und redeten mich die Patrone gleich bei meinem Namen an. Ich mußte ihnen meine ganze Geschichte von A. bis B. erzählen, sie bedauerten mich und sagten, daß Gott mich noch einmal zu großen Dingen auserkoren haben müsse, und ständen sie mir gewiß dafür, daß aus diesem Unglück mein Glück entstände; sie würden mich mit Vergnügen behalten, und ich solle nur am andern Morgen 10 Uhr außs Comptoir kommen. Ich danke für das mir geschenkte Vertrauen und ging darauf in eine honnete Kleiderhandlung, kaufte mir einen guten Rock, Beinkleid, Weste u. s. w. Darauf miethete ich mir eine Kammer am Nieuwezijds-Vorburgwall No. 60, 5 Treppen hoch, wo ich auch jetzt noch wohne. Durch unermüdlichen Eifer gelang es mir bald, das Wohlwollen meiner Patrone auf mich zu ziehen, und sagten sie mir vor einigen Tagen, daß ich auch fernerhin bei ihnen bleiben solle, Salair würden sie mir nach meinen Leistungen bezahlen. Letzten Donnerstag erhielt ich wieder ein freundliches Schreiben von Herrn Wendt, worin er mir sagt, er hält es für gut, daß ich mich für die, mir aus sovielen Händen zusammengeflossenen Wohlthaten öffentlich bedanke, und ersuchte mich daher, ihm mit meinem nächsten Schreiben eine Danksagung zu senden, die er in die Hamburger Nachrichten einrücken lassen will. Sollten Euch diese Blätter zu Gesicht kommen, so könnt Ihr darin meinen Namen lesen; als Dankender für die mir in namenlosem Elend gewordenen Wohlthaten. Amsterdam ist eine herrliche, große von 240000 Seelen bewohnte Stadt, die von vielen, mehreren Stunden langen Canälen, sowie von der Amstel durchflossen wird. Die Straßen werden eingetheilt in Grachten, Straaten und Steegjes, die Grachten sind Canäle, an deren beiden Seiten Straßen führen die mit herrlichen Linden an beiden Ufern bepflanzt sind. Die vornehmsten Grachten sind die Keizers-Gracht, Prinzen-Gracht und Herren Gracht. Von der Pracht der hiesigen Gebäude und der Eleganz der inneren Einrichtung habt Ihr keinen Begriff. Das Leben ist hier ungeheuer theuer und kostet viel Geld, so sehr man sich auch einschränkt. Für eine kleine meublirte Kammer ohne Ofen im 5ten Stock muß ich 8 fl. per Monat Miethe zahlen. Freunde kann man sich nur in Kaffeehäusern erwerben, und da ich dergleichen nicht besuche, so habe ich nicht einen und lebe ganz isolirt, denn mit meinen Collegen halte ich keine Bekanntschaften, meine Patrone würden es nicht gerne sehen. Mein einziges Amüsement ist, Abends nach Comptoirschluß in der Stadt spazieren zu gehen und die herrliche Erleuchtung der Straßen und

Häuser zu besehen, denn jede Straßenlaterne und jedes Geschäftshaus bis auf das des Eierhändlers ist mit schönem Gase erleuchtet, oder ich gehe vor's Hartemmerthor, und sehe, wie die vielen Dampfwagen auf der Amsterdam-Hartemmer Eisenbahn abfahren. Das gehabte Unglück scheint in Allem zu meinem Glücke und Vortheil vom Schicksal veranstaltet zu sein, denn, was habe ich jetzt für eine kräftige herrliche Gesundheit, ja! ich bin wie von Neuem geboren. Wenn ich noch an vergangenen Winter zurückdenke, wie ich stets Raufenfell, und 2 wollene Unterjacken u. s. w. trug und dennoch immer Blut spuckte und schon glaubte die Schwindsucht zu haben, so bin ich mir selbst jetzt ein Problem. Trotz dieses einmal gescheiterten Unternehmens ist meine alte Reiselust noch nicht geschwunden, und werde ich jedenfalls, wenn ich 6 Jahre hier gewesen bin, das hiesige Geschäft erst gründlich kenne, und mir etwas erspart habe, über Batavia nach Japan gehen, um da mein Glück zu machen, denn der Instinkt sagt mir gleichsam: Du sollst nicht in Europa bleiben, Dein Glück liegt weit von hier —

Die Religiosität herrscht hier ungeheuer, es giebt hier 28 katholische und 20 protestantische, reform. u. s. w. Kirchen, die stets alle gedrängt voll sind. Ich besuche die spanisch-katholische Kirche, ohne jedoch Katholik zu sein. Über meinen Glauben macht Euch keinen Kummer, ich denke an Gott und kümmere mich nicht weiter um das Nebengeschwätz der Derwische, Priester, Mönche und Pfaffen, die doch nur alle Zusätze erdichtet haben. Ich thue recht und scheue Niemand und glaube, was ich kraft meiner Vernunft glauben kann.

Schreibt mir recht bald und erzählt mir Alles was passirte, indessen ich nichts von Euch mehr gehört habe, mich interessirt der geringste Umstand. In der Hoffnung, bald frohe Nachricht von Euch zu bekommen, verbleibe ich

Euer Euch liebender Bruder

Henry Schliemann.

Adr: Herren L. Honack & Co.

Wenn Ihr mir antwortet, so macht die Adr. auf deutsch und ganz genau wie sie unten vermerkt ist. Ich schreibe Eure Adresse nur Holländisch, damit Ihr sehen möget, wie eine solche aussieht. Da alle Briefe, die von hier nach Deutschland gehen, nicht weiter, als bis zur deutschen Grenze frankirt werden dürfen, so habe ich es lieber ganz unterlassen, indem er sonst noch mehr kosten würde, wie von der Hauptstadt. Commis schreibt nicht, denn den Ausdruck kennt man hier nicht.

Ich schließe die Quittung vom Krankenhause mit ein, damit Ihr sehet, daß ich Euch nichts vorlüge. Auch eine Bescheinigung vom Consul, wie ich ins Krankenhaus kam.

* * *

*

Er. Wohlgeboren
dem Herrn Handlungs-Commis Heinrich Schliemann
pr. Adr. Herren B. H. Schröder & Comp.

zu

Cito

Amsterdam

September 1844.

Mein heißgeliebter Sohn,

Längst schon hätte ich Deine lieben Briefe, die Du im freundlichsten Andenken an mich, mir zugesandt hast, beantworten müssen, wenn ich nur nicht durch Krankheit und andere Leiden davon abgehalten wäre. Unendlich habe ich mich gefreut, daß es Dir so ausgezeichnet wohl geht. Du bist jetzt völlig hergestellt, hast die ehrenvollste Stellung und bekommst einen übergroßen Gehalt. Welch angenehme Nachrichten für Deinen alten Vater! Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott nehen meine Augen, so oft ich hieran denke. Mögte doch Gott ferner so gnädig über Dein Schicksal walten und mögest Du Dich dadurch zum fortgesetzten Wandel auf der Tugendbahn ermuntern lassen. Doch ich hoffe dieses, da Du in Deinen Briefen so fromme Äußerungen machst. Gott segne Dich dafür mein Heinrich! Wie wunderbar sind schon in deinem jugendlichen Alter Deine Schicksale, und wie wunderbar und gnädig hat Gott Dich aus dem Rachen des Todes errettet, um Dich zu Glück und Ehren zu führen! O vergiß das nicht mein Sohn! — — — Lebe wohl, viele innigste Grüße von Deinen Geschwistern.

Ewig Dein Dich treu liebender Vater

H. Schliemann.

1845.

Mehr wie 6 Mal wurden Deine lieben Briefe, mein geliebter Sohn, in unserem Kreise vorgelesen, durch deren Inhalt immer neue Freude in unser Herz gegossen wurde. Du bist gesund an Körper und Geist. Deine Verhältnisse haben sich auf's neue glorreich gestaltet, und Du arbeitest in Deinem Elemente mit freudigstem Eifer Deinem großen Ziele entgegen! O! mein guter Sohn, welche erfreuliche Nachrichten für einen Vater! Möge der Allerhöchste ferner Dein Geschick mit Liebe leiten und Dich für alle Deine früheren Leiden, Anstrengungen und Aufopferungen dadurch auf's herrlichste belohnen, daß er Deinen Fleiß mit seinem besten Segen krönt und Dich schnell Deinem Dir vorgestellten großen Ziele zuführt! Auch zweifle ich nicht im mindesten an der Erfüllung dieses meines Wunsches und meines Gebetes, wenn ich auf den Gang Deines Schicksales hinblicke und dabei an das denke, was Du zu leisten im Stande bist und fortwährend mit dem unermüdesten Eifer leistest! &c. &c.

H. Schliemann an seinen Vater.

Petersburg 1850.

Bitte lasse den kleinen Wechsel auf Berlin nicht liegen, sondern verkaufe ihn und genieße das Leben. Lieber Vater der bloße Gedanke zernagt mein Herz, daß,

während ich herrlich und im Überfluß lebe, mein alter braver Vater Noth leiden will. Bedenke doch, daß nicht ich es bin, der Dir Geld schickt, sondern der Allmächtige, der es auf Deine Gebete hin mir sandte, um es mit Dir und meinen Geschwistern zu theilen.

Petersburg 7. November 1853.

Mein herzlich geliebter Vater!

Dein liebes Schreiben vom 2. d. M. erhielt ich und danke Dir für Deine liebevollen Wünsche. Wie ich Dir bereits meldete, ist es mir leider ganz unmöglich, Dich in diesem Winter zu besuchen, denn ich habe jetzt ein ungeheures Geschäft von der blauen Farbe Indigo. Ich habe der Sorgen und Aufregung viel — aber ich muß Sorgen und fortwährend Aufregung haben, um leben zu können, und werde ich wohl nie Deinen gütigen Rath befolgen können mich zur Ruhe zu setzen. Ich bin so sehr an Thätigkeit gewöhnt, daß Unthätigkeit bei allem erdenklichen Vergnügen mich in wenigen Monaten zum Wahnsinn bringen würde. Im Alter von 45 bis 50 verliert sich die große Hitze; dann fängt man an sich nach Ruhe zu sehnen; bis dahin aber will ich arbeiten und schaffen, was ich kann. Jedenfalls wird meine nächste Reise in's Ausland zu Dir sein. Unterdessen lieber Vater, bitte ich Dich dringend Dein Leben zu genießen, so gut als es irgend möglich ist; mache Dir täglich regelmäßige körperliche Bewegung; iß gut und trinke täglich guten St. Julien-Wein &c. &c. Lebe recht wohl, mein theurer Vater

Dein Dich treu liebender Sohn

Hy. S

Unterm heutigen Tage ist zwischen dem Herrn Pastor Schliemann in Anfershagen und dem Kaufmann Herrn G. Ludw. Holz in Fürstenberg nachstehender Vertrag verabredet und geschlossen worden:

1.

Der Herr Pastor Schliemann gibt seinen Sohn Heinrich Schliemann 5 nacheinanderfolgende Jahre, bei dem Herrn G. L. Holz in die Lehre in seiner Handlung und zwar von Ostern 1836 bis Ostern 1841; und bezahlt Herr Pastor Schliemann die Ein- und Ausschreibe-Gebühren bei der Zunft, jedoch verspricht Herr Kaufmann Holz den Heinrich Schliemann, nach Beendigung des 4ten Lehrjahres, vorausgesetzt, daß derselbe sich treu, fleißig und folgsam bewiesen hat, zum Diener zu ernennen und erhält der Heinrich Schliemann nach Ablauf dieses 5ten Jahres Gratifikation von 30 Thalern Pr. C.

2.

Der Lehrling Heinrich Schliemann bringt sich das nöthige Bett mit, welches jedoch sein Eigenthum verbleibt, auch hat derselbe die Kosten für die Reinigung seiner Wäsche zu tragen.

3.

Herr Pastor Schliemann in Anfershagen verbürgt sich für die Treue und Ehrlichkeit seines Sohnes und verpflichtet sich allen etwaigen Schaden, den derselbe durch Untreue und absichtliche Nachlässigkeit seinem Lehrherrn zufügen sollte, ohne Weigerung zu ersetzen.

4.

Gelobt Heinrich Schliemann als Lehrling seinem Lehrherrn mit allem Fleiße, Gewissenhaftigkeit, Treue und pünktlichen Gehorsam zu dienen, sich vernünftig, bescheiden und freundlich zu bezeigen und gegen seine Herrschaft und Jedermann zuvorkommend und anständig zu benehmen, wie es einem gebildeten und gesitteten Menschen ziemt, den Nutzen seines Herrn Prinzipals auf alle mögliche Weise zu befördern und jeden Nachtheil zu verhindern zu suchen, sowie in allen Dingen aufrichtig und verschwiegen zu sein und nie seine Herrschaft mit Lügen oder Unwahrheit vorzugehen, auch zu keiner Zeit sich mit den Dienstboten familiar oder in unnütze Unterredung einzulassen.

5.

Während der Lehrzeit darf Heinrich ohne Bewußtsein seines Lehrherrn kein Geld bei sich tragen, sondern wird sein Prinzipal die nothwendigen Ausgaben für ihn entrichten, die Herr Pastor Schliemann in Ankershagen wieder zu vergüten verspricht.

6.

Auch darf und kann Heinrich während der 5 Lehrjahre nicht aus dem Dienst treten und etwa bei einem andern Herrn gehen, widrigenfalls sein Herr Vater jedes Jahr 40 Reichsthaler zu zahlen sich erbietet.

7.

Dagegen verpflichtet sich Herr C. L. Holz den Lehrling zu allen in der Handels-Wissenschaft gehörigen Kenntnissen zu unterrichten, ihm gute und gesunde Kost an seinem Tische zu verabreichen, und es nichts mangeln zu lassen, was zu einem tüchtigen, rechtschaffenen Geschäftsmann bilden kann, auch nach Beschaffenheit seines Betragens und seiner Aufführung ihm zum Weihnachten, so lang er lernt, ein angemessenes Weihnachtsgeschenk zu machen und sich seiner in allen Stücken väterlich anzunehmen.

8.

Sollte Heinrich Schliemann nach beendigten 5 Lehrjahren noch Lust haben, beim Herrn Holz zu conditioniren und sein Betragen anständig und ohne Tadel sein, so verspricht Herr Holz, ihn gegen ein angemessenes Honorar so lange zu behalten, als es ihm daselbst gefällt, sowie ihm auch, wenn er sich späterhin sollte verändern, wo zu einer andern Condition behülflich zu sein.

9.

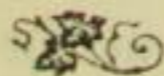
Endlich verspricht noch Herr Pastor Schliemann seinen Sohn Heinrich in und während der Lehrjahre in nöthigen Wäsche und Kleidungsstücken u. s. w. zu erhalten. Dies Alles getreulich zu erfüllen, haben sich die Contrahenten fest verpflichtet und zu mehrer Befräftigung dieses eigenhändig unterschrieben.

Fürstenberg den 20ten December 1835

C. Lud. Holz.

Ankershagen den 23. December 1835

Schliemann, Pastor zu Ankershagen.



Die Wünschelrute.

Eine historisch-physikalische Erinnerung
von
Ferdinand Rosenberger.

Dem natürlichen Drange des Menschengeschlechts, seine Wirkungsfähigkeit bis ins Unbegrenzte und Ungeheure zu vergrößern, setzen sich zwei Naturgewalten mit größter Schroffheit entgegen, das sind der Raum und die Zeit. Dem Traume einer vollständigen Beherrschung dieser Mächte hat sich die menschliche Phantasie zu allen Zeiten mit Vorliebe hingeeben. Da aber der Körper an Raum und Zeit stets unauflöslich gebunden war und auch der erkennende Verstand von diesen reinen Anschauungen sich in der Wirklichkeit nie zu trennen vermochte, so blieb nur übrig, entweder den genußreichen Traum ganz in der Märchenwelt ausklingen zu lassen oder aber übermenschliche Gewalten, göttliche oder teuflische, zu Hilfe zu rufen und ganz der schwarzen Magie sich zu ergeben. Die erste Methode mit ihren Siebenmeilenstiefeln, Zaubermänteln, Glücksgaloshen u. dergl. übt noch heute auf kleine und große Kinder unvermindert ihre Anziehung aus. Die zweite Art hat das Mittelalter mit einem scheinbar unererschöpflichen Fonds gläubigen Vertrauens und furchtlosen Wagemutes, schließlich aber doch mit einem so offenbaren Mißerfolge durchgeprobt, daß die Teufelsbeschwörer, die Hexenmeister und die andern Künstler dieser Sorte auch in den weitesten Volksschichten schließlich den Kredit verloren haben.

Damit ist indessen die Sehnsucht nach Befreiung von räumlichen und zeitlichen Schranken selbst nicht vernichtet; dieselbe hat sich nur, nachdem ihr das Übernatürliche verschlossen, zum Natürlichen zurückgewendet und hofft nun wieder von einem wissenschaftlichen oder scheinbar wissenschaftlichen Fortschreiten die endliche Befriedigung. In gewissem Grade sind auch die Wissenschaften wohl im stande diesem Bedürfnis Genüge zu leisten, und die Naturwissenschaften haben in der That den Menschen schon zu einer vorher nie geahnten Beherrschung wenigstens des Raums geführt. Enthusiastisch angelegte Gemüther aber mochten sich immer nur widerwillig mit diesem langsamen Fortschreiten begnügen und fühlen sich auch heute noch gedrungen nach gänzlich neuen, unbekanntem oder doch unbeobachteten Kräften zu suchen, die ihnen eine freiere Wirkksamkeit und Wahrnehmung unabhängig von Zeit und Raum gestatten sollen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß die in der Physik noch geltigen Vorstellungen von Kräften, wie der Gravitation, dem Magnetismus und der Elektrizität, die unvermittelt und momentan durch alle Räume wirken, solchen Versuchen nicht gerade hinderlich sind und daß diese physikalischen Kräfte selbst in ihren Wirkungen viel Geheimnisvolles und Unerklärliches haben. Es wäre schließlich gegen derartige revolutionäre Unternehmungen auch gar nicht so viel einzuwenden, ja man könnte dieselben als Momente des Fortschritts selbst begrüßen, wenn sie nur in ihrer angeblichen Wissenschaftlichkeit die

jeder Wissenschaft notwendige Objektivität wahrten, wenn sie nicht immer darauf hinausliefen, für besondere Persönlichkeiten, einzelne besonders sensitive Medien, eigentümliche, andern nicht mögliche Einwirkungen auf die Materie und besondere Wechselwirkungen mit deren Kräften zu konstatieren und so einer sichern wissenschaftlichen Kontrolle sich zu entziehen.

Diesen Versuchen gegenüber, die auf die Bildung geheimer, nur für geschlossene Kreise berechneter Wissenschaften ausgehen, ist die Wissenschaft an sich selbst verhältnismäßig schlecht gewaffnet; ihnen gegenüber ist es angezeigt, mit besonderem Fleiß die Geschichte der Naturwissenschaften zu studieren, damit nicht ein schon einmal entlarvter Irrtum immer von neuem die Menschheit betrüge und damit man endlich aus der Erfahrung den gesicherten Schluß ziehe, daß die Menschheit eine Einheit und jede besondere, der allgemeinen Nachprüfung nicht zugängliche Wissenschaft einer Täuschung des Enthusiasmus oder des bösen Willens zuzuschreiben sei.

Ein typisches Beispiel für die allmähliche wissenschaftliche Umwandlung früherer geheimer magischer Künste, aber damit auch für das allmähliche Absterben derselben in dem neuen Lichte, bietet die Geschichte der Wünschelrute. Einige Mitteilungen über dieselbe werden jetzt, wo sie in Zeitungen nach langer Pause wieder einmal auftaucht, um so eher von Interesse sein, als dieselben auch auf andere Strömungen unsrer Zeit einige klärende Lichter zu werfen imstande sind.

Die Wünschelrute ist eine Spielart des Zauberstabes, eine Abänderung desselben für gewisse speziellere Zwecke, von dem sie auch den lateinischen Namen *virgula divina* beibehalten hat. Nach den bewährtesten Vorschriften wird sie zu gewissen, nach der Stellung des Mondes und der Sterne verschieden günstigen Zeiten unter mancherlei Zeremonien und Beschwörungen aus dem gegabelten Zweige eines Haselstrauches geschnitten, der nicht über ein Jahr alt ist. Sowohl der sich teilende Zweig als die beiden Äste desselben bleiben dabei etwa $\frac{3}{4}$ Fuß lang, die letzteren werden etwas nach außen gebogen. Beim Gebrauch faßt der Rutengänger jeden Ast mit einer Hand so, daß die Handfläche nach oben gerichtet ist, und bewegt sich über dem zu untersuchenden Terrain, indem er die Rute horizontal vor sich hält, langsam vorwärts. Hat nun der Rutengänger selbst die nötige Sensitivität, so bewegt sich die Rute, sowie er über Erz- oder Metallgänge, unterirdische Wasseradern u. dergl. kommt, in leisen Schwingungen auf- und abwärts, ja bei besonders sensitiven Individuen treten auch eigentümliche körperliche Empfindungen, wie vermehrter Puls, eigenartiger Geschmack auf der Zunge, Zucken in den Armen u. s. w. auf.

Zuerst wurde die Rute nur von alchemistisch-geschulten Bergleuten zur Auffindung unterirdischer Metallschätze gebraucht, und das scheint bis zum 12. Jahrhundert ziemlich üblich geworden zu sein. Mit dem Gebrauch und dem Erfolg aber wuchs ihre Kraft. Allmählich lernten empfindliche Individuen mit Hilfe derselben nicht bloß alle Geheimnisse der Tiefen der Erde, sondern auch die

verborgensten Gesinnungen und Thaten der Menschen, ihre geistige Reinheit sowohl wie die Schuldenlast ihres Gewissens erforschen und erkennen. Die Wünschelrute wurde in bezug auf das Erkenntnisvermögen dem Zauberstabe vollständig gleich, und nur die ausführende Kraft dieses letzteren blieb ihr immer vorenthalten. Damit aber verlor die Rute den mit Vorliebe festgehaltenen wissenschaftlichen Charakter zum großen Teile und ging aus den Händen der Bergleute in die von besonderen Medien über, deren wissenschaftliche Unbildung eher ein Vorteil als ein Nachteil zu sein schien, weil bei ihnen die magische Kraft von wissenschaftlichen Vorurteilen unbeirrt wirkte.

Dementsprechend erlangte im 17. Jahrhundert ein Bauer Jaques Nymar eine weittragende Berühmtheit durch die Wünschelrute, indem er mit ihr nicht bloß die Spuren von Dieben und Mördern tagelang und meilenweit trotz aller ihrer Winkelzüge verfolgte und dieselben dann unter vielen Unbetheiligten als die Schuldigen herausuchte, sondern überhaupt den Gerichtshöfen anerkanntermaßen die wichtigsten Dienste leistete. Um dieselbe Zeit benutzte man an vielen Orten Deutschlands und Frankreichs die Wünschelrute anstatt der Feldmesser, um unbestimmt gewordene Grenzen zwischen einzelnen Ländereien in unanfechtbarer Weise zu berichtigen. Die Damen aber, welche ja für alle magischen Kräfteäußerungen besonders beanlagt sind, blieben auch in der Handhabung der Wünschelrute nicht allzuweit hinter dem stärkeren Geschlechte zurück.

Indessen brachte der allzu ausgedehnte Gebrauch der Wünschelrute dieselbe doch in einigen Mißkredit; die aufstrebenden Naturwissenschaften ließen sie auf längere Zeit etwas außer Beachtung geraten, und erst als man ihre Anwendung wieder auf das Auffuchen von Metallen und Gewässern einschränkte, erlangte die Rute gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit einem erneuerten wissenschaftlichen Anstrich auch wieder eine vielfache Anwendung und allgemeinere Schätzung. In mehreren Staaten benutzte man dieselbe bei der Aufnahme der metallurgischen Karten des Landes und zahlte ziemlich bedeutende Summen an die Rutengänger für ihre Beihilfe zu diesem Werke. Der französische Arzt Dr. Thouvenel bereifte viele Städte Frankreichs und Italiens mit besonders glücklichen Trägern der Wünschelrute und wußte überall das Interesse hoher und höchstgestellter Personen, ebenso wie das von Gelehrten zu erwecken. Nach vielfachen zeitgenössischen Berichten wußten auch wirklich die Gehilfen des Dr. Thouvenel, zuerst der Dauphinat Bléton, dann nach dessen Tode sein Landsmann Bennet, nicht bloß natürliche Erzlager und fließendes Wasser tief unter der Erdoberfläche zu entdecken, sondern konnten auch die Lage absichtlich versteckter Metallmassen und das Fließen willkürlich anzulassender oder abzustellender Wasser in unterirdischen Kanälen angeben.

Freilich waren auch die Angaben dieser Erz- und Wasserfühler, wie die aller früheren, keineswegs untrüglich. Notgedrungen mußte vielfach das Schlagen der Wünschelrute auf feuchte Winde statt auf flüssiges Wasser zurückgeführt werden, häufig wurden die angezeigten und doch nicht aufzufindenden Metallmassen für zu tief liegend oder für noch nicht reif erklärt, auch sind schließlich

die meisten der Rutengänger, den berühmten Bennet nicht ausgenommen, auf Betrug und Täuschung ertappt worden. Trotzdem kam auf diese Weise die Sache der Wünschelrute selbst nicht zu Fall; denn die Anhänger mochten aus solchen Mißfällen höchstens auf momentan schlechte Dispositionen der Medien, auf dadurch hervorgerufene einzelne Täuschungsversuche derselben oder auch auf das Einschleichen gänzlicher Betrüger unter die Zahl der Eingeweihten, aber nicht auf den Ungrund der Sache selbst schließen.

Einigermassen begreiflich wird dies durch die Thatsache, daß es der Wünschelrute von Anfang an bis ins letzte Jahrhundert nicht an scheinbar wissenschaftlich begründeten Theorien gefehlt hat, die ihren Anhängern als ein gesichertes Fundament der Schätzung erschienen. Vor dem Aufblühen der modernen Naturwissenschaften waren die *qualitates occultae* der Materien, die geheimen Sympathien und Antipathien, welche man zwischen den verschiedenen Stoffen als wirkend annahm, in ihrer Unbestimmtheit der Wirksamkeit der Wünschelrute ungemein günstig. Von dem Boden, auf welchem, und von den Sternen, unter denen sie gewachsen war, behielt die Rute immer gewisse Neigungen zu den Erzen, welche der Boden verborgen oder die Sterne während ihres Wachstums regiert hatten, und nach der Verschiedenheit dieser Neigungen konnte man sogar besondere Ruten für besondere Metalle unterscheiden. Da aber die Rute ihre Neigungen nur in der Hand besonders empfindlicher Individuen zeigte, so blieb es während des ganzen Mittelalters eine heikle Frage, woher diese besondere Sensitivität stamme? Ob sie eine besondere Gabe Gottes sei oder nur mit Hilfe des Teufels erworben werden könne? Bedeutende Gelehrte, wie Caspar Schott u. a., hatten darüber noch im 17. Jahrhundert ihre schweren Bedenken, und immer hafteten dem Gebrauch der Wünschelrute gewisse sehr verdächtige Momente an.

Etwas besser und von stärkerem wissenschaftlichen Anschein wurde die Sache, als Descartes um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Sympathien und Antipathien der Körper durch ätherische Ausströmungen erklärte, die, von einem Körper je nach seiner inneren Beschaffenheit in bestimmter Form ausgehend, in den andern je nach dessen innerer Konstitution eindringen konnten oder nicht. Danach durfte man annehmen, daß die Ausströmungen der unterirdischen Metalllager in das Holz der darüber stehenden Gewächse konforme Gänge eingraben müßten, so daß später ähnliche Ausströmungen in die Zweige der Wünschelrute einzudringen und sie zu bewegen vermöchten.

Freilich wurde diese Erklärungsart unnütz, als der Cartesianismus in der Naturwissenschaft durch Newton und seine Lehre von den momentan und unvermittelt in die Ferne wirkenden Attraktions- und Repulsivkräften der Materie gestürzt wurde, aber auch diese Anschauungen schienen einer wissenschaftlichen Theorie der Wünschelrute nicht ungünstig. In der That sah man vielfach zu jener Zeit in den Newton'schen Kräften nichts weiter als die besser bestimmten und richtiger spezialisierten Sympathien und Antipathien der alten Physik, und die Betrachtung der Wünschelrute als einer besonderen Art von Magnetrudel

oder als eines eigentümlich geformten elektrischen Pendels lag danach nahe. Da nun von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an die Kenntnisse von den elektrischen Erscheinungen in ganz überraschender Weise sich entwickelten und die vielseitigen Wirkungen der Elektrizität in fast allen Naturgebieten immer klarer erkannt wurden, so mußte nun auch die Wünschelrute noch eine elektrische und magnetische Periode durchmachen und dadurch zu neuem Ansehen gelangen und neuen Enthusiasmus erregen. Dementsprechend mehrten sich nun die Rutengänger sowohl wie auch die Schriften über die Theorie des Instruments wieder in auffälliger Weise, und der schon erwähnte Arzt Thouvenel erfand für die neue Wissenschaft auch den ganz zweckmäßigen Namen der unterirdischen Elektrometrie (*électrometrie souterraine*), neben dem später auch noch die Bezeichnung galvano-organische Elektrometrie herlief.

Danach schien es auch manchen Physikern angezeigt, der Sache von seiten der Wissenschaft wieder näher zu treten, und besonders nahm sich der sehr verdienstvolle Entdecker der sekundären Volta'schen Säule, der Professor J. W. Ritter, der exakten Erforschung dieser Erscheinungen mit sehr viel Enthusiasmus, aber leider zu wenig Vorsicht an. Im Herbst des Jahres 1806 erhielt Ritter durch einen gelehrten Freund die Nachricht, daß ein junger Landmann am Gardasee, Namens Campetti, in ungewöhnlichem Maße die Fähigkeit besitze, tief in der Erde verborgene Metalle oder Wasser durch besondere Empfindungen wahrzunehmen, und daß die Wünschelrute in seiner Hand sich außerordentlich lebendig zeige. Ritter reiste daraufhin selbst nach Italien, fand die Gerüchte von der wunderbaren Empfindlichkeit Campetti's bestätigt und nahm diesen zu genaueren Untersuchungen mit sich nach München, wo der ganze Schelling'sche Kreis der polarisch-dualistischen Philosophie wegen sich lebhaft für die Erscheinungen der tierischen Elektrizität oder des tierischen Magnetismus interessierte.

Um aber nach gut wissenschaftlicher Methode die Erscheinungen auf ihre einfachste Form zu bringen, erinnerte Ritter daran, daß die Wünschelrute im Grunde genommen nichts Anderes als ein zusammengesetztes Pendel sei, und ging an ältere Versuche des Abbé Fortis, des Dr. Schäffer u. a. anknüpfend dazu über, mit Hilfe einfacher Pendel die Wechselwirkungen zwischen dem menschlichen Körper und äußeren metallischen Massen oder Flüssigkeiten zu prüfen. Die Resultate waren sehr interessant und der Theorie eines tierischen Magnetismus entschieden günstig.

Nimmt man nämlich einen Würfel von Schwefelkies oder gediegenem Schwefel oder irgend einem Metall, hängt ihn an einem Faden von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Elle Länge auf, der etwas angefeuchtet werden soll, und hält dieses Pendel zwischen Daumen und Zeigefinger mit ausgestrecktem Arme über Metallplatten oder ein Gefäß mit Wasser, so gerät das Pendel bei den meisten Personen nach und nach in regelmäßige Schwingungen, deren Form von der Form des untergelegten Metalls eine entschiedene Abhängigkeit zeigt. Über freisrunden Metallscheiben sind die Schwingungen kreisförmig, über Metallstäben sind sie linear. Auch die Drehungsrichtung der Kreisschwingungen wird durch die Unterlage bestimmt. Über dem

Nordpol des Magneten erfolgen dieselben von links nach rechts, über dem Südpol umgekehrt; Kupfer und Silber verhalten sich wie ein Südpol, Zink und Wasser wie ein Nordpol. Bei Früchten erfolgen die Schwingungen über dem Stielende umgekehrt wie über dem andern Ende. Die Teile des menschlichen Körpers zeigen sich ebenfalls verschieden polar, Stirn und Augen entsprechen einem Nordpol, die Nase einem Südpol u. s. w.

Die Schwingungen erfolgten nicht bei allen Personen gleichmäßig, immer aber wirkte die Verbindung mit einem besonders kräftigen Medium, wie z. B. Campetti, günstig. Ritter schrieb diese Bewegungen, die er ähnlicher Weise an dem von ihm erfundenen Balancier (d. i. ein kleiner, auf einer Fingerspitze balancierter Stab von Kupfer) hervorrief, den Wirkungen der tierischen Elektrizität zu, die aus den Fingern in die bewegten Körper strömt. Er hoffte von einer weiteren Untersuchung derselben die bedeutendsten Aufschlüsse nicht bloß über die gegenseitigen Bewegungen aller irdischen Stoffe, sondern auch über die Einwirkung der Gestirne auf die Erde und die Bewegungsercheinungen im Universum überhaupt. Diese weiten Perspektiven aber, die der Schelling'schen Philosophie und ihrer Konstruktion aller Erscheinungen aus polaren Gegensätzen so sympathisch und gemäß waren, erweckten gerade das lebhafteste Mißtrauen der meisten Physiker.

Professor Maréchal in München betonte, daß die Schwingungen des magischen Würfels meist so, wie beschrieben worden, eintreten, daß man aber dieselben auch zu verhindern vermöge, wenn man sich nur bemühe, die Hand ganz ruhig zu halten, daß daher kein elektrisches Fluidum die Ursache derselben sein könne, denn dieses solle ja bei völlig ruhiger Hand die Bewegungen hervorbringen. Auch spreche gegen die Wirksamkeit der elektrischen Kräfte, daß die Versuche unsicher würden und ganz andre Erscheinungen als angegeben zeigten, wenn man dem Medium die Augen verbände.

Professor Gilbert wandte sich in seinen Annalen der Physik sehr scharf gegen die vor schnell gebildete elektrische Theorie und machte darauf aufmerksam, daß bei der freien, unbequemen Haltung des Armes derselbe bald ermüden müsse und daß danach die Erschütterungen desselben beim Athemholen oder durch den Pulsschlag sehr wohl die der tierischen Elektrizität zugeschriebenen Bewegungen verursachen könnten.

Als der Münchner Akademiker Gehlen die neuen Pendelversuche der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin vorführte, beobachtete der Gymnasiallehrer Jungius bei allen eintretenden Bewegungen des Pendels auch stets entsprechende leise Bewegungen der dasselbe haltenden Hand und konstatierte, daß bei stillstehender Hand auch das Pendel ohne Bewegung blieb. Freilich parierten die Anhänger der Organoelektrizität diese Bemerkungen durch die Behauptung, daß die beobachteten Handbewegungen nicht die Ursache, sondern erst die Folge der Pendelschwingungen seien. Aber Jungius bewies dafür durch neue umfassende Versuche, daß der von jenen behauptete Einfluß einer elektrischen Isolierung auf die Schwingungen nicht vorhanden sei, daß die Erscheinungen vielmehr in ganz derselben Weise vor sich gingen, mochten nun die experimentierende Person oder

das Pendel oder die metallische Grundlage desselben oder auch alle zusammen vollkommen isoliert und jeder Übergang des angeblichen elektrischen Fluidums zwischen Medium, Pendel und untergelegtem Metall verhindert sein.

Schließlich blieben zum Gelingen der Pendelversuche überhaupt nur das Pendel und die menschliche Hand notwendig, und alle weiteren Veranstaltungen, alle Besonderheiten der Materialien erwiesen sich als völlig gleichgültig. Damit war genau genommen die subjektive Ursache der Schwingungen schon erwiesen, und es blieb nur übrig die Art aufzudecken, nach der das experimentierende Individuum ohne direkt gewollte Bewegungen der Hand die Schwingungen unbewußt hervorbringt.

Dr. C. Zimmermann in Heidelberg fand danach die feste Vorstellung einer besonderen Bewegung, den bloßen lebhaften Wunsch nach einer solchen allein schon hinreichend, um dem Pendel ohne jede weitere Ursache die gewünschte Bewegung zu geben. Ließ er z. B. das Pendel über einer hölzernen Tischplatte schwingen und fixierte dabei die Richtung der Holzfasern, so nahmen die Schwingungen diese Richtung an, stellte er sich dabei aber zugleich die Richtung senkrecht zu jenen Fasern vor, so wurden die Schwingungen kreisförmig. Er erklärte sich das aus der Bereitwilligkeit, mit der die Hand den lebhaften Vorstellungen in leisen, unmerklichen Bewegungen folgt, die aber doch genügen, um bei günstiger Summierung dem Pendel die ersehnte Richtung zu geben.

Mit dieser Ansicht stimmten die Ergebnisse von Versuchen, die Professor Pfaff aus Kiel ebenfalls noch im Jahre 1806 veröffentlichte, und die auch bereits die näheren Verbindungen erkennen ließen, welche zwischen dem lebhaften Willen und den leisen, ungewollten Bewegungen der Hand existieren. Nach diesen Versuchen ist es vor allem die unbewußte Bewegung der Augen, welche die Bewegung der Hand und damit des Pendels bestimmt. Da das Auge, so heißt es in dem betreffenden Aufsatz, beim Anschauen einer Figur dieselbe nicht in allen Punkten zugleich fixieren kann, so bekommt es die Vorstellung von einem Kreise eigentlich nur dadurch, daß es demselben kontinuierlich von Punkt zu Punkt folgt. Nun ist aber Gesicht und Getast von der Natur in so innige Beziehung gesetzt, daß die Hand bei jeder Gesichtsvorstellung gleichsam unwillkürlich strebt, dieselbe durch Betastung des gesehenen Gegenstandes zu berichtigen, wobei die rechte Hand, ihrer mechanischen Einrichtung gemäß, ohne besonderen Einfluß des Willens geneigter sein wird, sich gegen die linke und die linke sich gegen die rechte zu bewegen. Hält man demnach das Pendel über einen beliebigen Kreis, der zu groß ist, um als ein Punkt in allen Teilen zugleich fixiert werden zu können, aber klein genug, um eine gleichzeitige Beachtung des Pendels zuzulassen: so fällt das Auge zunächst wechselsweise bald auf das Pendel, bald auf den Kreis, wodurch eine gradlinige Bewegung des Auges und demnächst der Hand entsteht. Zu gleicher Zeit aber wird das Auge disponiert, den Kreis seiner Peripherie nach zu umlaufen, wobei das Auge durch Aufmerksamkeit auf die rechte Hand bestimmt wird, links, auf die linke aber, rechts zu laufen, in welcher Richtung hierauf die Bewegung der Hand und des Pendels erfolgt.

Dieser Theorie entsprachen die vielen, in der mannigfaltigsten Form angestellten Experimente. Über einer kreisförmigen Tafel waren die Schwingungen kreisförmig, über einer viereckigen geschahen sie in der Richtung der längsten Dimension, wenn dieselbe dem Auge nicht zu unbequem lag. Wurde eine Schere ihrer Länge nach fixiert, so waren die Schwingungen längs derselben gradlinig; fixierte man die beiden runden Handgriffe zugleich, so daß das Auge bald auf den einen, bald auf den andern fiel, so machte die neue gradlinige Bewegung mit der erstern einen rechten Winkel; fixierte man aber nur einen der Handgriffe allein, so war die Schwingung, wie über jedem andern Kreise kreisförmig u. s. w. Alle Schwingungen erfolgten über Figuren, die man mit Kreide oder Tinte auf Holz oder Papier gezeichnet hatte, ebenso gut wie über Platten aus Metall oder beliebigen andern Stoffen.

Damit waren die betreffenden Erscheinungen ihres geheimnisvollen Charakters entkleidet. In der That kann jeder ohne besondere Veranstaltungen und ohne jede Inanspruchnahme organo-elektrischer Kräfte die betreffenden Bewegungen in einfachster Weise hervorrufen. Man braucht nur einen etwas schweren Körper, z. B. einen Schlüssel an einem dünnen Faden mit ausgestrecktem Arme zu halten und dann die Augen auf vorgezeichneten oder auch bloß eingebildeten Kreisen oder geraden Linien laufen zu lassen, um das Pendel in die entsprechenden Bewegungen eintreten zu sehen, vorausgesetzt, daß man mit den Augen den eintretenden Bewegungen in ihrer Geschwindigkeit folgt und nicht bewußt oder unbewußt die erregten Bewegungen durch entgegengesetzte wieder zerstört. Auch mit andern Personen, die nichts von dieser Theorie wissen, werden die Versuche meist gelingen, wenn man ihnen nur mitteilt, welche Bewegungen eintreten sollen, und wenn diese Personen ein lebhaftes, gläubiges Interesse an dem Gelingen der Versuche nehmen.

Sind aber die Bewegungen dieser Pendel nur durch die Träger derselben subjektiv verursacht, so können sie natürlich in keiner Weise zur Entdeckung äußerer verborgener Materien, wie der Metalle, des Wassers und dergl. dienen, und ebenso werden die leisen Bewegungen der Wünschelrute auf nichts Weiteres schließen lassen, als daß der Rutengänger das sehnlichst Erwartete gefunden zu haben glaubt. In der That verschwanden auch nach jenen Veröffentlichungen allmählich (wie das zu erwarten) nicht bloß die Schwefelkiespendel und der Ritter'sche Balancier, sondern auch die Wünschelrute und diesmal, wie es scheint, endgültig. Wo dieselbe von sogenannten Wasserfühlern noch gebraucht wird, was noch immer nicht gar zu selten sein soll, da geschieht das doch nur zur Dekoration besonders empfänglichen Gemütern gegenüber, ohne daß ein wirklicher Einfluß der Rute ernsthaft behauptet wird.¹⁾

¹⁾ Zu ähnlichen Ansichten über die Wünschelrute war übrigens schon Porta um das Ende des sechzehnten Jahrhunderts gekommen. Derselbe sagt in seiner, an sonstigen Wunderlichkeiten durchaus nicht armen *Magia naturalis* vom Jahre 1589: „Die meisten Landfahrer, wenn sie gleich ganz arm und elend sind, geben doch von sich aus, daß sie Schätze finden können, und versprechen also andern etwas, das sie selbst nicht haben. Sie brauchen vier

Dabei ist aber doch der Gedanke an gewisse direkte, nicht an Raum und Zeit gebundene, wechselseitige Einwirkungen organischer Körper auf einander, an geheimnisvolle Aus- und Überströmungen eigentümlicher, mit den gewöhnlichen Sinnen nicht erfassbarer Fluida von und nach gewissen, hierfür besonders beanlagten Individuen noch nicht erloschen; vielmehr wurde derselbe in den fünfziger Jahren unsres Jahrhunderts bei der Gelegenheit des sogenannten Tischrückens aufs neue lebendig und macht sich auch heute wieder bei der Erklärung mancher spiritistischen Experimente, des Gedankenlesens u. s. w. mehr oder weniger verschämt geltend. Wie dem gegenüber das Ergebnis der Schwefelkiespendelversuche, nach dem schon der lebhafteste Gedanke, der eifrige Wunsch, in unserm Körper kleine, unbewußte Bewegungen hervorrufen kann, die einem andern geschickten Individuum wohl verständlich zu werden vermögen, in entscheidender Weise zu verwerthen ist, das wird der geneigte Leser ohne weitere Ausführungen begreifen.



Cornelius und Kaulbach in Düsseldorf.

Von

Hans Müller.

III.

Damit fanden zunächst Kaulbach's Beziehungen zu dem preußischen Kultusministerium ein Ende, da der junge Mann kurz darauf durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall von der Anstalt verwiesen wurde und sodann seinem Meister nach München folgte. Zwanzig Jahre später, als das preußische Ministerium mit dem inzwischen berühmt gewordenen Maler aufs neue wegen der Berliner Museumsbilder in lange und mannigfaltige Verbindung trat, hätte es mit Genugthuung darauf hinweisen können, daß dieses große Talent bereits in seiner frühesten Entwicklung von ihm erkannt, namhaft unterstützt und gefördert worden war.

Nach dieser Zusammenstellung, die dem Gang der Erlebnisse des Kunstschülers Wilhelm Kaulbach auf der Düsseldorfer Akademie ein wenig vorausleitete, sei zu den einzelnen Nachrichten zurückgekehrt, welche sich von seinem Aufenthalt in Düsseldorf bis zu seinem Abgange zusammentragen lassen, soweit sie sich auf

zweifelhafte Ruten und stellen deren obere Enden kreuzweise an einander, die unteren aber auf die offenen Hände, stellen sich auch dabei an, als ob sie etliche Reimen herbrummelten, bis endlich die Rutlein herunterfallen. Die Ursache aber ist diese, ob es gleich scheint, als wenn die Ruten fest auf den Händen stünden, selbige doch nirgend keinen festen Halt haben, und also gleichsam auf der Falle stehen, und wenn sie nun ein wenig von ihrer Stelle verrückt werden, also bald nach der Erde fallen müssen. Wie denn auf den Armen und in den Händen Puls-Adern vorhanden sind, welche, ob sie gleich scheinen unbeweglich zu seyn, unvermerkt gleichwohl die Hände bewegen und machen, daß sie zittern."

seinen besonderen Umgang, die ihn berührenden Düsseldorfer Geschehnisse und seine Arbeiten beziehen.

Als ersten Lehrer, bei welchem Kaulbach systematischen Unterricht erhielt, nannte er selbst mit größter Dankbarkeit den wackern Professor Mosler, der ihm bei aller Strenge im Amt persönlich von vornherein herzliche Teilnahme und freundschaftliches Entgegenkommen zeigte und der ihn nachmals auch mit mancherlei einflußreichen Leuten, wie Joseph Görres und den Gebrüdern Boisserée, bekannt gemacht hat. Jedenfalls glaubte Mosler vom ersten Augenblicke zuversichtlich an Kaulbach's große Begabung, erwies sich ihm nach vielen Seiten hin dienstbar und verfolgte dauernd und mit staunendem Interesse die großen Schöpfungen seines Schülers, auch nachdem Düsseldorf längst von diesem verlassen war. Kaulbach ist ihm zeitlebens ein treuer Freund geblieben und bezeugte eine besondere Freude, als er dem lieben Lehrmeister anfangs der vierziger Jahre in München seine Erkenntlichkeit bethätigen konnte, indem er ihn in seiner traulichen Häuslichkeit durch herzliche Gastlichkeit und Feste auszeichnete, sodaß Mosler die „schönen Münchener Tage und besonders Abende“ im Kaulbach'schen Hause lange Zeiten hindurch als einen glücklichen Traum pries. Auch nahm sich Kaulbach in späteren Jahren seines Sohnes Dominik an, der sich auf dem Städel'schen Institut in Frankfurt am Main ausbildete.

Solche lebenslange Dankbarkeit mußte ihre guten Gründe haben, und man kann wohl annehmen, daß der junge Kaulbach, als er aus seinen traurigen Familienverhältnissen heraus nach Düsseldorf kam, zerfahren und zersplittert in allem Können und Wissen, wie es bei seinen Jugendschicksalen nicht anders denkbar war, bei Mosler nicht allein gute Anleitung in den elementaren Fächern, sowie Rat und Belehrung in allen auf die Kunst bezüglichen Dingen und Unterweisung in den großen Meisterwerken der Malerei durch Vorlage geeigneter Kunstblätter erhielt, sondern auch liebevolle, gastliche Aufnahme im engeren Familienkreise fand. Während die meisten älteren Schüler der Anstalt und die Gehilfen des Cornelius, wie sie selbst angaben, in gar keiner Beziehung zu der Akademie und deren Professoren standen, obschon sie deren Vorteile genossen und dort auch ihre Werkstatt angewiesen erhielten, und sich nur ihres Verhältnisses zu dem Meister selbst bewußt waren, blieben die jüngeren Leute, die noch auf den Elementarklassen vorbereitet und eingeschult werden mußten, zunächst ausschließlich auf den Unterricht und den Verkehr der akademischen Lehrer angewiesen. Erst wenn sie höhere Stufen ihrer Kunst erreicht hatten, sollte ihnen das Licht des Meisters leuchten. Unser Künstler durchheulte nun freilich mit einer erstaunlichen Schnelligkeit die unteren Klassen, aber er blieb dennoch anfangs ziemlich allein für sich und hielt sich in bescheidener und ehrfurchtsvoller Entfernung von allem, was ihm nicht von selbst die Hand bot.

Über seine Beziehungen zu Cornelius in jener Zeit ist nichts Bestimmtes zu sagen, doch scheint es, als wenn er sich ihm zuerst nicht so freimütig genähert habe wie die übrigen Genossen, nicht nur weil er anhaltend unter dem Drucke seiner unglücklichen Familienverhältnisse stand, sondern auch weil er einer der

jüngsten und neuesten Ankömmlinge des Kreises war und den älteren, anerkannten und schon in praktischer Thätigkeit bewährten Schülern gegenüber seine verdüsterte und schwermütige Natur nicht verändern konnte, der immerfort ein mutiges und lebenslustiges Anschmiegen an größere Kreise versagt blieb. Cornelius öffnete wohl auch vorzugsweise erst denjenigen Kunstjüngern die Thür seines Hauses, die sich bereits als seine Gehilfen bei den Münchener Arbeiten und bei den größeren Aufgaben in Koblenz, Bonn und für die rheinischen Adelligen nützlich gemacht hatten.

Das Verhältnis der jungen Künstler selbst untereinander war kein so erfreuliches, wie man hätte denken sollen. Merkwürdigerweise bestand bei dieser auf das Ideal gerichteten Genossenschaft ein gewisses Cliquenwesen, ein schroff ausgeprägtes System der Anciennität. Die älteren Schüler, namentlich die Gehilfen des Meisters, die sich kaum noch als Schüler betrachteten, sahen den jüngeren Zuwachs über die Achsel an, kümmerten sich gar nicht um ihn und wollten ihn nicht einmal kennen lernen, selbst wenn große Talente dabei waren, welche die älteren Adepten bald überflügeln sollten. Man saß Thür an Thür in der Akademie nebeneinander und wußte trotz mehrjährigem Beisammensein nichts von einander und nichts von den Arbeiten der Einzelnen. Älteren Gehilfen des Meisters, die von München nach Düsseldorf kamen, wurde es sogar verübelt, wenn sie den jüngeren daselbst eine aufmerksamere Beachtung schenkten. So entstand eine vollkommene Scheidung der Schule in die Alten und die Jungen, eine Spaltung, die leider den jüngeren Kräften zuweilen bittere Stunden der Kränkung und Zurücksetzung verursachte.

Eine in sich schon so vereinsamte Natur, wie diejenige Kaulbach's, litt gewiß unter diesem Mangel an Kollegialität und schloß sich um so schwerer an die junge Schar an. Der erste, zu dem er wahrhaft innere Beziehungen unterhielt, war Adam Eberle, geboren 1805 in Aachen, der Sohn eines angesehenen Bürgers, dessen gastfreies Haus auch ihm häufig offen stand, und es ist bezeichnend für Kaulbach's gute und grundgesunde Natur, daß er sich damit gerade an den Besten der ganzen Gesellschaft hielt, sowohl was künstlerische Befähigung wie was edeln, sittenreinen Charakter angeht. Die Freundschaft mit dem vortrefflichen Jüngling, der leider der Kunst wie dem Leben gar zu früh entrisen worden ist, war eine durchaus ideale und für beide Teile förderliche. Ernst Förster erzählt darüber das Folgende aus eigener Anschauung: „Unvergeßlich ist mir der Augenblick, als wir unter den sogenannten „jungen Leuten“ der Akademie zwei — ich möchte fast sagen — Knaben sahen, die durch ihre bloße Erscheinung wie durch ihr liebevolles Arbeiten einen unwiderstehlichen Zauber auf uns ausübten, und mit denen, wie sie unter sich innig verbunden waren, rasch eine ewige Freundschaft geschlossen war: Adam Eberle und Wilhelm Kaulbach.“ Und Karl Stieler berichtet ungefähr wie folgt: „Immer sah man die beiden neben einander vor der großen Staffelei, oder Arm in Arm auf den Straßen; ein Bild aus jener Zeit,“ — gezeichnet von Ernst Förster 1823 im Atelier zu Düsseldorf, — „welches die beiden Porträts auf einem Blatte zeigt, prägt trotz

der grundverschiedenen Charaktere doch die ganze Liebe aus, mit der sie an einander hingen. Im Alter standen sie fast gleich, aber doch war Eberle schon unendlich ruhiger und fester in seinem Wesen als der stürmische Freund; seine Entwicklung hatte sich ohne jene Erschütterungen vollzogen, welche Kaulbach's Jugend erfuhr, und so hatte er in dem Bündnis der beiden entschieden die führende Rolle. Allein diese scheinbare Überlegenheit wurzelte eigentlich doch nur in dem geringeren Talent, in ihm lag nicht jene gärende Kraft, die den Genius noch in fieberhafter Spannung hält, wenn der Minderbegabte schon lange die friedliche Lösung seines Lebens fand und in den engeren Grenzen seinen ruhigeren Weg geht. So trat in der That eine wechselseitige Ergänzung ein, bei der sich Geben und Nehmen gleichmäßig verteilten. In all den Kämpfen, die den zweifelnden Kaulbach damals erfüllten, war ihm der reifere Geist des Freundes ein Halt; er glaubte mit idealer Ruhe an das Leben, er versöhnte die Bitterkeit so mancher Erinnerung durch seine Milde, und das Gefühl der Herzensleere durch seine Liebe. Eberle starb, noch ehe er die Schöpfungen der Hand gesehen, die er so oft beschwichtigend in seinen Händen hielt; der Einfluß aber, den er auf Kaulbach geübt, wirkte weit über sein eigenes Leben hinaus."

Dieser allgemein beliebte Künstler, den Cornelius für einen seiner besten Schüler hielt und mit besonderer Neigung bedachte, der vom Meister wegen seiner harmlos heiteren Seele voll lustiger Einfälle gern der Buffalmano der jungen Künstlerschar genannt wurde, und der sich in weiteren Kreisen namentlich durch seine schöne Zeichnung von den Juden in der babylonischen Gefangenschaft bekannt gemacht hat, folgte seinem Lehrer später nach München, malte in den Arkaden die Erhebung des Herzogs Maximilian I. zum Kurfürsten im Jahre 1623, ferner den Apollo unter den Hirten an der Decke des Odeons, der Kaulbach's Apollo mit den Musen entschieden übertrifft, wendete sich hierauf mehr der religiösen Richtung zu, versuchte sich ohne Erfolg in der Ölmalerei und starb schon im Jahre 1832, 26 Jahre alt, in Rom, wo er bei der Pyramide des Cestius begraben wurde.

Ein liebevolles, leider nicht vollendetes Porträt Kaulbach's von Eberle's Hand in Wasserfarben wird von Kaulbach's Familie pietätvoll aufbewahrt.

Auch zu Ernst Förster, der mit Karl Hermann im November 1823 von München aus nach Düsseldorf gekommen war und der sich, trotzdem er, der vielgereiste und vielstudierte, an Jahren der älteste des ganzen Kreises war, mit seinem unzertrennlichen Freunde Hermann zu den Jungen hielt, trat Kaulbach bereits frühzeitig in ein näheres Verhältnis, das sich später in München zu lebenslanger Freundschaft ausgebildet hat. Dankbar erinnerte sich Kaulbach bis in die spätesten Tage dieser „edeln“ Jugendfreunde, die ihm zuerst auf seiner Künstlerlaufbahn zur Seite gewesen und ihm manche frohe Stunde bereitet hatten in gemeinsamer Arbeit und gemeinschaftlichem, künstlerischem Streben. Förster schilderte den jungen Kaulbach, der sogleich sein ganzes Herz gewann, in seinen Erinnerungen aus der Jugendzeit als „eine Raffaelgestalt, Künstler mit Auge, Kopf und Hand, ein glänzendes Talent in sichtbarer, rascher Entfaltung, aber er-

bittert durch Härte des Schicksals und der Menschen, im Druck sehr unglücklicher Familienverhältnisse, der Nachtseite des Lebens zugewendet." Im übrigen heißt es, daß der Jüngling damals von kräftiger, blühender Farbe gewesen sei, im Gegensatz zu dem blassen und blonden Eberle, und alle Zeitgenossen wußten nicht genug von seiner auffallenden Schönheit zu sagen. Der Verkehr der beiden Zwillingssfreunde Förster-Hermann und Kaulbach-Eberle war ein durchaus offener, gemütvoller und anspruchsloser. Es traf sich oft, daß, wenn sie abends vom Zeichnen nach dem lebenden Modell von der Akademie nachhause gingen und die Fenster des Quartiers, wo Förster und Hermann wohnten, erleuchtet sahen, zum Zeichen, daß dort eine Schüssel Kartoffeln dampfend auf dem Tische stand, der junge, hungrige Kaulbach gern und mit Dank das bescheidene Glück der Genossen teilte, wobei ihm — wie Förster sagt — ein größeres an Freundschaft, Ehren, Ruhm und Reichtum nicht im Traum eingefallen oder der Gedanke gekommen wäre, daß er sogar selbst einmal neben seinem großen Meister gepriesen, ja sein Nachfolger in Amt und Würden eines Akademiedirektors werden würde.

Ernst Förster war es auch, welcher das Mißverhältnis der Jungen und Alten an der Akademie sehr schmerzlich empfand und deshalb, von seiner Studienzeit her wohl erfahren im Verbindungswesen der studierenden Jugend, den Versuch machte, unter den Akademikern ein freundschaftlicheres Vereinsleben herbeizuführen, welches alle zu einem gemeinsamen Zwecke vereinigen sollte. Er rief deshalb einen sogenannten Komponierverein ins Leben, in welchem sich die jungen Leute gegenseitig Aufgaben zu Entwürfen stellten, die sie dann dem Urteil der Einzelnen oder auch dem Meister selbst, so oft dieser in die Versammlung kommen würde, vorlegen wollten. Da wurde denn namentlich aus den Nibelungen, aus Shakespeare, Goethe, Uhland und den Dichtern des Altertums mancherlei ausgesucht und ausgearbeitet, und als Cornelius eines Abends erschien, sah er die Zeichnungen durch, machte im einzelnen Bemerkungen, sprach aber zum Schluß als Feind aller Genremalerei seine Meinung rückhaltlos dahin aus, daß die Zeit der Szenenmalerei vorbei sei; die Kunst habe über diese Brücke gehen müssen, um Aufnahme beim Volke zu finden, sie sei aber zur Selbständigkeit berufen und müsse diese erringen und erhalten so gut wie die Poesie, die eine schlechte Figur machen würde, wenn sie bloß Bilder in Verse übersezte. Die jungen Leute nahmen nun eine andre Richtung für ihre Aufgaben. Aber das schön und nützlich gedachte Unternehmen fand doch auf die Dauer keinen großen Kreis von Liebhabern, löste sich sehr bald wiederum auf und förderte auch keine nennenswerten Leistungen zutage. Man kann wohl mit Recht annehmen, daß auch Kaulbach dieser Vereinigung beitrug, schon dem Freunde zuliebe, obwohl er niemals ein Verehrer des Vereinslebens gewesen ist. Die Scheidewand zwischen den Alten und Jungen blieb indessen bestehen.

Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten fanden sich die jungen Kunstkräfte wie eine einzige Körperschaft zusammen. Das war, wenn es den verehrten Meister zu feiern galt, oder wenn größere Anforderungen an alle zusammen herantraten.

Eine wahrhaft erfreuliche Gemeinschaftlichkeit der Arbeit entwickelte die Kunstgenossenschaft bei Gelegenheit der Vermählungsfeier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der bairischen Königstochter Elisabeth. Cornelius hatte bereits im Sommer des Jahres 1823 in München, als der preußische Kronprinz zur Brautschau am dortigen Hofe erschien, in der Glyptothek eine Huldigung für den kunstliebenden Fürsten veranstaltet, ein Künstlerfest, welchem die königliche Familie mit ihrem Gaste beizuhohnte. Der Glanzpunkt desselben war ein großes Transparentgemälde gewesen, eine Germania im Eichenhain, umgeben von den Repräsentanten der klassischen Kunst, des Altertums und des Mittelalters, mit dem Hinweis auf deren Wiederaufleben am Rhein und an der Isar durch die Verbindung der Herrscherfamilien von Preußen und Bayern; auch die in Arbeit befindlichen Fresken waren bei dieser Gelegenheit mit Fackellicht beleuchtet worden, und ein Sängerkhor hatte ein von Förster gedichtetes und von dem Kapellmeister Ett in Musik gesetztes Festlied vorgetragen. Nun wendete sich zur Hochzeitsfeier des erlauchten Paares der Magistrat von Düsseldorf im Namen der Stadt mit der Frage an die Akademie, ob die Kunstschüler ein großes Transparent als Festschmuck für die Fassade des Rathauses zu malen übernehmen wollten und was sie dafür verlangen würden. Die Antwort lautete: die Leinwand zum Bilde, Farbe und Licht, Bier und Brot — die Arbeit möchte die Stadt als Beitrag der Künstler zur Festfreude annehmen. Nachdem Stürmer und Stille auf aller Wunsch, nach Rücksprache mit dem Meister, die Kompositionen ausgeführt hatten, legte alles, was irgendwie Palette und Pinsel anzufassen verstand, Hand an, um das Riesenwerk unter richtiger Verteilung der einzelnen Arbeiten in drei Tagen fertig zu stellen, indem Tag und Nacht unter Sang und Klang mit jugendlichem Feuer gewirkt wurde. Als werktthätiger Gehilfe, freilich nur als Handlanger, indem er die unermüdlichen Künstler mit Farbe oder Terpentin, mit Pinsel- oder Palettereinigung bediente, wird der junge Prinz von Salm-Reifferscheidt ehrenvoll erwähnt. Leider kam das figurenreiche Werk am Tage der Vermählungsfeier selbst wegen ungünstiger Witterung nicht zur Geltung und fand erst bei einer Nachfeier, bei einem Festball im geschlossenen Raume, Verwendung.

Durch solche frische Kunstbethätigung gewann sich die Schar sehr leicht die Liebe der Düsseldorfer Bürgerschaft, welche allezeit ein warmes Herz für die Kunst an den Tag gelegt hat. Während sich allerdings die untersten Klassen ziemlich roh erwiesen und auf den Gassen das junge Künstlervolk in seiner ungewohnten Tracht und Haltung, in den langen Haaren und Samtwämfern, mit mannigfachem Spott, Hohn und aller Art Feindseligkeiten bedachten, was man nirgendwo so gut versteht wie am Rhein, zeigten sich die wohlgesitteten Bürger voll Teilnahme, Zuorkommenheit und Freundlichkeit und öffneten den lustigen, freimütigen Gesellen sehr gern ihre Häuser, sowohl zum harmlosen, gastlichen Verkehr wie auch zu größeren Festlichkeiten und Vergnügungen, und die jungen Künstler fanden reiche Gelegenheit, sich in den gemüthlichen und gemüthvollen Kreisen der braven Rheinländer und nicht zum geringsten Teile der schmucken und

hübschen Rheinländerinnen Schliff und Bildung zu holen, wie er gerade in ihren Jahren so notwendig ist. Ein freundliches Licht auf das Verhältnis der Bewohner der Stadt zu den Akademikern wirft die Erzählung Förster's von einem Glasermeister, welcher sich lebhaft für den Gebrauch des Spiegels in den jungen Händen beim Zeichnen interessierte und, als man ihm bedeutete, daß die angehenden Künstler darin die von ihnen übersehenen Fehler der Zeichnung wahrnahmen, einem jeden von ihnen an Stelle der sparsamen Spiegelcherben einen eingerahmten Handspiegel zum Geschenk machte.

Die meisten jungen Maler beteiligten sich natürlich auch an der mit Vorliebe seit alters her am Rheine gepflegten Kunst des Gesanges, der man sich sowohl in kleineren geselligen Vereinigungen wie bei größeren öffentlichen Aufführungen hingab. Hier fanden sich denn auch die Jungen und Alten der Corneliuschule zu regem, gemeinschaftlichem Wirken zusammen. Was die Malerei nicht vermochte, das brachte die Musik fertig. Zum Singen vereinigte man sich häufig in öffentlichen Lokalen. Da wurden große Chöre aufgeführt, und auf den Schultern trugen vier Eleven das morsche Piano durch die Straßen. „Der Meister soll leben, er geht uns kühn voran.“ Mit diesem Chorus ward jedes Gelage eröffnet. Sein Name durfte bei keiner Gelegenheit fehlen. Auch Kaulbach nahm — wie er selbst erzählt hat — in der Regel an solchen Abenden teil. Desgleichen erschien er bei den Sängerproben, aber im ganzen war er stiller als alle übrigen, und keine Heiterkeit vermochte den stummen Bann zu lösen, der über seinem Wesen lag. Auch an den Regelpartien soll er sich beteiligt haben, die Cornelius mit seinen Schülern häufig bei einem vielgenannten Düsseldorfer veranstaltete, der damals eine Essigfabrik und Bierbrauerei daselbst besaß. Das war der alte Achenbach, und sein ältester Sohn Andreas setzte zuweilen als Junge den späteren Kunstgenossen die Regel auf.

Bei allen gelegentlichen Zerstreuungen hatte der Ernst in Kaulbach's ersten akademischen Jahren ein entschiedenes Übergewicht. Unablässig stand dem armen Jüngling das Bild seiner bedrängten Familie vor Augen und der Gedanke vor der Seele, etwas Tüchtiges zu werden. Er wußte nun, was er leisten konnte und mußte. Die Frage seines Lebensberufes wartete nicht mehr auf Antwort. Bei aller Bescheidenheit hatte er sein Selbstbewußtsein und sein Selbstvertrauen gefunden, und es galt nun, mit unentwegter Ausdauer nach Selbstständigkeit zu ringen, um sich und die Seinen ernähren zu können. Fraglos hat ihn der Meister, der mit Lobsprüchen niemals kargte, gern und oft ermuntert, indem er sein Urteil, das er dem Ministerium abgab, persönlich um so eindringlicher und klarer darlegte. Dazu kam der Sporn, den die allgemeine Schaffensfreude gab, mit welcher rechts und links die Genossen an ihre Arbeit gingen und die auf alle ohne Ausnahme einen wohlthätigen, fast zauberhaften Einfluß übte, sodaß in jenen frohen Düsseldorfer Tagen wohl kein einziger in Trägheit und Unthätigkeit zu Grunde gegangen sein dürfte. Die Eigenartigkeit der Corneliuschule brachte es mit sich, daß auch die jüngsten Leute nicht ausschließlich, wie auf andern Schülern, lernten, in sich aufnahmen, reproduzierten und Studien anfertigten,

sondern daß sie, sobald es irgendwie anging, selbständig erfanden, komponierten, produzierten und Werke für die Öffentlichkeit schufen.

Auch die beiden Freunde Eberle und Kaulbach blieben nicht müßig bei dem allgemeinen Fleiße. Der erstere beschäftigte sich mit einer Grablegung Christi in lebensgroßen Figuren, mit einer Darstellung der heiligen Helena zwischen zwei Passionsengeln und mit einer Schilderung des Abschiedes des Tobias. Und der junge Kaulbach zeichnete zunächst seinen Karton „das Mannasammeln in der Wüste“, denselben, der dem Ministerium eingeschickt worden ist, eine Arbeit, die seiner Empfindungswelt besonders zusagen mußte, da er darin die hungernde Not seiner Kindheit auf das lebhafteste zum Ausdruck bringen konnte. Seine innerste Stimmung, sein ganzes Herzeleid äußerte sich denn auch in diesem durchaus subjektiv empfundenen Jugendwerke, welches als eine der wenigen Erstlingsarbeiten erhalten ist und bereits die eigenartige Kunstthätigkeit Kaulbach's in seiner ersten Epoche veranschaulicht, die mit Vorliebe von innen heraus zu schaffen pflegte und seine durch bestimmte Erlebnisse hervorgerufenen Gedanken und Empfindungen auszudrücken und zu gestalten suchte. Wie der Stilllebenmaler Preyer erzählte, der im November 1822 in die Elementarklasse der Düsseldorfer Akademie eintrat, hatte Kaulbach schon um diese Zeit angefangen zu komponieren und sofort dieses Blatt vollendet. Der junge Künstler hat später die immerhin bemerkenswerte Zeichnung bei seinem Weggange nach München seinem Düsseldorfer Hauswirt, dem ehemaligen Gymnasiallehrer Professor Durst, zurückgelassen. Der Karton wurde dann von der Kunsthandlung Eduard Schulte angekauft und ging in neuerer Zeit durch Tausch an einen Münchener Kunsthändler über. Eine Bleistiftskizze dazu soll der Maler Mosler in Düsseldorf, der Sohn des Professors Mosler, besessen haben.

Daß Kaulbach mit bewußter Absichtlichkeit diesen Stoff gewählt hat, gab er offen zu. Es war eine jener künstlerischen Thaten, die die Seele vom langen Druck befreien, die aus innerster Notwendigkeit ausgesprochen werden müssen, die wie eine Art Erlösung von Leid und Trauer angesehen werden können, ähnlich wie es nachmals auch die ergreifenden Jugendwerke „das Narrenhaus“ und „der Verbrecher aus verlorener Ehre“ gewesen sind, welche bei weitem mehr aus dem Herzen heraus geschaffen wurden als alle späteren Schöpfungen, die vielfach einer überwiegenden Verstandesthätigkeit ihre Entstehung verdanken. Als Förster kurz nach der Fertigstellung einmal fragte, was ihn bewogen habe, gerade das Mannasammeln darzustellen, antwortete er rückhaltlos, wie er sich schon in früher Jugend in die Lage der hungrigen Israeliten zu setzen reichlich Gelegenheit gehabt, und wie er selbst jetzt noch oft den Wunsch hegen müsse, daß ihm das tägliche Brot vom Himmel fallen möge. Und dann erzählte er dem teilnehmenden Freunde, wie er in den Knabenjahren mit der Schwester über Land gewandert war, von Bauernhof zu Bauernhof die Heiligenbildchen des Vaters verkauft und häufig hinter einem Feldzaun mit trockenem Brot den Hunger gestillt hatte. Förster aber deutete ihm den Manna-Regen als ein glückliches Vorzeichen der Zukunft, daß auch ihm dereinst das Glück vom Himmel in den Schoß fallen werde.

Der Leser kennt aus dem zweiten Buche Mose den denkwürdigen Zug der Kinder Israel durch die Wüste, sowie ihr qualvolles Hungern und Dürsten, das sie doppelt und dreifach nach den Fleischtöpfen Agyptens empfanden. In der Wüste Sin, die da liegt zwischen Elim und Sinai, murrten sie endlich ungeduldig wider Mose und Aaron. Der Herr aber sprach zu Mose: „Siehe, ich will euch Brot vom Himmel regnen lassen, und das Volk soll hinausgehen und sammeln täglich, was es des Tages bedarf; daß ich's versuche, ob es in meinem Geseß wandle oder nicht.“ Mose und Aaron aber sprachen zu allen Kindern Israel: „Ihr sollt inne werden, daß euch der Herr aus Agyptenland geführt hat.“ Und am Morgen lag der Tau um das Heer her. Und als der Tau weg war, siehe, da lag es in der Wüste rund und klein wie der Reif auf dem Lande. Und da es die Kinder Israel sahen, sprachen sie untereinander: „Das ist Man;“ denn sie wußten nicht, was es war. Moses aber sprach zu ihnen: „Es ist das Brot, das euch der Herr zu essen gegeben hat; ein jeglicher sammle deß, soviel er für sich essen mag, und nehme ein Gomor auf ein jegliches Haupt, nach der Zahl der Seelen in seiner Hütte.“ Und die Kinder Israel thaten also, und sammelten, einer viel der andre wenig.

Kaulbach erfaßte diesen Vorwurf mit einer offenkundigen Schaffenslust und mit bemerkenswerter Selbständigkeit, welche bei seinen mangelnden Vorkenntnissen und bei seiner großen Jugend gerechtfertigtes Staunen hervorrief. Die Anlage und Kompositionsweise des Kartons hält sich freilich noch ziemlich befangen in den Bahnen des Lehrmeisters. Auch weisen manche Zeichen auf eine Vertrautheit mit den großen Italienern und mit altdeutschen Kupferstichen hin, die ihm vermutlich durch den Kupferstich-Berwalter Mosler in trefflichen Blättern bekannt gemacht worden sind. Im ganzen spricht sich aber doch bereits überraschend viel eigene Erfindung aus, die den zukünftigen Meister der gedankenvollen Historienmalerei ahnen läßt. Leider zeigt auch dieses Blatt, wie die meisten unter dem Einfluß von Cornelius entstandenen Werke, daß dem Studium der Natur keine genügende Aufmerksamkeit geschenkt wurde, daß die Erinnerung an Vorbilder und Kunstwerke vollständig an Stelle der direkten Einwirkung der Wirklichkeit, des eigenen Sehens und Empfindens einer unmittelbaren Lebendigkeit getreten ist. Cornelius beging ja in dieser Beziehung denselben Fehler wie die meisten Akademieprofessoren, welche zuerst das Zeichnen nach der Antike und nach Vorlageblättern lehren und dann erst das Altzeichnen sowie das damit verknüpfte Erkennen und Verstehen der wahrhaftigen menschlichen Form und Gestaltung verlangen, anstatt umgekehrt. Auch hier hat der jugendliche Künstler noch viel mehr mit andern Augen als mit den eigenen gesehen. Dagegen läßt sich nicht bestreiten, daß er vieles bereits mit eignem Herzen empfunden hat. Manche Gestalt des figurenreichen Bildwerkes verrät inneres Leben und warme, herzliche Auffassung. Viele der Personen erregen den ungetheilten Beifall durch ihren innigen Gefühlsausdruck und bekunden entschiedenen Geschmack und Schönheitsfönn. Überhaupt muß das Einzelne mehr gelobt werden als die ganze Komposition als solche, welcher es noch an Einheit und Übersichtlichkeit gebricht, worin nachmals Kaulbach's größte

Stärke erwuchs. Gott Vater, der aus den Wolken, gestützt von drei schwebenden Engeln, zu Mose redet, erinnert gewissermaßen an die liebevolle, aber hausbackene Auffassung der älteren deutschen Maler. Die Gruppe des Moses, des Aaron und der gläubig auf die Worte des Herrn lauschenden Männer und Weiber zur rechten des Bildes geht ein wenig zu sehr ins Große, was das Verhältnis zu den Figuren im Vordergrund betrifft, läßt aber offenbar den Einfluß guter Vorbilder erkennen, namentlich auch im Faltenwurf der Gewänder, und zeigt ein deutliches Streben nach Charakterisierung der einzelnen Individuen. Eine andere Gruppe links, in welcher das Sammeln und Forttragen des Mannas in Gefäßen veranschaulicht werden soll, zeichnet sich durch Lebendigkeit in der Bewegung und durch Verständlichkeit der Darstellung aus. Eine weibliche Figur, welche mit erhobener Hand ihr gefülltes Komor auf dem Haupte fortträgt, dürfte ihr genaueres Vorbild in der italienischen Kunst finden. Sehr schön ist ein knieender Mann, welchem ein idealausgeführter Jüngling in vortrefflicher Wendung des Oberkörpers sein Gefäß mit dem göttlichen Brote füllt. Nicht minder erfreulich wirkt eine junge Mädchengestalt im Vordergrund, welche auf der Erde liegt und das Manna zusammensucht, von reiner und feiner Empfindung und an die naive Kunst Perugino's erinnernd. Von rührender Herzlichkeit schließlich ist die sorgenvolle Mutter, gleichfalls im Vordergrund, welche den Hunger ihres unbekleideten Kindes mit der himmlischen Speise zu stillen strebt. Leider sind bei dieser Figur die untern Körperteile durch Verzeichnung mißglückt, da man sich vergeblich nach dem Verbleib der untern Partie umsieht. Den Hintergrund füllen ein paar Figuren aus, welche, wenn auch nur flüchtig angedeutet, so doch große Lebendigkeit verraten. Alles in allem geht durch den Karton, trotz vieler Mängel, ein großer Zug, und dem Künstler, welcher gleich im ersten Jahre seiner akademischen Studien ein solches Werk zu schaffen im stande war, konnte mit Recht eine große Zukunft vorausgesagt werden. Offenbar ist vor allem das Streben nach Wahrheit und Grazie der Form, eine bestimmte Subjektivität der Auffassung und die Kühnheit in der Vorführung von schwierigen Körperstellungen, die später in der Hunnenschlacht mit wahrhafter Genialität erweitert worden ist.

Die meisten übrigen Arbeiten der Düsseldorfer Zeit sind bedauerlicher Weise zu Grunde gegangen oder von Kaulbach selbst vernichtet worden. Wir wissen aber aus seinen eigenen Versicherungen, daß er mit Vorliebe neben biblischen Stoffen Vorwürfe aus Homer, aus Walter Scott und aus dem Eid entnahm. Der reiche Nachlaß enthält nur wenige Blätter, die aus jenen Tagen stammen dürften, zum größten Teil biblische Szenen, darunter Christus auf den Wolken, Christus auf dem Esel in Bethlehern einziehend, eine Madonna mit dem Kinde, Judith mit dem Haupte des Holofernes, die heilige Elisabeth mit ihrem Gefolge, im Begriff einen Bettler zu laben, alle durchaus skizzenhaft und oft nur in flüchtigen Konturen gehalten, ferner auch eine Komposition, in welcher Homer der Volksmenge seine Gesänge vorträgt, welcher sich dann noch eine Bleistiftzeichnung zu Homer's Ilias vom Jahre 1825 anschließt, die sich im Besitze von Karoline Leonhard in Mülheim befand. Die aus derselben Zeit erhaltenen Skizzenbücher

ferner führen eine große Menge von Tusch-, Feder- und Bleistiftzeichnungen vor, Darstellungen aus der Bibel und dem bürgerlichen Leben, bei denen es vielfach schwer zu entscheiden ist, ob es sich um eigene Kompositionen oder um Kopieen handelt. Viele, besonders die Tuschzeichnungen, zeigen eine vollkommene Abhängigkeit von der Corneliuschule in der Vorliebe zu übermäßigen Gliederformen. Andre verraten eine durchaus selbständige Hand und überraschen durch feine, lebenswahre Beobachtung der Natur, durch liebevolle, fleißige und überaus feine Linienführung. Insbesondere enthält ein grünes Büchlein vom Jahre 1824 ganz vortrefflich ausgeführte Köpfe nach dem Leben voll scharfer, treffender Charakteristik, darunter ein ausgezeichnetes Bildnis der Schwester Josefine.

Von größeren, wirklich ausgeführten Tuschzeichnungen aus dieser Epoche bewahrt das Kaulbachmuseum in München noch zwei bemerkenswerte Blätter, welche nach einer Unterschrift von des Künstlers Gattin aus den Jahren 1823 und 1824 herrühren. Das erste dieser Bilder veranschaulicht den König David vor der Bundeslade. Ein langer Zug ziemlich bewegter Gruppen und schreitender Personen wandelt vor unsern Blicken vorüber. Tanzende Mädchen eröffnen den Reigen. Hierauf folgt der Psalmendichter selbst mit der Harfe, worauf sich Musiker mit Zimbeln und Pauken anschließen. Opfertiere werden herbeigeführt, und im Hintergrunde tragen vier altersgraue Priester die heilige Bundeslade Israels mit würdigem Ernste. Die Gruppierung ist klar und natürlich. Die Ausführung aber hat etwas eigentümlich Weiches, Zaghaftes und Zierliches, wie man es sonst an Kaulbach's früheren Schöpfungen nicht gewohnt ist. Das allzu ängstliche Streben nach Schönheit wird hier beinahe zur Sentimentalität, und die auffallend schmalen und kleinen Köpfe stehen im größten Gegensatz zu den kraftstrotzenden Gestalten, die man in jener Zeit sonst zu zeichnen pflegte. In dieser Beziehung trägt die zweite Zeichnung denn auch bei weitem mehr den Stempel der Corneliuschule und fand auch bei Cornelius selbst wegen ihrer kraftvollen, markigen Komposition und Form einen ganz besondern Beifall. Sie behandelt eine bekannte Szene aus dem Eid, die Vermählung des tapfern Don Rodrigo mit Ximene, der Tochter des von ihm erschlagenen Don Gormaz.

Fräulein, einen Mann von Ehre
 Leider hab ich Euch getötet,
 Denn es wollt es Ehr und Pflicht.
 Diesen Mann geb' ich Euch wieder,
 Und was Ihr mit ihm verloret,
 Vater, Freund, Verwandte, Diener,
 Alles geb' ich Euch, mit Allem
 Mich Euch, Euren Eh'gemal.

Also hat der edle Eid am Altar zu der Braut geredet, und aus der Kirche zieht nun die prächtige Hochzeitfeier zum Palast der Königin, stattlich an Ximene's Seite der König Don Fernando, der Vermählten Vormund, neben Rodrigo der fromme gute Bischof Luyu Galvo, dann der Herren langer Zug. Zärtlich und verschämt wendet sich Ximene zu dem Geliebten rückwärts. Über die teppichbehangenen Mauern blickt die bunte Menge. Alles jubelt unter Lustgesang dem

Zuge zu. Die Mädchen werfen Blumen und Weizen. Der Page, der zum Erschreck der Damen den Teufel spielt, macht seine Reverenz. Kostüm und Lokal ist genau nach der Schilderung des Gedichtes wiedergegeben. Versenkt man sich in den Geist und Geschmack der Zeit, so macht das ganze Bild, das bis auf eine Ecke sehr sorgfältig ausgeführt und vollendet ist, mit seinen rechenhaften, ausdrucksvollen Gestalten einen vortrefflichen Eindruck und beweist geniale Auffassung und Anordnung.

Aus derselben Zeit dürfte wohl auch eine Komposition herkommen „Schlacht bei Tours“, eine figurenreiche Darstellung des entscheidenden Sieges, den Karl Martell 732 über die Sarazenen davontrug, welche damals in der ersten Münchener Zeit Kaulbach's von W. Nilson gestochen und von H. Schweizer gedruckt worden ist. Trotz einzelner Schönheiten verdient dieses Bild aber kein allzu großes Lob, da es sowohl im Aufbau wie in der Massenhaftigkeit der Wirkung allzu unfrei, allzu abhängig und unselbständig erscheint. Wieviel von den einzelnen Mängeln auf Kosten der Reproduktion geht, läßt sich nicht sagen, da die Originalzeichnung nicht erhalten ist.

Auch in der Ölmalerei versuchte sich Kaulbach, wie aus den Berichten an das Ministerium zu ersehen ist, bereits frühzeitig in Düsseldorf. Förster berichtete 1825 in einem Briefe an den ihm befreundeten Porträtmaler Professor C. Vogel in Dresden, — gleichzeitig abgedruckt in der Augsburger Allgemeinen Zeitung — daß außer der Freskomalerei auch die Ölmalerei in Düsseldorf fleißig ausgebildet wurde. So seien für eine Kirche in Westfalen drei Altarbilder in Arbeit, eine Kreuzabnahme durch Ruben, eine heilige Helena mit Engeln von Eberle und eine Madonna auf dem Thron mit Engeln durch Kaulbach — der Name wurde „Kaulenbach“ gedruckt, — und als Maße werden für die Altarblätter sechs und neun Fuß Höhe und fünf Fuß Breite angegeben. Ob dieses stattliche Bild Kaulbach's schließlich vollendet worden ist und wo es sich heutigen Tages befindet, war bisher nicht zu ermitteln. Nach einem Berichte Kolbe's an das Ministerium scheint es fast, als wenn keines der Tafelbilder zu Ende geführt worden sei. Preyer, welcher das Gemälde damals oft gesehen und sehr bewundert hat, erinnerte sich, daß Kaulbach, nachdem Cornelius nach München gegangen sei, eine Madonna in etwa halber Lebensgröße gemalt habe. Daß Engel ihre Umgebung gebildet haben, bezweifelt er. Wohin es gekommen ist, vermochte er nicht zu sagen. Ebenowenig wußte es Inspektor Holthausen, welcher sich gleichfalls keiner Engel erinnerte, sondern der Meinung war, daß nur Maria mit dem Christuskinde auf dem Throne unter einem Baldachin sitzend dargestellt gewesen sei. Jedenfalls versetzte das kühne Wagnis alle Freunde in Erstaunen, wie der junge Künstler ohne alle Vorkenntnis und allen Unterricht in der Ölmalerei das Bild zustande brachte, das, wie Förster meinte, wenn auch kein Meisterwerk in der Technik, doch von großer malerischer Wirkung war, vor allem aber einen Schönheitsfimmel, namentlich in den Engeln — die also Förster ausdrücklich wiederholt — offenbarte, in welchen keiner der Genossen ihm gleich kam. Als Preis

für das ganze Gemälde mit lebensgroßen Figuren soll die Summe von vierzig Thalern vereinbart gewesen sein.

Unter den wenigen Ölbildern, die sonst noch damals entstanden sind, war nach Preyer auch ein Doppelbildnis: Kaulbach malte Eberle, und Eberle malte Kaulbach, so daß beider Köpfe auf einem Bilde nebeneinander gesehen wurden. Vielleicht beruht diese Erinnerung aber auf einer Verwechslung mit der bereits erwähnten Zeichnung von Förster.

Ein ganz hervorragendes Zeugnis der eigenmächtigen Studien Kaulbach's in der Ölmalerei, das überhaupt zu den eigenartigsten und reizvollsten Schöpfungen des Künstlers gehört, ist indessen auf die Nachwelt gekommen, gleich bedeutsam durch künstlerischen wie historischen Wert. Es ist dies das ungemein fesselnde Selbstbildnis in Öl, das bei der Jubiläumsausstellung zu München im Jahre 1888 wiederum die allseitigste Beachtung weiterer Kreise gefunden hat und das gleichfalls aus der ersten Zeit der malerischen Studien Kaulbach's stammt. Es trägt die Jahreszahl 1824, ist also früher entstanden als das Ölbild für die westfälische Kirche, welches der Kuratoriumsbericht ausdrücklich als seinen ersten Versuch in Öl bezeichnet, und gilt auch gemeinhin als sein allererstes Ölgemälde, das er heimlich und fern von jeder fremden Beeinflussung mit unendlicher Mühe und Sorgfalt, ohne alle Kenntnisse der Pinselführung wie ein Mosaikbild Punkt für Punkt auf die Leinwand getupft haben soll, ohne aber daß man diese schwerfällige Art der Arbeit erkennen kann. Das Porträt war nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern für den engeren Familienkreis. Der junge Künstler, der sich als frühzeitig geschulter Fußgänger daran gewöhnt hatte, häufiger zu Fuß den weiten Weg von Düsseldorf zur Mutter und zum Vater zurückzulegen, trug es als Weihnachtsgabe auf dem Rücken nach Mülheim und von dort nach Werden. Das Original ist auch ferner im Besitz der Familie geblieben und wurde in Kaulbach's Nachlaß von Friedrich Bruckmann veröffentlicht. Unbeschreiblich rührend wirkt der Ausdruck innigster Seelenstimmung, die aus dem Gemälde zum Beschauer spricht. An die älteren florentiner Selbstbildnisse erinnernd, offenbar unter dem Einflusse des Raffaelbildes entstanden, stellt es den Jüngling in blühender Kraft dar mit keimendem Bart um Kinn und Wange, mit langwallendem braunen Haupthaare, mit umgeschlagenem Kragen und Samtbarett, wie die Corneliuschüler es mit Vorliebe zu tragen pflegten. Die schönen Gesichtszüge sind von einer schwülen Schwermut durchzogen, die tiefliegenden Augen blicken mit weltverlorener, scheuer Trauer ins Weite, der Mund redet von weicher, bekümmelter Gemütsverfassung. Das Ganze giebt das Bild einer trostbedürftigen, strebsamen, aber unverstandenen Jugend. Erstaunlich ist bei diesem Erstlingswerke wahrhafter künstlerischer Vertiefung schließlich ebensoviel der sorgsame Fleiß der Ausführung wie das satte, kräftige Kolorit, und wenn man es nicht wüßte, würde man das Bild schwerlich unter die frühesten Arbeiten des Künstlers setzen können.

Die Überlieferung weist schließlich dem jungen Kaulbach auch ein großes Deckengemälde *al fresco* zu, an welchem er aber schwerlich allein gearbeitet hat. So viel festzustellen ist, war das fragliche Gemälde eine Himmelfahrt Mariä

mit Engeln und Wolken und zwar in der Kapelle des Hubertusstiftes zu Düsseldorf, welches leider im Jahre 1848 von einem ganz gewöhnlichen Dekorationsmaler und Anstreicher in roher Weise übermalt und verdorben worden ist, nachdem die Farben allerdings durch Alter und Weihrauch sehr nachgedunkelt hatten. Kaulbach selbst hat mehrfach geäußert, daß ein solches Bild von ihm herrühre, und gleichzeitig wiederholt behauptet, daß dieses Gemälde die etwas sagenhafte Veranlassung seiner Zeichnung „das Narrenhaus“ geworden sei. Das St. Hubertus-Hospital in der jetzigen Neustadt Düsseldorfs, ehemals vor den Thoren der Stadt gelegen, nimmt freilich seit langen Jahren keine Geistesfranke mehr auf, hat aber eine Zeitlang und noch um 1825 in einem Nebengebäude auch Irre beherbergt, während erst viel später außerhalb der Stadt ein besonderes großes Irrenhaus gebaut worden ist, in welchem sich aber keine Kapelle befindet. Es ist also wahrscheinlich, daß die Erzählung, Kaulbach habe bei Gelegenheit der Ausmalung einer Kapelle in einer Irrenanstalt in der Nähe von Düsseldorf die Anregung zu seinem Narrenhaus erhalten, sich eben auf das St. Hubertus-Spital und dessen Kapelle bezieht.

Über die Entstehung der Zeichnung „Narrenhaus“ erzählte Kaulbach selbst nach der Niederschrift seiner Tochter Josefa in späteren Jahren das Folgende: „Eines Tages kam der Arzt eines Narrenhauses zu uns und sagte: „Nun, ihr jungen Raffaeln, kommt mal mit.“ Er führte uns in die Kirche seines Hospitals und zeigte uns die leeren Wände, was für uns ein sehr erbaulicher Anblick war, denn wie herrlich konnte man sich da auslassen! Ich hatte aber keine Idee von Freskomalerei und brannte nun darauf, dieses neue Feld kennen zu lernen. Der Arzt stellte uns frei, was wir malen wollten, und so malten wir die Himmelfahrt Mariä. Was ich aber gemalt habe, und was die andern, wüßte ich wahrhaftig nicht zu sagen, vielleicht wenn ich das Bild wieder sähe. Wir hatten uns als Lohn ausbedungen: Brot und Käse soviel wir wollten. Für einen Kunsthändler von heute wäre das ein herrlicher Kaufpreis. Da aßen wir uns denn satt nach Herzenslust und tranken Wasser dazu. Als das Bild fertig war, nahm der Arzt Freund Eberle und mich bei Seite und sagte: „Nun will ich euch für euern Fleiß belohnen und will euch das Narrenhaus zeigen, so jungen Leuten kann es nichts schaden, eine Lehre mitzubekommen auf den Lebensweg.“ Und nun führte uns der Mann von Zelle zu Zelle und erklärte und erzählte die ganze Lebens- und Leidensgeschichte eines jeden. Ich glaube, er übertrieb, um uns vor schlechten Streichen zu bewahren. Aber es war so schrecklich, so traurig, dort die Narren vor uns und hier der Arzt, der leise flüsternd die furchtbarsten Geschichten erzählte. Wir junges, leichtsümmiges Volk hatten ja keine Ahnung von solchen Schicksalen, wir hatten bis jetzt so ruhig in den Tag hinein gelebt. Nun mit einem Male lernten wir das Leben und gerade von dieser Seite kennen. Es ist das einer der schrecklichsten Tage meines Lebens. Der Arzt hatte aber wahr gesagt; er hatte uns einen Denkartel mitgegeben. Als wir aus dem Hause waren, konnten wir weinen wie die Kinder, und mich verfolgten diese unglücklichen Geschöpfe monate-, jahrelang im Traum und Wachen. Erst in

München wurde ich das Bild los, indem ich mich entschloß, es auf Papier zu bringen."

Ähnlich nachwirkende Eindrücke hat er jedenfalls auch in Werden bei dem Vater gefunden, und auch diese erhielten nachmals ihre Verkörperung in den Zeichnungen zum Verbrecher aus verlorener Ehre.

Der junge Kaulbach hatte sich auf diese Weise sehr bald in die Reihe der ersten und angesehensten Cornelius-Schüler emporgearbeitet, da er nach allen Seiten hin fleißige und tüchtige Leistungen abgab, und erfreute sich bereits einer gewissen Berühmtheit unter den Genossen. Auffallend scheint es deshalb, daß er nicht früher zu den monumentalen Arbeiten des Meisters am Rhein selbst herangezogen worden ist. Dies hatte aber seine guten Gründe. Cornelius machte hier und da den Versuch, den jungen Mann nach seinen Kartons malen zu lassen, sah aber seine Erwartungen und Wünsche in dieser Beziehung durchaus getäuscht. Der Kunstschüler zeigte von früh an ein so selbständig ausgeprägtes Wesen, daß es ihm unmöglich war, sich sklavisch in den Gedankenkreis und die Gemütswelt eines andern zu versetzen, und so brachte er denn trotz aller Liebe zu dem Meister und trotz aller Strebbarkeit, seine Anerkennung zu erlangen, niemals etwas Zufriedenstellendes fertig, wenn er die Schöpfungen anderer wiederholen sollte. Seine Kopistenarbeiten genügten dem Lehrer nicht. Nur dann, wenn er frei erfinden und gestalten durfte, verriet er seine mächtige Begabung. Er konnte nur der eigenen Stimme seiner innersten Begeisterung folgen und hat es auch zeitlebens verschmäht, ein Ragout von anderer Schmaus zu brauen.

(Schluß folgt.)



Babylonisches Leben zur Zeit Nebukadnezar's.

Von

A. S. Sayce.

Unsere Vorstellungen von der alten Geschichte sind durch die morgenländischen Forschungen der letzten fünfzig Jahre fast vollständig umgestoßen worden: so große Fortschritte haben unsere Studien gezeitigt, und so überraschende Entdeckungen haben wir in dieser Zeit gemacht. Infolge dieses Umschwungs laufen die Orientalisten geradezu Gefahr, die Vorsicht außer Augen zu lassen, die sie von der kritischen Methode der klassischen Philologie erlernen konnten, und die auch für sie die gebotene ist; sie sind heute geneigt, Dinge für wahr zu halten, die ihnen vor wenigen Jahren noch wie der wildeste Traum vorgekommen wären, denn es ist eine ganz neue Welt, die sich vor uns aufgethan hat, und mit jedem Jahre, ja fast mit jedem Tage wird das Licht, das sie bescheint, heller und deutlicher.

Unsere heutigen Kenntnisse von den zivilisierten Menschen und ihren Werken reichen in eine Zeit zurück, von der wir noch vor kurzem geglaubt haben, daß sie mit ewiger Vergessenheit bedeckt sei. Das Legendenwesen hat der geschichtlichen Wahrheit Raum gegeben, und statt der Vermutungen späterer Kritiker haben wir jetzt Aufzeichnungen von Zeitgenossen. Das tägliche Leben der alten Ägypter ist uns in den Malereien überliefert, welche sich an den Wänden der Gräber und Tempel befinden, und zwar mit einer solchen Schärfe und Genauigkeit, wie wir sie in den Überlieferungen aus dem alten Griechenland vergeblich suchen.

Und jetzt erstehen auch in Babylonien die Toten. Wenn auch die bemalten Basreliefs, in denen die Chaldäer durch rote Farbe ausgezeichnet waren, für uns verloren gegangen sind, so haben wir doch so viele Funde an schriftlichen Urkunden gemacht, daß wir noch viel genauer, als es durch jene Malereien möglich wäre, erfahren, wie die Unterthanen Nebukadnezar's gelebt, mit welchen Dingen sich jeden Tag ihre Gedanken beschäftigt, und nach welchen gesellschaftlichen Verhältnissen sie sich und ihre Handlungen gerichtet haben.

Die Ausgrabungen, welche für das britische Museum im Jahre 1876 in Babylonien vorgenommen wurden, führten zu der Entdeckung einer großen Anzahl von Thontäfelchen, deren Inhalt meist in Kaufverträgen oder ähnlichen Urkunden über abgeschlossene Geschäfte bestand. Ein bedeutender Teil dieser Tafeln trug die Namen von Personen, die ihre Abstammung von einem gewissen Egibi herleiteten, und man vermutete daher von Anfang an, daß diese Personen alle einer einzigen großen Bankiersfamilie, also einer solchen Familie wie heute die Rothschild'sche ist, angehört hätten, und daß diese Familie vom siebenten bis zum fünften Jahrhundert vor Christus in Babylonien Geldgeschäfte getrieben hätte, indessen haben in bezug auf diese Vermutung weitere Entdeckungen gezeigt, daß sie nur zum Teil richtig ist. Aber auch bei andern Durchsuchungen sind andre Tafeln gleichen Inhalts gefunden und nach Europa und Amerika geschafft worden, und man geht wohl nicht fehl, wenn man die Anzahl der bekannten Stücke auf wenigstens dreißigtausend schätzt; die meisten dieser Fundstücke stammen aus den Trümmerhaufen, welche sich jetzt an der Stelle der ehemaligen Städte Babylon und Sippara erheben; und in diesem Gebiete, nämlich in den Ruinen von Sippara, dem jetzigen Abu-Habba, an der Stelle, wo früher Bit-Uri „das Haus des Lichtes“, der Tempel des Sonnengottes, gestanden hatte, sind auch von Hormuzd Rassam die allerersten Funde gemacht worden. In den letzten beiden Jahren sind ähnliche Schätze auch in den Ruinen von Niffer, dem alten Nipur, gehoben worden und zwar insbesondere durch die amerikanische Entdeckungsexpedition; von diesen gehören indessen die meisten eher in die Zeit der ersten babylonischen Dynastie, während die meisten der an andern Stellen gefundenen Täfelchen in die Zeit Nebukadnezar's und seiner Nachfolger zu versetzen sind.

Der Geduld, dem Fleiße und dem geübten, scharfen Auge des Herrn Dr. Straßmaier haben wir es zu verdanken, daß eine sehr große Anzahl von solchen Täfelchen aus der Zeit Nebukadnezar's, Nabunid's, Kyros' und Kambyses' jetzt veröffentlicht

und der Wissenschaft zugänglich gemacht worden ist; die juristischen Ausdrücke, welche in ihnen vorkommen, sind nun durch Julius Oppert und F. G. Peiser erklärt worden, da diese einige Zeit die schwierigsten Urkunden übersetzt und erläutert haben. Mit Hilfe dieser und der andern von Pater Straßmaier veröffentlichten Täfelchen und unter Hinzunahme derjenigen, welche sich in meinem Besitze und andern Privatsammlungen befinden, und die ich anderswo abgeschrieben habe, will ich in den folgenden Zeilen das Leben eines babylonischen Bürgers aus der Zeit Nebukadnezar's in den allgemeinsten Umrissen zu schildern versuchen.

Babylon war damals der Mittelpunkt des Welthandels; indisches Teakholz, Gold und Gewürze aus Südarabien, Elfenbein aus Afrika, vielleicht auch chinesische Seide, wurden von allen Seiten auf dem Seewege herangefahren: lange Züge von beladenen Pferden und Kamelen kamen mit den Erzeugnissen von Innerasien, von Ägypten und den Küsten des mittelländischen Meeres. Die wilden Stämme Kurdistans, die Bergbewohner Armeniens und Kleinasiens, Seeleute aus Cypern und selbst aus dem fernen Tartessos, Lotoseßer aus Lybien, alle boten in der Metropole des Morgenlandes ihre Waren zum Kaufe aus. Griechische Krieger dienten in den babylonischen Heeren, und Tyros wurde einer dreizehnjährigen Belagerung unterworfen, damit sein Handel vernichtet und die Vorteile seines Verkehrs auf die Unterthanen Nebukadnezar's übergehen sollten.¹⁾

Den handelsstädtischen Charakter der Stadt Babylon müssen wir beständig im Auge behalten, wenn wir uns von ihrem Leben und Denken ein greifbares Bild machen wollen. Babylonien hatte alle Vorzüge und Nachteile eines Industriestaates, alles wurde nach dem Vermögen gemessen, der Handel war die vornehmste Beschäftigung, die jeder ergreifen konnte, und selbst die Prinzen des königlichen Hauses hielten sich nicht für zu gut, um Geschäfte zu treiben.

So finden wir, daß Belsazar, der Sohn und Erbe Nabunid's, an einen Privatmann für 20 Silberminen Wolle verkauft und sich als Sicherheit für die Zahlung dieser Schuld einen Anteil von dem Hause des Käufers übertragen läßt. Der Kaufvertrag ist in dem üblichen Stil aufgesetzt und von 6 Zeugen sowohl als auch von dem Priester, der als Notar bei der Abfassung diente, mitunterschrieben. Der Handelsgeist muß also in diesem Volke sehr stark entwickelt gewesen sein, wenn es möglich war, daß selbst der Thronerbe Wollhändler wurde, und daß er in dieser Eigenschaft beim Abschluß aller Geschäfte an dieselben Rechtsformen gebunden war wie der geringste seiner Unterthanen.

Neben diesem Vorwiegen des Handelsgeistes sehen wir, wie ganz natürlich, daß die militärischen Neigungen im Volke sehr viel weniger entwickelt sind. Hierin zeigte sich ein scharfer Gegensatz zwischen Babylonien und Assyrien, dessen

¹⁾ Ein Täfelchen aus dem 35. Regierungsjahre Nebukadnezar's (Straßmaier, Neb. Nr. 287) berichtet von einem Korngeschäft, in welchem als Verkäufer „ein Aramäer“, als Käufer „der (Statthalter?) der Stadt Tyros“ auftritt. Demgemäß muß Tyros vor dem Jahre 569 vor Christo zu der Herrschaft Nebukadnezar's geschlagen sein, und wir erfahren aus dieser Tafel zugleich, daß die bekannte Belagerung der Stadt Tyros durch die Babylonier zu einem Erfolge der letzteren geführt hat.

Macht auf seiner streng durchgeführten Militärverfassung beruhte. Das Reich Nebukadnezar's war nur das Werk eines einzelnen genialen Mannes und nach seinem Tode fiel es zusammen wie ein Kartenhaus. Als Cyrus seine gesamten Streitkräfte gegen Babylonien mobil machte, hatten Nabunid und seine Ratgeber keine weitere Sorge, als daß sie alle Götterbilder in dem Haupttempel der Hauptstadt in Sicherheit brachten. Die Stadt Babylon übergab sich dem Eroberer ohne ernsthaften Kampf, und seine Bürger fügten sich ohne Sträuben den Anordnungen ihres neuen Herrn, zufrieden, daß sie nach wie vor kaufen und verkaufen konnten; in keiner Vertragsurkunde finden wir den entferntesten Hinweis darauf, daß das öffentliche oder das private Leben durch den Untergang des großen Reiches auch nur im geringsten gestört worden wäre.

Der handelsstädtische Charakter der Stadt Babylon hatte zur weiteren Folge auch, daß die Geldverleiher hier eine sehr wichtige Stellung einnahmen. Denn selbst Priester ließen sich herab, Gelder auf Zinsen auszuleihen, wenn nicht für ihre Person, so doch für den Tempel, dem sie dienten. Die Kreditwirtschaft war auf allen Gebieten des Lebens durchgeführt, doch war das Kreditgeben mit gesetzlichen Schranken umgeben, welche so zahlreich und so schwer zu durchbrechen waren, daß ein Bankerott fast zu den Unmöglichkeiten gehörte. Die Zinsen wurden, wie noch heute in Ägypten, monatlich bezahlt, und der Schuldner gab seinem Gläubiger einen Teil seines Vermögens so lange als Pfand in die Hände, bis das Kapital vollständig zurückgezahlt war. Der gewöhnliche Zinsfuß betrug 20 Prozent, was für das Morgenland nicht zu hoch ist. Hierbei bestand aber noch die Voraussetzung, daß der Schuldner sicher und das Geld nicht zu knapp war, daß die Lage des Handels für beständig gehalten wurde und daß man von den politischen Verhältnissen des Staates keinen nachteiligen Einfluß fürchtete. Manchmal sank der Zinsfuß bis auf $13\frac{1}{3}$ Prozent, und zur Zeit einer Hungersnot finden wir, daß ein patriotischer Geldverleiher seinen Schuldnern die Zinszahlung ganz erließ.

Die nationale Münzeinheit war die Silbermine, welche 60 Silbersekel enthielt; es gab auch eine Goldmine, die aber selten erwähnt wird. Aus einem undatierten Täfelchen, welches von Straßmaier¹⁾ dem Zeitalter Nebukadnezar's zugeschrieben wird, ersehen wir, daß $5\frac{1}{2}$ Goldsekel gleich $45\frac{1}{2}$ Silbersekel galten; somit hatte das Gold fast den siebenfachen Wert des Silbers, und wenn die Berechnung Oppert's richtig ist, welcher dem Silbersekel den Wert von drei englischen Schillingen und der Silbermine den Wert von 9 Pfd. St. giebt, so muß die Goldmine ungefähr 63 Pfd. St. wert gewesen sein.

Der Wert der Metallstücke war ursprünglich durch ihr Gewicht bestimmt, und jeder Sekel wurde in Form eines Barrens, vielleicht auch in Form eines Ringes ausgegossen. In dieser Form waren die Wertmetallstücke aber recht unhandlich; wir sehen daher zu Nebukadnezar's Zeit eine bequemere Art der Handhabung eingeführt. Die alten Metallbarren waren durch gemünzte

¹⁾ Straßmaier, *Reb.* Nr. 454.

Metallstücke ersetzt, und der Wert eines jeden Stückes wurde durch ein bestimmtes eingepprägtes Zeichen angegeben. Vielfach finden wir aber auch, daß Preise in Getreide und in Datteln ausgeworfen und daß dementsprechend die Zahlungen durch Naturallieferung und nicht mit Geld gemacht werden.

Da aber der Wert dieser Waren leider von Jahr zu Jahr wechselte — je nachdem geringere oder größere Mengen auf den Markt gebracht waren, war es oft notwendig, den Verkaufswert von Waren in einem früheren Jahre zu berechnen, damit sie im Tausche gegen andere Waren hingegeben werden konnten. So gab man im siebenten Regierungsjahre Nebukadnezar's einen Sefel für vier Drittel Artab Datteln, d. i. ungefähr einen halben englischen Penny für ein englisches Quart (etwa 15 Pfg. für 4 Liter); während man 31 Jahre später nur noch $\frac{1}{25}$ englischen Penny für das englische Quart bezahlte (etwa 3 Pfg. für 10 Liter¹⁾. Auf der andern Seite wurden im 41. Regierungsjahre Nebukadnezar's 62 Gur Datteln für eine halbe Mine gegeben, und somit $10\frac{1}{3}$ Artab für 1 Sefel, da nach Oppert's Berechnung der Gur 5 Artab enthielt (man hätte also 31 Liter für 15 Pfg. bekommen).

Diese Angaben zeigen zugleich, daß Datteln damals sehr billig waren. Ebenso billig war aber auch das Getreide. So finden wir, daß 12 Das oder ein Drittel Artab Sesam für einen halben Sefel verkauft werden, sodaß das englische Quart wenig mehr als einen Penny kostet (oder 2 Liter für 15 Pfg.). Bei den Griechen wurde ein Quart Getreide als genügende tägliche Nahrung für einen Arbeiter angesehen, und eine Vertragsurkunde aus dem 41. Regierungsjahre Nebukadnezar's trifft Vorsorge, daß als Nahrung für einen Sklaven namens Ugabu (ob = Jakob?), den sein Herr an einen andern vermietete, täglich ein halbes Artab Sesam ausgegeben werden sollte.

Die Haustiere erzielten höhere Preise. So werden im Jahre 569 vor Christus 32 Sefel oder 4 Pfd. 16 Schilling englisch für einen Esel gegeben, und fünf Jahre später für einen andern Esel $36\frac{1}{2}$ Sefel. Im 24. Regierungsjahre Nebukadnezar's kostete ein ausgewachsener Ochse, der für den Dienst des Sonnengottes in Sippara erfordert wurde, 13 Sefel; doch wechselten die Preise der Ochsen in hohem Grade. Im 36. Regierungsjahre des genannten Königs wurde für einen Ochsen eine Silbermine bezahlt, wenige Monate später ging ein dreijähriger Stier für einen Drittel Sefel ab, während gleichzeitig ein Jährling sieben Sefel kostete. Im 42. Regierungsjahre Nebukadnezar's wurde ein dreijähriger Stier, welcher dem Tempel des Sonnengottes zum Geschenke gemacht war, auf eine halbe Mine abgeschätzt.

Schafe hatten naturgemäß einen geringeren Wert. Die Schafe, welche für den täglichen Opferdienst im Tempel des Sonnengottes erforderlich waren, kosteten gegen das Ende von Nebukadnezar's Regierung im Durchschnitt $1\frac{7}{10}$ Sefel, und ein paar Jahre vorher wurden einmal sechs Gur Datteln gegen 14 Schafe und einen Rock eingetauscht.

¹⁾ In der Berechnung der babylonischen Maße folge ich Professor Oppert.

Kleidungsstoffe standen verhältnismäßig hoch im Preise. Köstliche babylonische Mäntel, wie man einen im Zelte Achans fand (Josua 7, 21), waren ganz außerordentlich teuer, besonders, wenn sie mit Goldfäden oder Edelsteinen verziert waren. Selbst der Mantel, der nach Art der Abâyah (Kamelhaarmantel) der modernen Araber, dazu diente, seinen Träger gegen die Kälte und den Regen zu schützen, und der aus den geringsten Stoffen hergestellt wurde, war keineswegs billig, wenn wir erwägen, wie gering die Preise im allgemeinen waren. Ein solcher Mantel soll z. B. $4\frac{1}{2}$ Sefel gekostet haben, ein anderer wurde für 3 Sefel verpfändet.

Wein, das Luxusgetränk der Reichen, war für die Armen unerschwinglich. Wir hören von „großen“ Fässern Wein, die für 11 Sefel verkauft werden, während fünf andre Fässer von geringerer Größe, aber mit derselben Sorte Wein gefüllt, für zehn Sefel zu haben waren. Der Wein wurde hauptsächlich aus Armenien und Syrien eingeführt, der Wein von Chibunu oder Helbon stand in ganz besonders gutem Rufe. Die ärmeren Klassen begnügten sich mit einer Art Bier, welches aus Datteln gebraut wurde und, wie es scheint, in großen Mengen verbraucht wurde. Wie der Wein, wurde auch das Bier in Fässern gehalten, und diese Fässer bildeten, wie wir oft genug erwähnt finden, notwendige Bestandteile einer vollständigen Hauseinrichtung. Eine Kontraktstafel aus der Regierungszeit Nebukadnezar's enthält ein Leihgeschäft über 11 leere Fässer mit der ausdrücklichen Abrede, daß der Entleiher, wenn eins von ihnen beschädigt oder zerstört werden sollte, den vollen Wert desselben ersetzen muß.

Die Nahrung des Volkes setzte sich zum größten Teile aus Brotfrüchten und Datteln zusammen; daneben war aber auch andre Pflanzenkost beliebt, besonders die Zwiebeln, die in Schnüren verkauft wurden. Sesam und Gerste scheinen in größerer Menge verbraucht zu sein als Weizen, indessen war auch der letztere nicht spärlich vorhanden. Wir lesen z. B. von Leuten, die einen Graben aufzuwerfen hatten und dafür mit Weizenmehl bezahlt wurden. Die andern Früchte, wie die Datteln, wurden in den Gärten gezogen, welche sich bei den meisten Häusern Babyloniens, selbst in der Hauptstadt befanden, und welche aus den vielfachen Gräben, von denen das Land durchzogen war, mitbewässert wurden. Die reichen Leute zogen neben den Datteln noch andre Früchte, so z. B. Granatäpfel.

Aber die Babylonier trieben neben dem Handel auch Ackerbau mit großem Eifer. Während in den Städten das Handelsinteresse überwog, bestand auf dem platten Lande die Bevölkerung hauptsächlich aus Ackerbauern. Die weite Alluvialebene Babyloniens setzte sich aus lauter einzelnen Höfen zusammen, welche nach dem System der Halbpacht bewirtschaftet wurden; d. h. jeder Hof wurde mit einem Pächter besetzt; dieser zahlte aber keinen festen Pachtzins, sondern er teilte den Ernteertrag mit dem Verpächter nach einem bestimmten Verhältnis. Die Steuern, welche der Staat einforderte, hatte der Pächter aus seinem Anteil zu entrichten, und ebenso mußte er die Gebäude und Zäune in gutem Zustande

erhalten. Diese letzteren Pflichten lagen übrigens auch den Pächtern und Mietern von Häusern und andern städtischen Grundstücken ob.

Bei den Bauern des platten Landes in Babylonien gehörten Milch und Butter, Käse und Öl zu den täglichen Nahrungsmitteln. Dagegen können wir auf keinen Fall annehmen, daß dieselben, abgesehen von den Wohlhabenden, sehr viel Fleisch verzehrt haben, denn dazu war es zu teuer. In einem Ausgabenbuche, welches für einen Haushalt von zwei Personen in dem 42. Jahre Nebukadnezar's geführt worden ist, finden wir, daß für ein Stück Rindfleisch ein ganzer Sefel bezahlt wurde.

Die Höhe der Hausmieten war in Babylon je nach der Beschaffenheit der vermieteten Häuser sehr verschieden. So finden wir zwei Häuser zusammen für eine Jahresmiete von zehn Sefel fortgegeben, während ein andres Haus für sich allein siebenzig Sefel jährlich abwirft. Die Miete wurde an zwei oder drei Terminen jährlich bezahlt; wenn zwei Termine verabredet waren, so wurde ein Teil beim Beginne, der andre beim Ende des Mietjahres entrichtet. Wenn ein Haus für eine bestimmte Zahl von Jahren vermietet war, so konnte das Verhältnis vor Ablauf der Mietszeit anscheinend nur durch freiwillige beiderseitige Vereinbarung aufgelöst werden. Jede Verletzung des Mietsvertrages wurde mit einer schweren Konventionalstrafe gebüßt, und zwar betrug diese Strafe in der Regel den doppelten Betrag der Jahresmiete.

Die Frau stand neben ihrem Manne an der Spitze des Hausstandes und genoß in dieser Beziehung dieselben Rechte wie er; überhaupt erfreuten sich die babylonischen Weiber einer sehr unabhängigen Stellung. Die Zivilisation und die Kultur der Babylonier beruhte auf Grundlagen, welche schon von den vorsemitischen Sumeriern geschaffen waren: die Babylonier waren ein Mischvolk und blieben es bis in die letzte Zeit. Bei den Sumeriern hatte, wie bei vielen andern Völkern, die Mutter und nicht der Vater an der Spitze des Haushaltes gestanden, und hierin standen die sumerischen Grundsätze in einem entschiedenen Gegensatz zu den semitischen, nach denen die Weiber als das schwächere Geschlecht angesehen wurden. Wir müssen deshalb die Thatsache, daß die Weiber in Babylon eine unabhängige Stellung hatten und auf gleichem Fuße mit den Männern behandelt wurden, dem Einflusse der sumerischen Elemente in der babylonischen Gesellschaft zuschreiben. Die Weiber konnten kaufen und verkaufen, Handel treiben, Geld verleihen, Gesellschaften begründen, ihr Vermögen selbst verwalten und letztwillig darüber verfügen. Ja aus den Vertragstafelchen, welche Straßmaier veröffentlicht hat, geht hervor, daß im sechsten Jahrhundert vor Christus fast der größte Teil des in der Stadt Babylon vorhandenen Vermögens im Eigentum der Frauen stand. Hierzu hat auch die Sitte viel beigetragen, daß die Frauen bei ihrer Verheirathung mit einer Mitgift ausgestattet wurden, welche nicht in das Eigentum des Ehemannes überging, sondern im Eigentum der Frau verblieb.

Diese Mitgift bestand gewöhnlich aus Möbeln und Sklaven, aber auch aus barem Gelde. Die Sklaven wurden zu einem bestimmten Preise abgeschätzt,

und ihr Wert wurde auf die Höhe der Mitgift, welche im voraus festgesetzt zu werden pflegte, in Anrechnung gebracht. Wenn die Mitgift nicht bei der Eheschließung bar bezahlt war, so ließ sich der Bräutigam von seinem Schuldner eine Sicherheit bestellen. Spender der Mitgift war der Vater der Braut, wenn er noch am Leben war; war er aber schon verstorben, oder war seine Ehe mit der Mutter der Braut durch eine Scheidung aufgelöst, so war es die Mutter, die ihre Tochter ausstattete. In einzelnen Fällen, die uns vorliegen, haben die Mütter ihren Töchtern sogar schon zu Lebzeiten der Väter eine Mitgift gegeben. So verkaufte z. B. im 41. Regierungsjahre Nebukadnezar's eine Frau Namens Kimat eine Sklavin, um aus dem Erlöse für ihre Tochter eine Mitgift zu bestellen; hierbei wurde der Mann Kimat's nur hinzugezogen, um sich mit seiner Frau dafür verantwortlich zu erklären, daß es gut und redlich bei dem Kaufe zugeing. Umgekehrt ist es übrigens auch häufig, daß, wenn ein Mann einen Sklaven verkauft, seine Frau für die Gültigkeit des Geschäftes mit einstehen muß.

Wenn ein Mann gestorben war, und seine Witwe sich wieder verheiratete, so brachte sie in die zweite Ehe dieselbe Mitgift mit, die ihr für die frühere Ehe gegeben war. Wenn diese Frau nunmehr starb, so wurde die Mitgift regelmäßig so verteilt, daß sich zwei Drittel davon auf ihre Kinder erster Ehe und das dritte Drittel auf ihre Kinde zweiter Ehe vererbte. Dies war indes nur eine Regel und wurde nicht immer befolgt, denn unter der Regierung König Cyrus' finden wir eine Frau, welche unter zwei Söhne, von denen der eine in erster, der andre in zweiter Ehe geboren ist, ihre Aussteuer „teilt.“

Daß die Frauen ebenso wie die Männer über ihr Vermögen letztwillig verfügen und es nach ihrem Tode festlegen konnten, sehen wir auch aus folgendem.

Im 35. Regierungsjahre Nebukadnezar's hat Silim-Istar, eine Tochter von Kuri-galzu, „dem Sohne eines Vaters, der ihn adoptiert hatte,“ bestimmte Stücke ihres Vermögens ihrer Tochter als Mitgift vermacht und dabei bestimmt, daß ihre Tochter diese Sachen zu keinem anderen Zwecke verwerten dürfte.

Außer der Mitgift konnten die Frauen noch andres Vermögen (Paraphernen) haben, das sie entweder von ihren Eltern nach deren Tode oder von ihren Männern bekommen hatten. Dieses Vermögen wurde nach ihrem Tode in der Regel der Mitgift hinzugerechnet und so nach denselben Grundsätzen wie diese unter die Erben verteilt. Eine solche Hinzurechnung des Paraphernal-Vermögens zu der Mitgift fand übrigens auch bei Lebzeiten der Frauen statt, sobald es sich darum handelte, wie groß ihr Vermögen sei.

So hat im 34. Regierungsjahre Nebukadnezar's ein Vater erwirkt, daß die Gläubiger, welche der Vater seines Schwiegersohnes hatte, sich weder an die Mitgift noch an das übrige Vermögen seiner Tochter halten durften.

Wenn der Vater der Braut gestorben war, nachdem er ihr eine Mitgift versprochen hatte, ohne daß er vorher sein Versprechen einlösen konnte, so mußten seine Erben den geschuldeten Betrag bezahlen. Wenn die Frau ohne Kinder starb, so fiel ihre Mitgift an ihres Vaters Haus zurück.

Diese große Selbständigkeit, mit der die Frauen über ihr Vermögen unter Lebenden und von Todeswegen verfügen konnten, hatte neben vielen anderen Wirkungen auch den Erfolg, daß die Vielweiberei dadurch eingeschränkt wurde. Denn so zweifellos es auch ist, daß die Gesetze der Babylonier die Polygamie nicht verboten haben, so ist doch noch keine einzige Tafel gefunden worden, aus welcher hervorgeht, daß ein Mann in Wirklichkeit jemals von seinem Rechte Gebrauch gemacht und mehrere Frauen gehabt hätte. Vielmehr lassen sie geradezu mit Notwendigkeit darauf schließen, daß sich jeder Mann mit einem Weibe begnügt haben muß. Etwas Andres ist das Konkubinats. Dies war nicht nur von den Gesetzen erlaubt, sondern auch in praktischer Übung; aber es war durch viele Strafbestimmungen eingeschränkt, welche mit besonderer Schwere auf die weibliche Seite drückten. Der Babylonier, der eine Mißheirat schloß, bekam mit seiner Braut keine Mitgift, und er mußte sie kaufen wie eine Sklavin. Wenn er sich später von ihr scheiden wollte, mußte er ihr eine sehr beträchtliche Abfindung zahlen, von der sie ihren Lebensunterhalt bestreiten konnte, nachdem sie sein Haus verlassen hatte. Auf ihrer Seite aber wurde jede Handlung der Untreue mit dem Tode bestraft. In dem Ehevertrage eines gewissen Nebo-achididi, welcher eine Sängerin heiratete, ist zum Beispiel vorgesehen, daß er ihr 6 Minen oder ungefähr 54 Pfd. St. zahlen sollte, wenn er sie verstoßen und sich mit einem anderen Weibe verbinden würde; wenn aber sie ihm untreu würde, so sollte sie mit einem „eisernen Schwerte“ vom Leben zum Tode gebracht werden. Es ist übrigens interessant, daß in Eheverträgen öfters festgestellt wird, daß die Braut eine Jungfrau ist; Herodotos irrt sich also, wenn er erzählt, daß jedes babylonische Mädchen sich öffentlich habe preisgeben müssen, ehe sie einen Mann gefunden.

Der Mann hatte das Recht, sich einseitig von seiner Frau zu trennen; und ein gleiches Recht hatte auch die Frau; doch scheint es, daß die Befugnisse der Männer noch weiter gegangen seien als die der Frauen. Da aber dem Manne der Genuß der Mitgift seiner Frau entging, wenn er sich von ihr trennte, so werden die babylonischen Männer mit der Scheidung niemals sehr eilig gewesen sein.

Die rituellen Bräuche, die zu einer Hochzeitsfeier gehören, sind von Pinches neulich zum Teil festgestellt worden. Bräutigam und Braut wurden so aufgestellt, daß sie sich mit Hand, Fuß und Hals einander gegenüber standen. Dann mußte einer der beiden Teile die feierliche Formel aussprechen, welche folgendermaßen lautete: „Deine Frucht gieb mir, du sollst meine Frau sein, und ich will dein Mann sein“, bzw. „du sollst mein Mann sein und ich will deine Frau sein.“ Diese Formel wurde in Gegenwart eines Priesters ausgesprochen, aber die Ehe galt nicht eher als gültig zustande gekommen, als bis der Ehevertrag von einem Notar aufgesetzt und von beiden Parteien und von ihren Zeugen gehörig unterschrieben war.

Die Sklaven spielten im Haushalt der Babylonier eine große Rolle. Nur wenige Leute waren so arm, daß sie nicht wenigstens einen Sklaven hatten;

andererseits kam es häufig vor, daß Sklaven selbst ihre Unterklaven hatten. Das Los der Sklaven in Babylonien war in manchen Beziehungen sehr milde. Der Sklave konnte immer darauf rechnen, daß er einmal die Freiheit erlangen würde, indem er entweder freigelassen wurde, oder sich aus seinen Ersparnissen die Freiheit erkaufte, oder den Nachweis erbrachte, daß er in gesetzwidriger Weise zum Sklaven gemacht worden sei. Ferner konnte ein Sklave auch dadurch frei werden, daß er in der Familie eines freigeborenen Bürgers als Sohn adoptiert wurde. Endlich kam der Sklave auch dann aus der Gewalt seines Herrn, wenn er zum Dienste des Königs eingezogen wurde, oder — wenn es eine Sklavin war — wenn sie vom König zu seiner Kebsle erhaben wurde. Wenn der Sklave einmal freigeworden war, so begegnete er nirgends einem Vorurteil oder einem Vorwurfe, der ihm aus seiner früheren unfreien Stellung entnommen worden wäre, vielmehr konnte er zu den höchsten Staatsämtern aufsteigen.

Vor allen Dingen aber kannte man im alten Babylonien nicht den Rassenhaß und den Stolz auf die eigene Hautfarbe, welcher für die moderne amerikanische Sklavenwirtschaft so charakteristisch ist. Herr und Sklave gehörten zu demselben Volke oder wenigstens zu nahe verwandten Völkern; zuweilen waren sie vermöge ihrer Abstammung eng mit einander verbunden. Ihre Anschauungen und Vorstellungen, ihr Glaube und ihr Kultus, ihre Gewohnheiten und Manieren und selbst ihre Erziehung war nicht sehr verschieden von einander. Der Sklave war in Wahrheit ein Mitglied der Familie, wie das Hauskind, nur mit dem Unterschiede, daß das Hauskind, wenn es heranwuchs, sein eigener Herr wurde, während der Sklave so lange einem fremden Willen unterthan blieb, bis er seine Freiheit erwarb.

Schon in den ältesten Zeiten wurden die Sklaven von der Gesetzgebung mit Wohlwollen berücksichtigt. Der Sklave war vor dem Gesetz gleich einem Haustier, und wer einem Haustier etwas zuleide that, der mußte den Herrn entschädigen. So sehen wir aus unseren Tafelchen, wie einmal ein Herr eine Mine Silber als Entschädigung dafür einnimmt, daß jemand seinen Sklaven getötet hat; der Mörder hatte nämlich zu dem Herrn hingeschickt und ihm sagen lassen: „Du wirst dich mit mir über den Schadenersatz einigen, der für deinen getöteten Sklaven zu bezahlen ist; ich will dir das Leben deines Sklaven vollkommen ersetzen.“ Dies geschah in der Stadt Bekod im 40. Regierungsjahre Nebukadnezar's; aber schon das sumerische Recht hatte dafür gesorgt daß, wenn ein Sklave getötet, gelähmt oder auf andere Weise verletzt wurde, der Übelthäter täglich ein halbes Maß Korn als Buße an den Herrn des Sklaven zu zahlen hatte.

Es galt ferner als ungesetzlich, eine Sklavin von ihren Kindern zu trennen, besonders wenn die letzteren noch an der Brust lagen. Wenn ferner ein Herr seine Sklaven unter dem Vorbehalte des Rückkaufsrechtes oder unter einer andern aufhebenden Bedingung veräußert hatte, so konnte er später, wenn die Sklaven Kinder bekommen hatten, nur in der Weise von seinem Rückkaufsrechte Gebrauch machen, daß er auch die Kinder mit übernahm und für jedes $1\frac{1}{2}$ Sefel zahlte.

Sklaven konnten vor Gericht sowohl als Prozeßparteien wie auch als Zeugen auftreten. Beispielsweise hat im zehnten Regierungsjahre Nabonid's ein Sklave namens Nergal-Ritsua folgenden Fall zur richterlichen Kenntniß gebracht. Sein Herr hatte ihn mit 480 Gur Früchten zu den Schiffen eines Phönikers namens Baal-Nathan geschickt; und dieser hatte den Auftrag, die Früchte nach Babylon zu schaffen. Bei der Ankunft zeigte sich, daß ein Teil der Ware gestohlen worden war, und Baal-Nathan versprach Schadloshaltung. Statt dessen hatte er sich aber verborgen und war gerade wieder aufgefunden worden. Fünf Richter berieten über diesen Fall und gaben ein Urtheil zu gunsten des Sklaven und seines Herrn ab. In diesem Falle also erschien der Sklave als Kläger in einem Prozeß, in dem ein Freier die Rolle des Beklagten übernommen hatte. Nun könnte man einen Einwand daraus entnehmen, daß der Beklagte, wie sein phönikischer Name verriet, ein Ausländer war; aber auffallend genug bleibt es immerhin, daß der Sklave überhaupt zur Aufstreuung der Klage zugelassen wurde. Wir können uns daher viel weniger wundern, wenn in einem der letzten Jahre von Nebukadnezar's Regierung ein Sklave einen Sklaven vor Gericht lädt und Zeugen gegen ihn zur Stelle schafft.

Auch die Unterschrift eines Sklaven unter einem schriftlichen Vertrage war gültig. So haben wir eine Urkunde aus dem 27. Regierungsjahre Nebukadnezar's, in der an „den Sklaven des Pförtners“ Nebo-baladh-yulid am Tempel des Sonnengottes zu Sippara eine Sklavin für $\frac{2}{3}$ Sefel verkauft wird. An der Spitze der Zeugenunterschriften steht der Name eines Mitsklaven des Käufers.

Trotz dieser anerkannten Stellung, die die Sklaven im Staats- und im öffentlichen Leben kraft Gesetzes hatten, blieben sie im Hause dennoch Sachen und Eigentum ihres Herrn, welcher über sie verfügen konnte, wie er wollte. Es war im allgemeinen Übung, Sklaven zu vermieten, der Art, daß der ihnen gezahlte Mietszins, wenn er in barem Gelde bestand, ganz oder zum Teil dem Herrn zufiel, zuweilen wurde auch eine bestehende Schuld auf diese Weise beglichen. Zuweilen auch die Zinsen einer Schuld abgegolten. Vielfach war die Miete aber auch in der Weise abgeschlossen, daß der Mieter dem Sklaven Lebensmittel lieferte, die dann dem Herrn zu einem bestimmten Werte angerechnet wurden.

Die Preise, die man beim Kauf von Sklaven zahlte, wichen sehr von einander ab. Wie wir eben gesehen haben, kam es vor, daß der kleine Betrag von $\frac{2}{3}$ Sefel als angemessener Preis angesehen wurde, zu andern Zeiten stieg der Preis auf eine Mine oder mehr. Möglicherweise hatte auch der Gläubiger das Recht gehabt, seinen Schuldner in die Sklaverei zu verkaufen, wenn er ihm nicht bezahlen konnte. Jedenfalls haben zuweilen die Eltern ihre Kinder in die Sklaverei verkauft, besonders Töchter, und das alte sumerische Recht bestimmt, daß ein Mann, der seinen Vater verleugnete, geschoren und als Sklave verkauft werden sollte. Die Sklaven wurden nicht nur regelmäßig geschoren, sondern es war auch Brauch, sie zu tätowieren, und zwar in der Regel mit dem Namen ihres Herrn; ihnen wurde dadurch das Weglaufen erschwert.

Eine Skizze des babylonischen Lebens, mag sie auch noch so sehr in den allgemeinsten Umrissen angelegt sein, würde ohne eine Darstellung der religiösen Anschauungen des Volkes unvollständig bleiben. Der Babylonier war sehr fromm; der Priester hatte mehr Einfluß auf die Leitung des Staates als der König, und die Inschriften der babylonischen Fürsten sprechen mehr von Opfern und Tempelbauten als von Kriegen und Eroberungen. Babylonien war auch seiner eigenen staatsrechtlichen Theorie nach eine Theokratie. Sein höchster Herrscher war der Gott Bel, von dem allein der König seine Macht herleitete. Wenn der König „die Hände Bels ergriff“ — das gewöhnlich bei Adoptionen angewandte Symbol — so machte er sich zum Adoptivsohn des Gottes und wurde nunmehr von allen Seiten als dessen berufener Vertreter auf Erden anerkannt. Aus diesem Grunde strebten auch die Könige der zweiten assyrischen Herrschaft so sehr nach dem Besitze Babylons. Wenn sie „die Hände Bels ergreifen“ und sich so die Anerkennung als Könige von Babylon verschaffen konnten, so erwarben sie sich dadurch ein Anrecht auf die Herrscherwürde, das ihnen sonst gefehlt hätte, und nur auf diese Weise haben Tiglath-Pilefar und Sargon es erreicht, daß sie als berechnigte Herren des Landes betrachtet wurden.

Die Babylonier waren aber nicht nur fromm, sondern auch abergläubisch. Sie glaubten sich zu allen Zeiten von vielen Arten Geistern umgeben, von denen einige gut und andre böse waren. Es gab kaum ein Geschäft zu verrichten, bei dem sie nicht befürchteten, sich dadurch den Angriffen der bösen Geister auszusetzen; und nur mit Hilfe der Götter und ihrer Diener, der Priester, hatten sie Aussicht auf Entkommen. Deshalb wurde alles Wertvolle und Kostbare, was in ihren Besitz kam, den Göttern und den Tempeln geweiht. Die Kleider und die Juwelen, mit denen die Götterbilder an allen Festtagen bedeckt und behängt wurden, kosteten unglaubliche Summen Geldes; die Opfer und die blutlosen Darbringungen erforderten beständige Gaben von seiten der Andächtigen. Es wurde in jedem der vielen Tempel des Landes jeden Tag das tägliche Opfer gebracht, und außerdem fand bei feierlichen Gelegenheiten noch eine Menge von andern Opfern statt. Somit mußte ein beständiger Ersatz von Opfertieren heran geliefert werden, und dieser bestand nicht nur aus freiwilligen Gaben, sondern in überwiegendem Umfange aus Leistungen, die die Priester auf Grund eines Rechtes einfordern konnten. Unter diesen Leistungen ist in erster Linie der „esrû“, der Zehente, zu nennen, der von allen Mitgliedern des Staates, vom Könige an, gezahlt werden mußte; und zwar regelmäßig in Gestalt von Kornlieferungen. Die Täfelchen, auf welchen im Tempel des Sonnengottes in Sippara alle eingesandten Esruleistungen gebucht wurden, sind in so großer Zahl auf uns gekommen, daß wir aus ihnen einigermaßen berechnen können, welche ungeheure Einnahmen der Tempel allein aus dieser Quelle hatte.

Die Babylonier weihten dem Gottesdienst aber nicht nur Stücke ihres Vermögens, sondern auch ihre Person. Mit jedem der großen Tempel war eine Art von Kloster für eine Anzahl von Mönchen verbunden, deren Hauptpflicht darin

bestand, daß sie am „täglichen Opfer“ mitwirkten. Sie standen unter einem Prior, an den die zu ihrem Unterhalte bestimmten Mittel ausgezahlt wurden, und der sie seinerseits unter die Mitglieder seines Klosters zu verteilen hatte. Alle diese Mönche waren unverheiratet; ja aus einer Andeutung könnte man schließen, daß sie Eunuchen waren. Ein interessantes Täfelchen mit einem Datum aus dem 5. Regierungsjahre des Königs Kambyses beschreibt uns, wie eine Mutter ihre drei Söhne dem Dienste des Sonnengottes in Sippara weihte. Sie brachte sie dem Priester und „gab“ sie ihm, damit sie in den Orden eintreten sollten, indem sie zugleich versicherte, daß sie allein mit ihnen gelebt hätte und alt geworden sei, seit der Zeit, wo sie „klein“ waren, bis zu der Zeit, da „sie zu den erwachsenen Männern gerechnet seien.“ Das scheint doch dahin zu verstehen zu sein, daß andere Frauen außer der Mutter mit den jungen Männern bis zu ihrer Hingabe an den Tempel nicht umgegangen waren.

Zimmerhin aber darf man sich die Religion der Babylonier nicht so vorstellen, als wenn sie lediglich aus abergläubischen Vorstellungen und aus der Vollziehung der regelmäßigen und hergebrachten Opferriten bestanden hätte. Jedenfalls waren wenigstens unter den gebildeten Klassen viele, die einen reinen vergeistigten Glauben hatten. Die Sprache vieler Inschriften atmet eine reine und tiefe Gottergebenheit, einen Glauben, welcher dem Monotheismus sehr nahe kommt. Man beachte nur die folgenden Worte Nebukadnezar's: „Zu Merodach, meinem Herrn, habe ich gebetet, ich fing an zu bitten, das Wort meines Herzens suchte ihn, und ich sprach: O ewiger Fürst, Herr aller Kreatur, — für den König, den du liebst, den du mit Namen rufst, wie es dir gefällt, du erhebst seinen Namen, du wachest über ihn auf dem richtigen Pfade. Ich, der Fürst, der dir gehorcht, ich bin das Werk deiner Hände, du hast mich geschaffen und hast mir die Herrschaft gegeben über viele: alles nach deiner Güte, mein Gott, die du über alle ausbreitest. Erwecke in mir die Liebe zu deiner hohen Majestät, laß mein Herz durchdrungen sein von Ehrfurcht vor deiner Göttlichkeit, gieb mir alles, was nach deinem Ratschlusse gut für mich ist, denn du bist es, der mein Leben aufrecht erhält.“

Dies sind nicht die Worte eines Tyrannen, der voll Stolz über eine glückliche Eroberung ist, sondern die Worte eines demütigen und ergebenen Verehrers an einen Gott, den er mit der Fülle der Macht bekleidet und hoch über sich erblickt. Diese Worte Nebukadnezar's finden aber ihr Echo in andern babylonischen Gebeten und Hymnen. Sie bilden auch einen würdigen Beschluß für diesen Versuch, das Leben und die Gedanken eines babylonischen Bürgers zur Zeit der jüdischen Gefangenschaft zu schildern.



Gibt es eine Pflicht des Glaubens?

Von

Julius Kastan.

II.

(Schluß.)

Was bisher erwogen ward, hat nicht weiter geführt als bis zu der Einsicht, daß die Pflicht des Glaubens kein unmöglicher Gedanke ist, daß vielmehr auch die wissenschaftliche Betrachtung der Welt und der menschlichen Dinge uns vor die Frage führt, ob es eine solche Pflicht gibt oder nicht. Über die Frage selbst ist aber noch nichts ausgemacht. Indessen, treten wir jetzt an die Erörterung dieser Frage heran, so bringen wir doch aus der bisher gepflogenen Betrachtung einiges mit, was die Wege zu ebnen dient.

Einmal schon die Einsicht, daß es sich um eine sittliche Pflicht, in keiner Weise dagegen um eine staatliche Verpflichtung handelt. Alles daher, was sich an Bedenken und Einwänden gegen die letztere richtet, kann jetzt außer Betracht bleiben. Ferner hat sich ergeben, daß es mit dem Nachweis einer Pflicht, und zwar gerade eben einer Pflicht im innerlichen, sittlichen Sinne, eine eigentümliche Bewandnis hat. Die Pflicht kann niemandem andemonstriert, es kann dem andern immer nur zugemutet werden, daß er sie anerkenne und erfülle. Und das ist nun von größter Bedeutung für den Gegenstand unsrer weiteren Besprechung. Wir müssen daran anknüpfen. Wir müssen allererst fragen: wie läßt sich denn überhaupt eine Pflicht als Pflicht erweisen?

Die Antwort lautet: immer nur auf indirektem Wege und niemals in absoluter Weise.

Immer nur auf indirektem Weg — das liegt unmittelbar in dem, wovon wir ausgingen, es ist nur ein anderer Ausdruck dafür, daß es auf direktem Wege eben nicht geschehen kann. Aber was heißt denn das: auf indirektem Wege? Ich muß zeigen, daß die menschliche Gesellschaft überhaupt nicht bestehen kann ohne gewisse Pflichten aufzustellen und ohne irgendwelche Erfüllung derselben. Wenn z. B. die Sozialdemokraten gelegentlich erklären, die Moral sei eine Erfindung der herrschenden Klassen, um die andern zu unterdrücken und auszubeuten, so kann die Widerlegung nicht schwer fallen. Die Geschichte lehrt unzweideutig, und die einfachste Besinnung zeigt einem jeden, daß Menschen nicht zusammen leben können, ohne daß der Willkür jedes einzelnen im Interesse der andern Schranken gezogen werden. Nun wollen wir aber doch zusammen leben, der Mensch wird überhaupt nur Mensch im Zusammenleben und in der Wechselwirkung mit andern. Aber dann steht auch fest, daß gewisse primitive Gebote, die jedem das Seine geben und verbürgen, gar nicht entbehrt werden können. Sie sind, wie man gesagt hat, die Naturgesetze der Gemeinschaft, während andererseits das Leben in der Gemeinschaft zu den Existenzbedingungen des eigentlich menschlichen, geistigen Lebens gehört. Wiederum wenn einer die Pflichten, die uns Menschen unter-

einander erwachsen, auf die Beobachtung und Erfüllung der Gerechtigkeit, darauf, daß niemand dem andern zu nahe tritt, beschränken wollte, so dürfte auch einem solchen unschwer zu begegnen sein. Man müßte ihn zu befragen anfangen, ob er nichts wisse von den engeren Banden, welche in der Familie, im Stamm, im Volk bestimmte Menschen und Menschengruppen verbinden, nichts davon, daß in allen diesen Verhältnissen gegenseitige Förderung und Hilfe notwendig ist, wenn sie überhaupt bestehen sollen. Man müßte ihn weiter fragen, worin denn für ihn der Wert des Lebens liege, und ob er nichts davon zu sagen wisse, daß das Leben arm und dürftig wird, wenn die Güter daraus verschwinden, die eben in jenen Verhältnissen erwachsen. Und da nun unter hundert kaum einer sein wird, der sich gegen alles dies ablehnend verhalten möchte, so öffnet sich der Weg, um nicht bloß die Gerechtigkeit, sondern in irgend einem Maß auch die Liebe als Menschenpflicht zu erweisen. Aber dies nur beispielsweise. Es genügt um zu erläutern, wie es gemeint ist, daß sich die Pflicht auf indirektem Wege als Pflicht erweisen läßt — auf indirektem Wege, sofern es immer noch ein Andres und Zweites ist, nicht bloß dies alles anzuerkennen und auch einigermaßen danach zu handeln, sondern sich der Pflicht als Pflicht zu unterwerfen.

Zugleich erhellt, wie die weitere eben genannte Beschränkung gemeint ist: niemals auf absolute Weise. Es müssen irgendwelche Anknüpfungspunkte im Willen derer gegeben sein, denen etwas als Pflicht nachgewiesen werden soll. Wenigstens gilt dies, sobald es sich um etwas Andres handelt als das, was einfach Existenzbedingung der Gemeinschaft und darum auch des einzelnen Menschen ist. Denn dann muß vorausgesetzt werden, daß auch der, mit dem verhandelt wird, im Genuß bestimmter Güter lebt und zu der Selbstbefinnung angehalten werden kann, daß es diese Güter sind, welche den Wert seines Lebens ausmachen. Und darin liegt dann eine Schranke, ein Gebundensein an bestimmte geschichtliche Verhältnisse und Voraussetzungen. Einen absoluten Beweis nach Art der Mathematik — den giebt es hier nicht und kann es gar nicht geben. Aber das versteht sich von selbst. Zu jeder gegebenen Zeit darf auch in dieser Beziehung mancherlei vorausgesetzt werden. Und in diesen Dingen Beweise suchen, welche in gleicher Weise für alle Zeiten und Völker oder wohl gar für alle vernünftigen Wesen gelten, das heißt über den eignen Schatten wegspringen wollen. Die Wahrheit ist zwar nur eine und zu allen Zeiten dieselbe, aber das Maß der Wahrheitserkenntnis ist je ein verschiedenes. Ebenso sind die Wege verschieden, auf denen man sich der Wahrheit vergewissert.

Und nun wird es möglich sein, die Art des Beweises genauer zu bestimmen. Wir knüpfen dabei an das eben in erster Linie genannte Beispiel an. Wie es den einfachsten Fall darstellt, so tritt darin auch der innere Sachverhalt am deutlichsten hervor. Es ist die Pflicht eines jeden Menschen — sagen wir demnach — die Gebote der Gerechtigkeit zu erfüllen, weil der Bestand der Gemeinschaft hiervon abhängt und der Bestand der Gemeinschaft wieder die Bedingung ist, unter welcher der Mensch als Mensch existiert und allein zu existieren vermag. Die menschliche Gesellschaft handelt unbedenklich nach

diesem Grundsatz. Sie schreitet mit Zwangsmaßregeln gegen diejenigen ein, welche die Gebote der Gerechtigkeit verachten, sie macht sie unschädlich, wenn sie hartnäckig bei dieser Mißachtung bleiben. Und die Vernunft stimmt zu. Es ist Pflicht eines jeden, diesen Grundgeboten der menschlichen Gesellschaft nachzuleben. Durch keinerlei Sophistik läßt sich dem entrimmen. Das Entscheidende, das Überführende liegt aber darin, daß es ein Widerspruch wäre, mich selbst zu wollen und meine Existenz zu bejahen, dabei aber das zu verneinen, worauf sie beruht, und was sie allererst möglich macht. Das thut niemand, wo es sich um die Bedingungen seiner physischen Existenz handelt. In der hier besprochenen Beziehung ist es an und für sich möglich, weil der Einzelne sich der Nötigung entziehen kann: er mutet dann zwar allen andern zu, daß sie thun, was zur Aufrechterhaltung der Gesellschaft notwendig ist, nimmt sich aber heraus, für seine Person eine Ausnahme zu machen. Eben deshalb reden wir in diesem Fall von der Pflicht, die er habe, den allgemeinen Gesetzen zu gehorchen, d. h. von einer Nötigung, die sich an die Freiheit wendet und deren Zustimmung fordert.

Hieraus ergiebt sich die allgemeine Regel: Pflicht ist für einen jeden, das zu thun und an dem festzuhalten, worauf seine eigene persönlich-sittliche Existenz beruht, was diese allererst möglich macht. Oder eben dasselbe im negativen Ausdruck: es ist pflichtwidrig, das zu vernachlässigen und von sich zu weisen, worauf die Gemeinschaft, in der man lebt und deren Güter man genießt, nachweisbar beruht, und von dessen Aufrechterhaltung der Bestand dieser Gemeinschaft mit ihren Gütern abhängt. Denn das ist immer ein Widerspruch der eben geschilderten Art, ja und nein in einem Atemzug. Es liegt darin zugleich der hochmütige Anspruch, für sich selber ausdrücklich ablehnen zu dürfen, was man doch stillschweigend und indirekt allen andern zumutet. Und nun fragt sich, ob sich nach dieser Regel eine Pflicht des Glaubens als unter uns vorhanden nachweisen läßt.

Es handelt sich aber dabei um den christlichen Gottesglauben, nicht um irgendwelche philosophische Ideen von Gott als dem Allgeist, der die Welt trägt und bewegt, oder wie es sonst lautet, sondern um die geschichtliche Größe dieses ganz bestimmten, des christlichen Gottesglaubens. Denn offenbar wird nur von diesem, der jedenfalls eine Großmacht in der Geschichte ist, etwas Derartiges wie eben gefordert nachgewiesen werden können. Die Gedanken der Philosophen dagegen kommen und gehen. Es ist immer nur ein kleiner Kreis, für den sie Bedeutung haben, niemals das ganze Volk. Und wenn eine solche große Woge des geistigen Lebens vorübergeflutet war, dann hat man sich insgemein wieder auf das geschichtliche Erbe der Gesamtheit, auf den christlichen Gottesglauben besonnen. Dieser ist es, um den es sich handelt und allein sich handeln kann.

Der christliche Glaube erkennt aber Gott als den über die Welt erhabenen persönlichen Geist, als den geistigen Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Er spricht das höchste Verständnis Gottes aus, wenn er die heilige Liebe als sein Wesen bezeichnet. Darin liegt aber zugleich schon eine Beziehung auf die Menschheit, auf ihre Aufgaben und Ziele, wie es die Art des Glaubens und

der in ihm liegenden Gotteserkenntnis mit sich bringt. Daß es sich für den Menschen um das Leben in der Gemeinschaft handelt, daß darin sein Zweck und Ziel liegt, daß sich aus dem natürlichen Verband des menschlichen Geschlechts die vollkommene Gemeinschaft aller entwickeln soll, welche durch das Gesetz der Liebe beherrscht wird, daß Gott der König sein will in diesem Reich, daß jedem Menschen nach seiner eigentümlichen Art und Persönlichkeit ein Platz zukommt als einem Gliede im Reich der Geister, daß Gott alle mit seiner Liebe umfaßt, um sie alle in diesem Zweck und zu diesem Ziel zu fördern — das bedeutet es, daß Gott im christlichen Glauben als die Liebe erkannt wird. Und darin liegt unmittelbar, daß die sittliche Entwicklung ein notwendiges Mittel ist für den von Gott der Menschheit gesetzten Zweck. Denn niemand kann an diesem Reich der Geister Teil gewinnen ohne die Übung der Liebe und ihrer Pflichten, die den Inhalt des Sittengesetzes ausmacht. Und er kann es nicht, wenn er eben nicht in die sittliche Entwicklung als solche eingeht, in welcher er durch Unterordnung unter das Ganze und Gehorsam gegen die ihn innerlich ergreifende Autorität sittliches Subjekt und freie Persönlichkeit wird. Endlich aber ist das alles nach der Erkenntnis des Glaubens nicht eine zufällige oder willkürliche Willensbestimmung Gottes. Es ist sein eignes, ewiges Wesen, welches darin den Menschen offenbar wird. Eben, er ist selbst seinem eignen ewigen Wesen nach die heilige Liebe. Die Menschen gewinnen darin Teil an seinem Wesen und Leben. Und diese Wesensbeziehung Gottes zu ihnen kommt zum vollen Ausdruck in der Stellung, welche der christliche Glaube dem menschlichen Stifter unserer Religion anweist. Der Glaube hat ihm von Anfang an die Krone der göttlichen Würde aufs Haupt gesetzt. Ein Verständnis dieses Zusammenhanges menschlicher Art und göttlicher Würde in seiner Person zu suchen, ist von jeher ein Hauptobjekt des christlichen Denkens gewesen. Die Sätze des Dogmas, die davon handeln, entsprechen nun zwar unsrer heutigen Denkweise nicht. Aber man darf deshalb nicht übersehen, daß es sich in diesem Glauben, der den menschlichen Stifter unsrer Religion mit Gott zusammen den Menschen gegenüberstellt, um den höchsten Gedanken handelt, welchen die Religion erreicht hat und zu erreichen vermag. Beides mit einander findet darin seinen Ausdruck, sowohl daß der ewig erhabene Gott uns Menschen seinem eignen Wesen nach nahe steht, als auch daß der Mensch zu göttlichem Leben berufen ist.

Ist nun dies die Gotteserkenntnis des Christen, so folgt aus ihr eine entsprechende Beurteilung und Erkenntnis der Welt. Sie steht in Gottes Macht, sie ist das Werk seiner Hände und dient seinem Zweck. Sie hat also eine große Bedeutung, und das Leben in ihr hat einen unermesslichen Wert, es dient der Verwirklichung ewiger göttlicher Gedanken. Doch aber ist es nicht Zweck an ihm selbst, es ist und bleibt ein Mittel bloß, Zweck ist nur das Reich der persönlichen Geister, das sich in der Menschheit bilden, entwickeln und in das göttliche Leben hineinwachsen soll. Wiederum schließt dieser Glaube eine bestimmte innere Stellung zur Welt und ihren sinnlichen Ordnungen ein. Diese eben, daß ich ihnen nie eine größere Bedeutung als die des Mittels einräume, daß

ich mich als persönlicher Geist über sie erhebe, daß jeder Überschuß des bloß sinnlichen Lebens über die aneignende und beherrschende geistig-persönliche Kraft mir ein Brandmal im Gewissen wird und eine erniedrigende Fessel, die ich abzuschütteln trachte. Aber auch diese Erkenntnis der Welt ist und bleibt eine Erkenntnis des Glaubens, d. h. etwas, was mit der innern persönlichen Stellung des Subjekts zur Welt zusammenhängt. Man kann niemandem demonstrieren und beweisen, daß es so ist, wie es sonst wohl möglich wird zu zeigen, daß dies oder jenes das entsprechende Mittel ist für einen bestimmten Zweck. Nur jeder Einzelne für sich kann diese Beurteilung durchführen, indem er alles Einzelne dem Glauben an die göttliche Vorsehung unterwirft. Ob er es immer erreicht und ob ihm daher die Welt wirklich zum Mittel wird für seinen ewigen Zweck, das hängt zugleich von seinem eigenen Verhalten ab. Dächte man sich diese Erkenntnis der Welt losgelöst aus den inneren Beziehungen des persönlichen Lebens und objektiv nachgewiesen, so würde sie gar nicht mehr die Erkenntnis des christlichen Glaubens sein. Daß das nicht gelingt, ist also nicht eine zu beklagende Unvollkommenheit. Vielmehr ist es etwas, was dem unveräußerlichen Wesen des Glaubens und seiner Erkenntnis entspricht.

Aber noch ein letztes aus dem Zusammenhang des christlichen Glaubens darf nicht unerwähnt bleiben. Das ist der Glaube an die göttliche Vergebung und die Versöhnung mit Gott. Auch das ist, wie die Geschichte lehrt, ein überall wiederkehrendes Element der Religion. Durch Büßungen und Opfer von allerlei Art sucht der Mensch die Gottheit für sich zu gewinnen und sie geneigt zu machen, ihm alles zu vergeben, wodurch er sich mit ihrem Willen entzweit hat. In sittlicher Verklärung zeigt uns das Christentum auch diesen Gedanken. Christus hat uns mit Gott versöhnt. D. h. nicht wir sollen etwas thun, um Gottes Gunst zu gewinnen, davon kann hier so wenig die Rede sein wie sonst im Verhältnis des Einzelnen zu den sittlichen Autoritäten. Die sittliche Art des Verhältnisses schließt das aus. Gott selbst hat uns Christus zum Bürgen seines Willens gemacht, daß keine Übertretung und keine Schuld uns den Frieden mit ihm stören oder den Zugang zu ihm verlegen soll. Nicht einmal die sittlich guten Werke dürfen als Bedingung dafür angesehen werden, nichts ist Bedingung als das Verlangen nach Vergebung, als die innerliche ernstliche Sehnsucht des Herzens nach Frieden und Gemeinschaft mit Gott. Wollte man es anders ansehen und mit der katholischen Kirche die guten Werke zur Bedingung der Vergebung machen, so würde man verkennen, daß gute Werke im höchsten Sinn immer erst dem möglich werden, der seines Gottes gewiß ist. Sie sind nicht Bedingung der Vergebung, sie sind selbst ein Element in dem neuen Leben, zu welchem die Vergebung den Zugang öffnet. Gerade durch diese Anschauung erweist sich das Christentum als die Lösung des Problems, wie der Mensch der vollen Vergebung innerlich gewiß wird, ohne etwas an der Zartheit des Gewissens und dem Ernst seines Strebens einzubüßen. Christus ist es, welcher dem Glauben dieses Gut vermittelt. In ihm lernt er das Höchste kennen, was es im sittlichen Leben giebt: ein unbegrenztes, liebevolles Erbarmen, welches vom

heiligsten Ernst getragen wird. Und indem er darin Gottes Gesinnung erkennt, gewinnt er beides in einem, die volle Freude des versöhnten Gewissens und die ganze Kraft sittlicher Thatenlust. Eben das macht den Charakter der christlichen Religion aus, daß durch ihre Grundanschauung der sittliche Ernst in jeder Weise gesteigert, das Verlangen nach Vergebung und Versöhnung geradezu ein brennendes wird, und daß sie zugleich die volle, an keine Bedingung geknüpfte Befriedigung dieses Verlangens gewährt.

So lauten die Grundsätze des christlichen Gottesglaubens, der christlichen Welterkenntnis und Selbstbeurteilung. Und nun fragt sich, ob ein Glaube, der alles dies einschließt, Pflicht ist, Pflicht im oben näher bezeichneten Sinne.

Offenbar wird, wer in diesem Glauben die Wahrheit erkennt und alle bewegen möchte ebenso zu denken, nicht vor allem und nicht zunächst darauf ausgehen, ihn als Pflicht zu erweisen. Viel näher wird ihm liegen und viel wirksamer wird es in den meisten Fällen sein, die direkten Anknüpfungspunkte für den Glauben im Gemüt und sittlichen Willen der andern aufzusuchen. Er wird darauf aufmerksam machen, daß etwas Ähnliches wie die Nötigungen und Bedürfnisse, welchen dieser Glaube Folge giebt und Befriedigung gewährt, sich bei allen Menschen einstellt, in jedem ernstem Gemüt, das sich über den Augenblick erhebt, irgendwann und irgendwie einmal auftaucht. Denn wer kann versuchen, sich über die Aufgaben und Ziele seines Lebens Klarheit zu verschaffen, ohne auf den Gedanken Gottes geführt zu werden, in welchem alle Dinge ihre Einheit haben, in welchem auch ihm Aufgabe und Ziel gesteckt ist? Wer kann unter uns zu persönlichem Leben heranreifen, ohne sich innerlich über die Welt zu erheben und es als Erniedrigung, als Herabwürdigung zu empfinden, wenn er sich wieder in die Lust der Sinne verstricken läßt? Wem kann es zweifelhaft sein, daß es die menschliche Gemeinschaft, das Zusammenleben und Zusammenwirken aller ist, worauf wir gewiesen sind, wenn wir die sittliche Aufgabe der Menschen und damit auch unsre Aufgabe klarstellen wollen? Wem taucht nicht einmal ein hohes Ideal persönlicher Lebensführung in seinen Gedanken auf, wo die Dinge, die wider den Geist streiten, unter uns liegen, weil wir ihrer mächtig geworden, wo wir in völliger Unabhängigkeit von Urteil und Beurteilung der Menschen unsern geraden Weg klar erkannter und eifrig geübter Pflicht mitten durch sie hindurchgehen, indem wir niemand nichts schuldig sind als die Liebe? Wer wüßte gar nichts von jenem sittlichen Zwiespalt zu sagen, wo wir die über uns waltende sittliche Autorität spüren und uns derselben in mannigfaltiger Schuld und Übertretung verhaftet fühlen, doch aber nicht wagen, die Hand nach der Freiheit auszustrecken, weil wir fürchten müssen, neue Schuld auf uns zu laden? Kurz, in mannigfaltiger Weise lassen sich Anknüpfungspunkte für das Christentum auch bei unsern Zeitgenossen ausfindig machen. Und daran nun anzuknüpfen, allen, von denen es gilt, aus persönlicher Erfahrung das Christentum zu bezeugen — es ist der näher liegende, der bessere Weg im Vergleich mit dem Nachweis der Glaubenspflicht.

Aber nun giebt es viele, die von solchen Regungen wissen und ihnen doch keine Folge geben. Fragt man, weshalb nicht, so sagen sie, die Wissenschaft habe die Ideale des Glaubens zerschlagen. Es sei eine schwere Krisis, die wir durchzumachen hätten, ein Neues sei im Werden, wir müßten hindurch, die Umkehr zum alten Glauben sei uns verschlossen. Und sie haben darin recht, so weit es die alten Formen des Glaubens sind, die sie meinen. In diesen ist der Glaube mit den wissenschaftlichen Erkenntnisformen einer früheren Zeit verbunden. Und die hat die moderne Wissenschaft zerschlagen. Wird aber dies Urteil auf den Glauben selber ausgedehnt, so ist es ein verhängnisvoller Irrtum, der dabei zu Grunde liegt, eine Verwechslung eben des Glaubens selbst mit den in einer früheren Zeit entstandenen Formen desselben. Und es läßt sich beweisen, daß das ein solcher Irrtum ist. Ich muß hier früher Erwähntes wiederholen. Man kann es auch nicht oft genug sagen, weil es der eigentlich entscheidende Punkt in der ganzen Sache ist. Es ist aber dies, daß die Wirklichkeit, welche die Wissenschaft uns kennen lehrt, nicht das Wirkliche selbst ist, sondern ein Verhältnis, welches wir zum Wirklichen einnehmen. Und zwar, wie es dann gleich weiter heißen muß, nicht das einzige. Daneben steht das andre Verhältnis, in welchem sich der Geist als fühlender und wollender bethätigt. Und im letzteren liegt der Weg zur Wahrheit. Die Welt des Intellekts ist, um es kurz zu sagen, das Mittel für die Welt des Willens. Der Intellekt ist das universale Mittel alles geistigen Lebens, aber der geistige, persönliche Wille ist die eigentliche Realität. Was sich an ihm als Wahrheit bewährt, wie der Glaube, das ist Wahrheit im absoluten und nicht bloß im relativen Sinne wissenschaftlicher Welterkenntnis. Aber dann kann auch die Wissenschaft nicht die Welt des Glaubens zerschlagen. Sie reicht daran nicht heran. Die Wissenschaft muß sich dem Glauben unterordnen. Nur nicht damit nun dieser sich in eine Pseudowissenschaft verwandle und dadurch der ernstesten Wissenschaft irgend den Weg verenge. Wohl aber so, daß die wissenschaftliche Erkenntnis aufgenommen und eingegliedert wird in die persönlich-sittliche Aufgabe, deren Linien uns der Glaube vorzeichnet, beziehungsweise in deren Richtlinie uns der Glaube leuchtet. Daß auch die Wissenschaft selbst, als umfassendes Ganzes und nicht als bloße Naturwissenschaft genommen, uns auf einen solchen Weg weist, davon war früher gleichfalls schon die Rede. Die Wissenschaft auf ihrem Wege durch das Reich des Wirklichen führt uns selber an den Punkt, wo die Frage nach dem Glauben entsteht. Insofern kann es heißen, daß die Wissenschaft selbst sich im Glauben vollendet, in dem Glauben, der sich der Menschheit nach ihrer ganzen geschichtlichen Entwicklung als die wahre Verkündigung ihres Ziels und ihrer Aufgabe erweist. Und deshalb liegt gar kein Grund vor, den Glauben zurückzuweisen, weil er sich mit der modernen Wissenschaft nicht vertrage.

Allein, gesetzt auch dies alles werde zugegeben, so bleibt nun doch noch ein letzter und schwerwiegender Einwand übrig. Er lautet dahin, daß der Glaube Sache der Freiheit sei und bleibe, und nicht allen zugemutet werden dürfe ihn zu teilen. Wer aber einmal die Wissenschaft mit ihren sichereren Resultaten kennen

gelernt, dem werde es innerlich unmöglich, dies schwankende Gebiet zu betreten. Möge auch in der Wissenschaft manches unsicher bleiben, so lasse sich doch der Grad der Sicherheit bestimmen und die Gründe bezeichnen, welche die volle Erkenntnis verwehren. Und wenn die gesamte wissenschaftliche Erkenntnis der Natur auch nicht über das Gebiet des Relativen hinausreiche, so erfreue sie sich doch auf diesem Gebiete einer unvergleichlichen Sicherheit und Evidenz. Man müsse sich eben dabei beruhigen, daß wir Menschen mit unsrer Erkenntnis im Relativen stecken bleiben. Früher sei das anders gewesen, da habe die Meinung geherrscht, daß die Wissenschaft auch an die letzten und höchsten Fragen heranreiche, daß sich eine Erkenntnis Gottes auf diesem Weg gewinnen lasse. Aber das sei nun eben vorbei, diese Illusion habe die moderne Wissenschaft zerstört, und insofern bleibe doch bestehen, daß sie die Welt des Glaubens zertrümmere. Man müsse sich an der Erkenntnis genügen lassen, welche möglich sei, man müsse in praktisch-sittlicher Beziehung dem Ideal der Humanität huldigen und im übrigen — ungewiß lassen, was nun einmal ungewiß sei.

Eben diesem Standpunkte gegenüber ist die Frage nach der Pflicht des Glaubens aufzuwerfen. Noch manches Andre zwar ließe sich geltend machen, namentlich was das Erkenntnisideal betrifft, um dessen willen der Glaube verworfen wird, und nicht minder was die Abstufung innerhalb der Erkenntnis angeht, den Unterschied besonders zwischen der Erkenntnis der Natur und des geistig-geschichtlichen Lebens. Denn es ließe sich daraus wohl die Einsicht ableiten, daß unsre Erkenntnis überhaupt unter dem Gesetz steht, je wichtiger die Objekte werden, umso mehr an mathematischer Sicherheit einzubüßen und ein Element der Freiheit, der persönlichen Überzeugung, des Absoluten in sich aufzunehmen. Und darauf hin ließe sich zeigen, daß niemandem ein Sprung vom Wissen zum Glauben zugemutet werde, sondern der Glaube in der That nichts Andres sei als der folgerichtige Abschluß unsrer gesamten Erkenntnis. Allein das alles kann hier übergangen werden. Denn es hebt nicht auf, daß niemand zum Glauben genötigt werden kann. Es bleibt auch alledem gegenüber immer möglich, eine Stellung wie die eben geschilderte einzunehmen. Was da weiter führt und allein weiter führen kann, ist die Frage, ob es nicht für alle eine Pflicht des Glaubens giebt.

Noch einmal betone ich die Situation, welche bei dieser Frage vorausgesetzt wird. Der Gegensatz, um den es sich da handelt, ist nicht bloß die Ablehnung des christlichen, sondern jedweden Glaubens, ja die Verneinung aller auf das Ganze gerichteten, über die Relativität hinausreichenden Erkenntnis. Denn dies ist für die Erledigung der Frage nicht gleichgültig. Der Gang des Beweises wird dadurch bestimmt.

Den Ausgangspunkt muß die Thatsache bilden, daß es kein menschlich-sittliches Gemeinwesen von irgend welchem Bestande in der Geschichte gegeben hat oder giebt, in dem nicht ein solcher Ideenkreis von Gott und Welt vorhanden gewesen wäre. Insbesondere giebt es kein derartiges, höher entwickeltes Gemeinwesen, in welchem nicht eben hieran die Vorstellung von Aufgabe und

Ziel der Menschen, insbesondere auch der unter ihnen bestehenden Gemeinschaft angeknüpft würde. Auch und nicht zuletzt gilt dies von den unter uns gegebenen sittlichen Verhältnissen und Gemeinschaftsformen. Daß sie sind, wie sie sind, das beruht vor allem auch auf dem Ideenkreis des christlichen Glaubens. Nicht geht beides neben einander her, sondern dieser Ideenkreis ist an der Entstehung und Erhaltung jener Verhältnisse und Formen sehr wesentlich und wirksam beteiligt, wie in der Geschichte vor Augen liegt, wie namentlich ein Vergleich zwischen der antiken und christlichen Kulturwelt aufs deutlichste lehrt. Lehnt man nun jeden Glauben ab, so muß man voraussetzen, daß diese Mitwirkung des Glaubens nur etwas Vorübergehendes ist, etwas, was zwar gewesen und überall in der Geschichte zu bemerken, was aber nicht zu bleiben bestimmt ist: man kann den Glauben beseitigen, und im übrigen bleibt alles, wie es ist. Manche Moralisten der Gegenwart denken so. Und indem sie an sich selbst erproben, daß sie dem Glauben fern getreten, ohne, wie sie meinen, an der Zartheit des Gewissens und der Zucht des Lebens etwas einzubüßen, sind sie ihrer Sache völlig sicher. In Wahrheit jedoch liegt diesem Urteil und dieser Anschauungsweise eine falsche Fragestellung zu Grunde. Man kann solche Fragen niemals am Einzelnen und seiner Lebensführung diskutieren und entscheiden. Man muß immer zugleich die vielen, die Masse, die Gesamtheit mit ins Auge fassen. Und wenn das geschieht, stellt sich die Sache ganz anders.

Schon was den Einzelnen betrifft, wird der Fromme das Bedenken nicht ganz überwinden, ob der Glaube wirklich entbehrlich sei. Er weiß es aus sich selbst, daß ihm der Glaube Motive des sittlichen Handels giebt, die ihm ohne dies unverständlich bleiben würden. Aber immerhin — es giebt solche, welche ohne den Glauben ein hohes Maß sittlicher Selbstbeherrschung und liebevoller Aufopferung an den Tag legen, und es giebt solche, welche trotz des Glaubens darin hinter ihnen zurückbleiben. Dies leugnen wäre unwahr und könnte zu einer gerade dem Glauben zuwiderlaufenden Selbstüberhebung führen. Etwas anders stellt sich die Sache schon, wenn man statt der einzelnen größere Gesellschaftskreise ins Auge faßt. Es scheint mir unverkennbar, daß, wo der Glaube zurücktritt, auch das sittliche Urteil ein anderes wird, zunächst und vor allem was das Verhalten in der sinnlichen Lebenssphäre betrifft. Auch läßt sich der Zusammenhang, welcher da stattfindet, leicht aufzeigen. Wo der Gedanke an den unsichtbaren geistigen Gott verschwindet, wird auch der andre von der geistigen Bestimmung des Menschen unsicher, und es gerät dieses dem sinnlichen Leben zugewandte Stück der Moral ins Schwanken — so unzweifelhaft es doch ist, daß die sittliche Kraft und selbst die physische Gesundheit eines Volkes von dem Maß der geistigen Zucht abhängt, welche es zu üben gelernt hat. Faßt man vollends das Ganze der geschichtlichen Entwicklung und des gesamten Bestandes der sittlichen Gesellschaft zu einer gegebenen Zeit ins Auge, dann muß die Meinung geradezu als eine Chimäre erscheinen, der Glaube lasse sich nur so beiseite schieben, und man dürfe erwarten, im übrigen werde alles bleiben, was es sei, oder es werde wohl geradezu ein sittlicher Fortschritt daraus hervorgehen.

Die Moralisten, welche von der Religion und dem Glauben absehen wollen, lieben es, die entgegengesetzte Meinung als ein überliefertes, unhaltbares Vorurteil zu bekämpfen, das nur in den subjektiven Stimmungen und Meinungen der Frommen seinen Grund habe. In Wahrheit verhält es sich umgekehrt. Gerade sie urteilen aus der beschränkten und einseitigen Berücksichtigung ihrer subjektiven Lebensführung heraus und nicht auf objektive Gründe hin, wie sie sich nur aus der Betrachtung der Geschichte und des Ganzen entnehmen lassen. Läßt man diese entscheiden, dann ergibt sich ein ganz anderes Resultat. Denn dann zeigt sich, daß die sittliche Gesellschaft ohne Gottesglauben, von der sie träumen, noch nirgends wirklich gewesen, sondern vorerst ein leerer Traum ist. Das Verschwinden des Glaubens (nämlich des echten Glaubens, nicht der äußerlichen kirchlichen Observanzen) aus der Mehrheit ist bisher immer der Vorbote großer Katastrophen gewesen, aus denen ein Volk sich nur erholt hat, wenn es zum Glauben zurückzukehren vermochte. Daß ähnliches auch in der Gegenwart droht, beweist die Sozialdemokratie, welche in ihren extremen Vertretern die Moral für eine Erfindung der herrschenden Klassen erklärt und damit aufs deutlichste beweist, was aus der Moral wird, wenn der Glaube aufhört. Was aber die Einzelnen betrifft, welche sich dem Glauben entfremden, ohne die höchsten sittlichen Ideale verleugnen zu wollen, so ist nichts leichter als diese Erscheinung zu erklären, und nichts grundloser, als darin einen Gegenbeweis zu erblicken. Sie selbst sind das Produkt einer Gesellschaft, die nicht ohne den Glauben entstanden ist oder ohne ihn besteht. Was der Einzelne mitbringt, seine „Natur“, ist immer zugleich der Niederschlag der vorangegangenen geschichtlichen Entwicklung. Das gilt auch von den sittlichen Dispositionen. Ebenso wächst er auf unter den Einflüssen der sittlichen Gesellschaft, in welcher der Glaube direkt wirkt und indirekt nachwirkt. Wenn ein solcher nun für seine Person vom Glauben absehen kann, so ist es doch ein grober Fehlschluß, zu meinen, dieser sei überhaupt entbehrlich. Eine derartige Entwicklung vollzieht sich nicht von heute auf morgen oder wird in ein paar Jahrzehnten fertig. Man darf die Maße des Einzellebens nicht auf die Menschheit, auf den Menschen im großen und sein Leben übertragen. Aber man lasse nur einige Generationen hingehen, während welcher die Nachwirkungen des Glaubens in der Gesamtheit schwächer werden und schließlich aufhören. Dann kommt der Augenblick, wo die Einzelnen nicht mehr möglich sind, die den Glauben ablehnen und doch an den hohen sittlichen Idealen festhalten. Denn dann werden mit dem Glauben auch die an ihn geknüpften sittlichen Ideale verschwunden sein. Und es ist anzunehmen, daß selbst die natürlichen Existenzbedingungen der Gesamtheit eine Verschlechterung erfahren haben oder gar in Frage gestellt sind. Denn es waltet schließlich in Gottes Welt ein strenges Gesetz, welches auch das Physische mit dem Sittlichen verbindet.

Allein, wenn es so steht, muß es dann nicht heißen, daß der Glaube Pflicht ist? Der Einzelne mit allem, was in ihm lebt, woran er hängt und was seinem Leben Wert giebt, ist nur möglich durch den Glauben und kann in der Mensch-

heit nur erhalten bleiben, wenn der Glaube erhalten bleibt. Darf sich denn der Einzelne dem Glauben entziehen? Ist es nicht seine Pflicht, ihn aufzusuchen, sich in denselben einzuleben und persönlich an dem Teil zu gewinnen, worin eine Existenzbedingung alles höher entwickelten sittlichen Lebens liegt? Pflicht eben nach der vorhin entwickelten Regel, daß der Einzelne das zu thun und an dem festzuhalten hat, worauf recht erwogen seine persönlich-sittliche Existenz beruht?

Das ist vom Gottesglauben im allgemeinen gesagt. Jeder wird dabei schon den christlichen Gottesglauben im Sinne gehabt haben. Denn von diesem kann unter uns allein die Rede sein. Aber es verlohnt sich, einige Punkte hervorzuheben, die insbesondere den Zusammenhang des christlichen Gottesglaubens mit dem sittlichen Leben betreffen. Nur erinnern will ich in dieser Beziehung an das, was vorhin über die geistige Zucht des sinnlichen Lebens gesagt worden ist. Es thut nicht not, länger dabei zu verweilen. Jedem, der die Augen aufmacht, drängt es sich auf, wie mir scheint, daß nur der Gottesglaube und die Weltbeurteilung des Christentums den Weg zeigen, der zwischen asketischer Weltverneinung und sinnlicher Zügellosigkeit hindurch zur geistigen Beherrschung des sinnlichen Lebensgebietes führt. Ohne diesen Hintergrund wird man es höchstens zu einer gewissen Mäßigung im wohlverstandenen Interesse der Gesundheit oder zu einem ästhetisch motivierten Maßhalten in der äußeren Darstellung bringen, während innerlich alles erlaubt bleibt. Also davon soll jetzt nicht wieder die Rede sein, wohl aber von dem sittlichen Ideal des sozialen Lebens, der Humanität, und von der Selbstbeurteilung des Einzelnen in seiner Gegenüberstellung gegen die Welt.

Was wir Humanität nennen, ist nichts Andres als das Verhalten nach dem christlichen Gebot der allgemeinen Menschenliebe, losgelöst aus dem Zusammenhang mit Glaube und Religion, in welchem es ursprünglich steht. Wenigstens wenn das Wort Humanität als ein Ehrenprädikat genommen wird, verdient nur ein Verhalten diesen Namen, welches jenem christlichen Gebot entspricht. Denkt man freilich nur an das Verschwinden der Brutalität, an das Aufkommen milderer Umgangsformen, an die Rücksicht auf das menschliche Leben und dessen Erhaltung, die nie außer acht gelassen werden darf, dann ist dies alles unter uns zwar auch eine Wirkung des christlichen Glaubens, die sich allmählich durchgesetzt hat, aber es kann fraglich scheinen, ob es sich nicht außerhalb des ursprünglichen Zusammenhangs zu behaupten vermag. Humanität im vollen Sinne des Wortes ist das jedoch nicht. Diese begreift in sich die Pflicht des Menschen gegen den Menschen, die Pflicht nicht bloß der Gerechtigkeit, sondern der thätigen, fördernden Nächstenliebe, die Anerkennung der wesentlichen Gleichheit, Brüderlichkeit und Zusammengehörigkeit aller Menschen, und nicht bloß die Anerkennung mit dem Munde, sondern die innere Empfindung, der es natürlich ist, über alle Unterschiede hinweg dem Menschen als Menschen die Bruderhand zu reichen. Und Humanität in diesem Sinne kann es nur geben, wenigstens auf die Dauer nur geben, wo der christliche Glaube waltet. Abgesehen von demselben ist sie ein übertriebener Gedanke und die bare Thorheit. Denn die Menschen sind von

Natur ungleich. Man kann alle diese Unterschiede und großen Ungleichheiten nur beiseite setzen und ihre Überwindung als verpflichtendes Ideal verkündigen, wenn es ein Gebiet giebt, wo diese Ungleichheit aufhört, und wenn gerade dies Gebiet als die eigentliche, höchste Wirklichkeit erkannt wird. Ein solches Gebiet giebt es nicht in der natürlichen Welt. Nur der christliche Gottesglaube weiß davon zu sagen, von dem einen Gott und Vater aller Menschen, von dem einen selben ewigen Ziel, das uns allen gesteckt ist. Und zwar liegt ohne weiteres in der christlichen Grundanschauung, daß eben dies der letzte und unbedingt maßgebende Gesichtspunkt für die Beurteilung und Behandlung der menschlichen Dinge ist. Auch weiß jeder überzeugte Bekenner des christlichen Glaubens, daß das keine schönen Ideen bloß sind, sondern eine über alles andre übergreifende Realität. Der gemeinsame Glaube verbindet über alle andern Unterschiede hinweg enger als gleicher Stand und gleiche Bildung. Der Glaube giebt daher auch Mut und Kraft, ja er nötigt zu dem Streben, alle Menschen für diesen Bruderbund zu gewinnen und unentwegt das Ideal der Humanität im höchsten Sinne festzuhalten.

Und wie man die Sache ansieht, so ergiebt sich dasselbe. Will ich mich nicht bloß dessen freuen und es gelegentlich rühmen, daß wir in einem humanen Zeitalter leben, will ich wirklich Humanität üben, so muß ich eine Vorstellung davon haben, worin denn unser aller Wohl besteht, worin wir einer den andern fördern sollen. Ist es die Freiheit von Entbehrung und Mangel? Ist es das sinnliche Behagen? Ist es die Teilnahme an Bildung und ästhetischem Genuß? Nun ja, nach Möglichkeit dies alles, aber doch vor allem andern ein persönlich-sittlicher Beruf und jenes, wie es sich in diesen eingliedert und durch ihn begrenzt wird. Denn ohne einen solchen Beruf bleibt ein jeder ein Blatt vom Baume gerissen, das der Wind hin und her weht, ein bloßer Durchgangspunkt von Empfindungen und Gefühlen, nicht das Zentrum eines inhaltlich erfüllten Lebenskreises und auch nicht das Subjekt bleibenden Wohls. Erst der persönlich-sittliche Beruf in Familie, Gemeinde und Volk, in der bestimmt begrenzten Teilnahme an der gemeinsamen Arbeit aller enthält die Voraussetzungen für wahres Menschenwohl. Er ist anderseits von so grundlegender Bedeutung dafür, daß die Art seiner näheren Bestimmung und Ausfüllung verhältnismäßig gleichgültig wird, wenn er nur vorhanden ist. Alles Rohmaterial des Glücks bedeutet wenig im Vergleich mit dieser bestimmenden und gestaltenden Form des menschlichen Lebens, die im Gedanken des Berufes liegt. Aber nun versuche man einmal, dies Evangelium vom persönlich-sittlichen Beruf jedes Einzelnen und aller zu verkündigen anders als im Zusammenhang des Evangeliums, dessen sich der christliche Glaube freut. Nur der Glaube kann den gegebenen Verhältnissen dieser Welt unter allen Umständen einen solchen Beruf abgewinnen, weil nur der Glaube alles, selbst das Einfachste und Geringste, im Licht einer ewigen Bestimmung zu sehen und auch, wo der Erfolg ausbleibt, an der treuen Berufserfüllung, an der unbeirrten Durchführung der persönlichen Lebensaufgabe festzuhalten vermag. Ebenso aber dann in der umgekehrten Beziehung: der Glaube allein giebt den

Mut, der wahren Humanität zu dienen, welche das Wohl aller in der Beteiligung aller an einer ewigen Bestimmung zu fördern sucht und selbst unter den widrigsten Verhältnissen nicht verzweifelt, daß wahres Menschenwohl aus ihnen erblühen kann. Es ist dasselbe wieder: die Humanität ist nur möglich im Zusammenhang des christlichen Glaubens.

Und was sollen wir nun thun? Sollen wir den Gedanken der Humanität im vollen Sinne des Wortes aufgeben und sie darauf beschränken, daß sie in mancher Beziehung die Härten der starren Rechtsformen mildert und dem Elend gelegentlich die mitleidige Hand reicht? Sollen wir sagen, was darüber hinausgehe, sei ein übertriebener Gedanke, der dem guten Herzen Ehre mache, aber notwendig den widerstrebenden Realitäten des Lebens gegenüber scheitern müsse? Ja, dürfen wir denn das? Dürfen wir hier verzichten? Lehrt nicht die Geschichte uns, daß die gesamte sittliche Entwicklung der Menschheit auf eine solche letzte Folgerung, auf ein alle Menschen umschließendes sittliches Ideal hindrängt? Brennt nicht unser Herz, wenn wir in diese Richtung blicken und die Aufgabe erwägen, in allen menschlichen Dingen, in der Ordnung des Eigentums, in der staatlichen Organisation, in der Ausnützung der Kultur und ihrer Fortschritte den Gedanken der Humanität zu verwirklichen und zur immer volleren Durchführung zu bringen? Wenn aber und wenn das alles ohne den Glauben und seine Pflege unmöglich wird, müssen wir dann nicht den Glauben suchen und verbreiten? Muß nicht der Einzelne erkennen und anerkennen, daß auch für ihn der Glaube Pflicht ist, der Glaube, ohne den nicht bestehen kann und ohne den seinen Sinn verliert, was sich doch uns allen als das höchste und notwendige sittliche Ideal unabweisbar aufdrängt?

Ein Letztes endlich muß noch erwähnt werden, die Selbstbeurteilung des persönlichen Subjekts in seiner Gegenüberstellung gegen die Welt. Man darf wohl in dieser Beziehung von etwas Gemeinsamem unter uns reden, von einer Denk- und Empfindungsweise, die wir alle teilen, so weit wir, in welchem Stande immer, zu geistiger Selbstbesinnung und geordneter Lebensführung gelangen. Wir alle betrachten es, mehr oder minder bewußt, als selbstverständlich, daß das persönliche Leben mit seinen Zwecken und Bethätigungen die höchste aller Lebensformen ist. Wir heben uns als persönliche Subjekte ab von allem und ordnen uns unbedenklich allem über, was nicht Person ist. Wir sind uns bewußt, daß wir in jedem Menschen etwas zu achten haben, was Zweck ist an ihm selbst und niemals zu einem bloßen Mittel erniedrigt werden darf. Wir können uns nicht darin finden, daß und wenn die Rücksichten des Gesamtwohls, z. B. des wirtschaftlichen Gedeihens, auf Kosten der persönlich-sittlichen Existenzmöglichkeit der Einzelnen gepflegt werden: darin, so weit es geschieht, Wandel zu schaffen, erscheint uns als eine so dringende wie unerläßliche Forderung. Aber das alles ist nun nicht etwas, was sich von selbst versteht, wo nur Menschen atmen und wohnen. Uns erscheint es vielleicht so. Die Geschichte belehrt uns jedoch eines andern. Sie zeigt uns, daß es sich da vielmehr um das Erzeugnis besonderer geschichtlicher Verhältnisse und Lebensbedingungen handelt. Und da kann wohl

feinem Zweifel unterliegen, daß wir in dem christlichen Glauben, dem Glauben an den persönlichen Gott und die ewige Bestimmung aller Menschen, die Wurzel zu erkennen haben, aus welcher diese Selbstbeurteilung erwachsen ist. Können sich aber solche konstitutive Elemente unsres Innenlebens, einmal entstanden, durch sich selbst behaupten, auch wenn die Bedingungen aufhören, denen sie ihre Entstehung verdanken? Ich glaube, nein. Wie die Menschen, so ihre Götter, sagt man wohl. Und dieser Grundsatz gilt, so lange der Glaube seinen Stoff wesentlich aus dieser natürlichen Welt entnimmt. Sobald dagegen der Glaube wie im Christentum zur Erhebung über die Welt führt und zur Selbstzusammenfassung der Welt gegenüber, kehrt sich der Grundsatz um: wie der Gott unsers Glaubens, so wir Menschen. Es liegt in jener Selbstbeurteilung ein Stück Naturalisierung des christlichen Gottesglaubens und Gottesgedankens, ein Stück des „unbewußten Christentums.“ Und der Mensch wird als endliches Wesen niemals den Schwerpunkt auf die Dauer in sich selbst finden. Entweder er glaubt an den persönlichen Gott, den über die Welt erhabenen ewigen Herrn der Geister, und erlebt in diesem Glauben sich selbst als eine Person, mehr wert als die Welt. Oder wenn dieser Glaube aufhört, muß auch die entsprechende Selbstbeurteilung verschwinden, und der Mensch verliert sich wieder an die Welt.

Aber dann kehrt auch hier dieselbe Frage wieder, ob nicht der Glaube Pflicht ist. Freilich kann sich der Einzelne, der diese Selbstbeurteilung erreicht hat, vielleicht auch ohne den Glauben in ihr behaupten. Jedoch er der Einzelne, der das vermag, ist nur möglich auf Grund der Wirkungen des Glaubens in der Vergangenheit und in der Gesamtheit. Und wenn der Glaube überhaupt verschwindet, dann hören allmählich mit den direkten auch die indirekten Nachwirkungen desselben auf, d. h. die Situation ist hier wieder genau die, in welcher die Pflicht des Glaubens entsteht. —

Es liegt in der Natur eines Themas wie des hier behandelten, daß eine weitere Ausführung der Gedanken nach manchen Seiten hin möglich wäre. Aber das Gesagte wird genügen, um klar zu machen, was gemeint ist. Es sind zwei Strömungen gleichsam, die sich in der Gestaltung und Entwicklung der menschlichen Dinge begegnen. Die eine entspringt aus der natürlichen Nötigung des Lebens und vollzieht sich in der Wechselwirkung mit den Dingen, die Kultur mit allem, was sie einschließt, gehört dahin, auch die groben Grundzüge der menschlichen Gemeinschaftsformen werden dadurch vorgezeichnet. Die Quelle der andern ist die Wechselwirkung der Menschen unter einander, ihr Wesen ist der sittliche Gedanke, sie schließt in irgend einem Maß die Freiheit ein, ihr Bestand und ihre Art hängt mit vom Willen der einzelnen ab, die Hebung und sittliche Berflärung der Kulturaufgabe ist von ihr abhängig. So greifen beide stetig in einander über. Aber auch die letztere, obwohl auf die Freiheit gestellt, ist schließlich für die Gesamtheit notwendig. Ohne irgend welches Gedeihen und Blühen derselben verfällt auch die Kultur, wie die Geschichte lehrt. Unter uns aber ist der sittliche Bestand und die sittliche Existenz in ihrer gegebenen Höhenlage ein

Produkt des christlichen Gottesglaubens und kann ohne diesen nicht erhalten bleiben. Die Gefahr, die uns droht, ist die, daß die Meinung sich verbreitet, die erstgenannte Strömung habe Tragkraft genug, um auch den sittlichen Kosmos zu erhalten. Aber vielmehr muß mit dem Verschwinden des Gottesglaubens ein Rückschritt des sittlichen Lebens eintreten, der dann immer erfahrungsmäßig eine Zerrüttung der sittlichen Verhältnisse nach sich zieht, die wiederum das Kulturleben des Volkes bei aller Zuspitzung und Verfeinerung dem Verderben Preis giebt. Diesem Stand der Dinge halten wir den Gedanken von der Pflicht des Glaubens entgegen und sagen zu unsern Zeitgenossen: hört auf so kurzfristig zu sein, hört auf nur von gestern bis auf morgen, von der verflossenen bis auf die folgende Generation zu denken, faßt den großen Zusammenhang ins Auge und lernt erkennen, daß der Glaube Pflicht ist, weil unsre geschichtliche Existenz an diesen Glauben geknüpft ist.

Oder klingt das Wort „Pflicht“ dennoch und trotz allem befremdend in diesem Zusammenhang? Nun, dann können wir's auch anders ausdrücken. Wir wollen sagen: besinnt euch auf das, was eurem Leben Inhalt und Wert giebt, auf die Güter, an denen eure Seele hängt, und die Ideale, die eurem Willen Richtung geben, sucht sie in dem großen Zusammenhang zu verstehen, auf welchen sie geschichtlich hinweisen — dann werdet ihr inne werden, daß ihr selbst mit allen Fäden eures höheren geistigen Personlebens an den christlichen Gottesglauben geknüpft seid, daß euer Leben ohne ihn der Einheit und des Zusammenhangs entbehrt, daß ihr von dem bewußten Anschluß an diesen Glauben allererst die Vollendung eures persönlichen Lebens und die Erfüllung eurer Bestimmung zu erwarten habt.

Aber wie immer, ob der Gedanke in der einen oder andern Form ausgesprochen wird — ich halte die Formulierung mittelst des Pflichtgedankens für die eigentlich entsprechende — jedenfalls ist nur ein Glaube etwas wert, der wirklich persönliche Überzeugung ist. Es hängt nicht an Institutionen, auch nicht an Dogmen und subtilen Sätzen über Gott und Welt, aber am Glauben hängt alles, an dem starken persönlichen Glauben, der mit Gott verbindet, der die Geschichte und das eigne Leben verstehen lehrt, der die Welt überwindet. Daß dieser Glaube, den wir Christus und in ihm Gott selbst verdanken, wieder zur herrschenden Macht in unsrer Mitte werde, das ist die Lebensfrage unsrer Zukunft.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Technik.

Elektrische Eisenbahnen in Amerika.

Zwölf Jahre sind es her, daß auf der Berliner Gewerbeausstellung zum ersten Male eine Eisenbahn mit Elektrizität als Triebkraft funktionierte. Zwei Jahre später trat die Linie von Berlin nach Lichterfelde ins Leben— ein verheißungsvoller Anfang, dem aber die weitere Entwicklung leider nicht entsprochen hat. Hier zu Lande ist das neue Verkehrsmittel, welches wir Werner von Siemens verdanken, bis heute auf einige wenige Linien beschränkt geblieben, während die Amerikaner sich bald mit großem Eifer der Idee unsres Landsmannes bemächtigten. Es läßt sich nicht leugnen, daß die elektrischen Eisenbahnen jenseits des Ozeans noch vielfache Verbesserungen erfahren haben, und so fanden sie denn auch rasch die Gunst der Verkehrsgesellschaften und des Publikums. Während der letzten drei Jahre bekamen dort bereits 130 Städte elektrische Eisenbahnen mit einer Gesamtlänge von 2400 km, auf welchen etwa 1700 Wagen mit 3000 Motoren von zusammen 45000 Pferdekraften täglich 160 000 km zurücklegen, und heute dürfte sich die Zahl von Städten, in welchen solche Anlagen im Bau oder im Betriebe sind, bereits verdoppelt haben. Es dürfte darum von Interesse sein, die Ursache des Erfolges und die gebräuchlichen Systeme etwas näher zu betrachten.

Das Bedürfnis nach raschen und billigen Verkehrsmitteln innerhalb der Städte, in Amerika weit größer als bei uns, läßt dort die Mängel der Pferdebahnen besonders stark zu Tage treten. In den belebten Stadtteilen ist die Bewegung oft nur mit größter Schwierigkeit durchzuführen, und der Kutscher vermag die Zugtiere kaum unter seiner Herrschaft zu behalten. Die große Zahl von Pferden, welche ihren anstrengenden Dienst nur wenige Stunden des Tages und nur ein paar Jahre hindurch versehen könnten, bedingt gewaltige Kosten; die oft nicht anders als mitten in den Städten anzulegenden Stallungen absorbieren große Kapitalien und bilden für die Nachbarschaft gewiß keine Annehmlichkeit. Und so ließen sich noch eine Menge Nachteile des Pferdebetriebes anführen. Freilich haben sich auch die mechanischen Betriebsmittel, welche jenen zunächst ersetzen sollten, nur wenig bewährt. Die Straßenlokomotive, an sich schon besser für ganze Züge als für einzelne Wagen geeignet, bildet innerhalb der Städte eine beständige Gefahr. Die Kabelbahnen, welche in Amerika eine große Ausdehnung erlangt haben, leiden ebenfalls an großen Mängeln. Der Betrieb ist allerdings sehr einfach: das in einer Rinne in der Mitte des Geleises geführte „endlose“ Drahtseil wird von der Zentralstation aus durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt, und der Wagen tritt durch eine Art von Zange mit demselben in Verbindung; um zu halten, braucht nur vom Wagen aus die Zange geöffnet zu werden. Diese Leichtigkeit des Anhaltens und die Abwesenheit jedes

Motors in den Straßen sind gewiß große Vorteile; ferner bilden selbst beträchtliche Steigungen kein Hindernis für den Betrieb. Dafür aber ist die Anlage des Kabels überaus kostspielig und nur für Doppelgeleise und starken Verkehr brauchbar. Zwischen der in der Zentralstation erzeugten und der für die Bewegung der Wagen wirklich nutzbaren Arbeit besteht ein sehr ungünstiges Verhältnis; die Lebensdauer des Kabels ist sehr beschränkt, und ein Bruch desselben an irgend einer Stelle legt den Betrieb sofort auf der ganzen Strecke lahm. So steht denn das Kabelsystem, auf welches bei seinem ersten Erscheinen große Hoffnungen gesetzt worden waren, bereits im Begriffe, wieder zu verschwinden. Die elektrische Eisenbahn kam sonach einem wirklichen Bedürfnisse entgegen, und man begreift die Lobeshymnen, mit welchen die Amerikaner bereits den Siegeszug des neuen Verkehrsmittels verkündeten.

In der That bietet ja die Elektrizität viele Vorteile und Annehmlichkeiten. Wir haben hier ein einfaches Beispiel der so vielseitiger Anwendung fähigen elektrischen Kraftübertragung: der in einer Zentralstation durch eine Dampfmaschine oder auch einen hydraulischen Motor und eine Dynamomaschine erzeugte elektrische Strom wird in irgend einer Weise den auf der Bahn verkehrenden Wagen zugeführt und hier in einer zweiten Dynamomaschine wieder in mechanische Kraft umgesetzt. Die Energie des Stromes läßt sich beliebig auf eine Reihe kleinerer Wagen verteilen, und diese nehmen, da der Motor unter dem Kasten des Wagens angebracht ist, auf der Straße viel weniger Platz in Anspruch als bei der Bespannung mit Pferden oder der Straßenlokomotive; der Führer hat den Wagen vollständig in seiner Gewalt und kann nach Bedarf schneller oder langsamer fahren, sofort anhalten oder selbst rückwärts fahren. Erhebliche Steigungen sind nicht ausgeschlossen, da der elektrische Motor selbst als automatische Bremse funktioniert; beim Abwärtsfahren läßt man den Strom direkt der Bewegung des Wagens entgegenwirken, und beim Aufwärtsfahren würde, falls der Wagen der Maschine nicht mehr gehorchen und ins Rollen kommen sollte, hierdurch selbst eine elektrische Kraft entstehen, welche ihn sofort zum Stillstand bringt. Dabei arbeitet der elektrische Motor ruhig und fast geräuschlos, das Straßenpflaster wird weder abgenutzt noch durch Pferde verunreinigt; ja ein Enthusiast jenseits des Ozeans schlägt vor, wenigstens bei Linien außerhalb des Weichbildes der Städte inmitten des Geleises und zu beiden Seiten desselben Gras und Blumen zu pflanzen, um die häßlichen Schienen dem Auge ganz und gar zu verbergen!

Wichtiger freilich als solche Rücksichten ästhetischer Natur sind vorerst noch rein technische Fragen, welche ihrer definitiven Lösung harren, so vor allem die Frage, auf welche Weise der elektrische Motor des Wagens seinen Bedarf an Stromesenergie erhalten soll. Dieselbe kann ihm mit Hilfe von Leitungen von der Zentralstation aus, wo große Dynamomaschinen beständig die Stromerzeugung besorgen, zugeführt werden, oder der Wagen kann Sekundärbatterien, Akkumulatoren, mit sich führen, welche zuvor in der Zentrale „geladen“ wurden und nun die in ihnen aufgespeicherte chemische Energie wieder in elektrische umsetzen.

Gewiß wäre dieses letztere System an sich allen andern vorzuziehen; jeder Wagen führt nicht nur den Motor, sondern auch die Kraftquelle mit sich und bildet auf solche Weise ein unabhängiges Ganzes; Betriebsstörungen bei einem Wagen ziehen nicht, wie dies bei direkter Stromzuführung der Fall ist, sogleich die ganze Linie in Mitleidenschaft. An den Haltestellen können die Akkumulatoren in kürzerer Zeit, als sie etwa das Wechseln der Pferde vor einem Pferdebahnwagen erfordert, gegen frisch geladene umgetauscht werden und wandern in die Zentrale, um daselbst eine neue Ladung zu erhalten. Die Dynamomaschinen arbeiten kontinuierlich und werden besser ausgenutzt als bei direktem Betriebe. Dazu kommt, daß die vorhandenen Pferdebahnlilien ohne irgend welche Abänderung des Geleises sofort für das neue System geeignet sind; auch die Wagen lassen sich umbauen, da der Motor unter dem Kasten, die Akkumulatoren unter den Sitzen Platz finden. Das sind ohne Zweifel lauter wesentliche Vorzüge, deren ungeachtet jedoch das beschriebene System bis jetzt noch keinen dauernden Eingang in die Praxis zu finden vermochte, weil ihnen anderseits bedeutende Nachteile gegenüberstehen. Namentlich ist das Gewicht der Akkumulatoren im Verhältnis zu der in ihnen aufgespeicherten Energie noch viel zu groß; und ein Zehntel dieses Gewichtes beteiligt sich überhaupt bei der Ladung, so daß z. B. ein Wagen, der mit den Passagieren 7 Tonnen wiegt, unter gewöhnlichen Verhältnissen 2 Tonnen Akkumulatoren mitführen muß. Ist dies auch nicht gerade in jeder Hinsicht ein Nachteil — bei Regen und Schnee oder zur Überwindung von Steigungen ist die durch das größere Gewicht verstärkte Adhäsion zwischen Rad und Schiene sogar ganz willkommen — so sind dagegen Geleise und Wagen, welche dem neuen System angepaßt werden sollen, häufig nicht für eine solche Belastung berechnet, und auf alle Fälle beansprucht der Transport des größeren Gewichtes auch eine größere Kraft. Die Kosten betragen daher manchmal das Doppelte wie bei direkter Stromzuführung. Es ist ferner nicht außer acht zu lassen, daß ein Akkumulator mehr als eine gewisse Menge elektrischer Energie während einer bestimmten Zeit überhaupt nicht liefern kann, und es besteht daher, wofern man nicht eine übermäßige Reserve mitführen will, die Gefahr, daß in den Abendstunden bei starkem Andrang von Passagieren der Wagen überhaupt nicht mehr vom Platze kommt. Bei der Dynamomaschine hängt die Krafterzeugung eigentlich nur von der Geschwindigkeit ihrer Drehung ab und diese läßt sich, wenn jede Maschine auch nur für ein gewisses Maximum gebaut ist, vorübergehend ohne erheblichen Schaden auch etwas darüber hinaus steigern.

Aus allen diesen Gründen ist man vorläufig noch auf das System der direkten Stromzuführung von einer Zentrale aus angewiesen. Die erste elektrische Bahn hatte vom Erdboden isolierte Schienen, durch deren eine der Strom dem Wagen zugeführt wurde, während er durch die andere seinen Weg nach der Station zurückfand. Die Räder, welche die Zu- und Ableitung vermittelten, standen zu diesem Zweck mit dem elektrischen Motor in Verbindung, während sie von dem Rest des Wagens isoliert waren. Bei einer andern Linie diente als Stromleiter eine besondere Schiene, welche zwischen den beiden anderen, etwas höher

als diese und isoliert gelagert war; die Rückleitung wurde durch die Fahrschienen und den Erdboden besorgt. Beide Systeme können im Niveau der Straßen nicht gut Verwendung finden, weil hier die Isolation schwierig und die gleichzeitige Berührung der Zu- und Rückleitungsschiene nicht ohne Gefahr ist. Für den Verkehr im Straßenniveau im Innern der Städte bleibt sonach nur die Wahl zwischen unterirdischer und Luftleitung. Die erstere braucht wiederum nur für die Zuführung des Stromes isoliert zu sein, und dieser nimmt den Rückweg durch die Schienen und die Erde, oder man zieht es vor, für Hin- und Rückführung des Stromes isolierte Leiter anzubringen. Als solche Leiter dienen blanke Kupferschienen, welche auf Porzellanträgern in einen zwischen dem Geleise unterhalb des Straßendamms verlaufenden und mit Cement ausgemauerten Kanale gelagert sind. In diesen Kanal greift vom Wagen aus ein Arm, welcher auf den Kupferschienen gleitet und die Verbindung derselben mit dem Motor herstellt. Gewiß ist vom Standpunkte der Stadtverwaltungen aus gegen dieses System nur wenig einzuwenden, da es eine Verunstaltung des Straßenbildes durch Pfähle und Drahtleitungen vermeidet, ohne dafür den Fußgänger der Gefahr elektrischer Erschütterungen auszusetzen; dafür aber sind die Anlagekosten sehr hoch, die Reinhaltung eines offenen Kanals inmitten verkehrsreicher Städte ist kaum durchzuführen; die Isolation ist infolgedessen mangelhaft und der Stromverlust bedeutend. Verschiedene Ingenieure suchen diesen Übelstand u. a. dadurch zu vermeiden, daß sie den Kanal mit Eisenplatten zudecken, welche beweglich sind und sich jedesmal, wenn der Wagen über sie hinweggeht, durch die Anziehung des elektrischen Motors öffnen, um sich alsbald nachher wieder zu schließen. Hierdurch kann die Verunreinigung des Kanals wenigstens zum Teil verhütet werden. Sehr schwierig bleibt ferner die Herstellung einer Notverbindung, wenn z. B. wegen Kanalisierungsarbeiten der Straßendamm aufgerissen und die Leitung unterbrochen wird.

Trotz mancher Bedenken ästhetischer und technischer Natur haben sich daher die meisten Erbauer elektrischer Bahnen für die oberirdische Stromzuführung entschieden. Zunächst bediente man sich auch hier wieder zweier Leitungen, von welchen die eine jedoch, wie es scheint, entbehrt werden kann, da der Kontakt zwischen den Wagenrädern und den Schienen hinreichend sicher ist, um die Rückführung des Stromes auf diesem Wege durch den Erdboden zu bewirken. Die Zuleitung vermittelte bei der ersten Anlage ein von Pfählen getragenes Kabel; auf diesem rollt nämlich ein kleiner Kontaktwagen, der durch ein Drahtseil mit dem großen Wagen verbunden ist und von diesem mitgeschleppt wird. Natürlich strebt, da das Kabel sich zwischen den Aufhängestellen stets nach unten biegt, der Rollkontakt bald dem Wagen vorauszuweichen, bald hinter ihm zurückzubleiben. Dazu kommt, daß gerade die obere Seite des Kabels, an welcher der eigentliche Kontakt stattfindet und welche darum stets eine reine Metallfläche darbieten sollte, den zerstörenden Einflüssen der Witterung am meisten ausgesetzt ist. Später hat Siemens diese Übelstände vermieden, indem er als Leiter des Stromes ein unten aufgeschlitztes Messingrohr verwendete, in welchem ein mit dem Wagen verbundenes Kontaktschiff gleitet; diese Anordnung besteht z. B. auf der elektrischen Bahn

zwischen Frankfurt und Offenbach. Noch besser scheint die von dem Amerikaner Frank J. Spragne angewendete Art der Stromzuleitung. Spragne ist bei dem in gewöhnlicher Weise aufgehängten Drahte geblieben; er läßt jedoch den Kontakt nicht an dessen oberer Fläche, sondern von unten angreifen. Der Wagen trägt zu diesem Zwecke einen in allen Richtungen federnd beweglichen Arm, welcher von unten gegen den Leitungsdraht preßt und so die Verbindung zwischen diesem und dem Motor herstellt. Die Konstruktion dieses Armes, welcher freie Beweglichkeit mit Festigkeit vereinigen und einen vollkommen sicheren Kontakt bewirken soll, wird von der Fachwelt als durchaus gelungen bezeichnet. Dem wichtigsten gegen die direkte Stromzuführung erhobenen Vorwurfe, daß eine Störung an einer einzigen Stelle den ganzen Betrieb lahmlege, begegnet Spragne durch Anlage einer doppelten Leitung; die Hauptleitung ist unterirdisch geführt und in kurzen Abständen, an den Trägern der Luftleitung, durch Zwischendrähte mit dieser verbunden. Eine Unterbrechung der Luft- oder Arbeitsleitung äußert dann ihren Einfluß immer nur auf eine kurze Strecke; außerdem braucht diese Leitung, da jeder ihrer Abschnitte nur einen Teil der Gesamtenergie des Stromes aufzunehmen hat, nicht dicker zu sein als ein gewöhnlicher Telegraphendraht, der nur wenig in die Augen fällt und das Straßenbild kaum zu verunstalten vermag. Gerühmt wird ferner bei dem Spragne'schen System die Anordnung des Motors, der am Wagengestell gewissermaßen aufgehängt ist und seine Rotation durch Zahnräder gleichmäßig und ohne Erschütterung auf die Achsen der Fahrräder überträgt.

Betreffs der Kosten des elektrischen Betriebes gehen die Angaben sehr auseinander, da hier natürlich lokale Verhältnisse in hohem Grade maßgebend sind. In einzelnen Fällen soll schon heute gegenüber dem Pferdebetriebe eine Ersparnis von 40—50 Proz. erzielt werden, aber auch wo dies nicht der Fall ist, genügen andere Vorzüge, um den elektrischen Bahnen die Gunst der Unternehmer und des Publikums zu sichern. So betreiben z. B. die Spragne- und die Thomson-Houston-Gesellschaft zusammen schon mehr als hundert solcher Linien, und die größten amerikanischen Straßenbahngesellschaften stehen im Begriffe, ganz und gar zur Elektrizität überzugehen. Auch bei uns sind jetzt glücklicherweise einige Anfänge zu verzeichnen, und so steht zu hoffen, nachdem der erste Schritt einmal geschehen, daß die alte Welt nicht länger hinter der neuen zurückbleiben werde.

Bologna.

B. Dessau.

Physiologie.

Über die Ursachen des Schlafens.

Seit den unvordenklichsten Zeiten hat die alltägliche Erscheinung des Schlafens eine eigenartige Anziehungskraft auf die Menschen ausgeübt und sie zu Spekulationen beinahe herausgefordert; ist es doch zu rätselhaft, daß der Mann, der jetzt in der Fülle seiner Kraft einherschreitet, nach ein paar Stunden wie tot daliegt und sich um gar nichts mehr kümmert. Ja, wie tot liegt er da, dachten sich die Leute, und flugs waren aus dem Schlaf und Tod Brüder

geworden. Aber man konnte sich unmöglich mit der einfachen Thatsache, daß der Mensch zu Zeiten vom Schlaf befallen werde, begnügen; sie reizte zu Erklärungen, und da bot sich die alte dualistische Lehre von Seele und Körper ganz von selbst dar. Die Seele, stellte man sich vor, ist tagsüber an den Körper gefesselt, ungefähr wie Prometheus an seinen Felsen; aber des Nachts darf sie frei in ihre höhere Heimat entschweben. Niemand freilich vermochte anzugeben, wozu eigentlich zwei so verschieden geartete Dinge zusammengeschmiedet waren; auch ließ sich nicht recht einsehen, warum die Seele jeden Morgen mit so außerordentlicher Präzision wieder nachhause zurückkam: genug, der Gedanke war so schön, das schien hinreichender Beweis.

Diese Vorstellung hat sich durch die Jahrhunderte hindurchgezogen, und noch in unsern Tagen, wo doch eingehendere physiologische Kenntnisse auf dieses eigentümliche Phänomen etwas mehr Licht geworfen haben, kommt sie da und dort wieder zum Vorschein. Über den Pascal'schen Satz: „*Nous sommes composés de deux natures opposées et de divers genres: d'âme et de corps*“ (Pensées II. 1.) sind noch nicht alle unsre Zeitgenossen hinausgekommen, und es ist nur konsequent von ihnen, wenn sie, entsprechend den mittelalterlichen Anschauungen, die endgültige Trennung dieser beiden im Tode wie die Erlösung aus einem Kerker betrachten.

Fern von solchen spiritualistischen Ideen, „geistreichen Romanen,“ wie Friedrich der Große derartige Gebäude der Spekulation zu bezeichnen pflegte, auf dem Prinzip des Stoffwechsels fußend, geht die heutige Physiologie an die Untersuchung des Schlafes, und in diesem Lichte erscheint er als der Ausdruck des physiologisch-chemischen Zustandes unseres Körpers und insbesondere unseres Zentralnervensystems. Vielleicht sieht der eine oder andre mit Bedauern in der Ausbreitung unsrer naturwissenschaftlichen Kenntnisse den Untergang der poesievollen Anschauungen einer vergangenen Epoche. Aber das ist ja das Schicksal und die Bestimmung der Phantasie in einer jeden Wissenschaft, daß sie durch dieselben mathematisch formulierten Wahrheiten verdrängt wird, zu deren Auffindung sie die Leuchte vorangetragen; und es ist noch ein weiter Weg zurückzulegen, ehe wir vermögen, alle Erscheinungen der Natur auf einfache, mathematisch verfolgbare Bewegungen zurückzuführen.¹⁾ Mit jedem Schritt jedoch vorwärts erweitert sich unser Horizont und eröffnen sich unsrer Phantasie neue Welten.

Die physiologische Psychologie faßt heute alle psychischen Aktionen als durch materielle Prozesse vermittelt auf, gemäß den Worten Maury's: „*Je ne prétends pas nier l'action de l'âme; mais je ferai remarquer que cette action est toujours étroitement liée au jeu de l'organisme*“; und so wollen auch wir nicht die Seele, dieses große Fragezeichen, dem wir erst näher zu kommen haben, als Faktor in unsre Untersuchung einführen; wir müssen vielmehr von jenen materiellen Prozessen ausgehen, die den geistigen parallel laufen. Wir wollen die

¹⁾ Viktor Meyer, Chemische Probleme der Gegenwart. 62. Naturforscherversammlung. Heidelberg 1889.

Frage nicht erörtern, welcher von diesen beiden der erste sei, aber daran festhalten, daß einer ohne den andern sich nicht abspielen kann.

Als das am meisten in die Augen fallende Symptom des Schlafes ist von jeher der Verlust des Bewußtseins angesehen worden, und die Gemeinsamkeit gerade dieses Moments hat schon früh dem Schlaf einen Platz neben dem Tode angewiesen. Sie führt auch noch die Ohnmacht als dritte im Bunde ein, und wenn wir mit Pflüger¹⁾ den meist schief gegebenen Vergleich des menschlichen Lebens mit einer Uhr richtig stellen, so wird der Schlaf die abgelaufene, wieder aufziehbare, der Tod die völlig zertrümmerte Uhr darstellen, während sie in der Ohnmacht aus einem größeren oder kleineren Schaden stehen geblieben ist, wonach sich dann auch ihre Reparierbarkeit richtet.

Suchen wir nunmehr nach den anatomischen Substraten unsres Bewußtseins, so bieten sich bei dem heutigen Stand unsres Wissens die Ganglienzellen der Großhirnrinde dar, die durch dünne Nervenfasern mit den „Außenwerken“ (Purkinjeh), den Sinnesorganen, verbunden sind. Hier werden die Eindrücke aufgenommen, dort verarbeitet; der Effekt ist, daß wir uns des Eindrucks bewußt werden. An zwei Stellen ist eine Störung dieses Betriebs möglich: entweder es fehlt an den Eindrücken oder an der Verarbeitungsfähigkeit.

Von einem Mangel an Eindrücken zu sprechen, könnte im Hinblick auf die Menge von Reizen, denen wir immer und von allen Seiten ausgesetzt sind, und auf die über unsern ganzen Körper verbreiteten Sinnesorgane mehr ein theoretisches Kunststück als eine in Wirklichkeit umsetzbare Hypothese scheinen. In der That ist aber von berufener Seite ein Junge beobachtet worden, der nach allerlei merkwürdigen Schicksalen nur noch mit einem Auge und einem Ohr Eindrücke von außen aufnehmen konnte; schloß man diese beiden Organe auch noch ab, so war der Patient jederzeit zum Schlafen zu bringen. Wir dürfen aus diesem Falle jedoch nicht zu viel schließen wollen, sondern müssen im Auge behalten, daß es sich nicht sowohl um die äußeren Reize an sich als vielmehr um ihren relativen Wert für das Individuum handelt. Leute, welche ohne selbständig geistig thätig zu sein, mehr oder weniger nur ausführende Organe eines fremden Willens oder einer alten Gewohnheit sind, werden von dem Moment an, wo ihre mehr äußerlichen Beziehungen zur Außenwelt aufhören, wenig Grund haben, noch weiter wach zu bleiben.²⁾ Sie stehen in ihrem physischen Sein den Tieren näher, die, wenn man die gewohnten Sinneserregungen von ihnen abhielt, in Heubel's Versuchen³⁾ beinahe immer eingeschlafen sind, während die geistig höher stehenden Menschen bis zu einem gewissen Grade ihre Aufmerksamkeit von der direkt auf sie wirkenden Umgebung abwenden und mit vollkommen erhaltenem

1) Pflüger's Archiv für Physiologie. Bd. X. S. 469.

2) Dugald Stewart, les éléments de la philosophie de l'esprit humain, trad. Peisse. 1843: „On remarque que les enfants et les hommes peu accoutumés à réfléchir s'endorment facilement occupés habituellement d'objets sensibles, dès qu'ils n'en sont plus affectés, leurs facultés intellectuelles tombent dans l'inactivité.“

3) Pflüger's Archiv 1876. Bd. XIV. S. 158.

Bewußtsein sich in ihre Gedankenwelt zurückziehen können. Charakteristisch ist eine Äußerung Purkinjeh's: „Wenn ich zu früh erwache und wieder einschlafen will, so gelingt mir dieses selten im Finstern, wo das Spiel der Gedanken ungestört vor sich geht, wohl aber, wenn ich Licht angezündet und einige Zeit gelesen habe.“ In ähnlicher Weise wird es wohl uns allen schon vorgekommen sein, daß wir trotz des tiefsten Dunkels, wo doch die Eindrücke von außen auf ihr Minimum herabgesetzt sind, vor der Menge der auf uns einstürmenden Gedanken die Ruhe des Schlafes nicht wieder finden konnten, während wir andererseits auf den belebtesten Straßen genugsam beobachten können, wie körperlich angestrengte Leute ganz kurze Pausen, manchmal in den scheinbar unbequemsten Stellungen, zum Schlafen benützen. Nehmen wir mit Maury die Fähigkeit, die Aufmerksamkeit zu konzentrieren, als Maßstab der intellektuellen Begabung, so werden wir ihm in seinen Sätzen nur beistimmen können: „Tous les hommes ne sont pas également capables d'attention;“ „et plus l'attention est faible chez un individu, plus facilement le sommeil s'empare de lui.“

Während nach dem bisher Besprochenen die äußeren Reize für den geistig Gebildeten an Bedeutung zurücktreten, spielt bei diesen die mangelhafte Verarbeitung im Zentralorgan, die herabgesetzte Leistungsfähigkeit der Ganglienzellen, unter den Ursachen des Schlafes eine um so größere Rolle. Sehen wir von den Kindern ab, deren außerordentliches Schlafbedürfnis sich wohl aus der noch nicht vollendeten Ausbildung des Gehirns und der Masse von neuen, ungewohnten Eindrücken erklärt, und streifen wir einige pathologische Fälle, so zeichnen sich hauptsächlich die Rekonvaleszenten von schweren Krankheiten durch vieles Schlafen aus; die Kräfte des Körpers, — das Gehirn mit eingeschlossen — sind während der Krankheit vermindert worden, und um diesen Verlust wieder zu ergänzen, ist der Schlaf, in welchem möglichst wenig verbraucht, viel aufgespeichert wird, der geeignetste Weg. Ist der Stoffwechsel im Gehirn gestört, z. B. nach großen Blutverlusten oder bei abnormer Blutbeschaffenheit, oder gar bei direktem Druck auf das Organ, wie wir einen solchen bei den sogenannten Hirnbrüchen auszuüben in der Lage sind: so wird die Leistungsfähigkeit herabgesetzt, und dies äußert sich in der Neigung zum Schlafen.

Dies wären Fälle, wo die Ganglienzellen von vornherein geschwächt sind; beim normalen, physiologischen Schlaf handelt es sich aber nicht darum, sondern um eine allmähliche Verminderung der Kräfte in ganz gesunden Zellen. Wir müssen indessen hier noch einmal nachdrücklich den Satz vom Parallelismus der materiellen und psychischen Prozesse betonen; denn wenn die landläufige Ansicht sagt: „daß die Seele ihrem Wesen nach eine Thätigkeit ist und ohne diese nicht bestehen könne“ (Purkinjeh), und wenn Jouffroy dies noch schärfer ausdrückt: „l'activité est son essence (de l'esprit); l'absence de l'activité ne serait pas pour lui le repos, mais la mort¹⁾“, so müssen wir vom naturwissenschaftlichen

¹⁾ Bei Pascal, Pensées XXV, No. 8 findet sich derselbe Gedanke: „Notre nature est dans le mouvement, le repos entier est la mort.“ — In seinem Aufsatz de l'esprit géométrique sagt er: „Car quelque lent que soit un mouvement, . . . on peut le retarder

Standpunkte aus sagen, daß ein perpetuum mobile sich bis jetzt noch nirgends, auch nicht in unserem Organismus, hat finden lassen. Übrigens ist es von vornherein schieß, den Gegensatz zu der als Bewußtsein sich äußernden Thätigkeit des Gehirns nur in absoluter Ruhe, vollkommen erloschener Funktion dieses Organs zu suchen; das ist allerdings der Tod. Für den Schlaf aber wird es besser passen, von zwei Arten der Thätigkeit, einer mehr und einer weniger intensiven, zu sprechen; daraus, daß nur die eine uns sinnfällig erscheint, folgt noch nicht, daß die andre überhaupt nicht vorhanden sei.

Eine ähnliche Anschauung scheint einst der große Haller geteilt zu haben, der die letzte Ursache des Schlafes folgendermaßen ansah: „Es scheint mir dieses die etwas gezwungene Bewegung der Nerven Geister im Gehirn zu sein, es sei nun, daß solches von dem Mangel dieser Geister, wie nach der Arbeit oder nach der geminderten Geschwindigkeit derselben erfolge, oder es mag das Gehirn etwa gedrückt werden¹⁾.“

Der Beweis für diese Theorie von der Verminderung der vitalen Energie als Ursache des Schlafes ist mit unsern Kenntnissen von der Physiologie der Zellen im allgemeinen ganz wohl anzudeuten. Suchen wir zunächst nach analogen Erscheinungen in andern Organen, so bieten sich sogleich die Muskeln dar, in denen das Phänomen der Ermüdung eingehender studiert worden ist. Zwei Faktoren heben sich dabei als hauptsächlichste Momente heraus: erstlich wird, um die Arbeit zu leisten, irgend eine Kraft verbraucht werden müssen; diese Kraft ist an den Zellenleib gebunden, und ihr Freiwerden ist mit Verbrauch von Substanz verknüpft. Zugleich entstehen aber auch neue chemische Verbindungen, welche direkt die Funktionen der Zelle behindern können, und welche somit als Ermüdungstoffe bezeichnet werden; ungefähr ebenso wie eine Maschine, niemals gereinigt, am Ende in ihrem eigenen Schmutz stecken bleibt, oder wie das Feuer in der eigenen Asche erlischt.

Diese Auseinandersetzung stützt sich nicht bloß auf das Grundgesetz von der Erhaltung der Kraft, der Basis unsrer gesamten Naturanschauung; auch der direkte Versuch kommt uns zu Hilfe. Reizen wir einen Muskel längere Zeit anhaltend, so wird allmählich der Effekt der Reizung immer kleiner, endlich gleich Null. Läßt man nunmehr einen Blutstrom durch den Muskel hindurchgehen, spülen wir ihn damit gleichsam aus, so wird er von neuem leistungsfähig, aber je öfter wir

davantage et encore ce dernier; et ainsi à l'infini, sans jamais arriver à un tel degré de lenteur, qu'on ne puisse encore en descendre à une infinité d'autres, sans tomber dans le repos.“ Da der Schlaf aber etwas Andres ist als le repos entier, so bleibt bloß übrig, ihn mit einer jener verlangsamten Bewegungen in Parallele zu stellen.

¹⁾ Bei dieser Gelegenheit ist es interessant zu sehen, wie sich der geniale Mann die Lebensgeister, deren Summe die Seele ausmacht, vorgestellt hat. Er stellt eine sehr eingehende Untersuchung an, ob die Lebensgeister „aus Aether, aus Feuer oder aus elektrischer Materie“ bestehen; „weingeistig, sauer oder gar schwefeliger Natur“ seien; kommt aber zu dem betrübenden Resultat: „es läßt sich leichtlich ausfindig machen, was die Geister nicht sind.“ Was sie aber sind, sagt ihm die Spekulation, und zwar müßten danach diese Wesen „ein dickeres Element als das Feuer, der Aether, die elektrische Materie und die magnetische“ sein.

diese Prozedur wiederholen, um so mehr verliert sie an Wirksamkeit; schließlich bleibt auch dann der Effekt der Reizung gleich Null, und der Muskel ist auf keine Weise mehr zur Reaktion zu bringen. In unsere gewöhnliche Sprechweise umgesetzt heißt das: Infolge der Arbeit haben sich im Muskel irgend welche Stoffe gebildet, welche die noch in ihm enthaltenen Kräfte nicht zu weiterer Entwicklung kommen lassen; werden diese Stoffe herausgespült, dann können die Kräfte sich vollends entfalten; ist aber der Gesamtvorrat an Kraft verbraucht, so hilft kein Ausspülen mehr etwas.

Zwei Verbindungen sind es vornehmlich, Kohlensäure und Fleischmilchsäure, denen wir solch eine ermüdende Wirkung zuschreiben, sowohl wenn sie sich im Muskel gebildet haben, als auch wenn wir sie dem Organismus künstlich einverleiben. Daß wir über die Ermüdungsstoffe im Nervenapparat nicht ebenso genau Auskunft geben können, liegt nicht an dem Nicht-Vorhandensein solcher Stoffe, sondern an der Unzulänglichkeit unsrer Methoden, sie nachzuweisen. Daß nach einer Reihe von Schlägen die Kraft des Zitteraals erlischt und sein sonst alkalisch reagierendes elektrisches Organ während der Thätigkeit sauer wird: diese Thatsachen mögen vorerst als Anfänge weiterer Forschungen genommen werden; bis jetzt ist noch nichts gefunden, was auf Umsetzungen im Nervensystem präziser reagierte als unser eigener Körper.

Berlin.

Felix Butterfack.

Theologie.

Harnack's Lehrbuch der Dogmengeschichte. ¹⁾

In der theologischen Litteratur der letzten Jahre ist die hervorragendste Leistung ohne Frage Harnack's Dogmengeschichte. Das ist ein Urteil, zu welchem sich Harnack's Verehrer mit freudiger Genugthuung bekennen, und dessen Wahrheit umgekehrt auch die Gegner durch die unbesonnene und ungerechte Leidenschaft bezeugen, mit der sie Harnack verfeuern und es vor einigen Jahren vermocht haben, einen „Fall Harnack“ zu schaffen. Man erinnert sich wohl noch der unwürdigen Intrigen, welche damals von Anhängern der sogenannten positiven Partei ins Werk gesetzt wurden, um die von Fakultät und Regierung gewünschte und endlich mit großer Mühe erreichte Berufung des bedeutendsten Kirchenhistorikers unsrer Zeit nach Berlin zu hintertreiben. Jetzt liegt das Werk dieses Mannes, dessen erster Teil jene Gegenwirkung hervorgerufen hat, in drei umfangreichen Bänden und zwei Auflagen fertig vor. Es ist ausgezeichnet durch verschiedene Vorzüge, deren Vereinigung sich überhaupt nur selten findet, die aber sein Verfasser ihm zu verleihen vermocht hat. Harnack's Darstellung ist fließend, fesselnd und anregend, auch wo der Gegenstand keine leichte Behandlung gestattet. Seine Kenntniss der Quellen und Litteratur ist von einer Gründlichkeit und einem Umfang, der Staunen erregt. Seine Methode der historischen Forschung ist kühn, aber sicher und immer ertragreich, sein Urteil von unbestochenem Wahrheitsfinn

¹⁾ Freiburg i. Br. Mohr.

getragen, stets gerecht und maßvoll, aber oft frappierend durch die neuen Gesichtspunkte, die es darbietet, und mit einer Beleuchtung der Thatsachen verbunden, daß einem die Schuppen von den Augen zu fallen scheinen, oder auch daß der Widerspruch solcher verständlich wird, welche zeitlebens die von Harnack erörterten Gegenstände von einem andern Standpunkt aus zu betrachten gewohnt gewesen sind. Daß alle Behauptungen, welche Harnack aufgestellt hat, auch einmal Gemeingut der dogmengeschichtlichen Wissenschaft werden, kann niemand erwarten, der das Schicksal kennt, welches epochemachenden Erscheinungen beschieden zu sein pflegt. Manche Ansichten wird sich die große Menge der Forscher und Gelehrten überhaupt nicht aneignen, andre wird sie modifizieren, andere endlich wird sie nicht übergehen und verwerfen können. Aber die Anregung, welche die theologische Wissenschaft von Harnack erfahren hat, kann ihr nie verloren gehen. Und die Grundauffassung, welche er aus tiefster Überzeugung mit der unbeirrten Konsequenz und der sittlichen Energie eines seiner Sache sicheren Charakters vertritt, muß zum Siege gelangen, wenn der protestantische Geist, der allein solche wissenschaftliche Leistungen ermöglicht, unserm Volke erhalten bleibt.

Harnack ist an den Gegenständen, die er erforscht und darstellt, mit seiner ganzen Seele beteiligt. Sie beleben sich unter seiner kundigen und innerlich mitfühlenden und mitdenkenden Behandlung. Das Dogma, dessen Geschichte er schreibt, erscheint nicht mehr als der tote Gedankenkomplex, welcher den Kindern unsres Zeitalters die Freude an dem lebendigen Christentum verleidet und nur noch von ängstlichen, engherzigen und einsichtslosen Gemütern als unveränderliches Gesetz christlicher Erkenntnis aufrecht erhalten wird oder von ihnen allen Christen wieder als Zwang auferlegt werden soll. Harnack führt uns in die Zeit, in der das Dogma geworden ist. Und geworden ist es mit geschichtlicher Notwendigkeit. Als es entstand, war es eine lebendige Macht, getragen von der christlichen Glaubensüberzeugung ausgezeichneter Männer, welche die Versöhnung ihres Glaubens mit der Wissenschaft ihrer Zeit erstrebten. Sie erkannten, daß das, worauf ihre eigene Religion sie Gewicht legen lehrte, die rechte und vernünftige Weise des Lebens, auch den Edlen unter ihren heidnischen Gegnern nicht fremd sei, und so sahen sie in dem Christentum die Vollendung der antiken idealistischen Philosophie. Aus dieser empfingen sie nun den Gedanken, der zum Mittelpunkte ihrer Weltanschauung wurde, den Begriff des göttlichen Logos oder der allgemeinen Vernunft, sie lehrten dessen persönliche Erscheinung in Jesus Christus und bewiesen diese Inkarnation des Logos mit den wissenschaftlichen Mitteln ihrer Zeit. Der Sinn dieser Spekulation war die Überzeugung, daß das Prinzip der Welt auch das Prinzip der christlichen Offenbarung sei. In der altkatholischen Theologie, welche in dem einem Jahrhundert seit der Zeit der Apologeten bis auf Origenes den Fortschritt von einem apologetischen Entwurf bis zu einem formell abgerundeten, materiell auf der Höhe der Zeitbildung und der Zeitinteressen stehenden Lehrsystem machte, ist die Logoschristologie der Mittelpunkt und der leitende Gedanke. Um die Wende des 3. und 4. Jahrhunderts war ihr Sieg über entgegenstehende christliche Richtungen und damit ihre Anerkennung als Dogma entschieden.

So ist die Logoschristologie die Grundlage geworden, welche den gewaltigen Gegensätzen des 4. und 5. Jahrhunderts gemein ist, deren Kampf Harnack mit vollendeter Meisterschaft schildert. Er hat dabei nicht nur die abstrakten Gedanken vor Augen, deren oberflächliche und verständnislose Popularisierung in den Köpfen unserer Gebildeten ein so verzerrtes Bild der arianischen Streitigkeiten hinterlassen hat, sondern vor allem die lebendigen Menschen in ihrer glaubensstarken Überzeugung, ihrer schwächlichen Charakterlosigkeit und ihrem erkenntnisstolzen Eigensinn. Athanasius ist der gewaltige Held, der das Christentum vor dem Schicksal der völligen Verflüchtigung zu einer mehr oder minder geschmackvollen Modephilosophie gerettet hat, indem er die Notwendigkeit der christlichen Erlösung zur ewigen Unvergänglichkeit vor allem andern aufrecht erhielt und in der wissenschaftlichen Redeweise und Denkart seiner Zeit zum entsprechenden Ausdruck brachte. Die Homousie des Sohnes mit dem Vater war für ihn der Glaubensgedanke, der seine und seiner frommen Zeitgenossen christliche Überzeugung und Hoffnung enthielt. Und ebenso war es in dem folgenden Kampf um die Christologie die Lehre von der einen göttlichen Natur des Erlösers, welche als die Konsequenz der athanasianischen Lehre dem Heilsbedürfnis der griechischen Frömmigkeit Genüge that. Aber nicht wie jene ist sie zum Siege gelangt. Politische und traditionelle Rücksichten führten dazu, dem römischen Bischof Leo I. die Stellung des ausschlaggebenden Schiedsrichters im Streit zwischen Glauben und Wissenschaft einzuräumen. Seine Entscheidung, welche die Grundlage der Beschlüsse von Chalcedon wurde, erfolgte in den mit juristischem Scharfsinn geprägten Formeln, wie sie Tertullian in die Theologie des Abendlandes eingeführt hatte. So wurde durch den mit Rom verbündeten Kaiser die griechische Frömmigkeit verraten, zugleich aber auch der wissenschaftlichen Spekulation die Lebensadern unterbunden. Seitdem ist die griechische Kirche verkümmert. Ihre Wissenschaft konnte sich in den engen Grenzen nicht mehr regen, welche die Bestimmungen von Chalcedon ließen, sie wurde noch dazu im folgenden Jahrhundert durch Achtung des Origenes der Möglichkeit beraubt, durch dessen Ideen wieder belebt zu werden, und gewann so ihre letzte Gestaltung in einer aristotelischen Scholastik, die sich mit dem Chalcedonense künstlich abzufinden wußte. Die Frömmigkeit der Morgenländer aber fand, da die Kämpfe zweier Jahrhunderte unter römischem Einfluß doch nur wieder zur Bestätigung der Lehre von Chalcedon und ihrer Konsequenzen führten, überhaupt nicht mehr im Dogma, sondern in einem sinnlich reichen, abergläubischen Kultus ihren Ausdruck und ihr Lebensgebiet. Große Provinzen gingen zudem der griechischen Kirche und ihrer Kultur verloren.

So hat das Dogma seine ursprüngliche Bedeutung auf dem Boden eingebüßt, auf dem es seine Entstehung und seine klassische Form gefunden hatte. Auch für die Griechen, die es erzeugten, ist es seit dem fünften Jahrhundert nur noch der tote Rest einer reichen und fruchtbaren Vergangenheit, ohne lebendige Bedeutung für die Gegenwart und ohne Fühlung mit den Heilsbedürfnissen der Frommen, seit mehr als einem Jahrtausend eine Reliquie, wie die andern Heiligtümer dieser Kirche. Hat es im Abendlande eine erfreulichere Geschichte gehabt?

Daß man es dort niemals als das verstanden und besehen hat, als was es für das Morgenland einen Wert hatte, zeigt schon die einfache juristische Behandlung, durch die man seit alters sich mit jenen griechischen Spekulationen abfand. Aber eben deswegen galt es als Glaubensgesetz, als Wahrzeichen der Kirche, und blieb in dieser Geltung, auch nachdem Augustin die abendländische Welt mit theologischen Gedanken und Problemen beschenkt hatte, welche das Menschenherz aus dem Reiche abstrakter Spekulation zur Einkehr in sich selbst und zum Ausblick zu seinem Gott führten, dessen Gnade Augustin als das ewige Heilsgut und als die Quelle gottseligen und gerechten Lebens suchte lehrte.

Harnack hat diesen reichen und tiefen Geist verstanden und verstehen gelehrt, wie es nur ein kongenialer Menschenkenner vermag. Sein Kapitel über Augustin als Reformator der christlichen Frömmigkeit ist ein Glanzpunkt seines großen Werkes. Zugleich aber zeigt er, wie Augustin bei seiner Bedingtheit durch seinen Entwicklungsgang und in dem Widerstreit der damals konkurrierenden Geistesströmungen nur Katholik und Mönch sein konnte, indem er sich mit ganzer Seele für das Christentum entschied. Augustin fand den Frieden seines Herzens mit Gott, indem er sich der Kirche unterwarf und mit seiner Kraft auch seine Überzeugung in deren Dienst stellte. Indem er für die Kirche gegen Manichäer, Donatisten, Pelagianer stritt, hat er das Ansehen und den Einfluß der Kirche durch neue Theorien gesteigert, welche neben seinen tiefsten Glaubenseinsichten das geistige Erbe waren, das er dem Mittelalter hinterließ. Zugleich hielt er das alte Dogma aufrecht, das er als geistigen Besitz der Kirche vorgefunden hatte. Aber wie er diese durch jene neuen Gedanken innerlich über das Dogma hinausgeführt und dem Heilsinteresse des Abendlandes Gebiete geistigen Strebens erschlossen hatte, mit welchen die Probleme des alten Dogmas keine Berührung mehr hatten, so fand das geistige Leben des Mittelalters in diesem nicht mehr seinen Ausdruck, sondern bewegte sich in der neuen Welt augustinischer Gedanken und augustinischer Frömmigkeit.

Dennoch ist Augustin's Theologie in der Kirche niemals zur Herrschaft gelangt, und der römische Katholizismus hat sich seiner entledigt, wie der griechische bei aller Abhängigkeit von Origenes diesen hat fallen lassen. Der Augustinismus vereinigte eben auch disparate Gedanken mit einander. An diese knüpften entgegengesetzte Richtungen an, die in Streit mit einander gerieten. Und neben Augustin hat Aristoteles den hervorragendsten Einfluß auf die Theologie des Mittelalters gewonnen. Beide, zwei Feinde, wie Harnack sich ausdrückt, haben in Thomas von Aquino einen Bund geschlossen — das ist die weltgeschichtliche Bedeutung des Thomas. Aber der Nominalismus, der über den Thomismus den Sieg erringt, bedeutet die Ausmerzung des Augustinismus aus der Kirchenlehre: „Augustin fällt und Aristoteles steigt.“ Zwar wird am Schluß des Mittelalters die nominalistische Herrschaft wieder durch augustinische Reaktionen eingeschränkt. Und der Thomismus des 16. Jahrhunderts, der in gewissen Punkten dem Protestantismus nahe stand, hat noch wesentlichen Einfluß auf die neue Dogmenbildung des Tridentinums gehabt, in welcher der geistige Erwerb des katho-

lijchen Mittelalters niedergelegt wurde. Aber die kirchliche Hierarchie, welche keine Änderung ihrer durch die Kanonisten theoretisch begründeten Praxis wollte, hat das Gewicht dieser Beschlüsse schon gleich zu paralyfieren gewußt. Sie hat ein Jahrhundert später durch die Verwerfung der Jansenisten den Augustinismus überhaupt verurteilt, sie hat zwar damals auch den Probabilismus der Jesuiten zurückgewiesen, aber schließlich doch den Probabilisten Liguori als Lehrer der Kirche an die Stelle Augustins gesetzt (1871). Sie hat endlich, indem sie die vatikanischen Beschlüsse erreichte, in der Unfehlbarkeit des Papstes eine Stellung gewonnen, durch welche ideell alle Dogmen bedroht sind, da die formelle Gleichstellung zeitweiliger politischer Forderungen und Glaubenslehren, wie sie die Anhänger des Papstes bereits vertreten, materiell jedes Dogma entleert. Welches Ende dem in der Unfehlbarkeit gewonnenen neuen Anfang entsprechen wird, das mag die Zukunft lehren. Indem aber der unfehlbare Papst eine neue Grundlage der Kirche bedeutet, hat das sachlich gegenstandslos gewordene alte Dogma im Katholizismus seine Rolle ausgespielt.

Aber Harnack lehrt einen dreifachen Ausgang der Dogmengeschichte. Die beiden andern Ausläufer der in dieser eingetretenen Entwicklung sind der Socinianismus und der Protestantismus. In jenem war ein skotistisch-pelagianisches Element mit einem kritisch-humanistischen verbunden. In ihm sind die kritischen Gedanken der kirchlichen Theologie des 14. und 15. Jahrhunderts zu freier Entfaltung gekommen, und die in ihm zusammengelaufenen Bewegungen stellen diejenige Destruktion des Katholizismus dar, die man auf Grund des Ertrages der Scholastik und der Renaissance zu bewirken vermochte, ohne die Religion zu vertiefen.

Daß endlich die Reformation auch ein Ausgang des Dogmas sei, da sie prinzipiell die Geltung von Dogmen ausschließt und materiell das alte Dogma noch weit mehr überboten hat als der mittelalterliche Katholizismus, das hat Harnack durch die geniale Darstellung seines letzten Kapitels für jeden erwiesen, der für die Eigentümlichkeit geistigen Lebens und Werdens einen offenen Sinn hat. „Die Reformation ist in einem ähnlichen Sinn des Dogmas Ende, in welchem das Evangelium des Gesetzes Ende ist. Sie hat das Glaubensgesetz abgeschüttelt, nicht um zu erklären, daß es Sünde sei, wohl aber in dem Sinne, daß es die Sünde mehrt, wie das Paulus vom mosaischen Gesetz behauptet hat. Sie hat an die Stelle der Forderung der Leistung des Glaubens, welche dem Gesetz entspricht, die Freiheit der Kinder Gottes gesetzt, die nicht unter der Last des Glaubenszwanges stehen, sondern in der Freude über ein geschenktes Gut.“ (III, 586). Die konservative Stellung der Reformation zum alten Dogma gehört nicht dem Prinzip, sondern der Geschichte an. Und gemessen an der Augustana besitzt der Protestantismus, resp. das Luthertum keine reine Lehre mehr. Das „ist einfach eine Thatsache, die dadurch nicht geändert wird, daß man sie verschleiert. Von den 21 Glaubensartikeln der Augustana sind faktisch die Artikel 1—5, 7—10, 17, 18 kontrovers, selbst in den Kreisen derer, die noch immer „im Prinzip“ so thun, als habe sich nichts geändert. In concreto werden die einzelnen Abweichungen nicht nur „ertragen“, sondern gestattet; aber niemand will, um mit Luther zu

reden, der Kaze die Schelle anhängen und das öffentlich proklamieren und danach die Kirchenleitung einrichten, was doch eine Thatsache ist, die niemals mehr geändert werden wird. Wir befinden uns nicht in einem „Notstand“ in bezug auf den öffentlichen Ausdruck unsres Glaubens, sondern die Unwahrhaftigkeit, Mutlosigkeit und Trägheit, in der wir dem Wandel der Erkenntnis gegenüberstehen, das ist der „Notstand“. Luther hat die Wahrheit erst finden müssen, und als er sie gefunden hatte, verkaufte er alles, was er hatte, um sie für sich und für die Christenheit zu erwerben. Er verkaufte das Herrlichste, was die Zeit besaß, die Einheit der katholischen Kirche: er schlug sie, ohne Rücksicht auf die „Schwachen“ und alle seine himmlisch-irdischen Ideale preisgebend, in Trümmer; aber seine Epigonen sind so matt und ängstlich, daß sie sich selbst nicht einmal eingestehen wollen, was sie neues gelernt haben, und in Gefahr schweben, sich an eine neue Tradition zu verkaufen“. (III, 584 f.)

Kiel.

Ritschl.



Litterarische Berichte.

Das Heidentum in der römischen Kirche.

Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Südtaliens von Th. Frede. Viertes und letzter Teil. Gotha 1891. Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

Mit dem vorliegenden vierten Bande schließt ein Werk ab, dessen in der reizvollen Schilderung italienischer Zustände und Gegenden bestehender Vorzug wir auch bei den vorhergehenden Bänden stets anerkannt, dessen deutlich hervortretende Tendenz wir aber von vornherein nicht gebilligt haben; es ist daher, da wir Anerkennung sowohl wie Einwürfe früher schon begründet haben, nicht mehr nötig, bei diesem abschließenden Bande das Gesagte zu wiederholen. Unleugbar bestehen ja in diesen süditalischen sittlichen und kirchlichen Verhältnissen schreiende, des Christentums und einer päpstlichen Regierung unwürdige Uebelstände, die nur deshalb nicht unglaublich erscheinen, weil des Verfassers Darstellung eine scharfe Beobachtung und ein vielseitiges Studium über alle diese Erscheinungen erkennen läßt; aber gegen diese Darstellung ist doch zweierlei einzuwenden. Erstens nämlich ist es doch ein Widerspruch, wenn der Verfasser dem Staate und seinen Gesetzen nur sehr wenig, der Geistlichkeit aber und speziell dem Papste fast alle Schuld beimißt und doch in verschiedenen Kapiteln sagt, daß diese doch zuweilen eifrig gegen die bestehenden Laster eingeschritten sind. So z. B. sagt er selbst, daß die Päpste mehrfach gegen das Brigantentum, der Kardinal Mimonda gegen den Bilderschmuck, viele Priester

gegen den Wucher und gegen den Karneval in der Kirche geeifert haben. Vor allem aber ist zweitens das der Hauptfehler, daß religiöse Eigentümlichkeiten in Lehre und Kultus, welche ursprünglich ganz gut und harmlos gewesen, dann aber übertrieben, unverständlich und unberechtigt geworden sind, in allen Religionen vorkommen, daß aber deswegen die christlichen Ausschreitungen und Uebelstände gar nichts mit dem Heidentum zu thun zu haben oder aus ihm entstammt zu sein brauchen; man vergleiche hierzu die Kapitel: Fronleichnamsfest, Im Findelhaus, Hexen und Zauberer, die Toten u. a. Die Universität zu Kiel, welcher das nunmehr vollendete Werk gewidmet ist, wird diese Einseitigkeit des Verfassers wohl nicht verkennen und den ihm entschieden gebührenden Dank weniger für dessen oft zu scharfe Polemik gegen die römische Kirche als für die sonstigen, was Form und Inhalt betrifft, zahlreichen Schönheiten und Vorzüge des ganzen Werkes aussprechen. C. S.

Der Organismus der Allvernunft und das Leben der Menschheit in ihm. Von Theodor von Barnbüller. Wien, Prag, Leipzig 1891. Verlag von Tempsky.

Hauptzweck des Verf. ist, auf dem wissenschaftlichen Boden „der absoluten Logik“ eine Lehre zu geben, welche mit allen Hauptpunkten der christlichen Ueberlieferung übereinstimmt, sodaß das Christentum von natur- und vernunftwidrigen Elementen frei bleibt. Wie die Atome durch ihre gegenseitigen Kraftwirkungen die

materielle Welt bilden, so wird die Vernunft konstruiert aus dem Zusammensein geistiger Wesenheiten, durch deren lebendiges Bewußtsein „die materielle Welt zur konkret logischen realen Wahrheit wird.“ Die Vernunft teilt sich in Verstand, Sinnlichkeit und Gemüt (129). Als Kanon der Wissenschaften ergibt sich 1. die positive, d. h. Wissenschaft vom Objekt, 2. die Philosophie, W. vom notwendigen Begriff, 3. die Religion, W. vom Verhältnis zwischen Gott und Mensch (223 f.). Die Thatsache der Erlösung sei vernunftmäßig zu erweisen (355): „wollten wir Jesum Christum nicht als solchen (Erlöser) erkennen, so müßten wir doch seine Erscheinung mit Gewißheit erwarten.“ Kirche ist die Gemeinschaft aller in derselben religiösen Erkenntnis lebenden Menschen (432, 597, 678). Verf. definiert nach seinen Formgesetzen Pflanze, Tier und Mensch (512 f.). Das ideale Ziel menschlichen Strebens bestehe in der Verwirklichung der Herrschaft des geistigen Menschen im Zusammenleben der Menschen auf Erden (591). Der Anspruch auf das Recht, eine eigene (logische) Persönlichkeit zu besitzen und hiermit ein Glied in der „Kirche“ der Menschheit zu sein, sei unvereinbar mit jeder egoistischen Verwendung des Besitzes (620); niemand habe das Recht zu sagen: das ist mein, ich kann damit machen, was ich will (637). Trotzdem lesen wir die dem allgemeinen Bewußtsein mehr geläufige und wohl auch richtige Behauptung: Der Reichtum ist notwendig sowohl zur Organisierung des Marktes als auch zur Verwirklichung schöner Lebenszustände und insbesondere zur Erzeugung von Vorbildern der Güter, nach denen wir streben sollen, um die ganze Menschheit damit zu beglücken und zu veredeln. Ohne solche Vorbilder könnte sich weder die Wissenschaft entwickeln noch der Geist der Wahrheit sich gestalten. Aber Spekulation und Reichtum dürften sich nie in verletzender, menschenfeindlicher Weise geltend machen (669). Die acht Kapitel tragen die Ueberschrift: Einleitung. Die Konstruktion der Vernunft. Elementare Konstruktionen. Antinomien. Die geistige Entwicklung der Vernunft. Die organische Entwicklung der Vernunftwesen. Das Geistesleben des Menschen. Gesetzgebung.

B.

Zehn Jahre in Aequatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha. Von Major Gaetana Casati, nach dem italienischen Originalmanuskript ins Deutsche übersetzt von Professor Dr. Karl von Reinhardtstötter, einzige autorisierte deutsche Ausgabe mit 150 Abbildungen und 4 Karten. Zwei Bände. Bamberg 1891. C. C. Buchner'sche Verlagsbuchhandlung (Gebrüder Buchner, Königlich Bayerische Hofbuchhändler).

Der Verfasser, italienischer Jägeroffizier, später Mitarbeiter an der geographischen Zeitschrift l'Esploratore, hat sich mit dem 41. Lebens-

jahre in das äquatorische Afrika begeben und zehn Jahre dort verweilt. Nachdem er im Anschlusse an die Gessi'sche Expedition zunächst die Völker des Nellothales besucht hatte, trat er darauf in Emin's Dienste und wirkte lange Zeit als dessen Vertreter in Unjoro, bis er von König Tschua gefangen genommen, seiner Habseligkeiten beraubt und verjagt wurde. In der höchsten Not wurde er am 15. Januar 1888 von dem auf der Suche nach Stanley befindlichen Gouverneur Emin an den Ufern des Albertsees wieder aufgenommen. In der Folge wurde er Augenzeuge von Emin's Verhandlungen mit Stanley, dem Aufstande und dem gemeinsamen Rückzuge. Da Emin bis jetzt noch keine zusammenfassende Darstellung seiner Thaten und Leiden gegeben hat, so war das Publikum in den weitesten Kreisen mit Recht auf das Erscheinen von Casati's Buch gespannt, da man hier eine vollständige Aufklärung über die für jeden Deutschen so interessanten Vorgänge zwischen Emin und Stanley zu finden hoffte, eine Hoffnung, die durch die Ankündigungen der Verlags-handlung noch wesentlich verstärkt worden ist. Und es sind auch eine große Reihe von neuen und glaubwürdigen Thatsachen in diesem Buche vorgetragen, aber die Darstellung ist weder vollständig noch glücklich; die Anordnung ist unklar, die Sprache ist dunkel, oft delphisch; uns stören die beständigen schweren Vorwürfe, die dem Pascha und seinen Maßregeln bei jeder Gelegenheit gemacht werden, ohne daß eine sachgemäße Begründung erfolgt. (Auch während des gemeinsamen Aufenthalts in Afrika scheint der Verfasser seinem Führer öfter widersprochen zu haben, als es sich für einen Militär geziemen möchte, dem doch das Verständnis für die notwendige Einheitlichkeit der Leitung nicht fehlen darf.) Die Darstellung der durchreisten Gegenden und insbesondere die Völkerschilderung bringt uns viele wichtige, unbekanntere Thatsachen, der Vortrag trägt den Stempel der Wahrheit und macht das Buch als Beitrag zur Kunde Afrikas hochbeachtenswert. Die ethnographischen Schilderungen sind durch eine große Anzahl von Abbildungen unterstützt, welche aber ohne ersichtlichen Plan zwischen die Kapitel eingereiht und in der Wiedergabe sehr schlecht, fast kaum erkennbar ausgefallen sind. Die Uebersetzung wird ihrer Aufgabe nicht gerecht; neben vielen Schiefheiten des Ausdrucks, falschen Anwendungen von Kunstausdrücken und Fremdwörtern finden sich auch Stellen, in denen der Sinn des Originals unmöglich getroffen sein kann. Die Auszüge aus Gessi's Tagebuch, Bd. 1, S. 125 ff., sind zum Teil unverständlich. Das Vokabular am Ende des I. Bandes scheint im Original alphabetisch angeordnet zu sein. Im Deutschen ist dieselbe Reihenfolge beibehalten, die nunmehr den Eindruck einer willkürlichen macht. Das Namenregister ist ausführlich und reichhaltig, Satz und Druck — abgesehen von den Bildern

— sehr schön, der Einband ist luxuriös, aber etwas aufdringlich. K. F.

Das Jugendspiel. Vortrag gehalten in der gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig am 17. November 1890 von H. Kaydt, 2c. Mit Abbildungen. Hannover 1881. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior).

Daß ein intensives Betreiben der Jugendspiele, wie es in England allgemein geschieht, für die körperliche Ausbildung und Gesundheit und dadurch auch in vielen anderen Beziehungen vorteilhaft ist, wird niemand bezweifeln, und nach dieser Seite hin dürften die in dem Vortrage enthaltenen Ausführungen, Vorschläge und Wünsche kaum Widerspruch erfahren. Wie aber steht es mit der Möglichkeit der Verwirklichung? Die in Süddeutschland, in Görlich (und zwar hier durchaus nicht zuerst) und anderwärts angestellten Versuche werden als sehr erfolgreich gerühmt, aber dieser Betrieb der Jugendspiele reicht, was die Ausdehnung und das Interesse betrifft, bei weitem nicht an die englische Art und Weise, und es fragt sich, ob die Einführung dieser letzteren, selbst wenn sie noch so sehr gewünscht würde, bei uns sich wird ermöglichen lassen. Die wissenschaftlichen Anforderungen unsrer Schulen gestatten kaum eine noch größere Ausdehnung der Jugendspiele, es müßten also jene bedeutend herabgesetzt werden, und es ist doch zweifelhaft, ob dies geschehen wird und darf. Den berechtigten Einwurf ferner, daß bisher auch ohne diesen großartigen Spielbetrieb die deutsche Jugend kräftig und zum Ertragen der allergrößten Strapazen fähig geworden ist, hat der Verfasser zwar selbst angeführt und zurückgewiesen, aber nicht widerlegt; sehr erfahrene Militärs sind nämlich hierin ganz anderer Ansicht. Vor allem aber erscheint es doch zweifelhaft, ob dieses Spielen auch noch der reiferen studentischen Jugend oder gar dem Manne zu empfehlen ist; wir meinen, der deutsche Mann ist erstens von Natur viel zu ernst, als daß er sich noch an Knabenspielen erfreuen, und das deutsche Publikum ist nicht schaulustig und müßig genug, als daß es, wie es in England, z. B. in Eton, geschieht, dieselben mit Interesse, ja mit Aufregung verfolgen könnte. An Kinderspielen sich belustigende (d. h. selbstspielende) Jünglinge und Männer sind für uns Deutsche geradezu ein widerwärtiger Anblick, und wir sollen dieses Gefühl nicht als ein prüdes verwerfen und auch den Engländern hierin nicht nachahmen; die Volkscharaktere sind eben verschieden. Das Turnen und Spazierengehen, die Freiübungen und Dauermärsche sind etwas Andres als Ballspielen und Baarlaufen. Es kommt wohl auch noch dazu, daß der im allgemeinen wohlhabende (und, beiläufig gesagt, uns Deutschen doch oft recht komisch vorkommende) Engländer mehr Zeit und Geld auf solche Vergnügungen verwenden kann als wir. Wer jedoch dies als eine philiströse An-

sicht verurteilen und die englischen Jugendspiele bei uns für jung und alt eingeführt wissen will, der wird diesen im Druck vorliegenden Vortrag, dessen beigelegte Abbildungen und Erläuterungen übriges höchst anschaulich sind, nicht ohne Interesse lesen. C. S.

Ignaz von Döllinger. Erinnerungen von Luise von Kobell. München 1891. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Als langjährige Freundin des berühmten Kirchenhistorikers konnte L. v. Kobell, welche auch den Lesern dieser Zeitschrift durch mehrere geistvolle Essays bekannt ist, sehr interessante Erinnerungen und Gespräche Döllinger's mitteilen. Viele Episoden in dem vorliegenden Buche haben einen hohen historischen Wert und führen Döllinger's Denken und Fühlen dem Leser so nahe, daß er ihn durch dasselbe ganz verstehen wird. Wie tief Döllinger die Unfehlbarkeitslehre zu Herzen ging, charakterisieren nachstehende Worte. Döllinger sagte: „Ich habe nur eine schlaflose Nacht in meinem Leben gehabt, es war diejenige, in welcher ich mein Gewissen wegen des Unfehlbarkeitsdogmas erforschte, hin und her sann und zu der Ueberzeugung gelangte, ich dürfe und könne nicht zu der Infallibilisten-Partei übergehen“. — Für unerhört hielt Döllinger die völlige Ausschließung des ganzen Laien-Elements und aller Regierungen aus dem Konzil Pius IX., umso mehr als die päpstliche Kurie die Bischöfe nötigen wollte, eine Reihe von Dekreten über die Verhältnisse von Kirche und Staat anzunehmen, ohne die Beteiligten (Vertreter der Regierungen) zu hören. — Wir könnten noch sehr viele hochinteressante Stellen aus dem Buche anführen, wenn uns dies der Raum gestattete. Wir möchten aber alle Freunde und Verehrer Döllinger's auf diese vortrefflichen und geistvollen Erinnerungen an Döllinger hinweisen. R.

Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1807 bis 1815 von Rudolf Goette. Gotha 1891. Verlag von Friedr. Andreas Perthes.

Wäre hier der Ort, Einzelfragen aus der Geschichte der behandelten Epoche zu erörtern, dann hätten wir manchen Strauß mit dem Verfasser auszukämpfen, und wir glauben sicher, selbst in Differenzpunkten, die nicht von der Parteistellung und allgemeinen Auffassung abhängig sind, ihm Berichtigung und Zugeständnis abringen zu können. So verlockend auch immer eine solche Diskussion sein möchte, zumal wir unter dem Eindruck ständen, einen ebenso durchgebildeten als maßvollen Kämpfer uns gegenüber zu sehen, so sehr muß doch an dieser Stelle davon abgesehen werden, und wir müssen uns begnügen, der befriedigten Empfindung Ausdruck zu geben, welche das dargestellte Gesamtbild uns zu erwecken wußte. Es mag wohl als ein Wagnis angesehen werden, daß

der Autor seine große gestaltende Kraft an einem Gegenstande versuchte, der in mannigfacher und zum Teil mustergültiger Form in der neuern Geschichtslitteratur bereits vorliegt, ohne sich auf eine Erweiterung und Bereicherung des zu Grunde liegenden Materials stützen zu können, ja sogar ohne den Dingen gegenüber einen neuen, hervorragend originellen Standpunkt einzunehmen. Wollte man ihm einen solchen zuerkennen, so müßte er darin gefunden werden, daß der Verfasser, beherrscht von der zur Zeit überwiegenden Anschauung, die Anregungen und Entscheidungen der politischen Umwandlung weniger in den populären Strömungen und in den von unten heraufkommenden Impulsen als in dem Einfluß maßgebender Persönlichkeiten zu suchen geneigt ist. Allein gerade je mehr hier das Augenmerk ausgesprochenem Maße auf „die innere Erneuerung“ der deutschen Staaten gerichtet ist, desto mehr dürfte bezweifelt werden, ob sich ein solcher Gesichtspunkt ausgiebig genug und zureichend erweisen wird. Namentlich aber dürfte eine derartige Anschauung unzulänglich werden, wenn, wie hier gewollt wird, „die lebenskräftigen Umformungen und stattlichen (staatlichen) Neubauten“ eine Deutung als Elemente der deutschen Einheitsbewegung erhalten sollen. Wie gerade unter diesem Schwinkel neuerdings erst der populäre Ruhmesglanz des Freiherrn v. Stein teilweise Einbuße erfahren mußte, das steht noch in frischer Erinnerung. So lange der Verfasser innerhalb der preußischen Verhältnisse sich bewegt, — und das geschieht hier in dem ganzen Bande, denn auch der verhältnismäßig kurze Streifzug in die österreichische Erhebung kann doch nur als eine Ergänzung jener angesehen werden — so lange es sich nur um Preußen handelt, wird bei der natürlichen Uebereinstimmung der preußischen mit den deutschen Interessen sich das Mißverhältnis verbergen. Aber wie dieselben Grundgedanken den „Neubauten“ der übrigen deutschen Staaten angepaßt werden sollen, das reizt die Neugier und spannt das Interesse für die zugesagten „späteren Bände“ um so mehr, als man von dem politischen Verständnis und der klaren Durchdringung des Gegenstandes aus diesem ersten Bande ein sehr günstiges Vorurteil empfängt. Nur eine sehr umfassende Beherrschung des Stoffes und die Ordnung und Auswahl desselben nach Erwägung innerer Zusammenhänge hat es ermöglicht, in einem verhältnismäßig knappen Rahmen ein so figurenreiches Gemälde zu fassen, das durch den edlen Vortrag und eine leidenschaftslose Sprache sich nur um so sicherer einen nachhaltigen Eindruck verbürgt.

C.

Volksschriften von Johanna Spyri. Zweiter Band. Mit 4 Bildern. Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

Zwei kleine, anspruchslöse Erzählungen enthält dieser zweite Band der Volksschriften

von Johanna Spyri, nicht durch die Darstellung gewaltiger Charaktere und psychologischer Gegensätze und Konflikte, nicht durch die Schilderung spannender oder gar aufregender Situationen und Ereignisse, wohl aber durch eine tiefe Innigkeit des Gemüths, durch die Vorführung einfacher und doch wahrhaft gediegener Menschen, durch die Aufstellung und Durchführung guter Gedanken und schöner Lehren ausgezeichnet. Wie selten begnügt sich heute ein schriftstellerischer Geist mit diesem bescheidenen und doch so lohnenden und bildenden Gebiete einer nicht schwärmerischen und ermüdenden, sondern wirklich anregenden und gerade durch ihre Schmucklosigkeit fesselnden Idylle, denn diesen Namen verdienen die beiden uns hier gebotenen kleinen Geschichten! Sie sind nach Inhalt und Form nicht nur dankenswerte Gaben für Kinder, welche viel Gutes aus ihnen schöpfen können, sondern auch dem reiferen Alter werden sie manches Schöne bieten und dem Leser, welcher seinen angestregten Geist einmal vom Studium des historischen oder des Tendenzromans ausruhen lassen will und sich von dem fast widerwärtig gewordenen naturalistischen Genre abgewendet hat, den Beweis dafür liefern, daß auch im einfach Wahren und Schönen noch ein lebendiger Reiz und eine erhebende Poesie ruht. Möge die übrigens schon in weiteren Kreisen bekannte Schriftstellerin durch die gebührende Würdigung und durch die dankbare Aufnahme ihrer Erzählungen zu weiteren, ebenso vortrefflichen Gaben sich angeregt fühlen! C. S.

Graf Julius Szapáry an der Spitze Ungarns. Ein Lebens- und Charakterbild. Leipzig, 1891. Verlag von Duncker und Humblot.

Wenn auch des Verfassers Behauptung, daß die „lebende Mitwelt“ die sichere, fühlbare Gewähr der eigenen Augen habe und „diese sich so recht erweist als die zuverlässigere Methode, welche zum Verständnis der lebenden hervorragenden Gestalten führt“, nicht immer ohne weiteres wird für zutreffend erachtet werden können, so ist doch die Zeichnung, die er uns mit Graf Julius Szapáry's Lebens- und Charakterbild vorlegt, eine vorurteilsfreie und die ausgezeichneten Eigenschaften des gegenwärtigen Ministerpräsidenten ins rechte Licht setzende. Der Nachweis wird erbracht, daß Ungarns ungewöhnliche Fortschritte auf den verschiedensten Gebieten zum großen Teil der Energie, der umfassenden Kenntnis und dem bewährten Patriotismus des vieljährigen Staatsmannes zu verdanken ist, so daß die Erwartung Ungarns, das Kabinet Szapáry werde die ihm zugedachte Mission, Ungarn zu einem modernen, einheitlich befestigten Rechtsstaate zu machen, mit dem unübertroffenen Eifer und nachdrucksvollstem Fleiße zu Ende zu führen, mit dem dieselbe

in Angriff genommen wurde, vollauf gerechtfertigt erscheint. I..

Die Litteratur und Geschichte des klassischen Altertums im Dienste der nationalen und patriotischen Jugenderziehung. Erwägungen aus der Schulpraxis von Dr. Joseph Weisweiler. Paderborn 1891. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

Die Neuschöpfung und Belebung nationaler Gesinnung wird in dem vorliegenden Buche mit Recht als besondere Aufgabe der Jetztzeit und als Mittel dazu die patriotische Erziehung in der Schule bezeichnet, welcher somit eine große, aber auch sehr schwere Pflicht auferlegt ist. Zur Erfüllung derselben dient nun nach des Verfassers Ansicht die richtige Pflege des altklassischen Unterrichts, zumal in der alten Litteratur und Geschichte, da der deutsche Sprach- und Geschichtsunterricht allein dazu nicht genüge. Dieser letztere Vorwurf wird nun freilich schon gleich darauf dadurch abgeschwächt, daß der deutsche Unterricht, wie er jetzt erteilt wird, als verfehlt bezeichnet wird, womit also zugegeben ist, daß jener mangelhafte Erfolg nicht im Inhalt, sondern in der Methode des deutschen Unterrichts beruht; auffallend aber ist es geradezu, daß unsre größten Dichter und Geistesheroen so von lauter Kosmopolitismus strotzen sollen, daß sie nicht patriotisch wirken können. Im Anschluß an diese wohl zu weit gehenden Bemerkungen behauptet dann der Verfasser, daß die fruchtbare historische Unbefangenheit an fremder Geschichte geübt und daß hierzu besonders die alte Geschichte betrieben werden müsse. Wir können dieser den Hauptteil des Buches ausmachenden Behauptung nicht ganz beistimmen; der Ausruf: „Wo ist ein edles Menschentum reiner zu finden als in dem klassischen Altertum?“ ist zum mindesten von sehr zweifelhafter Berechtigung. Die Notwendigkeit einer Kenntnis der römischen Geschichte ist, was man nicht erst zu erörtern nötig hat, unbedingt zuzugeben; ob aber die griechische Geschichte, mit Ausnahme der der zweifelhaften Charaktere auch nicht entbehrenden Perseerkriege gerade sehr patriotisch beleben dürfte, wenn man sie objektiv wahr und nicht mit konventioneller Begeisterung für alles, was hellenisch ist, behandelt, ist sehr fraglich, denn das „edle Menschentum“ fehlt dort gar oft. Wir bestreiten es entschieden, daß zur Begeisterung für Friedrichs des Großen Kriege, für die Erhebung von 1813, zur Erkenntnis der Bedeutung der Kriege von 1866 und 1870 die Kenntnis der alten Geschichte

vorausgehen müsse, als ob der deutsche Patriotismus jemals das alleinige Eigentum antik gebildeter Männer gewesen wäre. Die deutsche Geschichte mit ihren Großthaten und Fehlern, die großen Männer unsres Volkes mit ihren Tugenden und Schwächen können, richtig für den Unterricht benützt, gewiß ebenso patriotisch bildend wirken und, weil näher liegend, besser als die alte Geschichte. Es soll mit diesen Worten nur der alleinige, nicht aber überhaupt der Nutzen des antiken Geschichtsunterrichts bestritten werden, und wir stellen uns in dem, was der Verfasser sonst über die hohe Bedeutung der Kenntnis der Antike sagt, ganz auf seinen Standpunkt, den er klar und mit richtiger Begründung darstellt. Mit vollem Recht hat derselbe auch die Notwendigkeit eines gründlichen grammatischen Unterrichts und die Unzulänglichkeit der Benützung von Uebersetzungen betont, für besonders richtig und wichtig halten wir die Erörterungen über die Betreibung der mittelalterlich-deutschen Sprache und Litteratur. Am Schlusse seiner höchst lesenswerten, rein sachlich abgefaßten Schrift kommt der Verfasser dann auf die Lehrpläne von 1882 und — mit Recht — auf die Bedeutung der Persönlichkeit des Lehrers zu sprechen, von dessen sittlichem Einflusse das hohe Ziel, die Erweckung patriotischer Gesinnung, gewiß zum großen Teil abhängig ist. Möge die Schrift das Interesse und die Beachtung recht vieler Leser finden! C. S.

Modernes Reisen. Die Orientfahrt der „Augusta Viktoria“ von H. E. Wallsee. Mit Bildern, ausgeführt nach Originalskizzen von Carl Schildt und zahlreichen Autotypien. Hamburg 1891. Otto Reißner's Verlag.

Der Hamburger Dampfer Augusta Viktoria hat vom Januar bis März 1891 eine Vergnügungsfahrt in das Mittelmeer und bis an die Levante gemacht, an der sich der Verfasser als Berichterstatter der Hamburger Nachrichten beteiligt hat. Das vorliegende Buch enthält die Zusammenstellung der Reiseberichte und schildert in anspruchloser, aber fließender Darstellung die verschiedenen Erlebnisse und Eindrücke des Verfassers. Einzelne Mißverständnisse und Irrtümer sind demselben nicht erspart geblieben, ein tieferes Eingehen in irgend welche allgemein interessierende Fragen wird hier mit Recht niemand suchen, aber die kleine Schrift ist unterhaltend zu lesen und setzt der gelungenen Orientfahrt ein hübsches und angemessenes Denkmal. K. F.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

21 JUL 97



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer



1891. November

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und
halbjährlich ein Kunstheft

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau

Berlin

Expedition: Tauenzienstraße 60. Expedition: NW Mittelstraße 26. 27.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

November 1891.

	Seite
I. Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon. XXX.	129
II. Wilhelm Jensen: Die Schatzsucher. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848. II.	142
III. Wilhelm Lord Stratheden-Campbell: Die orientalische Frage und die türkische Parlamentsverfassung.	158
IV. Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's. I.	164
V. Hans Müller: Cornelius und Kaulbach in Düsseldorf. IV. (Schluß.)	179
VI. Angelo de Gubernatis: Dante und Indien.	192
VII. Kari-udo: Hunger thut weh. Episode einer Reise in Brasilien..	207
VIII. J. Frohschammer: „Tu es Petrus“! I.	212
IX. Arthur Kleinschmidt: Ungedruckte Briefe des Generals Carnot und seines Sohnes, des Senators.	225
X. Berichte aus allen Wissenschaften	233
1. Assyriologie: Fritz Hommel, Neues aus dem Gebiete der Keilschriftforschung.	
2. Länder- und Völkerkunde: Brig-Förster, Die Verhältnisse in Uganda vor und nach Dr. Peters.	
XI. Zeitbeswerden: Das Philistertum.	251
XII. Litterarische Berichte	253
Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuche von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall. — Unter fünf Königen und drei Kaisern von Thekla von Schober, geb. von Gumpert. — Stanley's Nachhut in Jambuya unter Major Edm. M. Barttelot. — Forschungen und Erlebnisse im „Dunkelsten Afrika“ von James S. Jameson. — Die Zukunft des griechischen Sprachunterrichts auf dem Gymnasium von Dr. F. Bahnsch. — Über das Mysterium Magnum des Daseins von J. Frohschammer. — Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs 1632 von Duno Klopp.	

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Diesem Hefte ist eine Beilage von **J. Pfeilstücker** in **Berlin** über den **Verein der Bücherfreunde** beigelegt, welche hiermit gefälliger Beachtung empfohlen wird.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXX.

Mit dem ihm eigenen kampfesmutigen Dienstleister übernahm Feldmarschall Roon die Leitung der preußischen Staatsgeschäfte, welche ihm durch die Neujahr 1873 erfolgten Personal-Veränderungen übertragen worden war. Er war damals fast siebenzig Jahr alt und verkannte keineswegs die bedeutenden Schwierigkeiten der neuen, ihm durch die Situation aufgedrängten Aufgaben. Er täuschte sich auch nicht darüber, daß ihm einige Eigenschaften fehlten, um sie erfolgreich zu lösen, wenn er sich auch des Besitzes der wichtigsten und notwendigsten: des vollen Vertrauens seines Monarchen — in ganzem Umfange versichert halten konnte.

Allein es lag nicht in seiner Natur, Schwierigkeiten, vor denen mancher jüngere und gesündere Mann zurückgeschreckt sein würde, für unüberwindlich zu halten, bevor er gekämpft hatte. Die dankbare Liebe zu seinem teuren Könige hatte seine Bedenken, so schwer sie auch gewesen waren, besiegt — und in dieser Gesinnung griff er das Werk unverzagt an und beruhigte seine Freunde, welche ihn nicht ohne Sorgen die neue Bahn betreten sahen. „Ich erfreue mich“ — schrieb ihm Blankenburg am 5. Januar — „Deiner Frische und guten Zuversicht — und möchte Dir zugleich meine herzliche Freude ausdrücken über Deine Beförderung zum Feldmarschall und namentlich über die Art und Weise, wie Dein Rück- und Wieder-Eintritt von König Wilhelm behandelt worden ist. Jetzt hat die Trompete einen deutlichen Ton! Wenn Du nun nach kürzerer oder längerer Zeit hinter den Pflug zurückkehrst oder genauer gesagt einkehrst — dann wird kein Schatten irgend einer Art auf diesem Schritte ruhen. — — Gebe Gott, daß Du mit dem großen Hecht in Deinem neuen Karpfenteiche fertig wirst und daß Ihr Beide wie 1862 gemeinschaftlich gegen die Geister von unten kämpfet.“ —

In dem vorstehenden Satze war ein besonders schwieriger Punkt von Roon's neuer Lage berührt, den niemand so richtig zu würdigen vermochte als gerade der jederzeit aufrichtige Blankenburg. Denn er kannte genauer als irgend ein anderer Zeitgenosse die innerlichsten psychologischen Eigentümlichkeiten sowohl

Roon's wie des Fürsten Bismarck; und er wußte zum voraus, daß bei dem energischen und selbständigen Charakter und der — Reizbarkeit beider Staatsmänner es ihnen in der neugeschaffenen Lage wohl nicht immer leicht werden würde, in ganz ungetrübtem Einvernehmen zu bleiben und jederzeit das nicht geringe Maß von Selbstverleugnung zu bethätigen, welches durch den soeben vollzogenen Rollenwechsel für beide zur Notwendigkeit geworden war.

Übrigens war auf beiden Seiten der allerbeste Wille vorhanden, was sich gerade damals in besonders herzlicher und freundschaftlicher Weise in ihrem Verkehr äußerte. Ein längeres Schreiben Bismarck's aus Friedrichsruh vom 15. Januar 1873 enthält z. B. ausführliche, sehr vertrauliche persönliche Mitteilungen und beschwert sich zugleich über den Mißbrauch, den man von anderer Seite „öffentlich mit der Conzession getrieben, sich auf ihn (Bismarck) beziehen zu dürfen.“ — „Ich werde künftig“ — so schließt jener Brief — „in Privatmittheilungen vorsichtiger sein, wenn auch nicht Ihnen gegenüber, lieber Roon; wir wollen es bei der alten Unvorsichtigkeit unter uns beiden belassen.“ —

In denselben Tagen hatten die Verhandlungen des Landtages wieder begonnen. Bei der dazu nötigen Vorbereitung der Regierungs-Vorlagen wurde Roon's Thätigkeit schon in den Wochen vorher sehr in Anspruch genommen. Denn nachdem die Vorlagen im Staats-Ministerium durchberaten waren, mußte für sie durch Vermittelung des Minister-Präsidenten die Genehmigung des Monarchen nachgesucht werden. Im Vordergrund standen damals die kirchlichen Gesetz-Entwürfe. Diese waren zwar schon im Jahre 1872, mehrere Monate bevor Roon den Vorsitz des Ministeriums übernommen hatte, nach den vom Staats-Ministerium aufgestellten allgemeinen Grundzügen ausgearbeitet worden; die Einzelheiten waren aber natürlich Sache des Kultus-Ministers, und dieser brachte seine Entwürfe auch (Anfang Januar) in Roon's Gegenwart an Allerhöchster Stelle persönlich zum Vortrage.

Die späteren parlamentarischen Verhandlungen über diese kirchlichen Kampf- (die sogenannten Mai-) Gesetze sind aus den stenographischen Berichten jener Session ersichtlich; sie brachten für Roon manche unangenehme Erfahrung, insofern es ihm bald klar wurde, daß die so entstehende Gesetzgebung in einigen Punkten erheblich weiter ging, als für ihren politischen Zweck notwendig und nach den anfänglichen Intentionen des Staats-Ministeriums ins Auge gefaßt war — während Roon unter den obwaltenden Verhältnissen sich doch außer stande fand, den rollenden Wagen aufzuhalten. Er sah auch, wieviel Gutes derselbe auf seinem Wege zerstörte, wie vielfach die Tendenzen der Regierung im Lande — und gerade von den Gutgesinnten und Gläubigen auch unter den Protestanten — mißverstanden wurden — und konnte doch wenig dagegen thun. Das alles versetzte ihn in einen peinlichen inneren Zwiespalt, zumal manches geschah, was auch seinen eigenen persönlichen und kirchlichen Anschauungen widersprach — als mehr oder minder politisch notwendig, aber dennoch nicht zu verhindern war, sondern sogar noch von seiner Mit-Verantwortlichkeit gedeckt werden mußte.

Natürlich konnten diese innerlichen Kämpfe nicht dazu beitragen, seine Geschäftsfreudigkeit zu erhöhen.

Schon vorher war letztere auf eine harte Probe gestellt worden durch die heftigen und nicht gerechtfertigten Angriffe, welche aus der Mitte des Abgeordnetenhauses — durch den Mund des Abgeordneten Lasker — gegen die Staatsregierung und speziell gegen die Eisenbahn-Verwaltung gerichtet worden waren.

Herr Lasker hatte nämlich in der Sitzung vom 14. Januar, bei Gelegenheit der Debatten über die Eisenbahn-Anleihe, neben entsprechenden Insinuationen über den Fürsten P. und den Prinzen B. in betreff des Wirkl. Geheimen Regierungs-Rats Wagener behauptet, daß derselbe, sei es durch tadelnswerte Begünstigung seitens des Handelsministers oder durch Mißbrauch seiner eigenen amtlichen Stellung — mehrere Konzessionen zu Eisenbahn-Bauten erhalten und eine von diesen (die zu der sogenannten Pommerschen Zentralbahn) zu seinem Privat-Nutzen verkauft habe.

Die mit der eigenartigen Beredsamkeit des Herrn Lasker und in dem Brusttone tiefster Überzeugung vorgetragenen Anklagen hatten im ganzen Hause und auch bei Roon selbst den Eindruck hervorgerufen, sie könnten unmöglich ganz unbegründet sein. Freilich hatte Roon diesem Teile der Staatsverwaltung früher vollständig fern gestanden, konnte über den Grund oder Ungrund der erhobenen Beschuldigungen also auch nicht ausreichende Information besitzen, als der völlig unerwartete Angriff erfolgte. Dennoch zwang ihn sein jetziges Amt, sein aufrichtig redlicher Sinn sowie der Umstand, daß der Geheime Rat Wagener als erster vortragender Rat im Staatsministerium jetzt sein unmittelbarer nächster Untergebener geworden war — zu sofortiger Stellungnahme. Er erklärte daher, daß die Staatsregierung bereit sei, eine genaue Untersuchung — ohne alles Ansehen der Person — in betreff der zur Sprache gebrachten Anschuldigungen eintreten zu lassen; allerdings seien diese erst noch zu beweisen, und darum müsse auch bei Erörterung dieser Sache zunächst nach der Regel: *audiatur et altera pars* verfahren werden. —

Die weiteren Verhandlungen in dieser unerquicklichen Angelegenheit sind, soweit sie öffentlich geführt wurden, aus den stenographischen Berichten zu ersehen. Sie gipfelten bekanntlich in dem sehr zahlreich unterstützten Antrage Lasker's (vom 8. Februar 1873), nach welchem auf Grund des Artikel 82 der Verfassung eine vom Abgeordnetenhaus zu wählende Kommission von 7 Abgeordneten beauftragt werden sollte mit der Untersuchung: ob bei der Erteilung von Eisenbahn-Konzessionen und bei sonstigen Maßregeln der Eisenbahn-Verwaltung gesetzlich verfahren worden sei. Nach Absatz 3 dieses Antrages sollte die Königliche Staatsregierung zur Mitwirkung bei dieser Untersuchung „eingeladen“ werden.

Dieser den radikalsten, auf Parlamentsherrschaft gerichteten Gelüsten entsprechende Antrag hatte sogar die Unterschrift so gemäßigter Politiker wie Bennigsen, Miquel u. a. gefunden!

Sobald der König Kenntnis davon erhalten hatte, schrieb er sofort an Roon (am 9. Februar):

. . . „Ich finde den Antrag Lasfer's, daß das Haus eine Commission erwählen soll, um die Untersuchung über die aufgestellten Fragen vorzunehmen über Verhalten der Staatsregierung, ein Prézédenz, das weit führen kann — und zu des Hauses Entscheidung führen soll, Königliche Beamte wohl gar zu verurtheilen, was doch nur die Gerichte können. Ich wünsche Ihre Ansicht zu hören, ob der Lasfer'sche Antrag zurückgewiesen werden kann?“

— und am 10. Februar fügte der Monarch hinzu:

„Ganz einverstanden mit Ihrer Ansicht, die im Abgeordneten Hause eingebrachte Proposition einer Untersuchung seiner Seits der Lasfer-Enthüllungen — im Staatsministerium zu erwägen, um die Unstatthaftigkeit derselben festzustellen — scheint mir, daß wir gleichzeitig die Initiative einer Untersuchung nehmen müssen und eine Commission dieserhalb einsetzen, unter Vorsitz eines Ministers und Zuziehung von Kron-Syndici u. und Mitgliedern beider Häuser; eine Ansicht, die der Fürst Bismarck mir heute zu theilen schien, nach dem diplomatischen Vortrage.

Ich bitte diese Ansicht dem Staats-Ministerium mitzutheilen, die übrigens mit Ihrem Ausspruch im Hause übereinstimmt, daß man beide Theile hören müsse. Dies Hören muß aber vor einer Königlichen Commission und nicht vor einer Parlaments-Commission stattfinden. (gez.) Wilhelm.

„Ihenpliß ist bei Fürst Bismarck gewesen und dieser hat ihm dasselbe gesagt, was ich gestern gleich sagte, sein jetziges Abgehen werde als Schuld-Bekennniß erscheinen, dagegen müsse er auf Untersuchung selbst dringen. —“

Nach obigen Allerhöchsten Direktiven wurde bekanntlich verfahren und der Antrag Lasfer zwar gebührendermaßen zurückgewiesen, jedoch eine königliche Spezial-Kommission berufen, um die zur Sprache gebrachten angeblichen Mißstände genau zu untersuchen.

Es ist ferner bekannt, daß die Verhandlungen dieser Kommission so gut wie ergebnislos blieben. Bei näherer Prüfung der Lasfer'schen Anklagen fand sich nicht einmal eine Veranlassung, um gegen Geheimen Rat Wagener eine Disziplinar-Untersuchung auch nur einzuleiten. Wenn trotzdem einige Zeit später die von Wagener selbst erbetene Pensionierung erfolgte, so hatte Roon dies um deswillen geschehen lassen, weil er aus allen stattgehabten Erörterungen — neben seiner Achtung vor der Tüchtigkeit und großen dienstlichen Brauchbarkeit Wagener's — doch auch die im dienstlichen Interesse gewissenhaft begründete Überzeugung gewonnen hatte, daß W. in seiner Beteiligung an finanziellen Operationen doch etwas weiter gegangen war, als für einen so hochgestellten und einflußreichen Beamten angemessen erschien; und daß man ihn daher nicht halten dürfe — so schmerzlich auch seine tüchtige Kraft und amtliche Thätigkeit vermißt wurde. Es wurde auch nicht leicht, einen Ersatz zu finden — Roon hatte vielfache Bemühungen darum, wie die vorliegenden Korrespondenzen zeigen. —

Während der Arbeiten jener Untersuchungs-Kommission war es übrigens merkwürdig, daß der anfänglich so zuversichtlich aufgetretene Ankläger immer klein-

lauter wurde, als bei der Prüfung der verschiedenen ausgesprochenen Beschuldigungen sowie der einzelnen in den letzten Jahren erteilten Eisenbahn-Konzessionen es sich herausstellte, daß nicht nur einige wenige hohe Herren vom Adel und aus dem Beamtenstande, sondern — in weit größerem Umfange — andre, zum Teil sehr angesehene, Partei-, Stammes- und Glaubens-Genossen Herrn Lasfer's beteiligt waren. Vielleicht mochten sie allzu eingehende Erörterungen nicht mehr für opportun halten: jedenfalls verstummte Herr Lasfer nach und nach völlig, und die Untersuchung ist thatsächlich im Sande verlaufen, wie man zu sagen pflegt. —

Der hochbetagte Handels-Minister Graf Tzenpliz hatte den Schluß der Kommissions-Verhandlungen, aus denen seine Verwaltung durchaus vorwurfsfrei hervorging, abgewartet und bat erst dann um seine Entlassung, die von des Königs Majestät in allen Gnaden bewilligt wurde. —

Für Roon selbst, so wenig er auch persönlich beteiligt war, hatten die gegen die Regierung gerichteten Angriffe immerhin mehrfache amtliche Unannehmlichkeiten gebracht, und zwar (Ende Februar) sogar eine — bald wieder ausgeglichene — Differenz mit Fürst Bismarck, welche in einem gewissen, hier nicht näher zu erörternden Zusammenhange mit der Sache Lasfer-Wagener entstanden war. Auch die sonstigen parlamentarischen Verhandlungen des ersten Halbjahres 1873, von denen vorstehend nur die wichtigsten berührt werden konnten, ließen in Roon — trotz alles bewiesenen Amtseifers — die Überzeugung täglich wachsen, daß er die schwere Last doch noch unterschätzt habe, daß er sie nicht bewältigen könne und daher ein ziemlich nutzloses Opfer gebracht hatte, als er sie auf seine Schultern legen ließ. Abgesehen von dem Mangel an Elastizität, den er, wie er selbst oft ausgesprochen, auf das lebhafteste empfand, weil sie für einen Staatsmann in seiner Stellung unentbehrlich war, fehlte ihm vor allem auch das notwendigste, nämlich die Gesundheit. Durch die amtlichen Anstrengungen und Aufregungen sowie durch wiederholte heftige Anfälle seines alten asthmatischen Leidens litt er sehr an Schlaflosigkeit und dadurch an hochgradiger Herabstimmung seines ganzen Nerven-Systems. Er mußte sich daher im Juli abermals dazu entschließen, einen längeren Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu beantragen, der ihm (d. d. Ems, 15. Juli) in den gnädigsten Worten bewilligt wurde: „Die Veranlassung zu diesem Urlaubs-Gesuche lebhaft bedauernd“ — hieß es in der Allerhöchsten Ordre — „wünsche Ich mit der aufrichtigsten Theilnahme, daß der Ihnen ärztlich verordnete und von Ihnen beabsichtigte Aufenthalt in hoher Gebirgsluft von den wohlthätigsten Folgen für Ihren Gesundheitszustand begleitet sein möge.“ — —

Einige Wochen vorher war auch etwas für Roon's Privatleben Erwähnenswertes geschehen: der im Monat Juni vollzogene Verkauf seines Gutes Gütergoh. R. war zu diesem Entschlusse gelangt, weil er sich überzeugt hatte, daß jenes Gut wegen seiner Bodenverhältnisse nicht zu einem dauernden Familien-Besitze geeignet sei — was bei seiner Erwerbung, in Übereinstimmung mit dem gelegentlich der Verleihung der Dotationen ausgesprochenen Königlichen Wunsche

doch beabsichtigt gewesen war. Dazu kam, daß für ein ganz stilles, zurückgezogenes Leben, wie der Feldmarschall es bei seinem oft leidenden Zustande für seine alten geschäftslosen Tage wünschen mußte, die große Nähe von Berlin fernerhin nicht günstig erschien.

Übrigens trat er noch in demselben Sommer zur Erwerbung einer andern Besitzung in Unterhandlungen, und diese führten auch sehr bald zur Erwerbung des im Kreise Görlitz in anmutiger Gegend gelegenen Rittergutes Krobnitz, welches von den bisherigen Besitzern (Familie v. Derßen) erbteilungshalber zum Verkaufe gestellt worden war. —

Seine im Juli angetretene Erholungsreise lenkte der Feldmarschall zunächst an den Rhein, wo er in Düsseldorf und Bonn wieder die alten, lieben Plätze und Freunde aufsuchte, dabei in Wehmut des treuen, nun schon längst heimgegangenen Berthes gedenkend. Dann ging er, immer von seiner Gemahlin begleitet, den Rhein hinauf, über Wiesbaden und Heidelberg nach dem Schwarzwalde, wo in Rippoldsau ein längerer Aufenthalt (bis Ende August) genommen wurde, der seiner Gesundheit auch recht zuträglich war.

Von dort aus kehrte er auf kurze Zeit nach Berlin zurück. Auf der Reise wurde Krobnitz besichtigt und der Ankauf zum Abschlusse gebracht. — In Berlin erkrankte der Feldmarschall wieder und mußte daher, einen geplanten Besuch bei den Verwandten in Pommern aufgebend, sich dem Verlangen seiner Ärzte fügen, welche aufs neue einen längeren Aufenthalt im Süden zu seiner Erhaltung für durchaus erforderlich erklärten. Auf dem Wege dorthin nahm er noch einen ihm zum Ankauf angebotenen Landsitz — Neuhof bei Koburg — in Augenschein. Dieser, in herrlicher Gegend und stiller Einsamkeit gelegen, wurde auch sehr begehrenswert gefunden, besonders weil er ein vollständig und bis aufs Kleinste sorgsam eingerichtetes Wohnhaus hatte, welches sofort bezogen werden konnte. Die (übrigens nur etwa 700 Morgen große) Besitzung gehörte einer Frau Souchan, einer geborenen Engländerin und Schwiegermutter des (späteren) Ministers Freiherrn von Lucius; letzterer führte auch die (zunächst resultatlos bleibenden) Verkaufs-Verhandlungen. Im letzten Augenblicke, kurz bevor der Feldmarschall, welcher in südlicher Richtung weiter gereist war, Deutschland verlassen wollte, kam jedoch auf telegraphischem Wege noch eine Einigung zu stande. Moon kehrte darauf um und entschloß sich, da das Wetter (in der zweiten Hälfte des September) noch sehr günstig war, zunächst mit seiner Gemahlin noch zu einem längeren Aufenthalte auf der neu gewonnenen Besitzung, wo ihn mehrere Mitglieder seiner Familie auch sofort besuchen konnten, zu verweilen.

So sehr er sich daran und an der stillen Einsamkeit in prächtigen Natur-Umgebungen erfreute, so mußte er sich doch schon in den nächsten Wochen überzeugen, daß er selbst in der denkbar größten Ruhe auf Wiedergewinnung seiner Kräfte und Erstarfung seiner Nerven nicht rechnen dürfe und daher gänzlich unfähig sei und bleibe, seine Amtsthätigkeit wieder aufzunehmen.

So richtete er denn schon Anfang Oktober von Neuhof aus die lediglich durch seinen zerrütteten Gesundheitszustand begründete Bitte an Seine Majestät um völlige Entlassung aus seinen Staats-Ämtern.

Des Näheren sind seine Motive aus seinen nachstehenden Briefen zu ersehen:
An Blankenburg (vom 8. Oktober 1873):

„— — Die wunderschönen Herbsttage, die uns Gott hier gönnt . . . mahnen mich fortwährend an die Freude, die es uns machen würde, Euch unser kleines Besizthum und den großen Park, in dem es liegt, zu zeigen. — — Wir denken aber mit Bangen an die Möglichkeit, daß der Gnadensommer etwas früher endigen könnte. Noch blühen die schönsten Rosen, aber das Laub hat angefangen, sich zu färben . . . daher: venite presto, prestissime . . .

Mein Urlaub geht zwar eigentlich mit dem 16. d. M. zu Ende, aber ich bin entschlossen, gestützt auf ein Wort des Königs, so lange hier zu bleiben, als es mir gefällt und nach Berlin nur zurückzukehren, um mein dortiges Hauswesen aufzulösen und dann nach dem Süden zu gehen. — Nachdem ich am 5. d. M. mein Immediatgesuch um Enthebung von meinen Ämtern eingereicht und mich fest entschlossen habe, darauf zu beharren, werde ich bei der Rückkehr nach Berlin auch keinerlei Geschäfte wieder übernehmen, weil ich es nicht kann, weil eine nachhaltige und regelmäßige Führung der Amtsgeschäfte über meine Kräfte geht und es dem Dienst-Interesse geradezu widerspricht, wenn Preußens wichtigste beiden Staats-Ämter in altersschwachen Händen bleiben, die höchstens noch rhapsodisch zu irgend einer einzelnen Leistung, nicht aber zu einer andauernden Thätigkeit geschickt sind. Ich hoffe, der König wird Kameke nun, statt meiner, und zwar ohne Verzug zum Kriegsminister ernennen, wie ich beantragte . . . Dies bedingt die Räumung meines seit 14 Jahren bewohnten Hotels . . . Alsdann werde ich wiederum gen Süden ziehen, was für meine — ich will nicht sagen — „Genesung“ — aber wohl „Erhaltung“ unerläßlich ist. Ich habe 53 Dienstjahre, worunter 14 Minister-Jahre und 4 Kriegsjahre; ich glaube damit meine Pflicht gegen König und Vaterland wohl erfüllt zu haben; aber gewiß würde ich nicht an Ruhe und Ausspannung denken, wenn ich arbeitsfähig, wenn meine fernere Einspannung nicht den Interessen, für die ich so lange gewirkt, geradezu schädlich wäre. Ich, abgestumpft wie ich bin, fühle mich außer Stande, die herabrausenden Fluthen aufzuhalten und zurückzudämmen. Durch Bismarck's Verdeutschung à tout prix ist mir mein Preußisches Programm unbrauchbar geworden; mit ihm gegen den liberalen Strom wäre allenfalls noch eine Weile gegangen; gegen beide, das geht über meine Kräfte. Ich habe durch meine Zustimmung zur Kreis-Ordnung und den Mai-Gesetzen bewiesen, daß ich den conservativen Standpunkt von 48 überwunden habe und vernünftige Fortentwicklung aufrichtig will, aber zu einer überstürzenden Cadence fehlt mir der Athem in physischem und bildlichem Sinne. Es schneidet mir in's Herz, daß ich nicht mehr steuern und wehren kann — aber der Wille allein thut's nicht. — —

Dein alter A.

An Fürst Bismarck:

Neuhof, 12. Oktober 1873.

„Nachdem ich an Seine Majestät vor einigen Tagen meine Bitte um Enthebung von den mir anvertrauten Ämtern adressirt habe, wende ich mich, unter

Anrufung unserer alten Freundschaft an Sie, mein theurer Fürst, um Sie inständigst zu bitten, meinem Gesuche nach Kräften Vorschub zu leisten. Ich bin ganz fertig mit meinen geringen Fähigkeiten für den öffentlichen Dienst und daher fest entschlossen, die mir obliegenden Amtsgeschäfte nicht wieder zu übernehmen; es widerstrebt meinem Ehrgefühl, noch länger etwas zu scheinen, was ich nicht sein, wenigstens nicht mehr sein kann; es verstieße wider Pflicht und Gewissen, alle Ehren und Vorzüge meiner Stellung fort zu genießen, mit dem Bewußtsein meiner totalen Leistungsunfähigkeit, wenigstens für jedes amtliche Thun, welches von ihrem Inhaber eine regelmäßige und andauernde Thätigkeit erfordert, nicht bloß gelegentliche Impromptu's oder irgend eine zufällige rhapsodische Leistung. Auch habe ich die Überzeugung meiner Entbehrlichkeit — vielleicht schon zu spät — gewonnen; dafür ist dieselbe aber gegenwärtig um so stärker, so stark, daß ich ihr unmöglich untreu werden kann. Überraschen wird mein Entschluß Niemand, Sie, mein verehrter Freund, am wenigsten, der Sie meine wachsende Hinfälligkeit seit Jahren beobachten konnten, auch wenn diese Hinfälligkeit nicht durch meine 71 Jahre und die letzten 14 Jahre meiner Vergangenheit hinreichend motivirt wäre.

Ich habe Se. Majestät gebeten, den General von Kameke an meiner Stelle zum Kriegs-Minister zu ernennen, da das Siamesenthum mit mir ihm je länger je unerträglicher werden und jedes Provisorium, je früher desto zweckmäßiger, zu Ende gehen muß. Zugleich aber habe ich auch dringend gebeten, das Minister-Präsidium von mir zu nehmen, welches von Anbeginn an gleichfalls den Stempel des Provisoriums an der Stirn trug. Mag es sein, daß der Bestand des Ministeriums aus politischen Gründen vor den Wahlen nicht alterirt werden soll. Aber — selbst wenn ich deshalb auch noch kurze Zeit innerhalb des Staats-Ministeriums mit meinem Namen figuriren müßte — ich bin außer Stande, Geschäfte wieder zu übernehmen, und erbat daher von Sr. Majestät auch die Fortdauer meines Urlaubs, um dem Rathe der Ärzte folgend den Winter im Süden zuzubringen. — Vielleicht erscheinen meine Entschließungen Sr. Majestät erheblich genug, um mit Ihnen darüber zu conferiren, und erbitte ich daher von Ihrer Freundschaft, meinen Standpunkt des non possum wohlwollend zu vertreten, weil ich den Herrn weder erzürnen noch kränken möchte, sondern den größten Werth auf die Erhaltung seiner gnädigen Gesinnung lege. Wenn Se. Majestät . . . befehlen sollte, daß ein alter Diener fort dienen soll, selbst wenn er nicht mehr kann wie ich: so werde ich natürlich auch meinen letzten Athemzug noch hergeben; einen andern Zweck aber hätte es nicht!

Zum Schlusse dieser Zeilen, die Sie als amtliche nicht ansehen wollen, denn sie sind par excellence privatim und freundschaftlich — erlauben Sie mir, Ihnen aus vollem Herzen nochmals mein: „Adelante, adelantador atrevido!“¹⁾ zuzurufen und Gottes Segen für Ihr ferneres gedeihliches und großartiges Wirken zu erflehen; und das werde ich immer thun, bis an mein vielleicht nicht mehr

¹⁾ d. h. etwa: „Vorwärts, immer vorwärts fühner Held!“

fernes Lebensende, gleichviel ob ich auf der Bühne oder im Zuschauer-Raume meinen Platz habe!

In aufrichtiger Treue

Ihr Roon.

* * *

Se. Majestät der Kaiser antwortete (am 14. Oktober) auf das „mit lebhaftestem Bedauern entgegengenommene“ Entlassungsgesuch zunächst durch einstweilige Urlaubs-Verlängerung.

Schon vorher hatte Er übrigens seinen Feldmarschall und langjährigen Getreuen mit andern neuen und hohen Gnadenbezeugungen überhäuft; so durch die nachstehenden Allerhöchsten-Cabinets Ordres:

„Nachdem Ich beschloffen habe, daß die im Bau befindlichen Forts bei Straßburg ihre Namen nach denjenigen Männern erhalten sollen, welche sich um die Erfolge des letzten Krieges besonders verdient gemacht haben, erfülle Ich eine Pflicht des wärmsten Dankes und der lebhaftesten Anerkennung, indem Ich bestimme, daß das Fort Nr. 3 künftig den Namen „Fort Roon“ führen soll. Es gereicht Mir zum besonderen Vergnügen, Sie an dem heutigen Erinnerungstage der denkwürdigen Schlacht von Sedan hiervon zu benachrichtigen.

Berlin, den 1. September 1873.

(gez.) Wilhelm.

„Für Ihr langjähriges Wirken als Kriegsminister kann es kein schöneres und erhebenderes Fest geben, als dasjenige, welches wir heute feiern. In drei Kriegen, unter immer größer werdenden Anforderungen, sind unsere Fahnen von Sieg zu Sieg gegangen — das ist ein sichtbares Zeichen, daß Gottes Segen auf Ihrem Wirken als Kriegs-Minister geruht hat und daß der warme Dank, den Ich Ihnen heute aus vollem Herzen ausspreche, ein wahrhaft verdienter ist; mögen Sie eine äußere Bethätigung desselben darin erkennen, daß Ich Ihnen hierdurch den Schwarzen Adler-Orden in Brillanten verleihe.

Berlin den 2. September 1873.

(gez.) Wilhelm.

In diesen ersten Septembertagen that der Feldmarschall auch seine letzten Dienste vor der Öffentlichkeit: am 1. September leitete er die Feier der Grundsteinlegung für die Haupt-Kadettenanstalt in Lichterfelde — für deren Errichtung er schon seit Jahren eifrig thätig gewesen war — und hielt bei diesem Anlasse eine Ansprache an den König; und am 2. September durfte er in seiner Eigenschaft als Minister-Präsident in Anwesenheit einer großen Festversammlung von des Kaisers und Königs Majestät den Befehl zur Enthüllung der auf dem Königsplatze errichteten Sieges-Säule erbitten. — Am 1. November empfing Roon noch das äußere Zeichen seiner höchsten Würde: den Feldmarschallstab. Der Monarch sandte ihm denselben als Sein Geschenk „mit dem herzlichsten Wunsche, daß dieser Feldmarschallstab sich recht lange in Ihrer Hand befinden möge!“ —

Acht Tage später erfolgte dann die Bewilligung der erbetenen Entlassung durch jene denkwürdige Allerhöchste Cabinets-Ordre, welche den Abschluß einer selten glorreichen Dienst-Laufbahn bezeichnet und deshalb auch an dieser Stelle noch einmal wiederholt werden möge:

„Ich kann Mich leider der Überzeugung nicht verschließen, daß Ihr wiederholtes Gesuch um Übertritt in den Ruhestand durch Ihre leidende Gesundheit zu sehr begründet ist, um dessen Gewährung ablehnen, oder auch nur weiter verzögern zu können. Ich gewähre Ihnen daher — aber mit schwerem Herzen — den gewünschten Abschied, indem Ich Sie hierdurch, unter Entbindung von der mit so großer Auszeichnung bekleideten Stellung als Kriegs-Minister, mit der gesetzlichen Pension zur Disposition stelle. — Sie tragen in diesem Verhältniß auch ferner die activen Dienstzeichen, und verbleiben auch in der Liste der activen General-Feldmarschälle, sowie in Ihrem Verhältniß als Chef des Ostpreussischen Füsilier-Regiments Nr. 33, damit Sie der Armee, auf deren Ehrentafeln Ihr Name für alle Zeiten steht, auch durch ein äußeres Band angehören, so lange Sie leben. —

Ich danke Ihnen nochmals warm und von ganzem Herzen für Alles, was Sie in Ihrer langen Dienstzeit in allen Ihren innegehabten Stellungen für Meine Armee gethan haben. Vor Allem aber nehmen Sie hier nochmals Meinen Königlichen Dank entgegen für Ihre Leistungen, für Mich und Meine Armee, seitdem Ich Sie zum Kriegs-Minister ernannte. Sie haben Mich bei Durchführung der Reorganisation der Armee mit seltener Umsicht, Consequenz und Energie unterstützt, und die Früchte Ihrer schweren Arbeit haben nicht auf sich warten lassen. Zwei glorreiche Kriege haben die Tüchtigkeit unserer Kriegs-Institutionen bewährt, und bei der nunmehr erfolgten Vergrößerung des Heeres ist es wiederum Ihr Werk gewesen, dieselbe in kürzester Zeit ins Leben zu rufen. —

Mögen Sie sich nach Ihrer treuen Arbeit der wohlverdienten Ruhe noch lange erfreuen, und mögen Sie versichert sein, daß Ich niemals aufhören werde, Meinen in vielfach schwerer und bewegter Zeit immer bewährten Kriegs-Minister in ehrender und dankender Erinnerung zu behalten! —

Als Andenken an den schweren Augenblick unserer Trennung sende Ich Ihnen Meine Büste in Marmor. — Berlin, den 9. November 1873.

Ihr dankbarer König

(gez.) Wilhelm.

An
den General-Feldmarschall Grafen v. Roon,
Staats- und Kriegs-Minister. —

Eine vom selben Tage datierte Allerhöchste Ordre, gegengezeichnet vom Minister Graf Eulenburg, gewährte in den gnädigsten Ausdrücken gleichzeitig die Enthebung von dem Amte als Minister-Präsident. Bekanntlich wurde dieses wiederum dem Fürsten Bismarck übertragen, Minister Camphausen zum Vize-

präsidenten des Staatsministeriums und General v. Rameke zum Kriegsminister ernannt.

* * *

Als der Feldmarschall nach Berlin zurückkehrte, um seinen dortigen Hausstand aufzulösen und sich allseitig zu verabschieden, fand er den Fürsten Bismarck dort nicht mehr vor. Doch empfing er von diesem noch vor seiner Abreise folgende Zuschrift:

Barzin, 20. November 1873.

Lieber Roon.

Ihre freundlichen und traurigen Mittheilungen vom 12. v. M. an mich gingen parallel mit Ihren amtlichen Eingaben an Sr. Majestät und machten mir leider, im Verein mit Ihrem Schreiben an Moritz und mit der amtlichen Mittheilung des Kaisers vom 14. über Ihre immediate Abschieds-Eingabe, eine Situation klar, mit der ich ungern vertraut werden wollte. Ich verschob meine Äußerung bis ich in Wien mit Sr. Majestät mündlich darüber reden konnte, und empfahl die Bewilligung bezüglich des Kriegsministeriums, den Aufschub bezüglich des Präsidiums. Der Kaiser war damit einverstanden. In Berlin sah ich Eulenburg und Camphausen, welche für schwierig hielten dem Landtage ohne Definitivum gegenüberzutreten. Ich selbst war nicht gesund genug um die Geschäfte in die Hand zu nehmen, ich war pflichtmäßig nach Wien gegangen, kam acut krank hier wieder an und brauche noch Ruhe. Eulenburg wollte oder konnte nicht, und Camphausen hatte die Anciennität nicht um einstweilen an die Spitze zu treten, so ist es gekommen daß ich dem Kaiser von hier aus empfahl was inzwischen von Ihm befohlen ist. Gleichzeitig wurde der Eintritt von Moritz (Blankenbourg) von uns verahndet und von mir in demselben Schreiben bei Sr. Majestät beantragt.¹⁾ Ich habe es abgelehnt, Moritz vertraulich zu sondieren; ich hatte das, bezüglich Stettin und Berlin, zweimal gethan, und nachdem ich sein Widerstreben überwunden, wurde nichts daraus. Ich verlangte also, daß er diesmal auf allerhöchsten Befehl amtlich und nicht von mir freundschaftlich, gefragt werde. Das Weitere wird Ihnen genauer als mir bekannt sein. Moritz hat mir am 16. d. geschrieben.“ — — — — Nachdem Bismarck seiner Unzufriedenheit über Blankenbourgs Ablehnung und die Haltung seiner Fraktionsgenossen und der „Junfer“ lebhaften Ausdruck gegeben, fährt der Brief fort: „ . . ich stehe dienstlich auf der Bresche und mein irdischer Herr hat keine Rückzugslinie, also: vexilla regis prodeunt, und ich will, krank oder gesund, die Fahne meines Lehnherrn halten, gegen meine factiösen Bettern so fest wie gegen Papst, Türken und Franzosen. Vermüde ich, so bin ich anschlagmäßig verwendet und der Verbrauch meiner Person ist vor jedem Rechnungshofe justificirt. Durch Ihren Austritt bin ich vereinsamt, unter — Ministern — die einzig fühlende Brust. Der Rest vom alten Stamm der bleibt, ist faul — — —

¹⁾ An Stelle des in denselben Tagen zurückgetretenen Landwirtschafts-Ministers Graf Königsmarck.

Ich wollte Ihnen nur ein herzliches Lebewohl schreiben, und nun komme ich auf sechs Seiten solcher Abirrungen. Sehen werden wir uns ja doch im Winter, und persönlich also nehme ich nicht Abschied. Wir werden mündlich doch noch manchen Rückblick auf die 11 Geschichtsjahre thun können, die Gott uns zusammen hat durchkämpfen lassen, und in denen wir mehr von seiner Gnade erlebt haben, als wenigstens mein Verstehen und Erwarten faßte. Im Amte aber wird es einsam um mich sein, je länger je mehr; die alten Freunde sterben oder werden Feinde, und neue erwirbt man nicht mehr. Wie Gott will. Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sophaplatze nicht ausgefüllt finden, und dabei denken: „ich hatt' einen Kameraden.“ — Man wird alt, das hat sein Gutes, man ist zufrieden mit Knochen und Leder, an sich und Andern. Der Postbote mahnt, herzlichen Gruß und auf baldiges Wiedersehen.

Ihr treuer Freund

v. Bismarck.

In betreff der oben erwähnten Verhandlungen mit Blankenburg erfahren wir näheres durch das Schreiben, welches dieser einige Tage früher (Zimmerhausen, 11. November) an Roon gerichtet hatte:

„Alea jacta est! Gestern habe ich an Eulenburg einen festen Absagebrief geschrieben, der mit diesem nach Berlin fährt. Ich war natürlich auf diese Wendung vorbereitet — aber darauf allerdings nicht, daß Bismarck mich auf solche Weise — ohne die geringste Andeutung mir hier zu machen¹⁾ — an den Graben heranreiten würde. Daß ich in dies Ministerium — das „Bismarck“ heißen wird und „Camphausen“ sein wird — nicht eintreten konnte, wenigstens nicht ohne viele „wenn's und aber's“ — darüber war ich nicht einen Augenblick zweifelhaft sofort wie der Zeitungsklatsch darüber anfing.

Aber darüber habe ich 24 Stunden nachgedacht, wie ich am wenigsten verletzbar „nein“ zu sagen hätte. Mündlich? nach Verhandlungen? Welcher Art konnten die sein — die konnten sich doch nur auf Neugestaltung (in spe) des wunderlichen Ressorts beziehen. — Ich habe den Weg des Briefes gewählt in der meiner pommerschen Natur möglichen höflichsten Form!

Die Tragweite meines „nein“ — nachdem die Einstimmigkeit des Ministerii und Einwilligung des Königs constatirt war — ist mir wohl bekannt. Bismarck bekommt indirekt wenigstens nun auch durch mich einen empfindlichen Schlag, und ich kehre nach 20 jährigem parlamentarischen Tanze wie der Lachs aus hoher See — in den Cardeminer Bach zurück um hier — da wo ich geboren — zu sterben.

Indeß eintreten konnte ich nur wenn ich dadurch meine Zustimmung gab zu der letzten Legislaturperiode und wenn ich auch nur hoffen konnte unter Camphausen's mächtigstem Einfluß dem mit Füßen getretenen landwirthschaftlichen Gewerbe aufzuhelfen. Beides konnte ich nicht!

¹⁾ Fürst Bismarck war im September in Zimmerhausen zum Besuch gewesen. — D. H.

„Wer weiß Gutes zu thun und thut es nicht — dem ist es Sünde.“ Ich weiß hier Gutes zu thun — namentlich in meiner neuen Pflicht als Minister in den Angelegenheiten meines lieben Gerhard¹⁾ — in Berlin wüßte ich es nicht. Im Dezember sagte ich „ja“ (sehr gequält wie Du weißt) in der Idee, daß ich der conservativen Rechtschwenkung eine Stütze sein sollte — es sollte eine conservative Mehrheit im Ministerio geschaffen werden — heute soll ich in ein Ministerium treten in dem doch höchstens Kameke noch mit mir wäre — denn Bismarck wird in Preußen Camphausen wirthschaften lassen, darüber habe ich nicht den geringsten Zweifel. Daß die sämtlichen Kollegen nach mir angelten in der Hoffnung — daß ich etwaige horrenda die B. ihnen zumuthen wird — abdämpfte und am besten noch die Besänftiger-Rolle des immerhin Gefürchteten übernehmen könnte — ist mir klar — sie waren ihrer Sache gewiß, daß ich als etwaiger conservativer Keil auf dem mir sehr unbekanntem Felde ihnen weniger schaden könnte — da doch meine alten Freunde und vor allem die stets schürende Kreuzzeitung mich als Abtrünnigen der Partei behandeln würden — — —

Wie freue ich mich — daß Du frei bist! u. s. w.“

In einem andern Briefe hatte Blanckenburg die damalige Situation schon ähnlich beurteilt, wenn er schrieb: „Was weiter werden soll im Vaterlande? Ich weiß es nicht. Mit politischen Parteien ist es vorläufig aus. B. hat in Pommern jede Brücke, die ich noch wieder hätte bauen können, zerstört. Er geht nun (wider Willen vielleicht) liberale Wege . . . Wir müssen jetzt nach Allem was geschehen ist — den liberalen Kelch bis auf die Hefe leeren! Es giebt keinen andern Weg, wenn B. nicht vollständig umkehrt. Eine conservative Mittelpartei (wie er träumt) ist ein Unding!

Dein getreuer Moriz.

Roon seinerseits war trotz der Wehmut, welche die Trennung von seinen Ämtern, seinen Untergebenen, allen Berliner Umgebungen -- vor allem aber von seinem huldreichen Monarchen naturgemäß mit sich brachte — doch herzlich froh, von den politischen Sorgen nun endlich erlöst zu sein.

„Alt bin ich“ — so schrieb er in jenen Tagen einem seiner nächsten Angehörigen — „jung aber noch in der herzlichen innigen Liebe zu meinem Könige, meinem Lande, meinen Kindern und meinen Freunden. Das hoffe ich bis an mein seliges Ende auch zu bleiben.“

Erfüllt von diesen Empfindungen hat er damals alle seine zahlreichen Angehörigen und eine Anzahl nahestehender lieber Freunde, bisheriger Untergebener u. noch einmal in seiner Wohnung im Kriegsministerium zu festlichem Mahle um sich versammelt — in denselben Räumen, in welchen er mit seiner Frau so lange Zeit eine seiner Sinnesart entsprechende, einfache, aber unbeschreiblich gemüthliche Gastlichkeit geübt hatte. Den Seinigen waren diese Räume durch den denkwürdigen 14jährigen Aufenthalt oder Verkehr in denselben fast zur lieben Heimat

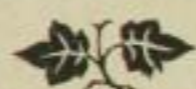
¹⁾ Gerhard v. Thadden-Bahnerow, Blanckenburg's Schwager, war wenige Wochen vorher (durch Sturz in einem neuerbauten Hause) eines plötzlichen Todes gestorben. D. S.

geworden — in welcher Noth wie ein Patriarch über ihnen waltete. Jetzt, bei der Trennung, verlebten sie dort noch Abschiedsstunden, die jedem unvergeßlich geblieben sind. —

Der Anfang Dezember aber fand den Feldmarschall, begleitet vom Stabsarzt Dr. Preuße (der in Assistenz des General-Arztes Dr. Böger schon in den letzten Jahren beständig über seiner Gesundheit gewacht hatte), sowie von seiner Gemahlin, mehreren andern Familien-Gliedern und der nötigen Dienerschaft, auf der Reise nach Stalien. Er wünschte dort, im Kreise lieber Angehöriger, mindestens ein halbes Jahr lang ständigen Aufenthalt zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.



Die Schatzsucher.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Still lag nun das Dreieck, welches die imaginären Verbindungslinien zwischen den drei nicht mehr wahrnehmbaren Kirchturmspitzen umschlossen, still und nachtüblich dunkel. Zwei Lichter allein noch machten den droben am Himmel zu tausenden flimmernden Glühwürmchen oder Funkegestirnen Konkurrenz; nach Zeit und Örtlichkeit konnten es nur ein paar Unschlittkerzen in alten Messingleuchtern sein, doch für die gegenwärtigen Rußnießer derselben waren sie von ungleich größerer Bedeutsamkeit als sämtliche bekannten und noch unbekanntem Weltallsfonnen des Firmaments. Das eine Talglicht brannte zu Poppenrode und sah mit einer langen, rotglimmenden Schnauze, an die Feuerrute eines schicksalschweren Kometen gemahnend, in der Burgkemenate Daniel Ulfilas' auf die knirschende Gänsekielfeder des letzteren herab, mit der er für die Nachwelt die ihm entgegengetretenen Ereignisse des heutigen Tages und seine Folgerungen aus diesen aufbewahrte. Es mußten Berichte sein, die nicht nur den Erstatter, sondern ingleichem die Feder in hochgradige Erregung versetzten, denn sie sträubte sich wider den ihr aufgezwungenen Frohndienst und warf knisternd über das grobkörnige Papier eine schwarze Kartätschenladung um sich. Der Schein der andern Kerze dagegen fiel um eine halbe Wegstunde mehr gen Süden aus einem Gastzimmer des Dreiangels auf die Heerstraße hinaus, doch zunächst ebenfalls auf ein rasch sich mit Schriftzügen bedeckendes Papierblatt. Nur war sowohl dies letztere als die ersteren etwas feiner geartet, und Gertrud Heidelerche hielt ab und zu ein Weilchen mit der Feder inne, griff nach der messingnen Lichtscheere und pußte damit den vor ihr aufglühenden Docht ab. Hin und wieder indes that sie dies

auch einmal, ohne daß eigentlich eine Bedürfnisnotwendigkeit vorlag, sah dabei ein paar Sekunden mit den grauen Augen in die gelbe Lichtflamme hinein, als ob sie sich von derselben auch etwas wie innerliche Erleuchtung verheiße, und schrieb dann an ihrem Briefe weiter. Dieser trug die Überschrift oder Anrede: „Lieber Schatz!“ und setzte sich des weiteren fort:

„J'y suis, j'y reste. Wo? Hier! Und da Du ebenso klug als wohlerzogen und neugierlos bist, fühlst Du Dich durch die Antwort vollständig befriedigt und enthältst Dich aller weiteren Fragen — die Du nicht an ihre Adresse bringen kannst. Doch will ich Dir verraten, daß ich in der großartigsten Gegend des deutschen Vaterlandes bin, mit Naturschönheiten so überfüllt, wie mein Herz gegenwärtig mit Sehnsucht nach Dir, oder wie unsre Stadt mit hinreißend liebenswürdigen Menschen.

Auf welche Weise ich hierher gekommen bin? Zuerst in einer Droschke, dann auf der Eisenbahn und schließlich vermitteltst meiner Füße, die sich augenblicklich für ihre etwas ungewohnte Bemühung dadurch an mir zu rächen versuchen, daß sie ein bischen weh thun.

Wie ich auf den Einfall geraten, mir gerade diesen Fleck Erde auszusuchen? Du weißt, ich war in der Klasse bei Fräulein Nikasia immer eine große Geographin und interessierte mich ganz besonders für die weißen Stellen auf der Karte von Afrika, wo keine Namen standen, sondern dafür die wilden Menschen hausten. Weil es mir aber bis dahin selbst für die Kourage meiner Füße um ein paar Meilen zu weit schien, suchte ich mir einen weißen Fleck, der ein bischen näher war, sonst jedoch ganz meiner idealen Vorstellung von den Äquatorregionen entspricht. Nur sind die Leute hier noch nicht völlig schwarz, sondern erst von der Farbe halb angerösteter Kaffeebohnen, wie ich auch sie bald zu gewinnen hoffe, und dem entsprechend sind sie noch nicht vollkommen wild, sondern noch auf der Stufe, welche Fräulein Nikasia als den Übergangszustand zu den eigentlichen Wilden bezeichnete. Sie wissen nichts von Politik, bildenden Vorträgen, Konzerten und Kunstgeschichte, sprechen wenigstens für gewöhnlich weder französisch noch englisch und haben keine Ahnung davon, was Diners, Soupers, öffentliche und Privatbälle, feine Konversation, guter Ton und Langeweile sind. Ich glaube, sie gähnen nur, wenn sie sich müde fühlen, und ohne dabei zu sagen, daß sie sich unvergleichlich amüsieren. Horreur und shocking! Du ersiehst also, in welcher Wildnis ich mich aufhalte, und ich traf jemanden drin an, der hielt mich erst für taubstumm, dann für verrückt und danach für eine Schauspielerin. So bringt man es doch einmal im Leben zu etwas.

Welches Reisekleid ich angezogen habe? Das ist natürlich eine wichtige Frage, die ich Dir nicht verübeln kann. Ich selbst habe mir darüber, als ich die Reiseabsicht faßte, begreiflicher Weise auch eine Zeitlang den Kopf zerbrochen, bis ich auf den gescheitesten Gedanken kam — erschrick nicht zu sehr — gar keines anzuziehen. Damit bin ich vortrefflich durch die Welt gekommen und empfehle auch Dir das Mittel für ähnlichen Notfall. Es ist nach mehrfachen Richtungen höchst praktisch, leicht, lustig und angenehm, und mir thut's eigentlich

leid, nicht länger davon Gebrauch machen zu können. Nun zerbrich Du Dir Deinen Kopf über Zuschnitt, Stoff, Aufpuß, Farbe und Wirkung dieses vorteilhaftesten Touristenkostüms, bei dem Fräulein Mikasia kaum mehr shocking und horreur von den Lippen gebracht haben würde. Stelle mich Dir gegenwärtig aber nicht mehr darin vor, sondern im höchsten Prunkgewand des von mir betretenen Reiches, wie es nur den hiesigen Prinzessinnen zukommt. Meine Unaufrichtigkeit geht nicht so weit, Dir zu verhehlen, daß ich mein so untoilettiertes Bild einmal — natürlich zufällig und ganz flüchtig — im Spiegel gesehen und dadurch in die Gemütsstimmung versetzt wurde, in welcher sich nach Moses' Aussage der liebe Gott am siebenten Tage bei der Beschauung seiner Schöpfung befunden haben soll. Übrigens hätte er entweder Adam oder Eva daraus weglassen können, dann würde er mir die Unbequemlichkeiten meiner heutigen Fußtour erspart haben.

Das bringt nun auf dasjenige, was Deine — und unser aller — angeborene Neugierlosigkeit am liebsten wissen möchte, und da genieße ich nun durch die Flucht aus Eurem Bildungsparadiese den schätzenswerten Vorteil, liebste Franziska, nur auf solche Fragen antworten zu müssen, die ich selbst Dir in den Mund lege. Aber da ich ja anderseits keine Geheimnisse vor Dir habe — denn welcher Art könnten solche sein? — so will ich auch auf Deine uneigennützigige Frage, warum ich hier bin, erwidern.

Ich könnte sagen, daß meine Ohren zu zart gewesen, um das Schießen, Trommeln, Lärmen und Brüllen auf den Straßen noch länger mit anhören zu mögen, aber das hieße, mich mit einer schönen, weiblichen Mitgift brüsten, die ich nicht bekommen, denn meine Nerven sind leider sehr gesund und viel auszuhalten geeignet. Was nicht aushielt, war mein Kopf, der entschieden zu dumm ist, um die „große Zeit“, wie sie bei euch heißt, und die Notwendigkeit zu begreifen, daß auch ihm die Pflicht zufällt, eine politische Rolle darin zu spielen. Du wirst mich nicht vor der Nachwelt kompromittieren, Fränzchen, wenn ich Dir vertraulichst mitteile, daß ich mich weder für die Umstürzler noch für die Gemäßigten und Konservativen begeistern konnte und daß mir die Demokraten und Aristokraten gleich unsympathisch wurden. Die ersteren lernte ich genugsam in der — Dir ja auch bekannten — Person des Herrn Doktors und Privatdozenten Hermann Greifenhain kennen, der eines Abends mit einem breiten Kalabreserhut und einer langen, roten Stirnschmarre drunter, die er sich bei einer Barrikadenverteidigung geholt hatte, zu uns ins Haus gestürzt kam. Ich sagte ihm, er sehe abscheulich entstellt aus, und was ihn denn der Unsinn draußen angehe, ob der es wert sei, das er schließlich Arm und Bein oder gar sein Leben dafür riskiere. Er aber war natürlich, wie immer, seitdem der Unfug angefangen, in Ekstase, erklärte mir — er hat's auch immer mit der Bedeutung von Namen — daß er nicht umsonst Hermann heiße, einer, der berufen sei, die Waffen für die Befreiung des deutschen Geistes zu führen, Gott weiß, was er schwatzte. Ich antwortete ihm, mein Name — den er mir früher auch schon einmal erklärt hatte — lege mir zum Glück keine solche Verpflichtungen auf, könne ihm leider bei

seinem hohen Aufschwung nicht folgen und erlaube sich, denselben für etwas lächerlich, recht unnütz und außerdem höchst — ich weiß nicht mehr, was — zu halten. Mein Vater, der damals noch an den Erfolg des Aufstandes glaubte, suchte den Barrikadenhelden möglichst an sich zu ziehen, und so kam dieser jeden Tag und berichtete von den großen Thaten des Freiheitsgedankens, an denen er mitwirkte. Kein andres, vernünftiges Wort geriet mehr aus seinem Munde, so daß ich es schließlich nicht länger aushielt, ihm eines Tages sagte, es sei nach meinem Dafürhalten nützlicher, Schafe als Volksrechte zu hüten, und bis er gleichfalls zu dieser Ansicht gekommen sei, würde ich auf das Vergnügen, seine Gesellschaft zu genießen, Verzicht leisten. Grob war's ein wenig, das ließ sich ihm am Gesicht ansehen, aber ertragen konnt' ich's nicht mehr und hielt Wort, was er mir freilich nicht schwer machte, denn er kam ebenfalls seinerseits nicht wieder. Ob zu seinem Schaden, weiß ich nicht, jedenfalls nicht zu meinem. Das war denn meine Erfahrung mit den Demokraten, und die aristokratische ließ nicht lange auf sich warten. Mein Vater gewann die Überzeugung, es werde doch nichts mit der Republik, und die Folge dieser Befeuerung war eine völlig veränderte Gesellschaft in unserm Hause, welche das Gedächtnis an die andere vom März und April wohl ein bischen übermalen sollte. Sie gefiel mir ebensowenig wie die vorherige, eine Persönlichkeit darunter aber mißfiel mir geradezu und zwar um so stärker, je höher das Wohlgefallen meines Vaters an ihr stieg. Das ist nicht nach der Vorschrift des vierten Gebotes, ich kann's indes nicht ändern und nicht alle Auslegungen desselben unterschreiben. Den Betreffenden kennst Du auch, es war der Herr Staatsanwalt und Freiherr von Landschade, höchsten Orts, glaube ich, sehr wohl beleumundet. Ich bin nicht übermäßig eingebildet, Fränzchen, habe ja auch gar keinen Grund dazu, doch es ist Thatsache, daß er sich bei mir in den nämlichen Leumund zu setzen suchte und, als ihm dies mit seinem Kalbsmund (um mich höflich auszudrücken) nicht gelang, sich an meinen Vater wandte und kurz über mich weg um meine Hand oder vielmehr um meine Mitgift anhielt. Höchst ehrenvoll und äußerst aussichtsreich, stellte mein Vater mir vor — ich könnte einmal wirkliche Geheimrätin mit dem Prädikat Excellenz werden — und für ihn sei die Verbindung von der allergrößten Wichtigkeit, da durch dieselbe einige kleine, politische Mißgriffe, zu denen der „unfluge März“ ihn anfänglich verleitet gehabt, freundlich zugedeckt würden. Die Geschichte soll Dich nicht langweilen, ich bekam, täglich um eine halbe Stunde anwachsend, einen Vortrag über Kindespflicht, Tochterdankbarkeit, Hofgunst und Sieg der Reaktion zu hören, eines Morgens brachte mein Vater einen wunderschönen Verlobungsring mit, der würdig sei, daß ich ihn an dem Finger einer geliebten Hand befestige, und die Folge war, daß ich zu der Gewißheit kam, die väterliche und aristokratische Beredsamkeit sei auf die Dauer noch weniger zum Aushalten als die demokratische Begeisterung des Herrn Hermann Greifenhain. Mit der ganzen Perfidie unseres Geschlechtes nahm ich den schönen Ring, antwortete seelenruhig, daß ich ihn nach Wunsch meinem Bräutigam an den Finger stecken würde, und dachte schon darüber

nach, wo ein afrikanisch weißer Fleck auf der Landkarte des deutschen Vaterlandes für mich zu finden sein dürfte. Das Jahr muß wirklich etwas toll und ansteckend sein, eines mit vernünftigerer Luft hätte mich schwerlich auf den Einfall gebracht. Doch am Abend hatte ich mir meinen zweckdienlichen Reiseanzug verschafft — mein mütterliches Erbteil an Hab und Gut, auf das Herr von Landschade es zunächst abgesehen hat, erlaubt mir ja einmal den Luxus einer Prinzessin, eine Toilette nur für eine einzige festliche Gelegenheit anzuschaffen — ich ließ meinem Vater ein Briefchen für den andern Morgen zurück, daß er und sein Schwiegersohn um mich nicht weiter besorgt zu sein brauchten, und fuhr mit dem Nachtzug in die Welt hinaus. Es war eine herrliche Nacht; die Sterne, die unablässig ins Wagenfenster guckten, waren die ersten, die nichts von Politik, Republik, Konstitutionalismus und Absolutismus wußten, und als ich in der Morgenfrühe querein auf einem Feldweg davonwanderte, sangen die Lerchen über mir, als gäbe es gar keine andern und widerwärtigen Töne in der Welt. Und so bin ich heute „hier“ angekommen und habe unterwegs schon einen Platz gefunden, wo ich mich auf den Rücken hinlegen, die Wolken über mir ziehen sehen, unter Umständen die Augen auch einmal zumachen und mich so lange aufhalten kann, bis mein Vater andre Begriffe von töchterlichen Pflichten oder sein hoffnungsvoller Eidam eine andre Staatsanwältin und Freifrau gewonnen hat. Für eine Großstädterin wider Willen, wie mich, hat die Welt hier etwas, als sei sie von der Natur wie eine Illustration zu irgend einem alten Märchen hergestellt, und auf der Wanderung kam mir unwillkürlich auch ein solches, das ich als Kind gelesen, ins Gedächtnis zurück, daß es so lebendig vor mir stand, als ob ich selbst darin mithandelte —“

An dieser Stelle putzte die Brieffschreiberin Gertrud Heidelerche den Docht ihrer Lampe, sah danach ein Weilchen in die gelbe Flamme hinein und griff dann nochmals zu der alten messingnen Lichtscheere, obgleich nicht das geringste Schnäuzchen für diese vorhanden war. Doch es schien, daß sie solcher Unterstützung bedurfte, um sich auf das alte Märchen recht besinnen und weiter fortfahren zu können:

„Ich weiß nicht, ob Du die Geschichte kennst, und will sie Dir kurz erzählen. Ein Holzhauer muß zur Arbeit in einen großen, einsamen Wald, seine Tochter soll ihm das Mittagbrot nachbringen, und damit sie ihn finden kann, streut er unterwegs Hirse aus, wo er gegangen. Aber die Finken und Zeisige pickten die Hirse auf, die Tochter findet den Vater nicht, sondern kommt abends zu einem Waldhaus, in dem es ihr übel ergeht, weil sie nicht mitleidig gewesen. Am nächsten Tag streut der Holzhauer bei seinem Gang in den Wald Linsen aus, damit seine zweite Tochter ihn mit dem Mittagessen findet. Aber die Amseln und Drosseln picken auch die Linsen weg, und ihr geschieht alles genau wie ihrer Schwester. Am dritten Tage streut der Vater Erbsen, die freilich der dritten Tochter auch nicht nützen, weil sie von den Holztauben aufgelesen werden. So kommt das Mädchen gleichfalls in das gefährliche Wald-

haus, ist aber mitleidig und erlöst dadurch den verzauberten Klausner, der natürlich zum Königssohn und zu ihrem „lieben Manne“ wird.

Nun fragst du vermutlich nach der Moral der Geschichte, wie jedes ordentliche Märchen sie doch besitzen muß. Das habe ich auch gethan, kann indes nicht dahinter kommen, was besser ist, Hirse, Linsen oder Erbsen auf den Weg zu streuen, wenn man in den großen Wald geht. Nur eines ist mir klar geworden, das Mitleid bildet die Hauptsache und bleibt unerläßlich für den guten Ausgang, bei dem sowohl der Königssohn als auch das Mädchen sich am besten stehen. Und so sind doch die Erbsen nicht ganz nutzlos, denn indirekt bringen sie die beiden ja zu einander.

Ob es wohl auch ein Märchen in umgekehrter Weise giebt, daß der Königssohn ausgestreuten Erbsen nachgeht, um das Mädchen im Walde aufzufinden?

Ich vergesse, der Unglückliche ist ja von einer bösen Fee verzaubert und hat weder Augen noch Ohren für andres als das, womit sie ihn behext hält.

Was das für dummes Zeug ist, sagst Du! Aber Märchen haben immer etwas davon, und wenn einem obendrein die Augen vor Müdigkeit zufallen, da wird's leicht ganz närrisch. Nun, Du bist zum Glück so verständig, lieber Schatz, daß Dir ein bißchen Thorheit nichts anhaben kann. So lebe wohl! Wie dieser Brief zu Dir kommen soll, ahne ich noch nicht, und auf eine Antwort von Dir muß ich ja leider vor der Hand verzichten. Nicht, als ob ich mich Deiner Verschwiegenheit nicht unfehlbar versichert wüßte, aber für Leute, die in ein Märchenland geraten sind, ist es Vorschrift, ohne besondere Gründe keine Erbsen auszustreuen. Und diesem Gebot fügt sich seufzend

Deine

Gertrud Heidelerche, bisher Liuba benannt.

Ich will mich nicht vor meinen sogenannten Schwestern dadurch auszeichnen, daß ich keine Nachschrift mache. Denke Dir, heute Abend laufe ich hier in meinem „Wald“ mit meiner Nase fast gegen eine andre, männliche und überbrillte Nasenspitze aus unsrer lieben Vaterstadt an. Mein Schreck war im ersten Augenblick nicht gering, freilich erkannte der Inhaber der beiden Augengläser mich nicht, obgleich er mich mehrfach in unserm Hause zu sehen Gelegenheit gehabt, und hielt mich mutmaßlich für eine in hiesiger Gegend einheimische Pflanze. Aber bequem ist mir seine Anwesenheit doch nicht, und für den Notfall werde ich wohl danach trachten, ihn aus dem Wege zu räumen. Ich glaube, daß ich ein sicheres Mittel dafür besitze; er thut mir zwar leid, doch das Jahr macht gefühllos, und ich hege alsdann die Absicht, ihn als Hochverräter einfangen und gefesselt fortführen zu lassen. Dazu bedarf's nur einer einzigen Erbse. Nun unterhalte Dich gut und lehrreich weiter, Liebste, über Bundestagsreform und Nationalversammlung, die Paulskirche in Frankfurt a. M. und die Wiederherstellung der deutschen Kaiserkrone, während derweil ländlich-geruhjam mit Kückert träumen will „von Schäfern und von Schafen“

Deine

Liuba.

Schafe sind alle, welche sich von dem wüsten Hundegebell in unsern Tagen dazu bringen lassen, ihre Vernunft einzubüßen und in tollem Rudel mit über Gräben und Zäune wegzusehen, ob sie den Hals dabei brechen oder nicht. Dazu gehört nicht

Deine

L.

Diesmal war es ein wirkliches weibliches Postskript.

L."

Die Schreiberin faltete den beendigten Brief zusammen; ihr kleiner Kasten enthielt vorsorglich auch eine rote Lackstange zur Herstellung eines Siegels, und die Aufschrift an „Fräulein Franziska Langenfeld“ krönte das nächtliche Werk. Die Augenlider der Urheberin desselben nickten in der That müde herunter, sie stand auf, blieb jedoch, in die jetzt rotglühende Lichtzunge schauend, noch am Tische stehen und sagte ein wenig schläfrig halblaut vor sich hin:

„Daß ich das Buch zurückschickte, weil ich plötzlich verreisen mußte, das war ein Hirsekorn —

Daß das Mädchen auf eine etwaige Frage geantwortet, sie glaube, ich hätte etwas von einem weißen Fleck in Afrika gesagt, das war eine Linse —

Daß ich von der Endstation geschrieben, ich bäte höflich um Entschuldigung, das geliehene Buch so lange behalten und ganz vergessen zu haben, aber die Vorbereitung zu einer Fußwanderung über die Heide nach einem Landaufenthalt, zu dem mich Herr von Landschade nötige, habe mich nicht früher daran denken lassen — das war eine Erbse.“

Die junge Monologhalterin befand sich in einer Stellung, welche ihre obere Körperhälfte aus einem kleinen Wandspiegel zurückwerfen ließ, und „zufällig“ drehte sie jetzt ihr Gesicht so, daß dieses gerade in die Augen seines Widerbildes hineinsah. Die Lippen desselben bewegten sich zusammen mit denen des Originals, welche nachdenklichen Tones sagten:

„Die vielen Zeisige, Drosseln, Waldvögel und Holztauben sind nur das Üble.“

Das Spiegelbild verdiente wirklich ein noch besseres Anerkennungsprädikat, als der liebe Gott es am siebenten Tage seiner Schöpfung zuteil werden lassen. Es war nicht allein „gut“, sondern in dem Sonntagsstaat Hanne-Soffe Sötebier's geradezu reizend. Ein paar Sekunden hielt sich der Blick der Urheberin darauf gerichtet, dann meinte sie:

„Das Üble ginge vielleicht noch an — wenn nur die Königsföhne nicht oft so einfältig wären.“

Zu drei Vierteln lachend und zu einem Viertel seufzend, machte sie diese kritische Bemerkung über einen allerdings sehr wesentlichen Bestandteil der alten Märchen und legte noch etwas unbewandert Hand an, sich zur Nachtruhe aus dem Sammetnieder herauszuschälen, das die Wirtstochter ihr mit freundlichster Bereitwilligkeit für die Dauer ihres Landaufenthaltes im Dreiangel zur Verfügung gestellt hatte. Obwohl Hanne-Soffe auf den ersten Anblick von bedeutend derberer Naturbeschaffenheit erschien, so erwies sich das saubere Be-

kleidungsstück doch kaum von zu starkem räumlichem Umfange für die „junge Verwandte“ des Pastors Wolfgang Schaffenrath, die „Prinzessin“ Daniel Wilfas', die „Heidelerche“ ihres zeitigen Wohnnestes und die „Liuba“ Fräulein Franziska Langenfeld's. An einen schöneren und lebensvoller blühenden Inhalt war das Mieder sicherlich auch bei seiner rechtmäßigen Besitzerin nicht gewöhnt, vermutlich indes nicht an eine Unterhülle von so feiner Leinwand, wie sie gegenwärtig zum Vorschein geriet. Doch beruhte dies letztere nur auf einer Voraussetzung, da Hanne-Soffe noch niemandem je Gelegenheit gegeben, sich durch Augenschein über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit solcher Annahme zu vergewissern.

* * *

Trotzdem sich nun so das Außerordentlichste seit vielen Menschenaltern für die Gegend zugetragen hatte, erlitt diese, äußerlich angesehen, dadurch vor der Hand eigentlich nur wenig wahrnehmbare Veränderung. In den näher und entfernter umherliegenden sonstigen Gebieten des deutschen Bundestages geschah freilich allerhand Sonderbares: Man sang, meistens leider ziemlich unmelodisch, sehr laute Freiheitslieder mit vielfach äußerst schlechten Texten, man schrieb unendlich und sprach noch mehr von Volks- und Menschenrechten, bewaffnete zum Schutz oder zur Erzielung derselben die ehrsamsten Bürger und das nichtsnuhigste Gefindel und machte es jedem zur höchsten Pflicht, an der Abschaffung der alten Zeit und Einsetzung einer neuen mitzuwirken. Unter der letzteren verstanden die berufenen Mitarbeiter je nach Neigungen und Naturanlagen allerdings etwas ziemlich Verschiedenartiges. Die einen sahen ihre Aufgabe darin, sich die Köpfe über einen Idealzustand der Menschheit, des Staates und unübertrefflicher Verfassungsparagraphen zu zerbrechen, während andre die Frage mehr mit der Kehle, der Faust und eventuell mit dem Knüttel angriffen. Die letzteren, praktischer und insofern eigentlich vernünftiger Gesinnten, befanden sich an manchen Orten in der Mehrzahl und wurden in ihrem „Schaffen am tausenden Webstuhl der Zeit“ dadurch wesentlich gefördert, daß fast überall die Mitwirkung der Polizei sich auf bescheidenste Verringerung ihrer vormaligen Thätigkeit beschränkte. Das führte in größeren Ortschaften zur zeitweiligen und nicht gerade anmutenden Herrschaft dessen, was die lateinische Sprache mit „faex populi“ bezeichnete, und auf dem platten Lande wurden die Amtleute, Büttel und Dorfschützen mannigfach in der Mühsal ihres Regiments von umherwandernden Aposteln der „Volksouveränität“ abgelöst, welche zerrissenen Stiefelwerks oder barfuß, jedenfalls aber mit einem Knotenstock das neue Evangelium in die Häuser trugen, daß die Lehen die ersten sei und dem, der nichts habe, gegeben werden solle. Wenn man hinzufügt, daß in den Herzogtümern Schleswig-Holstein Krieg und in Baden ein republikanischer Aufstand geführt wurde — daß in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. einige hundert gelehrte, geistvolle, rechtsverständige und vortreffliche Professoren, Litteraten und Advokaten als Vertreter des deutschen Volkes, Gesetzgeber, Verfassungstifter, Diplomaten und Strategen sich in einigem Widerspruch über das Allervollkommenste staatlicher Neuschöpfung und deutscher Nationalgröße

verhielten — und daß man mehr oder minder allerorten des Glaubens lebte, der weltgeschichtliche Zeitpunkt sei hereingebrochen, in dem man die Reichskaiserfrone wieder aus dem Schutte der Vergangenheit ausgraben müsse, wobei nur noch Meinungsabweichung darüber bestand, ob es zuträglicher sei, sie dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen oder dem Erzherzog Johann von Oesterreich als Reichsverweser aufzusetzen, oder endlich sie ganz mit demokratischem Öl zu salben und auf dem Kopfe eines Symbolstandbildes der „deutschen Republik“ zu befestigen — wer das alles, anschaulich geordnet, in seinem Kopf und Verständnis beherbergte, der genoß ein Bild des deutschen Vaterlandes, der Bevölkerung, Meinungen, Erwartungen und Bestrebungen in demselben am Ausgang des Junimonats in dem großen Jahre des Heiles 1848.

Von allem dem aber wußte man, wie gesagt — mit Ausnahme einer einzelnen Persönlichkeit — auf manche Meile um den Dreiangel so gut wie nichts, bekümmerte sich noch viel weniger darum — abermals mit Ausschluß jener einzigen Persönlichkeit — und so ließ die Gegend auch jetzt nur zwei, in Anbetracht ihrer Weitenausdehnung geringfügige Veränderungen an sich wahrnehmen. Die erste bestand darin, daß mit jeder Morgenfrühe der Professor Anton Schabacker aus der Herrengaststube hervortrat, mit weitflasternden Schritten in den Moorbruch oder Sumpfgrund hineinstieg und darin, zeitweilig gleich einem langbeinigten Stelzvogel auftauchend, allmählich verschwand. Wie die Rohrdommel suchte er nur die Feuchtgründigkeit und lief über trockne Bodenstrecken stets mit einer mißächtlichen Schnelligkeit weg. Vor der Abenddämmerung kehrte er nicht in seine Behausung zurück, sondern steckte sich beim Fortgang ein Schinkenbutterbrot in seinen Rockflügel, das er irgendwo eilfertig als Mittagkost verzehrte, während des unerläßlichen Kauens das Kleinkrautgewächs um seine Lagerstätte ausrupfend, betrachtend, klassifizierend und in seine Blechkapsel verstauend. Dann tauchte sein dunkler Schattenriß wieder gegen den Horizont auf, rastlos bewegt, im Zickzack hierin und dorthin fahrend; zur heißen Mittagszeit lag von fern in der schwarzen Silhouette etwas von der spukhaften Erscheinung eines unstätigen Geistes, der mit seinem Körper wieder aus der Erde heraufgekommen, nach irgend etwas zu seiner Lebenszeit von ihm Verlorenen oder Vergessenen zu suchen verdammt war. Manchmal gewahrte ihn Daniel Uffilas so in der Weite durch das offene Fenster von seinem Kathedersitz in der Schulstube des Dreiangels aus und hielt, in schmerzlicher Starre hinüberblickend, plötzlich inmitten seiner lehrreichsten Thätigkeit inne. Seine Züge verrieten dann ein tiefes und schweres Bewußtseinsgefühl der Inkongruenz zwischen seiner ihm gegenwärtig auferlegten amtlichen Nötigung und der übermächtigen Gedankenfülle, mit der sein Geist sich der fernen, ruhelos suchenden Gestalt zuwandte, hilfbereit an ihrer Seite zu gehen trachtete. Derartige Lehrpausen benützte die lernbegierige „Tribus“ vor dem Katheder zur Weiterbildung auf eigene Hand oder eigentlich mehr mit eigenen Händen, insofern sie die letzteren zu wechselseitigem Reizen, Stupfen, Aneifen und Puffen anwandte und diese für ihre Muskelentwicklung förderbaren Studien mit vorschreitendem Murren, Richern, Lachen, Quieken und Schreien

begleitete. Aus der Abwesenheit seines Geistes rückkehrend, befand sich der Poppener Gelehrte alsdann zuweilen plötzlich einem von Kopfwellen und Kopfnüssen stürmisch wogenden Meere gegenüber, oder nach dem von ihm bedeutungsvoller empfundenen Gleichnis, saß er wie ein Herrscher auf dem Thron über seinem in unbändigen Aufruhr losgebrochenen Volke. Bei solcher Wahrnehmung ging ein schicksalsernster Ausdruck über sein Gesicht, er murmelte vor sich hin: „Es ist die kaiserlose, die schreckliche Zeit — Gile fordern die Sterne, wenn nicht alles in dem Interregnum untergehen soll. Doch meine Hand ist nicht berufen, das Szepter zu führen, sie ist nur erkoren, dasselbe aufzufinden und dem von der Weltordnung Vorgesesehenen zurückzugeben.“ Und jäh erhob er sich von seinem Thronsiß, verkündete, daß er, sich vor der großen Forderung der Zeit beugend, für heute seinen Herrscherstab niederlege, und eilte auf die Heerstraße hinaus. Mit einem Begeisterungsgeheul, die begonnene Männerschlacht fortsetzend, wälzten sich die Triarier ihm nach, während Peter Sötebier, ab und zu bei solchem Anlaß behaglich von der Thür aus hinter ihm dreinblickend, seine Verstandnislosigkeit durch die Meinung an den Tag legte, „der Sparren im Kopf des Schulmeisters schieße in diesem Sommer ins Kraut wie der Mäusewaizen beim Regen; bei ihm stamme das vermutlich vom Braunbier.“ Sonst jedoch nahm der Wirt zum Dreiangel nichts von einem bedenklichen Taunellolch-Wachstum weder in der Welt draußen noch auf seiner Bodenscholle gewahr, sondern war höchlichst mit dem ungewöhnlichen Jahre zufrieden, das seiner Wirtschaft zwei ständige und prompt mit gutem Gelde bezahlende Logiergäste zugeführt hatte.

Sobald aber Daniel Ufilas in normalstündiger oder abnorm verfrühter Weise dem niedrigen Zustande, zu dem seine Amtspflicht ihn nötigte, entronnen war, stand er kurz, wie ein Hühnerhund, nur weniger mit der Nase als mit den Augen in die Luft witternd, und schoß danach über Haide und Sand, durch Meer und Sumpf in die Richtung fort, wo der Professor Anton Schabacker als dunkler Schattenriß gegen den Horizont auftauchte. Dieser war schon an das atemlos hastige Daherkommen des Schullehrers sowie an das außerordentlich hochgehende Interesse gewöhnt, welches derselbe an seinen Nachsichungen nahm, wenn er es zumeist auch in etwas absonderliche, sowohl ehrerbietige als dunkel-unverständliche Auskunftsweise einkleidete. Er pflegte, abgezogenen Hutes, mit der Grußfrage zu nahen: „Sind Ihre Forschungen von der Vorsehung mit einem Fortschritte begünstigt worden?“ Eines Tages fragte er jedoch statt dessen sogleich in hoher Erregung: „Was führen Sie in Ihrer Rechten hier mit sich?“ Der Professor hielt einen ziemlich langen, weißen, eigentümlich geschuppten und gefrönten, einem kleinen Elfenbein-Szepterstock nicht unähnlichen Stengel in der Hand und antwortete: „Das ist *Equisetum Telmateia*, seu maximum, eine Schachtelhalmspezies, die lediglich auf sehr feuchtem Boden gedeiht und mir die Hoffnung einflößt, daß sie mir als Führer zum Fundort des von mir gesuchten botanischen Schatzes dienen wird, der gleichfalls die stark durchwässerte Moorerde liebt.“ — „Ich verstehe,“ erwiderte Daniel Ufilas sehr ernst, „maximum magicum, die

Wünschelrute in der Form, die ihrem Zweck entspricht. „Und“ — ein Lächeln ging jetzt flüchtig um seine Lippen — „darf ich mir auch die Frage gestatten, mit welchem Namen Sie den botanischen Schatz belegen, zu dem jene Sie als Führer zu geleiten vom Schicksal begabt ist?“ Der Befragte sah flüchtig auf und entgegnete: „Ich habe Sie kennen gelernt, daß Sie mein Vertrauen nicht mißbrauchen werden. Was ich hier zu finden hoffe, ist *Menyanthes trifoliata*, das Dreiblatt, auch Monatsblume genannt, als *herba trifolii fibrini* ein offizinelles Mittel wider das Fieber.“ Die Hand des Professors griff nach einer interessanten Pflanze vor seinen Füßen nieder, während Daniel Ufilas mit einem Ton, welcher der Inhaltschwere des Bernommenen entsprach, zurückgab: „Sie forschen nach dem Dreiblatt im Gebiete des weltgeschichtlichen Dreiecks — *trifoliata apud triangulum*. Die Blume dieses Monats, das Mittel wider das Fieber unsrer Zeit. Ich verstehe die Sprache der Diplomatie, Herr Professor, und weiß, daß ihr durch die Blume zu reden obliegt.“ -- „Geht mir nicht völlig so, mein Bester,“ erwiderte der Botaniker, die aufgeraffte Pflanze näher beaugenscheinigend, „insofern ich nicht ganz verstehe, was Sie meinen.“ — „Ich meine,“ lächelte Daniel Ufilas, „daß jenes Dreiblatt, oder darf ich mich ausdrücken, die Krone jener geheimnisvollen Blume sich von goldener Farbe erweisen wird.“ — „Nein“ — der Professor Schabacker schüttelte kurz den Kopf, „das Blatt ist grün, die Blütentraube rötlichweiß und die Staubbeutel violett.“ — „Nun,“ versetzte der Hörer mit achtungsvoller Reserve, „ich vermaß mich nicht, über die Färbung des edlen Gesteins daran eine Mutmaßung auszusprechen.“

Die zweite Veränderung der Landschaft bestand ebenfalls in einer neuen Sachlage, die sich indes noch weniger als die erste bemerklich machte. Auch bewegte sie sich, wenn sie den Dreiangel verließ, stets in einer andern Richtung, denn Gertrud Heidelerche liebte ebensosehr die Trockenheit des Bodens als der Berliner Professor die Feuchtigkeit. Dem letzteren auszuweichen, fiel ihr nicht schwer, da er sich vom Morgen bis zum Abend auswärts befand, doch auch wenn sie ihm zufällig einmal im Hause begegnete, ging sein Blick achtlos wie an einer höchst gewöhnlichen Pflanze an ihr vorbei. Mit Hanne-Soffe dagegen stand sie im allerbesten Verhältnis, half derselben, um sich die Zeit zu vertreiben, bei mancherlei Dingen in der Hauswirtschaft und bereicherte in schätzbarer Weise damit auch ihre eigenen, in derartiger Praxis sehr mangelhaften Kenntnisse. Sie lernte Milch abrahmen und buttern, spinnen und bleichen, sowie Flachs und Hanf unterscheiden, was die Wirtstochter als ausnehmend wichtig für die Beurteilung einer Brautaussteuer erklärte. Von einer solchen zu reden, bildete eine unverkennbare Lieblingsbeschäftigung Hanne-Soffe's, und die von ihr nach dieser Richtung entwickelten Anschauungen legten Zeugnis eines reiflichen und gereiften Nachdenkens darüber ab. Sie hielt es offenbar für den Beruf eines Mädchens, ein solches nicht länger als bis zu einer gewissen Altersgrenze zu bleiben, und sie schien nach ihren Äußerungen fast eine Pflicht desselben darin zu sehen, wenn die Angelegenheit nicht rechtzeitig von anderer Seite in die Hand genommen werde, selbstthätig für das Nichtüberschreiten jener Jahresstufe Sorge zu tragen.

Auch derartige Gespräche besaßen für Gertrud etwas Lehrreiches; so unvergleichlich sie der Wirtstochter auf allen sonstigen Gebieten der Bildung überlegen sein mochte, verfügte die letztere doch in dieser einen Beziehung über eine Treffsicherheit angeborener Dialektik, daß die junge Städterin bei der Verteidigung ihrer abweichenden Meinungen eigentlich stets gegen die ländliche Logik den Kürzeren zog. Es ließ sich wohl empfinden, daß Hanne-Soffe allerdings in dem von ihr vertretenen Fach bis jetzt nur Theoretikerin sei, allein als solche war sie entschieden Spezialistin, von eigenartigster Begabung, für die Praxis vorzubereiten und unter ihrem Auditorium Schule zu bilden. Zwar bestand ihre Zuhörerschaft lediglich aus Gertrud Heidelerche, doch bei dieser wurde jene Wirkung in so befriedigendem Maße erzielt, daß sie oftmals, ausgestreckt auf dem Rücken liegend und den Himmel über sich anschauend, noch geraume Weile über die letzte aus dem Munde Hanne-Soffe's hervorgegangene Mädchenweisheit nachdachte. Diese ruhend-kontemplative Beschäftigung aber betrieb sie täglich manche Stunde hindurch, hauptsächlich im Verlauf des späteren Nachmittags, und zwar fast immer in der einsam-schönen, stillen und trocknen Gegend, wo der Pastor Wolfgang Schaffenrath sie auf der Ausrast von ihrer Wanderschaft schlafend angetroffen hatte. Auch jetzt schloß sie dort zuweilen eine Zeitlang die Augen, doch sie schlief nicht wieder, sondern sie ließ nur den leisen Wind mit ihrem feinen Stirngesloß spielen, hörte, wie er mit den Birken um sie her lispelte, mit den Käfern summete und brummte, und wiegte sich in bewußtem Träumen auf seinem weichen Hauche hin und her. Dann öffnete sie die Lider wieder, sah die weißen Sommerwolken langsam über sich fortziehen — kein Ton, keine Ahnung der lauten und nach ihrer Anschauung frevelhaft-thörichten Welt, von der sie aus Berlin fortgescheucht und fortgeärgert worden, klang hierher — nur vor den aufgeschlagenen Augen zogen ihre Traum-bilder noch zerflatternd, wie bunte, gaukelnde Falter mit durch das friedliche Himmelsblau.

Allzeit war es gleich leer und schweigsam in weiter Runde um sie her, nur wenn so der Abend heranrückte, bekam sie zumeist eine absonderliche Gesellschaft. Diese verkündete ihr Nahen durch das ziemlich unmelodische Gebimmel einer kleinen, blechern tönenden Glocke, und zugleich kam es über den Sand- und Heidegrund heran, wie man wohl von fern an sommerheißen Tagen einen kleinen, graudunklen Wolkenschatten über den hellen Boden hinwandern sieht. Doch bestand der Schatten nicht aus etwas Wesenlosem, sondern im Gegenteil aus dem Allerwesentlichsten für Poppenrode, Altenhagen und Helbertshusen, denn er setzte sich aus dem aneinandergedrängten Rudel der vereinigten „Heidschnucken-“ Herde der drei Dörfer zusammen. Wie die wohlbegründete Sparsamkeit derselben nur einen Hirten für ihre zweibeinigen Sprößlinge zuließ, so hatte sie auch für die vierbeinigen nur einen gemeinsamen Hüter oder „Master“ nötig erachtet, der indes diesen offiziellen Titel nicht von der hohen Würde der englischen Bedeutung des Wortes herleitete, sondern ihn seiner Pflichtwahrung, die Mast der dörflichen Schafe zu überwachen, verdankte. Das war ein sehr ehrenvolles, Vertrauen befundendes und im Grunde wichtigeres Hirtenamt als das an den Triariern

geübte, doch leider, den Umständen gemäß, für viel Verantwortung nicht minder karglichen äußeren Lohn tragend. Wie die Heidschnucken sich in der grauschwärzlichen Färbung ihrer krausen Haar ähnelnden Wolle von ihren sonstigen Stammesgenossen unterschieden, so thaten sie es kaum minder durch ihre gemütliche Wesensart. Sie waren nicht „träg' wie ein Schaf“, blöckten auch nicht halb blödsinnig wie ein Schaf, sondern tummelten sich, lebhaft aus ihren großen Augen sehend, munter, feck und behend umher und nötigten ihren Behüter dadurch den Tag hindurch zu stetiger Achtsamkeit. Der letztere trug die gleichfalls offizielle, von Jahrhunderten überlieferte Tracht aller „Master“ des weiten Heidelandes, grüne Zwilchhosen, einen langen, weißwollenen, innen rotgefütterten Mantel und einen so breitkrämpigen, von Sonne und Regen verwaschenen, tief in die Stirn gedrückten Filzhut auf dem Kopf, daß man von dem Gesicht darunter fast nichts wahrnahm. Nachts hauste er mit seinen Tieren in einem Pferch bei Helbertshusen und trieb mit dem Herankommen der Dämmerung seine Herde an der Stelle vorüber, wo Gertrud Heidelerche sich um die Zeit aufzuhalten pflegte. Es schien auch ein Lieblingsplatz von ihm zu sein, denn er machte dort täglich ein Viertelstündchen Halt. Doch er „breidelte“ nicht wie seine sämtlichen andern Amtsgenossen der Gegend „Schruckensocken“, das hieß, er strickte nicht, gleich den sonstigen Heideschäfern vom Morgen bis zum Abend, sitzend und stehend, schwarzgraue Strümpfe aus Heidschnuckenwolle, sondern er lehnte an einem etwas erhöht stehenden Föhrenstamm und schaute, bis er seinen Heimzug fortsetzte, unbeweglich vor sich in die Richtung hinaus, wo der Dreiangel wie ein großer Würfel gegen das rote Abendhorizontlicht abstach.

So hatte Gertrud seine Bekanntschaft gemacht und war an das abendliche Erscheinen seiner Staffage in der stillen Landschaft gewöhnt. Sie wußte auch, daß er Christoph Ossenkop hieß, doch allgemein nur Toffel oder Töffel genannt wurde und nach einer gelegentlichen Äußerung Hanne-Soffe's die letztere Namensbezeichnung in vollstem Maße verdiene. Dagegen ward sie eines Abends überrascht, als er einmal flüchtig seinen alten, zerknitterten Hut vom Kopf zog. Sie hatte sich unter Toffel eine Mannsperson in höheren Jahren vorgestellt, der wunderliche Aufzug sprach nicht dawider, und der auf ihn fallende Hutschatten ließ zumal im Zwiellicht von seinen Zügen kaum etwas unterscheiden. Doch statt des alten Mannesgesichtes kam bei jenem Anlaß ein höchstens im Anfang der zwanziger Jahre befindliches, mit zwei hellblauen, ein wenig wehmütig dreinblickenden Augen zum Vorschein, und obendrein zeigte es sich von so hübscher, beinahe poetischer Beschaffenheit, daß es unwillkürlich an die „jungen Schäfer“ aus alten Volksliedern oder Märchen erinnerte. Für diese besaß aber Gertrud Heidelerche besondere Vorliebe und fühlte sich deshalb durch das abendliche Eintreffen des Masters und seiner Herde nicht unangenehm in ihrer idyllischen Ruhe beeinträchtigt, sondern dieselbe eher vorm Tageschluß noch mit einer eigenartig stimmungsvollen Zuthat ausgestattet. Sie wartete mit ihrem Heimgang auf sein Kommen, das immer von dem Leithammel mit der blechernen Glocke am Hals angemeldet wurde, und auch er schien von der neuen Anteilnehmerin seines ein-

samlichen Reiches angezogen, denn er leistete ihr stets, ein halbes Duzend Schritte von ihr am Stamm lehrend, Gesellschaft, bis sie sich zum Aufbruch begab. Die Unterhaltung zwischen ihnen gestaltete sich indes vollständig einseitig, da er auf alle Ansprachen und Fragen Gertrud's nur mit dem Kopfe nickte oder schüttelte. Er war keineswegs stumm, wie Wolfgang Schaffenrath sie anfänglich hier gehalten, doch nach Hanne-Soffe's Aussage „so jugenhaft schüchterner Gemütsart, daß es an eine Dummheit grenzte, die sich nur durch seinen täglichen ausschließlichen Verkehr mit den Schafen erklären lasse.“ In Helbertshusen war er als vaterlose Halbwaife zur Welt gekommen; wie seine jetzt lang verstorbene Mutter, die sehr hübsch gewesen sein sollte, dorthin geraten sei, wußte die Wirtstochter nicht und interessierte sich auch nicht dafür, aber die Gemeinde hatte sich des Knaben annehmen müssen und, aus der Not eine Tugend machend, das Ersprießlichste darin gesehen, ihn von dem derzeitigen, schon sehr alterswackligen Master zu seinem Nachfolger ausbilden zu lassen. Und so sehr Toffel dadurch in dem lehrreichen Genuß verkürzt worden war, zu den Füßen Daniel Alfilas' zu sitzen, so hatte er, wie es schien, es doch ermöglicht, diese schwere Einbuße nach andrer Richtung nicht unübel auszugleichen. Er machte nicht weniger geistig als körperlich einen andern Eindruck als die übrigen Bauernburschen der drei Dörfer, wie wenn Wind und Sonne, Vogel und Eidechse auf der Heide ihm zum Ersatz für seinen Nahrungsausfall in der Schulstube des Dreiangels andre Nährstoffe zugetragen hätten. Das gemahnte wieder halbwegs an alte Märchenvorgänge und ebenso, daß diese andersartige Beschaffenheit in ihm bei seiner fast lediglich kopfnickenden und schüttelnden schüchternen Schweigsamkeit zu einem Ausdruck gelangen konnte. Aber dennoch that sie's; Gertrud wußte selbst nicht recht, wodurch, doch sie hatte ein merkwürdiges Vertrauen zu Christoph Dffenkop gewonnen, daß er in seiner stummen Weise auf jede Frage von ihr eine Antwort gebe, welche eigenes Nachdenken, Empfinden und Verständnis bekunde. Nicht als ob er ihr nach dem Munde erwiderte, er verneinte manches, was sie zu bejahen geneigt war, und umgekehrt, und über einen gewissen Bereich ging selbstverständlich sein Fassungsvermögen nicht hinaus. Von der Welt jenseits des Randes, wo der Himmel auf die Erde stieß, wußte auch er nichts, und Politik, Bildung, Wissenschaft und Kunst waren augenscheinlich Worte für ihn, mit denen er nicht mehr Begriffe verband, als wenn jemand ihn chinesisch angeredet hätte. Aber was sich so als allgemein menschliches, und zwar nicht als ein plummes, sondern als ein innerlich fein und selbst poetisch empfindendes Gefühl bezeichnen läßt, das traf bei Toffel auf eine mitklingende Saite, wie der Wind, ohne musikalischen Unterricht genossen zu haben, doch recht eigen anmutende Töne vermittelt einfacher Naturinstrumente hervorzubringen versteht. Wenn er so in der Dämmerung an den Stamm gelehnt stand, hatte er etwas von einer abendlich hervorgekommenen Dryas des Baumes, und so ungefähr betrachtete auch Gertrud Heidelerche ihn und sprach in der schönen Stille manchmal zu ihm, als ob sie mit den flatternden Traumbildern rede, die vor ihr durch das Himmelsblau hingegaufelt waren. Es war alles hier auf diesem Fleck Erde genau so, wie sie es

sich als Gegensatz zu dem Stimmenchor um sie in Berlin gewünscht und erhofft hatte, und die eigentümliche, selbstgesprächartige Unterhaltung mit Christoph Dissenkop bildete ihr gerade das weltentlegene Richtige für den Beschluß des Tages. Er hatte etwas so friedlich Beruhigendes und Anheimelndes, wie er reglos nach dem Dreiangel hinüberschauend da stand und sie kaum mehr von ihm sah als den Schimmer seines langen Mantels, das weiße Bastkleid der zuhörenden Dryade.

Dann sagte sie aufstehend: „Gute Nacht, Christoph“, und er nickte, eine kaum hörbar leise Antwort über die Lippen wagend, trieb seine Herde zur Nachtruhe linksab weiter gen Helbertshusen, und Gertrud wanderte dem Dreiangel zu. Es verging jetzt niemals ein Abend, an dem sich der Pastor Wolfgang Schaffenrath nicht dort einfand, zur stillen und ansteigenden Verwunderung seiner Hausgenossin Katharina Hollerbusch, welche eine solche Regelmäßigkeit des Wirtschaftsbefuches in dreißig Jahren nicht bei ihm kennen gelernt. Auf eine von ihr vorgebrachte Frage hatte er einmal sein jetzt allabendliches Hinübergehen durch die interessante Anwesenheit des Professors Schabacker aus Berlin im Dreiangel erklärt, doch, wie seit einiger Zeit öfter, in seiner unsicheren und halb befangen abbrechenden Sprechweise, daß seine liebe Käthe erst recht nicht gewußt, was sie eigentlich von dieser eigentümlichen Veränderung seines Wesens und Lebenswandels halten solle. Und vermutlich hätte sie die auf ihn geübte Anziehungskraft noch weniger begriffen, wenn sie einmal Ohrenzeugin des Zusammensitzens in der Herrngaststube gewesen wäre. Gesprochen wurde dort fast kein Wort als die halblauten Monologbemerkenngen, mit denen der Botaniker das Ordnen seiner am Tage eingeheimsten Pflanzen begleitete, denn Daniel Ulfilas saß, von einem tief-schweigenden, zuwartenden Ernst auf der Stirn überthront, wie eine jener Sphinx im zweiten Teile des „Faust“, welche

„Sitzen vor den Pyramiden
Zu der Völker Hochgericht,
Überschwemmung, Krieg und Frieden,
Und verziehen kein Gesicht.“

So gestaltete sich die Unterhaltung stets derartig „interessant“, daß Wolfgang Schaffenrath allabendlich einmal aufstand, um ein Weilchen in dem dürstigen Garten hinter dem Dreiangel auf und ab zu wandeln. Hier traf er allemal seinen jungen Schützling, der darauf wartete, ihm bei diesem hin und wieder Gehen Gesellschaft zu leisten und Zwiesprache über mancherlei Dinge mit ihm zu führen, die über den Gedankenhorizont Hanne-Soffe's und Toffel's hinausgingen. Der Pastor erstaunte oft über den Kenntnissreichtum, die Klugheit und den feinen Sinn des von ihm in den Dreiangel gebrachten sonderbaren Gastes, und es besaß etwas äußerst Liebliches für ihn, so im Nachtdunkel die helle Stimme an seiner Seite zu vernehmen. Er hörte sie wohl mit seinem Ohr und doch eigentlich nicht er selbst, sondern als ein anderer, der statt seiner hier gehen mußte, um im tiefsten Innern die Schönheit solcher Geleitschaft empfinden zu können und zu dürfen. Seine Begleiterin machte ihm jetzt kein Hehl mehr daraus, was sie aus ihrer Vaterstadt fortgeschickt und hierhergebracht habe, nur über ihren Namen

und ihre Zugehörigkeit beharrte sie bei allem kindlichen Vertrauen, das sie zu ihm gewonnen, in ihrer Aufschlußlosigkeit fort, denn die Zunge Gertrud Heidelerche's war sprachbehend, doch keineswegs unbotmäßig plapperhaft und konnte sich, wo es nicht in ihrem Wunsch lag, sehr bestimmt enthalten, Hirse, Linsen oder Erbsen auszustreuen.

Im übrigen ward ihr indes nach Ablauf einer Woche der Sunitag vom frühbeginnenden Morgen bis zum Abend hin doch etwas lang, um ihn ohne die gewohnten Hilfsmittel ihres städtischen Lebens zu verbringen. Ihr kleiner Kasten hatte keinen Platz zum Mitnehmen von Büchern besessen; sie konnte allerdings ihre Phantasie damit beschäftigen, auf irgend etwas Besonderes zu warten, das eine Abwechslung in den Gleichgang der Tage hineinbringe, und that dies wohl auch. Doch es ereignete sich nichts, und es entsprach der menschlichen Natur, daß, wenn die Einbildung sich derartig harrend auf etwas niemals Eintreffendes gerichtet hält, die Stunden dadurch eine noch längere Dehnung erlitten. So dachte Gertrud über ein Mittel zur Verkürzung derselben für sich nach, geriet auch bald auf ein solches und sprach eines Tages Daniel Ulfilas, als dieser die Schulstube verließ, mit der Frage an, ob er ihr gestatte, während ihres hiesigen Aufenthaltes am Vormittag ein paar Stunden lang den Unterricht der Dorf Mädchen zu übernehmen. Der Befragte stand im ersten Augenblick wie von einer Erstarrung gelähmt, dann bückte er sich ohne Rücksicht auf eine Gefährdung seines Magens jählings mehr als rechtwinklig zusammen und versetzte feierlich: „Signum magnum temporis — das Wiederheraufbrechen des goldenen Zeitalters, darin die Erlauchten nicht allein für die leibliche, sondern auch für die geistige Wohlfahrt der Geringsten ihres Volkes selbst Sorge zu tragen beflissen sind. Ich verstehe die Sprache der Hoheit, doch ich weiß meine Erwiderung in die mir gebotenen Schranken zurückzudämmen, und ich entgegne nur: Das Angebot Ihres großen Herzens findet mich in dankbarer Unterwürfigkeit.“

„Großes Herz?“ lachte Gertrud — „ehrlich gesagt, Herr Lehrer, thu' ich's mehr aus Langerweile.“

Daniel Ulfilas verbeugte sich nochmals zu gleicher Tiefe. „Ich verstehe; die Weile ist noch lang. Möge sie vom Schicksal nicht zu lang vorbestimmt sein!“

„Ja, das wollt' ich auch!“ entschlüpfte es gewissermaßen, wie mit einem leisen Seufzeranhauch den Lippen Gertrud Heidelerche's, und seit dem Tage fand sie sich allmorgentlich mit in der Schulstube ein, um das Regiment an den seitwärts abgeordneten Bänken der flachsköpfigen Triticarierinnen zu übernehmen. Die letzteren betrachteten zuerst die Erscheinung der neuen Lehrerin mit rund aufgerissenen Augen wie ein von der Sonne oder vom Mond in den Dreiangel heruntergefallenes Fabelgeschöpf, aber bald begannen die hellsternigen Blicke desselben eine merkwürdige, bisher in dem Raum unbekannt gewesene Wirkung zu üben, daß sie sich nur irgendwohin aufzuschlagen brauchten, um sofort Ruhe, Aufmerksamkeit und Lerneifer hervorzurufen. Gertrud hatte unverkennbar keinen Lehrerin-Kursus durchgemacht, und ein Oberschulrat hätte vermutlich höchst be-

denklich über ihre Unterrichtsmethode den Kopf geschüttelt. Aber für Poppenrode, Altenhagen und Helbertshusen war sie wie ein Wundergeschenk des seltsamen Jahres und brachte besonders noch für Daniel Alfilaß eine gnadenreiche Erlösung mit sich. Denn nach der in allen Landen berechtigten Eigentümlichkeit hoffnungsvoller weiblicher Jugend hatten seine Criticarierinnen ihm unterzeiten fast mehr auf der Nase getrampelt als gespielt, und mit dem Blick vom Katheder herab ab und zu die neue staunenswerte Ordnung und Botmäßigkeit auf den Mädchenbänken überstreichend, vermurmelte er dann und wann, doch — die ihm gebotenen Schranken achtend — tonlos in sich hinein: „Die angeborene Macht der Herrscherin!“

(Fortsetzung folgt.)



Die orientalische Frage und die türkische Parlamentsverfassung.¹⁾

Von

Wilhelm Lord Stratheden-Campbell,
Mitglied des englischen Oberhauses.

Die letzten Blaubücher gewähren uns — obwohl im Parlamente, das in seiner Sitzung mit andern anstrengenden Geschäften überhäuft war, nicht besonders viel davon gesprochen worden ist, — dennoch genügenden Grund zur Beunruhigung in bezug auf die orientalische Frage. Freilich wird in ihnen keine neue, engere Verbindung zwischen Frankreich und Rußland nachgewiesen, deren eventuellem Abschlusse der Sultan nicht gleichgültig gegenüberstehen könnte, und auch in bezug auf Griechenland geht aus denselben nicht hervor, daß die hellenische Regierung sich durch die Zwistigkeiten, welche zwischen dem Patriarchen von Konstantinopel und dem Erarchen von Bulgarien entstanden sind, zu einer Feindseligkeit gegen die Hohe Pforte habe hinreißen lassen, aber die bloße Thatsache, daß ein ganzer Band dieser Blaubücher sich mit der Insel Kreta beschäftigt, liefert uns einen Beweis dafür, daß auf diesem Eilande ein Kampf mit sehr großer Erbitterung und Hestigkeit durchgeführt wird, wenn uns auch keine besonders hervortretenden Einzelereignisse gemeldet werden; und ein noch kräftigeres Licht wird auf Bulgarien und seine nimmer ruhenden ehrgeizigen Bestrebungen geworfen und zwar durch die Berichte des russischen Reisenden M. Zatischtschew, welche dem auswärtigen Amte durch Vermittelung des Baronets R. Morier zugegangen sind. Den interessantesten Teil dieser Berichte bildet

¹⁾ Der neuerliche Zwischenfall in der Dardanellenfrage hat die Aufmerksamkeit des Publikums wieder auf die orientalische Frage hingelenkt; infolgedessen werden die folgenden Bemerkungen eines englischen Politikers, welcher sich lange Zeit mit dem Gegenstande beschäftigt hat, auch in Deutschland Interesse finden.

D. Herausg.

meines Erachtens die Mittheilung einer Erklärung der bulgarischen Regierung an die Hohe Pforte, in der die erstere ihre Unzufriedenheit zum Ausdrucke bringt und eine ganze Reihe von Beschwerdepunkten aufzählt, um zuletzt ganz kurz und klar die Zumutung an die ottomanische Regierung zu richten, sie möge so bald wie möglich auf ihre Stellung als Suzeränin gegenüber Bulgarien verzichten. Wenn dies Ziel erreicht werden sollte — und seit dem Berliner Vertrage ist schon mehr als ein Schritt in dieser Richtung gemacht worden — so würde das Inslebentreten eines neuen souveränen Staates auf der Balkanhalbinsel überall in Europa Eifersucht erwecken und würde auch für Rußland ein breiteres Einmarschthor und mehr Gelegenheit zu Einmischungen gewähren, als es aus der nicht anerkannten Regierung des Fürsten Ferdinand bisher hat entnehmen können. Wir dürfen auch nicht übersehen, daß nach Ausweis der Blaubücher die Regierung des Fürsten Ferdinand noch immer fortduert und noch immer von der Hohen Pforte und von den Mächten, welche dies Lehensfürstentum geschaffen haben, nicht anerkannt ist. Wenn übrigens diese Regierung auch von der Hohen Pforte, von Großbritannien und von allen andern Mächten anerkannt wäre, ohne daß Rußland seine Zustimmung gegeben hätte, so würde ihre rechtliche Lage damit noch nicht geändert sein.

Hierbei mag es übrigens mit dem angeblichen Ausspruche des Fürsten Bismarck, daß die orientalische Frage nur alle dreißig Jahre einmal kritisch werde, seine volle Richtigkeit haben. Die Zeiträume, welche zwischen dem Vertrage von Adrianopel und dem Krimkriege, und zwischen diesem und dem Kriege von 1877 liegen, waren länger, und viele Dinge scheinen auf vorbereitende Maßregeln hinzuweisen, durch die eine im übrigen drohende Gefahr möglicherweise abgewendet werden kann.

Der Baronet Charles Dilke und der Oberst Maurice haben diese Seite der Frage erschöpfend behandelt; es ist ein Glück für eine Nation, wenn zwei so außerordentlich begabte Männer ihr Augenmerk auf die Fragen der nationalen Verteidigung und der Kriegsgeographie hingelenkt haben; und wenn diese beiden Männer auch dem Scheine nach Gegner sind, so arbeiten sie doch thatsächlich zusammen. Die Aufgabe Dilke's besteht darin, daß er mit suchender Hand alle Schwächen und Fehler bloßlegt, während Maurice mit seinem scharfen Verstande alle Hilfsquellen, alle Anordnungen und Verbindungen ausfindig macht, durch die die Schwächen und Fehler wieder gut gemacht werden können, und der Schluß, den ich aus ihren Arbeiten ziehe, ist der, daß die Hilfskräfte heute nicht mehr so dringend erforderlich zur Abwehr eines fremden Angriffes sind, wie sie früher waren, und daß sie deshalb mehr für Zwecke in entfernteren Gegenden nutzbar gemacht werden sollten, als bis jetzt geschieht. Wenn das geschehen wäre, würde man mit größerer Zuversicht auf die Mitwirkung des wegen seiner militärischen Macht so hervorragend angesehenen deutschen Reiches rechnen können, welches schon im Jahre 1877 zur Abwendung des damaligen Krieges sehr wohl im stande gewesen wäre, und dem es auch jetzt nicht unmöglich sein würde, die Regierungen Belgiens, der Niederlande, Dänemarks und Schwedens zur Thätig-

keit im Interesse Europas zu veranlassen. Zu diesen gefahrabwendenden vorbereitenden Maßregeln würde es meiner Ansicht nach aber auch gehören, daß man den Versuch machte, die türkische Parlamentsverfassung von 1876 wieder ins Leben zurückzurufen; und man möge mir eine kurze Darlegung der Gründe gestatten, welche mich zu dieser Ansicht geführt haben.

Das erste Glied in dieser Gedankenkette ist das, daß Großbritannien noch immer darauf angewiesen ist, Konstantinopel zu verteidigen. In dieser Hinsicht mag man sich mit Erfolg an den Baron von Worms, ein Mitglied der britischen Regierung, halten, welcher diese Behauptung mit den schlagendsten Gründen als richtig nachgewiesen hat. Diese Aufgabe kann aber ohne Unterstützung der öffentlichen Meinung in Großbritannien nicht erfüllt werden; eine solche Unterstützung ist aber ihrerseits nur dann zu erreichen, wenn in der Verwaltung des türkischen Reiches wesentliche Verbesserungen eingeführt werden. Die britische Botschaft allein hat, wie wir sehen, diese Verbesserungen nicht durchsetzen können, so begab ihre Vertreter auch gewesen sind; es müssen daher noch andere Kräfte mitwirken, und keine andere verspricht so viel Erfolg wie die Wiedereinführung eines osmanischen Parlaments. Die Presse versagt, weil die Parlamentsverfassung eingeschlafen ist. Selbst der *Levant Herald*, die große Zeitung des Ostens, ist zeitweiligen Verfinsterungen unterworfen.

Wenn wir noch einen Schritt weiter gehen, so sehen wir, daß die Verdienste und der Nutzen der türkischen Parlamente von demjenigen Diplomaten, welcher sie beobachtet hat, bezeugt worden sind. Vor allen Dingen ist die Ansicht des Baronets H. Layard während einer zehnjährigen Beobachtung und Erwägung unverändert geblieben. Dies sind die Gründe, die mich überzeugt haben; mögen sie so langweilig sein, wie ein Satz von Euklides, so sind sie doch auch eben so unwiderleglich.

Wenn man die Depeschen des Baronets H. Layard, Lord Salisbury's und einiger anderen miteinander vergleicht, so wird diese Auffassung sich als die einzig richtige darstellen. Man wird daraus ersehen, daß die Verfassung von seiten der Türkei den befreundeten Mächten bekannt gemacht ist, als eine Sicherheit dafür, daß die von ihnen dringend verlangten Reformen herbeigeführt werden. Eine Heranziehung dieser Depeschen ergiebt ferner, daß die Verfassung in der Theorie noch Ende 1878 bestanden hat, und daß die vom Sultan ausgehenden Verordnungen dem Namen nach der Durchsicht durch die Kammern unterworfen wurden, und ich weiß nicht einmal, ob diese Form nicht auch heute noch beobachtet wird. Sollte dies der Fall sein, so wäre es der türkischen Regierung ja noch leichter, einer eventuellen Bitte der befreundeten Mächte um Wiederherstellung der Parlamentsverfassung nachzugeben. Denn man brauchte den Sultan nur darum zu bitten, daß er eine gesetzliche Vorschrift auch zum Gegenstande der verfassungsmäßigen Beobachtung machte.

Es darf auch nicht übersehen werden, daß der Krieg des Jahres 1877 im wesentlichen durch einen Mißgriff der Konstantinopeler Konferenz hervorgerufen worden ist, denn diese hätte die damalige Parlamentsverfassung im ganzen an-

nehmen und stützen sollen, da sich ja im einzelnen leicht Veränderungen nach dem Ermessen der Konferenzmächte vornehmen ließen. Dagegen hat die Konferenz den Fehler begangen, daß sie diese Verfassung im ganzen ablehnte und statt dessen Zumutungen an die Türkei richtete, deren Erfüllung sie weder durch das öffentliche Recht noch durch besondere Verträge zu verlangen befugt war. Die Gründe, aus denen der Sultan auf diese Zumutungen nicht eingehen konnte, sind aus den veröffentlichten Depeschen zu entnehmen; trotzdem aber gab seine Weigerung, sich von der Konferenz regieren zu lassen, der russischen Regierung den Anlaß zu dem Einfall in die Türkei. Hätte damals ein türkisches Parlament unter der wohlwollenden Unterstützung der befreundeten Mächte getagt, so hätte der russischen Regierung ein solcher Kriegszug vollkommen aussichtslos erscheinen müssen, und sie würde ihn nicht gewagt haben. Und wenn ein solches Parlament heute unter der wohlwollenden Unterstützung der befreundeten Mächte tagte, so würde es für das türkische Reich den besten Schutz gegen einen feindlichen Angriff gewähren, den man sich denken kann. Denn in diesem Falle würde niemand im stande sein, einen Angriff mit angeblichen Mißbräuchen in der türkischen Verwaltung zu rechtfertigen, da die Anwesenheit des Parlaments als Garantie für eine freiwillige und friedliche Reform dieser Verwaltung angesehen werden müßte, und der Angriff würde nicht als ein solcher gegen eine despotische, sondern als ein solcher gegen eine freie Regierung dastehen.

In einer Depesche, welche der Lord Salisbury während seiner Teilnahme an der Konstantinopeler Konferenz verfaßt hat, beklagte er sich darüber, daß die Kenntniß der türkischen Sprache zur Teilnahme an den Debatten erforderlich sei, und sprach zugleich seine Ansicht dahin aus, daß das türkische Parlament sich zu sehr an die Form annäherte, welche Frankreich im Jahre 1852 angenommen hätte. Das letztere kommt mir zwar nicht übermäßig wahrscheinlich vor, doch will ich beide Angaben als zutreffend hinnehmen. Aber es kann der Fall vorkommen, daß man eine Verfassung für fehlerhaft hält und doch gezwungen sein kann, sich damit zufrieden zu geben, wenn sie das einzige Mittel ist, um einer nahedrohenden Gefahr entgegenzutreten. Lord Palmerston hat überall auf der ganzen Welt die Einführung von konstitutionellen Verfassungen begünstigt, um so eine Waffe gegen die despotischen Mächte auf dem Kontinente zu schaffen, ohne daß er dabei jede einzelne Verfassung in allen ihren Einzelheiten für fehlerfrei gehalten hätte. Griechenland wird als unabhängiger Staat von Frankreich, Rußland und Großbritannien gemeinsam gestützt, ohne daß diese Mächte dabei für eine Monarchie mit einer einzigen Kammer eine besondere Vorliebe hätten; denn Frankreich steht der Monarchie in jeder Gestalt gegnerisch gegenüber, Großbritannien ist Gegnerin des Einkammersystems, und Rußland verwirft alle Arten der Volksvertretungen, mögen sie auf dem Einkammersystem oder dem Zweikammersystem beruhen, und besonders verwirft es den Grundsatz, daß der König sich dem Willen des Parlaments unterordnet. Übrigens werden Lord Salisbury und seine Freunde, von denen die Hohe Pforte ihre Leitung erwartet, keine

Schwierigkeit darin finden, eine Verfassung zu entwerfen, welche noch fester und gesicherter ist als die des Jahres 1876.

Wenn übrigens in Großbritannien nur eine geringe Neigung hierfür besteht, so ist das zur Zeit ganz natürlich. Wenn ein Parlament die Gesetzgebung und Verwaltung eines Staates zweihundert Jahre hindurch geregelt hat, so hat man ein lebhaftes Gefühl für alle Unzuträglichkeiten, die die Parlamentsverfassung mit sich bringt, während die vielen ernsthaften Übel, vor denen sie das Land während dieser ganzen Zeit bewahrt hat, weniger oder gar nicht beachtet werden. Die Leute pflegen der einen Kammer eine unruhige Behandlung der Geschäfte, und der andern einen Mangel an Regsamkeit vorzuwerfen; die einen sind besorgt durch beständigen Wechsel in den leitenden Grundsätzen, die andern beklagen sich darüber, daß neue Maßregeln zu viel Widerstand finden, und sehnen sich nach einem Wechsel, um die Hindernisse zu beseitigen; eine Denkart, die durch die zensorischen Prophetengesänge Carlyle's gefeiert worden ist. Auch der Earl Grey hat seinerseits Aufsätze geschrieben, in denen er die Übel nachweisen will, die mit der gegenwärtigen Regierungsform Großbritanniens verknüpft sind; aber dies ist eine Methode, die sich wohl in einem Lande anwenden läßt, in welchem schon seit langer Zeit ein Parlament bestanden hat, aber nicht in einem Lande, in welchem bisher eine vollkommen ungemilderte Autokratie geherrscht hat. Wie es eine Zeit zum Säen und eine andre Zeit zum Ernten giebt, so giebt es auch Zeiten, welche zur Schaffung von Parlamenten, und andre, welche zur Ausbildung und Verbesserung derselben geeignet sind. Es verträgt sich sehr wohl mit den Gesetzen der Geschichte und mit den verschiedenen Wegen, die die menschliche Entwicklung nimmt, daß man in dem einen Lande einen Simon von Montfort und in einem andern Lande einen Cäsar nötig hat.

Hierbei muß auch noch folgendes beachtet werden. Die absolute Herrschergewalt hat niemals vermocht, in der Türkei vollkommen befriedigende Zustände herbeizuführen; und es ist meines Erachtens auch den Geschichtsschreibern des Ottomanischen Reiches, v. Hammer-Burgstall und Lamartine, nicht gelungen, das Gegenteil zu beweisen. Der türkische Absolutismus ist ein anderer als derjenige, welcher in Preußen bis zum Jahre 1848 geherrscht hat, und welcher selbst einem so ausgesprochen radikalen Politiker wie Cobden, der es nach seinem erfolgreichen Ansturm gegen das Kornzollgesetz besucht hat, ein so durchaus günstiges Urtheil ablockte; und er hat noch viel weniger Ähnlichkeit mit der englischen Regierung in Indien, wo ein Vizekönig von der Königin eingesetzt, von der Presse aufgeklärt und von einer Ratsversammlung unterstützt wird; und wenn der Absolutismus einen solchen Charakter hätte, so würde kein Grund zu seiner Beseitigung vorliegen; ja, es wäre ein Glück für die Welt, wenn eine so günstige Regierungsform, wie die indische mit einer Ausnahme ist, verallgemeinert werden könnte.

Es würde geradezu widersinnig sein, wenn man annehmen wollte, daß die befreundeten Mächte das Recht hätten, sich in jede kleine Einzelheit der türkischen Verwaltung, ihre Steuern, ihre Rechtspflege, ihre Polizei und die Besetzung ihrer

Ämter, aber nicht in die wichtige Frage der allgemeinen Staatsverfassung einzumischen, während sie doch in dem letzten Punkte Gelegenheit hätten, ein schönes Denkmal ihrer Überlegenheit zu errichten, oder doch wenigstens ihren Einfluß äußerlich zu bezeugen.

Man muß allerdings mit der Möglichkeit rechnen, daß der Versuch mißlingt; es ist möglich, daß das Gegenteil von dem eintritt, was Layard ausgesprochen hat; es ist möglich, daß die Mißregierung fortdauert und anarchische Bestrebungen ihr Wesen zu treiben beginnen, während zugleich heftige politische Parteien entstehen, die die Bewältigung dieser Übel erschweren. Aber es ist möglich, daß sich für diesen Fall neue Aussichten zeigen, die sich heute noch nicht im entferntesten voraussehen lassen. Es ist möglich, daß die Erfolge des großen Ereignisses des Jahres 1453 abgeschwächt werden, es ist möglich, daß ein neues System entsteht, welches Europa einem Eindringling nicht preisgeben würde, und welches dadurch für Konstantinopel einen Schutz gegen die gefürchtete feindliche Besetzung bieten würde, und welches möglicherweise mit dem Fortschreiten der Zeit und unter günstigen Umständen dem Weltteil Asien das Licht wiedergeben würde, dessen es sich früher erfreut hat.

Die Grundlagen eines solchen Systems sind entweder in Bukarest oder in Athen zu suchen. Griechenland strebt dahin, die Herrschaft des Mohammedanismus zu erschüttern, und Rumänien, gedeckt durch das Deutsche Reich, ist bereit, die Führerschaft bei jeder Neuordnung der politischen Verhältnisse des Ostens zu übernehmen.

In der Zahl seiner bewaffneten Mannschaften kommt es der Türkei zwar nicht gleich, aber wir haben gesehen, daß auch letzteres Land trotzdem nicht im stande ist, sich selbst zu verteidigen; und soweit stehen beide sich gleich. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß Europa das eine der beiden Länder zu halten vermag, während die Kraft oder der Wille, das andre zu beschützen, nachläßt.

Die Wiederherstellung der türkischen Parlamentsverfassung ist der erste Schritt, und wenn dieser gethan ist, wird die zu Anfang erwähnte wichtige Frage für uns keine Schrecken mehr haben.

Und nun zum Schlusse noch eine kurze Bemerkung über die Dardanellenfrage. Nach einer sorgfältigen Prüfung der Verträge von 1841, 1856 und 1871, welche ich bei mir habe, fühle ich mich nicht im stande, eine Meinung darüber auszusprechen, ob dieselben verletzt sind oder nicht. Denn es hängt hier alles von der richtigen Auslegung des Wortes „Kriegsschiffe“ ab, nämlich davon, ob unter „Kriegsschiffen“ nur solche Fahrzeuge verstanden werden, mit denen man ein Bombardement ausführen kann, oder auch solche Schiffe, in welchen Soldaten mit ihren Waffen befördert werden. Es ist aber sicher, daß die Organe der Großbritannischen Regierung und viele einflußreiche Personen in Berlin der Ansicht sind, daß der Sultan sich leider zu einer schwächlichen Nachgiebigkeit hat hinreißen lassen; und man wirft der Türkei vor, daß sie die Interessen ganz Europas nicht mit der nötigen Kraft und Energie gegenüber der russischen Re-

gierung vertreten hat. Hieraus geht wiederum hervor, daß man die Türkei durch Wiederaufrichtung derjenigen Parlamentsverfassung stärken muß, welche unter dem Drucke Rußlands in Folge des Vertrages von San Stefano zusammengebrochen ist.



Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's.

Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre

von

Theodor Wiedemann.

Die autobiographischen Aufzeichnungen Leopold von Ranke's in dem Schlußband seiner sämtlichen Werke reichen bis zum Jahre 1870; was über diese Zeit hinausgeht, besteht nur in ganz allgemein gehaltenen Andeutungen, die wenige Zeilen einnehmen. Die Veröffentlichungen aus dem sogenannten „Tagebuch“, so bedeutsame Aufschlüsse sie über Ranke's Geistesleben geben, und so wichtig sie sind, insofern sie seine Denkweise, seine Auffassung von Ereignissen und Persönlichkeiten im eigenen Ausdruck wie im Spiegelbilde erkennen lassen, gewähren hierfür doch ihrer ganzen Anlage nach keinen eigentlichen Ersatz.

Es dürfte daher den Verehrern Ranke's, und deren giebt es doch eine nicht unbeträchtliche Zahl, vielleicht nicht ganz unerwünscht sein, über seine letzten Lebensjahre von 1870 bis zu seinem Tode wenigstens in einem gewissen Grade und in gewisser Weise zusammenhängende, etwas ausführlichere Mitteilungen als die bisherigen, zu deren Ergänzung und auch Berichtigung sie bestimmt sind, zu empfangen, die, wenn keinen andern Wert, doch den, daß sie auf unmittelbarer Kunde beruhen, beanspruchen können. Was dem Unterzeichneten trotz mancher entgegenstehenden Bedenken den Mut verleiht, solche der Öffentlichkeit vorzulegen, ist der Umstand, daß er in der angegebenen Zeit, eine durch Krankheit veranlaßte, dreivierteljährliche Unterbrechung abgerechnet, bei Ranke die Stellung eines Amanuensis oder Sekretärs innegehabt hat. Wenn meine Beziehungen zu Ranke im wesentlichen nur litterarisch-wissenschaftlicher Natur gewesen sind, so fällt doch diese Beschränkung für dessen späteste Lebensperiode nicht allzu sehr ins Gewicht; denn eben um die Zeit trat ich ein, in der Ranke, indem er auf jede andre Thätigkeit, insbesondere die an der Universität, Verzicht leistete und sie aufgab, auch nicht mehr in der Lage war, an der aktuellen Politik wirksamen Anteil zu nehmen, sich ausschließlich der schriftstellerischen Produktion zu widmen begann, die dann mit den dazu erforderlichen Vorbereitungen, da er zugleich, im Fortgang der Jahre mehr und mehr, vom gesellschaftlichen Verkehr sich zurückzog, sein Leben fast völlig ausfüllte. Übrigens habe ich die nachfolgenden Aufzeichnungen nicht ganz aus eigenem Antrieb abgefaßt. Schon am Tage, als man Ranke zu Grabe trug, haben andre seiner Schüler sich an mich mit der Aufforderung gewandt,

auf Grund meines langen Zusammenarbeitens mit ihm mich über ihn, besonders seine Arbeitsmethode, vernehmen zu lassen¹⁾. Und es war fast gleichzeitig damit, daß der Herausgeber der Deutschen Revue in einem an mich gerichteten Anschreiben für einen Aufsatz über Ranke mir die Spalten dieser Zeitschrift zur Verfügung stellte. Damals der Einladung zu entsprechen, ward für mich durch den Seelenschmerz über den erfahrenen Verlust, von dem ich tiefer betroffen worden war, als mir selbst bewußt wurde, durch die Auflösung der gewohnten Beziehungen, die mich im Gemüt erschütterte, durch die Rückwirkung, welche der Wechsel der Verhältnisse, die infolge des Todesfalles eintraten, auf mich übte, zur Unmöglichkeit. Später bin ich durch die Beschäftigung mit bibliothekarisch-litterarischen Arbeiten, die einen großen Zeitaufwand und manche Mühewaltung erforderten, von der Erfüllung des geäußerten Verlangens, das mir indes immer in Erinnerung blieb, abgelenkt und demselben nachzukommen verhindert worden. Auch gegenwärtig schreite ich nicht ohne Besorgnis und Scheu an die Ausführung der vorgesezten Absicht. Denn nahe der Schwelle des Greisenalters wage ich es zum ersten Male mich mit einer Konzeption an einen weiteren Leserkreis zu wenden, nachdem ich bis dahin nur und zwar eine sehr kleine Reihe wenig umfangreicher, streng wissenschaftlicher Spezialuntersuchungen habe drucken lassen. Es entgeht mir nicht, daß ich, an Form und Methode gelehrter Arbeit seit lange her gewöhnt, mich von denselben bei diesem ersten Versuch in andrer Richtung noch keineswegs vollkommen oder auch nur zur Genüge emanzipiert habe. Ich muß deshalb um Milde und Nachsicht des Urteils bitten; man möge nicht außer acht lassen, daß ich mit dieser Abhandlung dem Andenken einer großen und wenigstens meiner Überzeugung nach für alle Zeiten bedeutenden litterarischen Persönlichkeit, mit der mich für eine Zeitlang meine Lebenswege zusammengeführt haben, gewissermaßen in moralischer Nötigung den schuldigen Tribut, soweit ich dazu im stande bin, darzubringen meine.

Mit den Erörterungen hervorragender Gelehrten, die, auf höherer Warte stehend, sich der Geschichtschreibung Ranke's gegenüber kritisch und explikativ verhalten, sie in ihrer Gesamtheit zu umfassen, in ihrer inneren Entwicklung zu erkennen, die zu Grunde liegenden allgemeinen Anschauungen zu erforschen und zu würdigen bestrebt sind, die einzelnen Werke beurteilen, ein allseitiges Bild seiner Persönlichkeit, ein vollständiges seines Lebensganges entwerfen, wird mein Aufsatz, auch für die angegebenen Jahre, keine oder doch nur scheinbare Berührungspunkte haben. Eher betrachte ich als meinen Vorgänger meinen zeitweiligen Kollegen in dem Sekretariat Georg Winter in seinen „Erinnerungen an Leopold von Ranke“ in Nord und Süd, Band XXXVIII. (1886) S. 204—225. Als meine wesentliche Aufgabe betrachte ich eine soviel als möglich unbefangene und wahrheitsgetreue Wiedergabe des in Bezug auf Ranke Wahrgenommenen, des von ihm

¹⁾ Dahin ging auch ein Ersuchen, das fünf Vierteljahre später (August 1887) aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika an mich gerichtet wurde: „Please give me a description of the method of work. Did v. Ranke dictate all his work? How many hours a day could he work?“

Empfangenen und Mitgetheilten; gewissermaßen von ihm mir Überlieferten, in der Weise eines einfachen Referats. Auf ein Eindringen von der Außenfläche in Charakter und Geistesart Ranke's verzichte ich; selbst wenn ich mir hierzu die Fähigkeit zutraute, was nicht der Fall ist, so würde mir dies schon durch die Dürftigkeit und das Fragmentarische des Materials, über das ich verfüge, verboten werden.* Von einer Ergänzung desselben durch Kombination mit dem, was sonst über Ranke bekannt geworden ist, sehe ich ab, weil dadurch die Unmittelbarkeit der Berichterstattung alteriert und ein fremder Bestand in dieselbe würde eingeführt werden. An der Einfügung von Einzelheiten, die anderswoher entlehnt sind, deren Ursprung überdies jedesmal kenntlich gemacht ist, habe ich mir die äußerste Beschränkung auferlegt.

Bevor ich mit dem eigentlichen Gegenstande meiner Abhandlung beginne, bin ich wohl verpflichtet, — denn von mir selbst zu sprechen, kann ich auch ferner nicht ganz vermeiden, — anzugeben, wie ich mit Ranke bekannt geworden, und auf welche Weise ich in seine Umgebung gezogen worden bin.

Zu Ausgang des Sommers 1854 begab ich mich zur Fortsetzung meiner in Königsberg begonnenen philologischen und historischen Universitätsstudien nach Berlin¹⁾, wo ich die Vorlesungen Ranke's hörte und an den von ihm geleiteten historischen Übungen teilnahm; zu Ende des Wintersemesters 1856/7 promovierte ich. Bei dem Besuch, den ich auf diesen Anlaß Ranke abstattete, forderte er mich mit den einleitenden Worten: er habe mit mir etwas Besonderes vor — auf, noch länger in Berlin zu bleiben, und stellte an mich den Antrag, mich von ihm beschäftigen zu lassen. Was ihn vornehmlich dazu bewog, mir diesen Vorschlag zu machen, war, wie ich aus seinen Äußerungen entnehmen konnte, eine zugleich mit der lateinisch geschriebenen Dissertation von mir der Fakultät eingereichte, wenig umfangreiche, in deutscher Sprache abgefaßte Abhandlung. In derselben hatte ich in kurzen Zügen eine Charakteristik der Geschichtschreibung des Altertums nach ihren typischen Gestaltungen: der absolut-supranatural-religiösen, der objektiv-real-pragmatischen und der subjektiv-psychologisch-moralischen zu geben und den Nachweis zu führen unternommen, daß eben diese Typen die der Idee nach einzig möglichen seien, welche in der hebräischen, griechischen, römischen Litteratur zu relativ in sich vollendeter Ausbildung gekommen wären und in minderer oder größerer Formenreinheit auf Grund der Fortentwicklung, der Bereicherung und Vertiefung der universalen Weltanschauung, wie der spezifisch historischen Studien in einem der Wahrheit an sich mehr und mehr sich annähernden Prozeß in Auffassung, Darstellung und Gedanken fortdauernd sich erneuerten. Bei der Erörterung war von mir die moderne Geschichtschreibung nicht ganz übergangen worden, Ranke glaubte, aus der Arbeit, besonders aus dem letzteren Abschnitt, schließen zu dürfen, daß ich bereits einige historische Schriften gelesen hatte; in dieser Voraussetzung lag das eigentliche Motiv seines Antrages, insofern von einem solchen

1) Ich hatte von Johannes Voigt ein Empfehlungsschreiben an Ranke, von Schubert an Siegfried Hirsch mit erhalten.

überhaupt die Rede war oder es doch erkennbar hervortrat. Es wäre indes möglich, daß Ranke, wiewohl er hiervon nicht sprach, der Meinung gewesen ist, ich würde mich in sein schriftstellerisches Wirken ohne große Schwierigkeit finden, verhältnismäßig leicht lernen, seine darauf bezüglichen Anweisungen zu verstehen und zu befolgen, für welche Annahme ihm meine Benutzung seiner Andeutungen über die Bearbeitung des von mir zur Dissertation gewählten Themas, besonders in Rücksicht der Disposition, — er hatte mir in Betreff des Inhalts der Abhandlung seine Zufriedenheit bezeugt, gleich wie mit den Resultaten im allgemeinen sich einverstanden erklärt — einen Anhalt liefern konnte. Auf Ranke's Vorschlag einzugehen, gestatteten mir zu jener Zeit, wie ein halbes Jahr später, als Ranke denselben erneuerte, meine persönlichen Verhältnisse nicht, die vielmehr den Aufenthalt in Königsberg für mich notwendig machten. Im Herbst 1869, also nach Verlauf von zwölf Jahren, begab ich mich wieder nach Berlin, hauptsächlich mit dem Vorsatz, einige unternommene litterarische Arbeiten zum Abschluß zu bringen. Ich verfehlte nicht, Ranke meine Aufwartung zu machen und ihm von Zeit zu Zeit die kleinen Aufsätze, die ich inzwischen zum Druck beförderte, zu überreichen. Es war im Spätherbst des Jahres 1870, als mein Studiengenosse und Freund Adolf Cohn, der sich besonders durch eine teilweise Neubearbeitung der genealogischen Tabellen von Voigtel verdient gemacht hat, damals Privatdozent in Göttingen, während einer kurzen Anwesenheit in Berlin Ranke ebenfalls besuchte und in seinem Auftrag an mich die Einladung überbrachte, — das letzte Mal, als ich bei ihm gewesen, sei er durch Geschäfte verhindert worden, mich längere Zeit bei sich zu sehen, — alsbald bei ihm vorzusprechen, der ich dann auch Folge geleistet habe. Ranke eröffnete mir, als ich mich bei ihm einfand, seine Absicht, sich meiner Beihilfe bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu bedienen; die Aufforderung, die er an mich richtete, war eine sehr dringende; eifrig bemühte er sich, die Zweifel, die in mir aufstiegen, zu beseitigen und die von mir erhobenen Einwendungen zu widerlegen. Alles Persönliche war ihm noch von früher her gegenwärtig, wie er denn unter anderm äußerte: seiner Erinnerung nach schreibe ich zwar nicht schön, aber deutlich, was für ihn allein erforderlich sei. Bornehmlich durch die seinerseits mit Bestimmtheit ausgesprochene Ansicht, daß ich auch im übrigen seinen Anforderungen genügen würde, wurde ich bewogen, mich zur Annahme der angebotenen Stellung, die ich dennoch lange innezuhaben zunächst nicht dachte, bereit zu erklären (21. Oktober 1870). Schon am folgenden Tage, als ich mich der getroffenen Verabredung gemäß bei ihm einstellte, erklärte sich Ranke vor dem Beginn der gemeinsamen Beschäftigung in einer Weise, die mich darüber nicht in Unsicherheit lassen konnte, daß seiner Intention nach ein Verhältnis auf Lebenszeit gegründet werden sollte; „ihm liege,“ sagte er, „die Ausführung noch mancher litterarischen Entwürfe am Herzen, dabei wünsche er meine Unterstützung zu haben, er beabsichtige eine Art geistiger Vermählung mit mir einzugehen.“ Außer der Zeit, in welcher ich meine Stellung bei Ranke antrat, wird es zum besseren Verständnis des Folgenden unerläßlich sein, auch den damaligen Stand seiner schriftstellerischen Arbeiten anzugeben. Der Satz des Werkes: Die deutschen Mächte und

der Fürstenbund, dessen Manuskript Ranke der Verlagsbuchhandlung durch ein Schreiben vom 26. April 1870 angetragen hatte, war nicht allein begonnen, sondern bereits ziemlich weit vorgeschritten; das Manuskript des Buches: Ursprung des siebenjährigen Krieges, welches ebenfalls bereits nach Leipzig geschickt worden war, das aber Ranke auf Anlaß neuerdings (im Sommer 1870) im Staatsarchiv zu Wien vorgenommener Ermittlungen sich hatte zurücksenden lassen, befand sich in seinem ganzen Umfang in Berlin. Indes hat damals nur noch eine einzige Stelle ihre definitive Redaktion vor der Drucklegung erhalten oder ist vielmehr ganz neu eingefügt worden; sie befindet sich bald zu Anfang des Buches in dessen zweitem Kapitel und betrifft die durch die anglo-amerikanischen Ansiedlungen veranlaßten Irrungen zwischen England und Frankreich.¹⁾ — Über die Methode der Arbeit behalte ich mir vor, an einer späteren Stelle im Zusammenhang zu sprechen; hier bemerke ich nur, daß in dieser Zeit, während die Korrektur der Druckbogen der beiden zu demnächstiger Veröffentlichung bestimmten Bücher die vornehmste Beschäftigung bildeten, doch schon zu einer fünf Jahre später erfolgten Publikation, die vorlängst — seit dem Jahre 1843 — durch archivalische Studien vorbereitet worden und bereits in einem ersten Entwurf vorhanden war, der Grund gelegt wurde, zu dem „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege.“ Zu Ausgang Januar 1871 diktierte mir Ranke behufs eines in der Berliner Akademie der Wissenschaften zu haltenden Vortrags eine darauf bezügliche Ausarbeitung in die Feder. Ich sah ihn am 2. Februar aus der Behausung mit dem Diktat nicht ohne Besorgnis aufbrechen, da unmittelbar vor Antritt des Ganges unzählige Korrekturen und umfassendere Veränderungen im Manuskript vorgenommen waren; aber durchaus befriedigt von dem Erfolg seiner Vorlesung, welche die letzte gewesen ist, die Ranke in der Akademie gehalten hat, kehrte er zurück und bezeichnete in der Weise, die ihm eigen war, über seine litterarischen Leistungen bisweilen selbst ein Urtheil verlauten zu lassen, die Ausarbeitung als einen „guten Anfang“. Zwei Monate später kam unter dem Wechsel von Eingang und Zurücksendung von Korrekturen der Druck des ersten Bandes der deutschen Mächte zu stande. Die Begleitschreiben, mit denen Ranke die Überreichung der Exemplare an die Allerhöchsten und Höchsten Personen begleitete, waren die letzten an solche gerichteten von eigener Hand; sie gingen damals an den Kaiser-König, die Kaiserin-Königin, den Kronprinzen, den Großherzog von Sachsen-Weimar und etwas später an die Prinzessin Karl ab, von der Ranke in einem sehr huldvollen und gnädigen Schreiben, dessen Ton, der mit etwas Sarkasmus, wie er sich ausdrückte, gepaarte Witze ihn auf das angenehmste berührte, ersucht wurde, ihr das Buch zu übersenden. Nicht minder erfreulich als das eben berührte Ersuchen war für Ranke die mit einer Einladung zu einer Theegesellschaft verbundene Aufforderung der Kaiserin, in derselben aus dem eben erschienenen Werke nach eigener Wahl einen Abschnitt vorzulesen; er bestimmte

¹⁾ Sie beginnt mit den Worten: „Noch um vieles ausgreifender“ und geht bis zu den Worten: „die Jedermann kommen sah.“ (S. 24, Z. 4, — S. 30, Z. 7 der ersten Ausgabe von 1871.)

dazu nach einigem Schwanken seine Erzählung von dem Besuch des Papstes Pius VI. bei Kaunitz (S. W. 31, 32, S. 61 ff.). Den Brief an den Fürsten Bismarck, dem der Band gleichfalls zugestellt wurde, diktierte er mir in die Feder. Es ist eben das Schreiben, auf welches in der S. W. 53, 54, S. 696 ff. abgedruckten Eingabe Bezug genommen wird, und in dem der Antrag auf Errichtung einer Akademie für deutsche Sprache und Geschichte zu Berlin enthalten war. Nach günstiger Aufnahme desselben fertigte Ranke eine Denkschrift an, zu deren näherer Erwägung sich der Legationsrat Doktor Meyer, Vorleser der Majestäten, eines Nachmittags in der Ranke'schen Wohnung einfand. Die Differenz der Ansichten, die sich bei der Besprechung herausstellte, lag vornehmlich darin, daß Meyer der schönwissenschaftlichen Litteratur und den mit derselben im Zusammenhang stehenden Disziplinen weiter gehende Berücksichtigung zu teil werden lassen wollte als Ranke.¹⁾ Bald darauf trat ein Ereignis ein, das Ranke in tiefste Betrübniß setzte. Die Gattin, mit der er in glücklichster Ehe länger als sieben- undzwanzig Jahre verbunden gewesen war, schied aus dem Leben. Im Winter 1870/71 wurde sie nach alter Gewohnheit, wenn die Witterung es zuließ, alltäglich um die Mittagstunde auf einem Handwagen in die frische Luft gefahren; des Abends um halb neun Uhr versammelte sich um sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit, bald die einen, bald die andern, bald alle insgesamt, ein kleiner Kreis von nächsten Verwandten²⁾ und bekannnten Damen, dessen stets wiederkehrende Beschäftigung die Lectüre der Neuen preussischen Zeitung bildete, die von der Gesellschafterin der Frau³⁾ vorgelesen wurde. Aber noch während der Wintermonate und im Beginn des Frühlings verschlimmerte sich das schon lange währende Nervenleiden, welches vollständige Lähmung zur Folge gehabt hatte, so sehr, daß die Ausfahrten eingestellt werden und die gesellschaftlichen Zusammenkünfte aufhören mußten. Der Zustand gestaltete sich in kurzer Zeit so bedenklich, daß es notwendig erschien, außer dem behandelnden Hausarzt Doktor Klaatsch den Medizinalrat Romberg zu täglicher Konsultation herbeizuziehen. Um die Mittagszeit fanden sie sich zusammen ein; jedesmal hielt Ranke mit ihnen in ängstlicher Sorge um das Leben der Gemahlin Rücksprache, vornehmlich mit Romberg. Diesem hat er damals, indem seine Gedanken doch zugleich immer auf die wissenschaftlichen Arbeit, die er unter Händen hatte, gerichtet blieben, aus den Korrekturbogen einiges von seiner Darstellung der Krankheit und des Todes Kaiser Josephs II. (S. W. 31/32, S. 385 ff.) vorgelesen und dessen Zustimmung gefunden. Die Ärzte hielten ihm nicht verborgen, daß ihre Kunst unvermögend sei, das teure Leben noch länger zu erhalten. Es fiel Ranke aber schwer, dies zu glauben und sich auf die bevorstehende Schickung vorzubereiten. Im Zustande höchster Erregung eilte er in ganz kurzen Pausen wiederholentlich aus dem

¹⁾ Auf Meyer's Vorschlägen beruht die a. a. D. S. 705/6 abgedruckte Anmerkung, die ein Kompromiß der beiderseitigen Ansichten darstellt.

²⁾ Die Tochter, der Schwiegersohn, Ferdinand Ranke, der Schuldirektor, Bruder Leopolds. Die Söhne waren in Frankreich abwesend.

³⁾ Agnes May.

Arbeitszimmer an das Krankenlager der geliebten Frau. Einmal, als er von demselben zurückgekehrt war, äußerte er: „sie spricht noch immer geistvoller und verständiger als die andern und soll doch sterben.“ Die Kranke widmete ihrerseits bis zum letzten Atemzug den Studien und der schriftstellerischen Thätigkeit ihres Gemahls die lebendigste und innigste Teilnahme; sie hatte es, wie Ranke nach ihrem Absterben mir mitteilte, als einen Trost empfunden, den sie in das Jenseits hinübernehme, daß er einen Gehilfen gefunden habe, von dem er erwarten dürfe, daß derselbe bei ihm bis ans Ende auch seiner Tage ausharren werde.

Am 30. April 1871 trat der Tod ein.¹⁾ Die gesamte Leitung des Hauswesens, aus dem die Gesellschafterin der Frau bald ausschied, und in welchem mit der Zeit die Neubesezung der bei dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges vakant gewordene Stelle des Dieners erfolgte, ging alsbald ausschließlich an die verwitwete Frau Alwine Lobbe über, die bisher etwa seit anderthalb Jahren der Küche vorgestanden hatte: durch sorgsame, mit aufopfernden jahrelangen Anstrengungen, die auch keine ununterbrochene Nachtruhe gestatteten, durch Bereitwilligkeit und Anstelligkeit zu jeder erforderlichen Hülfleistung, deren Erfüllung sie als eine Pflicht ansah, — sie hat einen Krankenwärter, von dessen Annahme einmal sehr ernstlich die Rede war, völlig ersetzt, — und durch eine mit Verständnis nach ärztlicher Anweisung den eintretenden Zufällen gemäß geleitete Körperpflege hat sie sich um die Erhaltung des Lebens Ranke's und dessen relatives Wohlbefinden ein großes Verdienst erworben; durch überlegende und entgegenkommende Rücksichtnahme auf seine Bedürfnisse und Wünsche, die sie, unausgesprochen, rasch zu erkennen oder auch mit Sicherheit zu erraten vermochte, durch die Fernhaltung alles Störenden und Beunruhigenden, soviel es an ihr war, viel zu seiner Zufriedenheit und Bescheidung mit den Verhältnissen, wie sie nun eingetreten waren, zu seiner Versöhnung mit der Vereinsamung, in welche er sich versetzt sah, zu einer gewissermaßen freiwilligen Schickung in die für ihn notwendig gewordene Lage überhaupt beigetragen; ja durch wohlbedachte Fügbarkeit in sein Temperament und ein auf dasselbe gewandt berechnetes Verhalten auch um die Konservation der heiteren Gemütsstimmung, die der wissenschaftlichen Beschäftigung sehr zu statten kam. Die minutenlangen Gespräche mit ihr während der Arbeitszeit störten ihn nie in seinen Gedanken; sein Gelächter über ihre spaßhafte, mitunter recht derbe Ausdrucksweise vernahm man bisweilen im Nebenzimmer; er bewies selbst Interesse für die Mitteilungen aus der Nachbarschaft, die sie ihm zur Kenntniss brachte. An die Wohnung war sie besonders in den letzten Jahren förmlich gekettet; Ranke mochte sie keinen Augenblick entfernt wissen; sie hat nicht der Trauung ihrer einzigen Tochter in einer ganz in der Nähe gelegenen Kirche beiwohnen dürfen. Niemals jedoch unterließ sie, wenngleich immer ohne Wissen Ranke's, am Todestage der verstorbenen Herrin deren Grab zu besuchen. Bei ihrer Erkrankung war es Ranke am liebsten, wenn sie

¹⁾ Über Krankheit und Tod ist Ranke's Schreiben an Mantouffel vom 2. Mai 1871, S. W. Bd. 53., 4., S. 496 ff. (Nr. 260) zu vergleichen.

durch die eine von ihren Schwestern ersetzt werden konnte. Im Hauswesen schaltete sie frei, unabhängig und ganz nach eigenem Willen; die Besetzung der Stellen des übrigen Dienstpersonals wurde eigentlich durch sie oder doch auf Grund ihrer Vorschläge bestimmt. Die Angehörigen Ranke's verzichteten gern auf Kontrolle oder Oberaufsicht oder irgend eine Art von Einmischung; sie waren sehr zufrieden, daß dem greisen Familienhaupt so treue Pflege und so sorgsame Obhut zu Teil geworden war. Ich verhehle nicht, daß ein auch von Ranke empfundener Mangel nach der geistigen Seite hin in der häuslichen Einrichtung vorhanden war; Ranke entbehrte innerhalb derselben einer seinen Ansprüchen genügenden gesellschaftlichen Unterhaltung; es gab keine dazu geeignete Persönlichkeit; eine Abhilfe dieses Übelstandes würde aber vermutlich noch schwerere Unzuträglichkeiten zur Folge gehabt haben.

Indem ich daran gehe, über die Lebensgewohnheiten Ranke's, wie ich sie seit meinem Eintritt bis zum Tode der Gattin wahrnahm, Angaben zu machen, darf ich wohl nicht besonders bemerken, daß dieselben keineswegs für die früheren Perioden, auch nicht die nach der Vermählung zutreffen, indem Ranke, so lange die Kinder im Hause waren, seinen Angehörigen und dem gesellschaftlichen Leben überhaupt viel mehr Zeit gewidmet hat als später; wie er denn einmal von seiner und des Generals Blumenthal Familie gemeinsam unternommene Spaziergänge ins Freie erzählte, etwa nach Pankow hinaus; derartige Zerstreungen kamen jetzt nicht mehr vor. Um das Wohlergehen seiner Familienmitglieder war Ranke stets auf das zärtlichste besorgt. Ich erinnere mich aus meiner Universitätszeit, in welche große Unruhe er versetzt wurde, als einmal während eines ausbrechenden Unwetters eines der Kinder sich nicht zu Hause befand, obwohl demselben zu schützender Begleitung der Diener mitgegeben war. — Vor seiner Vermählung und besonders vor seiner italienischen Reise muß Ranke's Lebenseinrichtung und Zeiteinteilung auch in Beziehung auf die Studien eine ganz abweichende gewesen sein; denn damals hielt er seine Vorlesungen zum Teil in früher Morgenstunde. Als ich bei Ranke Amanuensis wurde, verließ er gegen acht Uhr morgens oder auch etwas früher das Bett und arbeitete dann nach eingenommenem Frühstück bis gegen zehneinhalb Uhr, um welche Zeit ich mich bei ihm einstellte, allein; die gemeinsame Arbeit währte am Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag bis zwölf Uhr, um welche Stunde sich Ranke in das Universitätsgebäude begab, um das angekündigte Kollegium: Neuere Geschichte Deutschlands seit dem westfälischen Frieden zu halten, — nach Beendigung der Vorlesung unternahm er, damals noch ohne Begleitung, einen drittehalbstündigen Spaziergang im Tiergarten. An den anderen Tagen, auch am Sonntag und an den Feiertagen, wie während der Ferienzeit blieb ich bis zwei Uhr am Vormittag bei Ranke, der dann erst seinen Ausgang antrat. Des Abends war ich von halbsechs bis halbneun Uhr anwesend. Die nächste Wandlung, die hierin eintrat, war, daß die Vorlesungen Ranke's wegfielen; im Sommersemester 1871, für welches ein Kollegium über die Geschichte der neuesten Zeit von ihm angezeigt worden war, hat er nur eine einzige gehalten, auf deren Ausarbeitung er

den größten Fleiß verwandte; drei Mal wurde der Kontext völlig umgeschrieben. Im Auditorium, wohin ich ihn begleitete, hatte sich nur eine sehr geringe Zahl von Zuhörern eingestellt, die mir wenigstens während des Vortrags äußerst teilnahmslos erschienen. Dieser Umstand und der dringende Wunsch, sich einzig und ungestört mit schriftstellerischer Produktion zu beschäftigen, bestimmten Ranke, unter Berufung auf die ihm übertragene Edition der Denkwürdigkeiten Hardenberg's um die Entbindung von der Verpflichtung, Vorlesungen zu halten, bei dem Kultusminister einzukommen, die ihm ohne jeden Aufschub bewilligt wurde. Die Folge davon war, daß ich nunmehr an allen Vormittagen bis gegen zwei Uhr mit Ranke zusammen arbeitete; dazu kam, daß ich auch am Abend länger bei ihm verweilte; nach der Einnahme des Thees, die jetzt später als zu Lebzeiten der Gemahlin stattfand, las ich noch die Zeitung vor, was bis zwölf Uhr nachts währte.¹⁾ Zugleich wurde ich durch das litterarische Unternehmen, das Ranke vorzubereiten begann, veranlaßt, mich am Morgen früher in dessen Wohnung zu begeben. Es war dies die Herausgabe des Briefwechsels Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen. Man weiß, daß dieselbe auf Anregung der Königin-Witwe Elisabeth erfolgt ist, deren Intention dahin ging, dem ungünstigen Eindruck, der durch die Veröffentlichung der von dessen Witwe verfaßten Lebensbeschreibung Bunsen's gegen das Andenken ihres verstorbenen Gemahls hervorgebracht war, ein Werk des berühmten, von demselben durch Intimität des Umgangs ausgezeichneten, vor allem ihm in Treue und Anhänglichkeit ganz ergebenen, ja man darf sagen, mit unbedingter persönlicher Verehrung gegen ihn erfüllten Geschichtsschreibers, dem auch sie ihr volles und uneingeschränktes Vertrauen schenkte, entgegenzusetzen.²⁾ Um diesem Auftrage zu genügen, beschäftigte sich Ranke sofort nach erfolgter Drucklegung des ersten Bandes der deutschen Mächte, noch im März 1871, mit der Lektüre des eben genannten Buches. Bald wurden ihm die Briefe Friedrich Wilhelm's IV. an Bunsen, die des letzteren an den König aus dem Hausarchiv zur Verfügung gestellt.³⁾ Es zeigte sich indes in kürzester Zeit, daß durch das anhaltende Lesen derselben in den Morgenstunden, weniger der von dem König herrührenden, mit ihren großen, zwar rasch hingeworfenen, aber charakteristisch ausgeprägten Buchstabenformen, als der Bunsen's, der bei seiner regelmäßigen, aber auch viel kleineren Schrift sich zum Teil blaßgewordener Dinte bedient hatte, und deren in einzelne Jahrgänge gesonderte Sammlung eine äußerst umfangreiche war, die Sehkraft Ranke's sehr angegriffen wurde. Um ihm die mit der Durchsicht der Papiere verbundene Anstrengung derselben entbehrlich zu machen, fand ich mich früher als vordem, gegen halbzehn morgens ein.

¹⁾ In Ranke's Behausung gewohnt habe ich nie; ein dahin zielendes Anerbieten — er wollte mir ein im Dachgeschoß gelegenes Zimmer einräumen, das längere Zeit von seinem älteren Sohne bewohnt worden war, — lehnte ich aus Gesundheitsrücksichten ab.

²⁾ Über Ranke's Verhältnis zu Friedrich Wilhelm IV. mag man Alfred von Reumont, Aus König Friedrich Wilhelm's IV. gesunden und franken Tagen, S. 147., 150 ff. nachlesen.

³⁾ Von anderem handschriftlichem Material ist nur in Betreff der Kölner Irrungen eine von einem damaligen hohen preußischen Staatsbeamten, einem entschiedenen Gegner Bunsen's, verfaßte Denkschrift benutzt worden.

Der Gegenstand des Werkes, mit dem sich Ranke von nun an zunächst vorzugsweise beschäftigte, war, indem derselbe Geist und Gemüt zugleich fesselte, wie geschaffen dazu, ihn über den durch den Tod der Gattin erfahrenen herben Schmerz hinwegzuheben.

Wie er glaubte, ließen die überlieferten Schriftstücke das Bild und das Wesen der Persönlichkeit des königlichen Freundes noch treuer und wahrhafter, als er sie zu Lebzeiten desselben erkannt, vor seiner Seele erscheinen; sie gaben ihm die Mittel, im Gefühl dankbarer Verpflichtung und seiner Meinung nach zugleich im Dienste der geschichtlichen Wahrheit dessen Andenken von Vorwürfen, die es betroffen hatte, zu reinigen, für ihn im Besitz von gutem und noch unbenutztem Material als entschlossener und mutvoller Vorkämpfer, denn die Hoffnung, zur Zeit viel Unterstützung oder Beistimmung zu finden, hatte er nicht — gegen die herrschenden Anschauungen in die Schranken zu treten. Mit unerschütterlicher Sicherheit hielt Ranke auch im vertrauten Gespräch an der Richtigkeit der eigenen Überzeugung fest, nicht nur im Gegensatz gegen die öffentliche Meinung, die überhaupt auf ihn nach seiner Denkweise eine besondere Einwirkung auszuüben nicht geeignet war, sondern auch trotz gegenteiliger sehr entschiedener und überaus freimütiger Äußerungen von praktischen Staatsmännern in angesehenster Stellung, über die er ohne Hehl berichtete; der Nachfolger wurde von diesen weit höher gestellt; „mit dem lasse sich doch etwas anfangen“, lauteten die Worte — und der endlich eingetretene Tod Friedrich Wilhelms IV. als ein Glück für den preussischen Staat bezeichnet. Beirrt wurde Ranke durch Auslassungen dieser Art auch von Personen, denen es nahe lag, eine autoritative Einsicht zuzuschreiben, in seinem Urteil nicht im mindesten, wengleich es ihm sehr erwünscht war, gleichsam als Gegengewicht Äußerungen zu vernehmen, die in gewisser Richtung der von ihm gefaßten Ansicht entgegenkamen und als Bestätigung derselben gedeutet werden konnten.¹⁾ Die mündliche Interpretation, die Ranke von einzelnen Stellen des Buches gab, ließ seine Auffassung in sehr bestimmter Form nach ihrer Eigenartigkeit erkennen. Wenn in demselben S. W. S. 549 der König der Belgier Leopold I. als „einer der besten politischen Köpfe des Jahrhunderts“ bezeichnet wird, so erläuterte Ranke diesen Ausdruck dahin, daß Friedrich Wilhelm IV. einen doch in Wahrheit weit überlegenen politischen Geist besessen habe; er schrieb diesem eine besondere „Feinfühligkeit“ in politischen Dingen zu, eine ihrer selbst gewisse Wahrnehmung des Kommenden aus weiter Ferne her, ein in tief sinniger Ahnung richtig erfaßtes Vorauserkennen der aus den widerstreitenden Interessen der Staaten unter gewissen Eventualitäten zukünftig sich ergebenden Komplikationen, ein danach berechnetes Verhalten, eine Ansicht der Weltverhältnisse, umfassender als die der andern. Sehr glücklich war Ranke darüber, daß er noch während der Drucklegung des Buches von den Schreiben des Königs an Dahlmann vom 24. April und 3. Mai 1848 Kenntnis erhielt;

¹⁾ Vergl. Ranke's Aufzeichnung vom 15. April 1873 über Moltke's Äußerung nach dem Erscheinen des Buches. S. W. S. 53., 4., S. 598.

die kämen ihm, sagte er, „noch recht zu Paß“, sie schienen ihm in einer ihn selbst überraschenden Weise den Ideenkreis Friedrich Wilhelms IV. darzulegen, die bedeutsamsten Aufschlüsse über die Motive der Handlungen desselben zu geben und ihre beste Rechtfertigung zu enthalten, dessen Geistesgaben in noch viel glänzenderem Lichte zu zeigen als alles bisher bekannt gewordene. Die Bemerkungen des Prinzen von Preußen über den Siebzehner-Verfassungsentwurf¹⁾ bezeichnete er als „auch sehr merkwürdig“, die Schreiben des Königs aber als „unvergleichlich tiefer;“ von denen Dahlmann's urteilte er: „Das ist das Beste, was ich von Dahlmann gelesen habe“; und fügte dann mit der Art unerwarteter und doch auch wieder selbstverständlicher Restriktion, die er bisweilen anwandte, hinzu: „die dänische Geschichte nehme ich aus.“ In der Erörterung über die königlichen Schreiben läßt sich, wie ich glaube, der empfangene Eindruck nicht ganz verkennen; in Wirklichkeit wurde Ranke durch dieselben in wahres Entzücken versetzt.²⁾ Das Andenken des Königs suchte er in seiner Weise nach allen Richtungen hin zu verteidigen, zu schützen und sicher zu stellen, nicht tendenziös oder zu politischen und persönlichen Zwecken; es war vielmehr Ergebenheit gegen denselben auch über den Tod hinaus, die ihn wie unwillkürlich dazu antrieb, jede Verunglimpfung oder was er für eine solche hielt, abzuwehren; er war namentlich bemüht, jeder Benützung und Auslegung der Schriftstücke, aus der irgendwie ein moralischer Vorwurf gegen den König hätte hergeleitet werden können, von vornherein zu begegnen. Darin hat es seinen Anlaß, daß er in dem Schreiben Friedrich Wilhelms IV. an Bunsen vom 11. Januar 1852: „In mir steht die volle und feste Überzeugung fest, daß der Ausdruck des modernen Konstitutionalismus in der Verfassungsurkunde Preußens Tod werden muß.“ (S. 531.) statt des letzten Wortes lesen wollte: „müßte“; es sollte hinzugedacht werden, daß nach der Ansicht des Königs, „der Ausdruck des Konstitutionalismus“ in der Verfassungsurkunde nicht vorhanden sei; „muß“ sah er als Schreibfehler an; die Indikativform schien ihm die Meinung, daß Friedrich Wilhelm IV. wider die eigene Einsicht von der Unangemessenheit der Verfassung für den preußischen Staat den Eid auf dieselbe geleistet habe, unterstützen zu können; in dieser aber erblickte er eine wenigleich verdeckte Beschuldigung des Meineides: denn damit verbinde sich die Annahme, daß es das Vorhaben des Königs gewesen sei, die Konstitution widerrechtlich zu verändern und aufzuheben. Die vorausgesetzte Gedankenreihe, vielleicht noch mehr, daß er zu derselben Anlaß geben könne, setzte ihn förmlich in Zorn. „Halten Sie den König für meineidig“, fuhr er mich an, als ich die Lesung des Originals zu verteidigen suchte. Zuletzt nahm er auf den erhobenen Einwand, daß eine solche Folgerung unbegründet sein würde, und daß seiner Interpretation sowohl anderweitige Thatsachen wie der Zusammen-

¹⁾ Vom 4. Mai 1848 bei Anton Springer, Friedrich Christoph Dahlmann II. S. 235 ff.

²⁾ Um der Verschiedenartigkeit der Auffassung und Beurteilung inne zu werden, mag man mit Ranke's Ausführung die Bemerkungen bei Ottokar Lorenz, die Geschichtswissenschaft in Haupttrichtungen und Aufgaben kritisch erörtert Bd. I, S. 123 ff. und Heinrich von Sybel, die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. Bd. I., S. 162 ff. vergleichen.

hang des vorliegenden Schreibens entgegenständen, insoweit Rücksicht, daß er die Konjektur, was zuerst seine Absicht war, als völlig zweifellos hinzustellen aufgab.

Bei Gelegenheit der Abfassung dieses Buches erzählte Ranke manches von dem König. Wenn er über dessen Sprachkenntnisse bemerkte, daß derselbe im Französischen sich mündlich und schriftlich sehr gut auszudrücken verstanden, auch etwas Englisch gesprochen habe; so ist seine Angabe jedenfalls dadurch zu ergänzen, daß Friedrich Wilhelm IV. einige bedeutende Poëme der italienischen Litteratur im Originaltext gelesen und sich überhaupt eine gewisse Kenntnis dieser Sprache erworben hatte, wenngleich seine Gemahlin ihm darin weit überlegen war¹⁾. Wohl eben die Besonderheit des litterarischen Unternehmens, dessen ich gedenke, hatte Ranke darauf geführt, sich an mich, von dem er, wie er sagte, keinen Mißbrauch des geschenkten Vertrauens besorge — denn, wenn, — so lautete seine Äußerung bald nach meinem Eintritt, — ich auch erst am vierten Tage zu ihm käme, so kenne er mich doch aus früherer Zeit; — und zwischen dem und ihm keine Geheimnißkrämerei obwalten dürfe, zu wenden. Da das Zustandekommen und die Veröffentlichung des Werkes von mancherlei Bedingungen und Verhältnissen, schließlich von Allerhöchster Genehmigung abhängig blieb, und der Inhalt der Schriftstücke ein sekreter war²⁾, wurde strikte Geheimhaltung des Vorhabens gefordert, wie denn Ranke überhaupt erwünscht war, daß von den Arbeiten, mit denen er sich beschäftigte, so lange als möglich nichts verlautete. Dieser Umstand; der weitere, daß die meisten der behandelten Ereignisse von mir miterlebt worden waren, was den Gedankenaustausch begünstigte, während Ranke eben dadurch zugleich mehr als sonst zur Mitteilung eigener Lebenserinnerungen Anregung empfing; die Erörterung religiöser und philosophischer Probleme, die in dem Buche zur Sprache kommen³⁾, dienten dazu, die persönlichen Beziehungen enger zu gestalten. Das Verfahren bei der Arbeit war im allgemeinen, daß ich die Briefe vorlas, die des Königs vollständig, die Bunsen's hingegen zu einem sehr großen Teil nur flüchtig durchsah, indem Ranke schon aus den Eingangsworten den Grad ihrer Wichtigkeit für seinen litterarischen Zweck zu erkennen vermochte; danach unter Zuhilfenahme der einschlagenden Litteratur, aus der ich die in Betracht kommenden Stellen bereits im voraus aufgesucht hatte, Aufzeichnungen des Inhalts erfolgten, welche die Grundlage für die eigene, von Ranke in den Morgenstunden niedergeschriebene Konzeption bildeten. Diese bestand zunächst in Umriffen und Andeutungen; die eigentliche Ausführung diktierte mir Ranke in die Feder, was er „umdiktieren“ nannte; hierbei wurden die zur Aufnahme bestimmten Schreiben oder Stellen aus denselben ausgewählt, welche ich dann nachträglich einfügte. Wenn der in den Morgenstunden von Ranke zu stande ge-

¹⁾ Vergl. Alfred von Reumont. Aus König Friedrich Wilhelm's IV. gesunden und frankten Tagen, S. 139.

²⁾ Ranke war hierin äußerst vorsorglich; er geriet geradezu in Schrecken, als er einmal die Papiere, nicht aber mich im Zimmer bemerkte, obwohl ich in demselben nur zwei Schritte von ihm entfernt stand.

³⁾ Man lese Stellen nach, wie S. 393 ff., S. 467 ff.

brachte Entwurf nicht ausreichendes Material für die Arbeitsstunden am Vormittag darbot, was sehr häufig, ja fast regelmäßig der Fall war, so wurde das Diktat in unmittelbarem Anschluß an das Vorlesen der Schriftstücke fortgesetzt. Die Arbeit schritt so weit fort, daß sie bereits im Juni 1871 bei der Frankfurter Versammlung und der Ablehnung der Kaiserwürde von seiten Friedrich Wilhelm's IV. stand¹⁾.

Im Spätsommer 1871 wurde das der Anweisung Ranke's zufolge auf grobem Konzeptpapier niedergeschriebene Manuskript in drei wenig „splendiden Einbänden“, nämlich allereinfachsten Pappbänden, der Königin-Witwe übermittelt.¹⁾ Die eine der Hofdamen derselben fertigte die Kopie zum Gebrauch des Hofes an.²⁾ Seitdem Ranke das Manuskript aus den Händen gegeben hatte, blieb er eifrig bemüht, Erkundigungen darüber einzuziehen, welche Aufnahme seine Arbeit in den entscheidenden Kreisen finde; ob und inwieweit die Drucklegung mutmaßlich gestattet werden würde. Am 8. Oktober 1872 erfolgte die Allerhöchste Genehmigung zu derselben; und alsbald erhielt Ranke das Manuskript zurück, das er dann behufs des Abdrucks, der sogleich in Angriff genommen wurde, noch einmal durchsah. Aus den angegebenen Umständen, wie aus dem Briefwechsel Ranke's mit seinem Verleger erhellt, daß dies einer Art vorgängiger Zensur unterworfen worden ist.³⁾ Es wäre indes irrig, wollte man glauben, daß die ursprüngliche Konzeption infolge derselben einer eingreifenden oder umfassenden, insbesondere mit Zurückbehaltungen oder Tilgungen verbundenen Veränderung unterzogen worden wäre. Denn wenn auch von anderen Instanzen eine ganze Reihe der rezipierten Schriftstücke beanstandet worden waren, so gab sie doch Fürst Bismarck sämtlich frei, mit Ausnahme von zweien, von denen das eine, das Antwortschreiben der Königin Viktoria vom 17. März 1854 auf den eigenhändigen Brief König Friedrich Wilhelms IV. vom 14. Dezember 1853, in dem Leben des Prinz-Gemahls Albert später ediert worden ist.⁴⁾ Während der ganzen Zeit,

¹⁾ Am 24. Juli 1871 empfing Ranke den Besuch des brasilianischen Gesandten Vianna de Lima, von dem er aufgefordert wurde, dem damals in Berlin anwesenden Kaiser Dom Pedro II. seine Aufwartung zu machen, was denn auch geschah. Ranke übersandte demselben vorher außer der Photographie eine Reihe seiner Werke (Englische Geschichte, Wallenstein, Ursprung des siebenjährigen Krieges, Bd. I. der deutschen Mächte); als Gegengabe empfing er die Photographie des Kaisers mit einem Begleitschreiben; die in demselben zugesagten Ordensinsignien sind, soviel ich weiß, niemals eingetroffen.

²⁾ Gräfin Editha von Hake.

³⁾ Schreiben Ranke's vom 8. Oktober 1852. — S. 42.

⁴⁾ In der Übersetzung von Emil Lehmann Bd. III. (Gotha, 1879), S. 44—47, vergl. v. Sybel a. a. D. Bd. II. S. 215 ff. — Ranke beklagte sich nach der Hand, daß der Brief ihm „gestrichen“ worden sei. Der Grund war die Annahme, daß die Königin von dem Parlament für denselben verantwortlich gemacht werden könne. — An zwei Stellen hatte der Fürst durch Bleifedernotizen am Rande andere Fassungen in Vorschlag gebracht, welche Ranke, da er die eigenen Gedanken darin treffender wiedergegeben fand als in den seinigen, sich aneignete. Die eine findet sich S. 512 in den Worten: „Es entsprach einem tiefen und berechtigten Ehrgeiz seines Herzens;“ Ranke hatte geschrieben: „Es befriedigte einen tiefen Ehrgeiz seines Herzens.“

in der Ranke mit dem Briefwechsel beschäftigt war, auch während derjenigen, in der sich die Angelegenheit in der Schwebe befand, stand er in regem persönlichem Verkehr mit der Königin-Witwe; in der besseren Jahreszeit fuhr er einmal, obwohl schon in hohen Jahren stehend, auf der Pferdebahn nach Charlottenburg hinaus; nach dem Vorgang eines Grafen und hochgestellten Hofbeamten, auf den er sich dabei ausdrücklich berief — denn Präzedentien waren in ihm in solchen Fällen für seine Entscheidung immer von Bedeutung — schien ihm das auch für ihn selbst erlaubt und statthaft; in den Wintermonaten wurde er des Abends an einem bestimmten Wochentage von einem königlichen Wagen dahin abgeholt. Die Königin-Witwe war, als Ranke während der Drucklegung ihr die eingegangenen Korrekturen überbrachte, nicht ohne Besorgnisse wegen des Erfolges der Publikation, insofern damit eine günstigere Beurteilung ihres Gemahls erreicht werden sollte; auf Ranke, der sie zu zerstreuen suchte, machten dieselben doch Eindruck, bisweilen kehrte er thränenfeuchten Auges in die Wohnung zurück und sprach davon. Es schien, als ob einzelne in den königlichen Schreiben vorkommende, auch im Ausdruck sehr scharf gehaltene Angriffe gegen Personen und Parteien, für deren Erläuterung sich schon Ranke statt der Anführung der Thatsachen, auf welche Bezug genommen wird, auf bloße Verweisungen beschränkt hatte, der Königin-Witwe Bedenken erregten, sie besorgte, daß dieselben böses Blut machen würden. Die Drucklegung des Briefwechsels wurde trotz der mannigfach vorgenommenen und gegen die eigene Erwartung Ranke's notwendig gewordenen Korrekturen¹⁾ doch bereits Ende März 1873 vollendet. Bereits im Laufe des Jahres 1871 hatte die Veröffentlichung des „Ursprungs“ (im Juni) und des zweiten Bandes der deutschen Mächte (im November) stattgefunden; — der Beschäftigung mit diesen Büchern waren vorzugsweise die Abende gewidmet worden; nach dem Abschluß der handschriftlichen Fassung des „Briefwechsels“ hatte Ranke sofort damit begonnen, ein neues Werk in Angriff zu nehmen, nämlich die „Zwölf Bücher preußischer Geschichte“; der Form nach sind diese allerdings nur Wiederausgabe der Neun Bücher, aber dem Inhalt nach in den vier ersten Büchern, welche den Titel führen: „Genesis des preußischen Staates“ nicht allein Umarbeitung, sondern im wesentlichen eine völlige Neuschöpfung. Die zwölf Bücher preußischer Geschichte sind das letzte Werk gewesen, um dessen willen Ranke das preußische Staatsarchiv und Archive überhaupt besucht hat²⁾; seiner alten Gewohnheit treu fertigte er zwar dort auch kurze Exzerpte

¹⁾ Einmal schrieb der Setzer einer siebenten Druckkorrektur bei: „In diesem Chaos kann ich mich nicht zurecht finden“; er hatte aber trotzdem überall das Richtige getroffen.

²⁾ Die vornehmsten Archive und Bibliotheken mit handschriftlichem Material, welche Ranke besucht und benutzt hat, sind die folgenden: die königliche Bibliothek zu Berlin, die herzogliche zu Gotha, das kaiserliche Staatsarchiv und die kaiserliche Hofbibliothek zu Wien, die Bibliothek von San Marco und das Staatsarchiv zu Venedig, die Bibliotheken Corsini, Magliabechiana, Marucelliana, Ricardiana in Florenz, die Privatsammlungen mehrerer angesehenen Familien zu Rom: Albani, Altieri, Barberini, Chigi; „bei der Benutzung der Schätze des Vatikans wurde ihm die wünschenswerte Freiheit versagt;“ die Sammlung von Akten der Reichstage zu Frankfurt am Main, das preußische geheime Staatsarchiv, das königlich sächsische

an, aber vorzugsweise war er damit beschäftigt, aus den Archivalien Stücke oder Abschnitte solcher auszuwählen, um sich von denselben Abschriften behufs häuslicher Benutzung anfertigen zu lassen. Er begreife nicht, sagte er, wie Droysen und andere bloß nach Auszügen zu arbeiten im stande seien; er vermöge das nicht. Es ist bekannt, daß Vorsteher von Archiven, wenn die in denselben befindlichen Dokumente schon von hervorragenden Gelehrten zu dem nämlichen Zweck, der in der Absicht Ranke's lag, durchmustert worden waren, diesem abgeraten haben, auf die Nachforschung Zeit zu verwenden; seine Bemühung werde unnütz und vergeblich sein; es werde ihm nicht gelingen, nach jenen etwas Neues von Interesse zu entdecken; und daß er dann geantwortet hat: „Die Herren wissen nicht, wie man suchen muß.“ Der Unterschied war, daß Ranke den gedruckten Stoff vollständig geistig durchdrungen hatte und beherrschte. Infolge davon ergaben sich für ihn mit größter Bestimmtheit und, indem sie ihm unmittelbar nach ihrer ganzen Bedeutung und in allen ihren Beziehungen gegenwärtig waren, die Punkte, über welche weitere Aufklärung sich zu verschaffen wünschenswert sei; er kam dadurch zugleich zu klarem Bewußtsein darüber, in welcher Richtung sich dieselbe vermutlich finden werde; von seinen Zielen wie den Mitteln, sie zu erreichen, hatte er eine deutliche Vorstellung. Einer solchen Vorbereitung werden die meisten, wenn sie zu archivalischen Studien sich rüsten, zwar nicht völlig entbehren, aber sie doch auch nicht in gleich hohem Grade erworben haben. Die Voraussetzung, daß die eingehende Beschäftigung mit den Resultaten der bisherigen Forschung im allgemeinen für denjenigen überflüssig sei, der zu den authentischen Zeugnissen zu gelangen hoffen dürfe: denn nach demselben werde vieles in dem Angenommenen und Überlieferten sich als falsch erweisen, anderes in richtigerer Gestalt erscheinen, auf deren Grundlage überhaupt lasse sich erst eine allgemeine wirklich maßgebende Ansicht bilden, — hemmt den in dieser Hinsicht etwa vorhandenen Eifer. Für Ranke bot seine Methode außerdem den doppelten Vorteil, daß einmal ihm durch dieselbe die Differenz seiner Ergebnisse von denen seiner Vorgänger, der gewonnene Fortschritt samt dem wissenschaftlichen Fundament, auf dem derselbe beruhte, unmittelbar zu Tage trat, wovon er so oft den Anlaß zu kritischen Erörterungen genommen hat; und sodann, daß er eine Art Sicherung gegen die Überschätzung einseitiger und unvollständiger Informationen erlangte, wie doch die meisten sind, wenn nur das eine oder das andere Archiv benutzt wird, — eine Gefahr, vor der so mancher verdiente und scharfsinnige Historiker, wenn noch unverwertete Materialien in seine Hände fielen, uneingedenk, daß die vollständige Kunde weder darin eingeschlossen noch damit erschöpft sei, sich nicht hat hüten können. Die Überwältigung eines auch an sich sehr umfangreichen archivalischen Materials wurde Ranke durch eine außerordentliche Kombinationsgabe erleichtert, der er vielleicht bisweilen zu sehr vertraut hat, die aber doch

Hauptstaatsarchiv, das Archiv des sächsisch-ernestiniſchen Hauses zu Weimar, das Archiv zu Deggau, das des affaires étrangères zu Paris, die Sammlungen des britischen Museums zu London, des Record-Office ebenda, das Brüsseler Archiv, das niederländische Reichsarchiv, das Archiv des Hauses Oranien, die Sammlung Heinsius im Haag.

größtenteils als eine zutreffende sich erwiesen hat und wohl auch ferner erweisen wird. Er ersah aus dem Anfang von Aktenstücken nach ihrer Form und ihrer Verbindung unter einander, dem angedeuteten Gegenstand und dem wirklichen Sachverhalt, der Stellung der Persönlichkeiten, von denen sie ausgegangen waren oder die in ihnen erwähnt wurden, indem er an die Umstände, unter denen sie gelebt hatten, und ihren Charakter Folgerungen knüpfte, was aller Wahrscheinlichkeit nach weiterhin sich anschließen werde; es bedurfte für ihn nur eines Blickes zur Entscheidung darüber, ob er sie bei Seite zu lassen oder zu lesen habe. Das, was ihm von erheblicher Wichtigkeit schien, trug er Verlangen, im ursprünglichen Kontext bei der eigenen Arbeit beständig vor Augen zu haben: denn einzig so wurde es für die Darstellung verwendbar, da es dadurch allein möglich war, die Prägnanz der Angaben und Gedanken vollkommen rein und ohne Alteration festzuhalten, das Ganze und die einzelnen Momente sowohl in wiederholte Erwägung zu ziehen, als auch mit der auf anderer Grundlage beruhenden Auffassung in äußeren wie inneren Konnex zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)



Cornelius und Kaulbach in Düsseldorf.

Von

Hans Müller.

IV.

(Schluß.)

Nur einmal beteiligte sich Kaulbach in der Düsseldorfer Zeit an einer fremden Arbeit, aber auch hier tritt schon seine durchaus eigene Denkhätigkeit, seine selbständige, schöpferische Kraft hervor. Das war bei den Fresken in Bonn, welche das Ministerium in Auftrag gegeben hatte. Hier sollten auf drei Wänden der Universitätsaula die vier Fakultäten dargestellt werden und zwar so, daß die theologische und philosophische je eine ganze Wand einnahmen, während eine dritte Mauer sich in die juristische und medizinische zu teilen hatte und die vierte für die Fenster frei bleiben mußte. Diese Malwerke, welche sich, obwohl recht gut erhalten, heutigen Tages keines sonderlichen Rufes erfreuen und nur zu deutlich die Schattenseiten der Cornelius-Schule beweisen, waren von Cornelius ursprünglich dem bereits vorgeschrittenen Karl Hermann übertragen worden und gingen, wie aus den beim Kuratorium der Bonner Universität liegenden Akten über die Wandmalereien der Aula zu ersehen ist, — nachdem Goetzenberger und Förster von Anfang an mit Hermann gemeinsam gearbeitet hatten, — nach Vollendung der Theologie ausschließlich in die Hände Goetzenberger's über, welcher aber auch beim Beginn des letzten Bildes bereits eine Anstellung in Mannheim erhalten und angenommen

hat. Eine offizielle Beteiligung Kaulbach's an den Bonner Bildern ist freilich in den Bonner Akten nicht erwähnt, und er wurde keinesfalls als bezahlte Hilfskraft hinzugezogen. Förster hat uns indessen die Versicherung hinterlassen, daß der Künstler eine Figur in dem Bilde der Theologie, sowohl in Karton wie im Bonner Freskobilde selbst ausgeführt habe, und die betreffende Arbeit zeigt jedem Beschauer deutlich die ganze Eigenart des Künstlers. Während Hermann die Mitte mit der allegorischen Gestalt der Theologie und den Engelfindern — Glauben und Forschen — die Kirchenväter, die Reformatoren und die Repräsentanten der katholisch-theologischen Forschung und des protestantischen Supranaturalismus sich vorbehielt, übernahm Förster die Gruppen des Christentums in Deutschland und England, die Scholastiker Thomas von Aquino, Albertus Magnus und Bonaventura, dann auch Klopstock und den Repräsentanten des Rationalismus Thomafius, aber auch den frommen Spener und den Bischof Sailer; und Gözenberger führte Gregor VII., Bernhard von Clairvaur, Peter von Amiens, Dante und Thomas a Kempis aus. Im Vordergrund nun hatte Hermann zwei Gruppen entworfen, welche getreu im Geiste der konfessionslosen Cornelius-Schule eine Ausgleichung zwischen dem Katholizismus und dem Protestantismus aussprechen sollen, und die Figur des jugendlichen Freidenkers, zur Linken des Bildes, welcher sich neben dem frommen und würdigen Bischof Sailer niedergelassen hat, um ihm Zeugnis von reformatorischen Bestrebungen in der katholischen theologischen Jugend zu geben, war für Förster bestimmt. Kaulbach aber bestürmte seinen Freund so lange, statt seiner diese lebensgroße Figur zu zeichnen und später auch malen zu dürfen, bis ihm Förster dieselbe abtrat. Die Gefälligkeit brauchte auch nicht bereut zu werden; Förster bekannte freimütig, daß die Zeichnung besser war, als er sie hätte machen können. So malte denn Kaulbach den Jüngling mit langgelocktem Haar und auffallend blauen Augen im grünen Gewande, der mit erhobenem Finger und eifrigem Gesichtsausdruck in den alten, ernstern Bischof hineinredet — unstreitig eine der besten und am wahrsten empfundenen Gruppen des ganzen Gemäldes — und gab auch hier ein Zeugnis für sein Streben, für eine besondere künstlerische Begabung und vor allem, was bemerkenswert erscheint, für seine früh entwickelte freisinnige Geistesrichtung, die ihn durch das ganze Leben in allem Denken und Schaffen begleitet hat.

Die ferneren Bilder sind wohl zum größten Teil von Gözenberger gemalt, der auf der Jurisprudenz nicht allein sich selbst links abgebildet, sondern auch dem Rechtsgelehrten Justus Moser rechts ein Buch in die Hand gegeben hat, auf dessen aufgeschlagener Seite des Künstlers Lebensgeschichte und seine Beziehung zu dem Gemälde niedergeschrieben steht. Sehr lustig sind die Arabesken voll zeitgemäßer Karrikaturen und Anzüglichkeiten.

Das Freskogemälde der Theologie wurde im Sommer 1824 an Ort und Stelle in Bonn ausgeführt, und Kaulbach lernte bei dieser Gelegenheit auch die rheinische Universitätsstadt kennen, wo damals ein ziemlich reges Treiben herrschte, wenn auch die hauptsächlichsten Berühmtheiten, die um diese Zeit dort wohnten, wie Ernst Moriz Arndt, August Wilhelm Schlegel und Staatsrat Niebuhr ziem-

lich abgeschlossen lebten. Es ist anzunehmen, daß Freund Förster, welcher allenthalben Empfehlungsbriefe aufzutreiben und abzugeben wußte und wegen seiner geselligen Talente überall gern gesehen war, den schüchternen Genossen in weitem Kreise bekannt gemacht hat. Bei dieser Gelegenheit lernte er mehrere Familien in Bonn kennen, außerdem nicht nur ältere Professoren, sondern auch junge, tüchtige Studenten, die nachmals von sich reden machten. Er verkehrte im Hause des Universitätsprofessors d'Alton, er kam mit Clemens Brentano zusammen, mit Guido Görres, mit Ernst von Lassaulx, denen er allen auch weiterhin auf seinem Lebensweg begegnet ist. Brentano war gerade damals nach fast fünfjährigem Aufenthalt bei der wunderlichen Nonne Anna Katharina Emmerich in Dülmen, die ihn durch ihre unheimliche Stigmatisation in unbegreifliche religiöse Verzückung versetzt hatte und im Februar 1824 starb, vorübergehend nach Bonn gekommen, fand aber in seiner Weise natürlich die Zusammenstellung des Bildes der Universität ganz unsinnig und sprach seine Mißbilligung offen aus, daß die Maler die Theologie komponierten und das Glaubensbekenntnis nicht kannten.

Die Bonner Fresken wurden dazumal ziemlich viel besprochen und während der Arbeit häufig von rheinischen und durchreisenden Kunstfreunden besucht, wobei Förster mit einer von ihm angefertigten Übersichtskarte gewissermaßen den Fremdenführer machte. Auch hohe Fürstlichkeiten sahen sich in diesem Sommer die neuerstehenden Kunstwerke an, unter welchen mit besonderer Freude der Großherzog Karl August von Weimar und der König Friedrich Wilhelm III. aufgenommen wurden. Von dem Besuche des preussischen Königs, welcher durchaus kein Freund der Freskomalerei war und dieselbe für ungeeignet für die Völker diesseits der Alpen erachtete, wird eine allerliebste kleine Geschichte erzählt. Neben der allegorischen Gestalt der Theologie stehen zwei Genien, von denen jeder eine Tafel in der Hand trägt, auf welchen ursprünglich Sprüche zu lesen waren und zwar auf katholischer Seite „Selig, die nicht sehen und doch glauben“ und auf protestantischer Seite „Prüfet Alles und das Beste behaltet.“ Diese so bezeichnenden Sprüche hatten nun an höchster, vielleicht allerhöchster Stelle Anstoß erregt, und das Kuratorium der Universität verlangte die Tilgung derselben als unerläßliche Bedingung des königlichen Besuches, indem es befürchtete, daß im entgegengesetzten Falle sogar die ganze Darstellung der übrigen Fakultäten wieder ins Wasser fallen würde. Hermann, der mit Recht dadurch die ganze Bedeutung seiner Genien gefährdet sah, verweigerte die Entfernung trotz wiederholter Aufforderung sogar von seiten der Professoren, und erst in dem Augenblicke, als der königliche Wagen bereits in Sicht war, wurden die Sprüche wider seinen Willen mit einem breiten Pinsel überstrichen. Der König widmete der Betrachtung des Werkes aber doch nur wenige Minuten und gab auch kein Zeichen sonderlicher Zufriedenheit zu erkennen, da er keinen Geschmack an der Symbolik fand. Die Fakultäten waren jedoch gerettet, und seither zeigen sich die gefährlichen Täfelchen ziemlich zwecklos ohne ihre Inschrift. Goethe, welchem Förster später bei seinem ausführlich von ihm beschriebenen Besuche in Weimar im November 1825 die Bonner Arbeiten genau auseinandersetzen und überhaupt die ganzen Zwecke und

Ziele der Cornelius-Schule darlegen mußte, ergötzte sich weidlich an diesem lustigen Stückchen deutscher Kunstgeschichte.

Ob Kaulbach auch weiterhin an den Bonner Fresken mitgewirkt hat, läßt sich nicht mehr nachweisen. Die Nachforschungen nach dieser Richtung ergaben einstweilen ein negatives Resultat. Allerdings soll er auch mit Gözenberger eine zeitlang intimere Freundschaft unterhalten haben, wie sich der Düsseldorfer Akademie-Inspektor Halthausen erinnert. Gözenberger, dessen Umgang freilich ein nicht so günstiger war wie derjenige mit Eberle, soll während der Ausführung der Fresken in der Universitätsaula zu Bonn häufig nach Düsseldorf gekommen sein und mit Kaulbach zusammen gearbeitet haben. Nicht unmöglich ist es daher, daß letzterer auf die Bonner Fresken auch sonstwie einen Einfluß ausgeübt hat, vielleicht gerade auf dem Gebiete, wo er nachmals so besonders groß war, in den Karrikaturen und Satiren.

Jedenfalls erinnerte sich Kaulbach immer mit sichtlichem Vergnügen an die in Bonn verlebten Tage. Einer seiner größten Wünsche im Alter war es, mit seinen Kindern einmal an den Rhein zu fahren, um sie an den Ausgangspunkt seines Glückes zu führen. Er berichtete gern von seinem Aufenthalte in Düsseldorf und Bonn und von den schönen Fahrten, die er mit seinen Freunden von da aus gemacht hatte, gerade in die schönsten Gegenden des deutschen Stromes, in den Bereich der sieben Berge. So hat sich seine Tochter Josefa auch die folgende Erzählung des Vaters aufgeschrieben:

„Wir, der gute Eberle, Schelling, d'Alton, der Nefte Rauchs und andere, waren alle junge, schöne Leute, Eberle und ich, die jüngsten, mit langen, schwarzen Haaren, wahre Raffaels. In diesem schönen Kreis wurden alle schönen Künste geübt. Wir waren eine Seele, ein Herz und ein Geldbeutel. An schönen Tagen machten wir Spaziergänge von Düsseldorf nach Bonn. Das Fahren war uns zu teuer. Von Bonn aus gingen wir auf den Drachensfels und nach Heisterbach, wo man göttlichen Wein trank. Auch badeten wir in den herrlichen Fluten des Rheins. Die ganze Sippe machte dann die tollsten Geschichten im Wasser. Bei solch einem Bade machte ich auch einmal die Bekanntschaft von Vater Arndt. Ich sehe schon von weitem einen großen stattlichen Mann auf uns zusegeln. Bei jedem Atemzug hebt er sich weit aus dem Wasser und bläst sich auf wie ein Puterhahn. „Ah, da kommt Arndt“, rufen die anderen, und dieser wird nun von allen mit Jubel begrüßt. Und Arndt, dem der „junge hübsche Kerl“ aufgefallen sein mag, nähert sich mir, und ich, ver-
schämt über meine Kostümlosigkeit, schlage jungfräulich die Augen nieder. „Das ist der Kaulbach,“ rufen die andern, und wir machen gegenseitig unsre Komplimente, und so weiter.“

Des Abends wurde auf solchen Touren vielfach musiziert. Da lernte ich zuerst den Freischütz kennen und war ganz entzückt. Die Meinungen waren aber sehr geteilt. Es wurde viel hin und her disputiert, und wenn wir recht trockene Kehlen hatten vom Singen und Reden, wurde Maitrank gebraut; das waren aber schon besondere Festtage, wenn wir uns eine solche Ausgabe erlauben durften.“

Ein junger Theologe, namens Albert Bauer, der später in Belzig in der Mark Brandenburg Prediger gewesen ist, war der Musikkundige des Kreises und führte die Freunde in diese Kunst ein, namentlich auch in den mächtigen Geist Johann Sebastian Bach's. Man hatte sogar in die Universitätsaula einen Flügel stellen lassen, wo der musikalische Student die Arbeit der jungen Maler durch sein meisterhaftes Spiel unterhielt und anspornte.

Der jungen Künstlerschar stand inzwischen eine folgenreiche Veränderung bevor. Die Cornelius-Schule, soweit sie unabhängig von der Düsseldorfer Akademie war, sollte am Rhein sehr bald wieder ihre Hütten abbrechen.

Den 4. September 1824 reichte Cornelius seine Entlassung als Direktor der rheinischen Akademie ein, da ihm der Kronprinz von Bayern wiederholt die durch Langer's Tod erledigte Direktorstelle in München angetragen und ebendasselbst eine größere praktische Ausübung in Aussicht gestellt hatte. Ludwig hatte ihm kurz vorher geschrieben, er sei an sich von Kunstakademien kein Freund — aber unter Cornelius' Leitung, da sei es eine ganz andere Sache! Er sähe sie da als eine große Kunstschule an, und welche! Welchen Aufschwung würde die Malerei in Bayern bekommen! Wie es Menschen gäbe, die zu Herrschern geboren sind, so Cornelius zum Haupte einer Malerschule. Nach diesem Zuspruch konnte sich der Künstler nicht länger sträuben. Er begründete seinen Wunsch, den Rhein zu verlassen, auch mit der Kränklichkeit seiner Frau, die einen entschiedenen Widerwillen gegen Düsseldorf besaß, ein beinahe zerstörendes Heimweh daselbst empfand und in der That auch kurz nachher in schwere Krankheit verfiel, von welcher sie erst im folgenden Frühjahr genas. Als Nachfolger und Fortsetzer in demselben Geiste schlug er für seinen Direktorposten den in Rom wirkenden Leipziger Julius Schnorr vor, für den sich nachmals auch der preussische Gesandtschaftssekretär und Historiker Christian Karl Josias von Bunsen von Rom aus auf das allereifrigste verwendet hat. Huldvollst und in herzlichsten Ausdrücken wurde dem Meister, der indessen noch den Winter über in Düsseldorf blieb, die Entlassung gewährt. Die Besetzung seiner Stelle aber machte außerordentliche Schwierigkeiten, da die Eigentümlichkeit der Kunstweise, die Cornelius seiner Schule aufgeprägt hatte, an Allerhöchster Stelle wesentliche Bedenken hervorrief. Die vorwiegende Behandlung der Freskomalerei und die völlige Vernachlässigung der Ölmalerei war, wie man in Berlin allseitig zugab, zu einer gewissen Kalamität geworden, und der König war trotz aller Vorstellungen nicht gesonnen, wiederum einen Künstler anzustellen, der der Freskomalerei allzusehr den Vorrang gab. Seine Verfügung verrät einen besonders praktischen und gesunden Sinn und traf in dieser Angelegenheit den Nagel recht auf den Kopf. Er schrieb nach Annahme des Entlassungsgesuches des Düsseldorfer Direktors an den Staats-Minister, Freiherrn von Altenstein:

„Wenn gleich die Malerey al fresco an sich ein sehr schätzenswerther Zweig dieser Kunst ist, so muß doch bei der Anleitung zum Studium derselben auch die Gelegenheit in Betracht gezogen werden, wie sie in Ausübung gebracht werden kann. Für das Inland bietet sich diese nur sehr beschränkt dar, da

von der Fresco-Malerei nur selten bei Kirchen oder Prachtgebäuden Gebrauch gemacht wird; auf eine Schule für das Ausland kann aber kein besonderer Werth gelegt werden. Die fresco-Malerei muß daher auf der Kunst-Schule in Düsseldorf nur Nebensache bleiben, und Ich gebe Ihnen auf Ihren Bericht anheim, hiernach die Wahl eines neuen Directors derselben zu bestimmen.

Potsdam den 29. November 1824.

Friedrich Wilhelm."

Der Minister versicherte freilich dem Meister seinerseits, daß seine eigentümliche Schule möglichst in seinem Geiste fortgeführt werden solle, wobei er auch fernerhin auf seine schätzbaren Vorschläge und Ratschläge rechne. Bereitwilligst erkannte man gleichfalls die geradezu überraschenden Erfolge des Directors an, der es verstanden hatte, nicht allein in kurzer Zeit eine außergewöhnliche Anstalt auszubilden, sondern der auch durch die Wirksamkeit derselben die Kunst in das öffentliche und häusliche Leben eingeführt und immer mehr Sinn dafür erweckt hatte, in einem so hohen Maße, daß die gebildeten Schüler mit Privataufträgen alle Hände voll zu thun bekamen. Aber mit der königlichen Verfügung war doch ein für allemal der Befehl gegeben, daß ein anderer Geist in die Schule selbst einziehen sollte. Wie warm auch Schnorr und nachmals Overbeck empfohlen wurden, wie sehr man auch betonte, daß diese nicht ausschließlich Freskomaler seien, wie energisch auch Cornelius selbst darauf hinwies, daß weitere Aufträge in der Freskomalerei am Rhein seitens der Familien von Spee, von Hompesch, von Plessen gegeben waren, die doch vollendet werden mußten — die Herrschaft der Freskomalerei war für die Düsseldorfer Akademie in eine Art von Beruf gethan.

Vergeblich blieben auch die Bitten um baldige Wiederbesetzung der Stelle in Düsseldorf, obwohl die Anstalt empfindlich litt, die meisten Zöglinge der obern Klasse infolge der Ungewißheit ihrem angebeteten Lehrer nach München folgten, sofern sie eben nicht durch häusliche Hindernisse oder Armut zurückgehalten wurden, und neue sozusagen nicht mehr ankamen. Wenn Cornelius in der That gerade die besten seiner Gehilfen nach München zu ziehen suchte, um der dortigen bisherigen Schule mit mehr Gewicht entgegen zu treten und durch die Einmischung der Seinen den Umschwung daselbst zu befördern, so konnte ihm das an sich nicht verübelt werden. Für Düsseldorf aber stand zu befürchten, daß die Akademie bald gänzlich auf den Elementarunterricht und auf die Vorbereitungsclassen der Kunstschule beschränkt sein würde, wenn nicht bald der Name eines berühmten, seines Vorgängers würdigen Meisters an die Spitze gestellt wurde. Der wackere Mosler stellte das alles sehr ehrlich und eingehend dem Minister vor, aus warmer Liebe zur Sache. Als aber Cornelius am 30. Mai 1825 endgültig Düsseldorf verließ, blieb die Kunstschule thatsächlich wiederum für längere Zeit verwaist. Mosler wurde mit den Directorialgeschäften interimistisch beauftragt. In Zukunft sollte sogar nach bestimmter Weisung von oben mehr die zweckmäßige Fortführung des Elementarunterrichts berücksichtigt, die Ausbildung der Schüler als Haupt-

zweck betrachtet werden und nicht der Zutritt von jungen Leuten, die bereits auf andern Lehranstalten Fortschritte gemacht und zur Ausführung von Kunstwerken befähigt seien. Von einem neuen Direktor war zunächst von seiten der Regierung lange gar nicht die Rede. Vielleicht hatte man in Berlin sofort den jüngeren Schadow ins Auge gefaßt, der ja schließlich auch siegreich aus dem Wettbewerb mit Schnorr und Overbeck hervorgegangen ist. Dazwischen scheint man sogar ein längeres Provisorium beabsichtigt zu haben, wobei auffallenderweise gerade Meister Cornelius wieder veranlaßt werden sollte, in den nächsten drei oder vier Jahren ein wachsaues Auge über die Kunstschule zu halten und zu dem Ende jährlich eine Reise nach Düsseldorf zu machen. Einstweilen blieb jedenfalls die Ölmalerei auch fernerhin das Stiefkind der Akademie, und nur die alte deutsche Schule wurde als würdig erachtet, den Schülern bekannt zu werden. Der inzwischen angestellte Inspektor Josef Wintergerst aus Ellwangen hatte zwei Gemälde eigener Erfindung als Vorbild für die Kunstübungen der Schüler ausgestellt, die in der antikisierenden Richtung ausgeführt waren, dem großen Publikum aber sehr mißfielen. Man hatte allgemein Angst, daß die Vorliebe der entscheidenden Kräfte, Cornelius, Mosler, Wintergerst für die altdeutsche Schule einer frischen, fröhlichen Entwicklung der neueren Ölmalerei hemmend im Wege bleiben würde, und den Maler Kolbe, der vielleicht allein neuere Bahnen ging, ließ man nicht zu Worte kommen. Dieser wies unablässig auf die Nachahmung der sichtbaren und lebenden Natur, auf praktische Kenntnisse hin, erinnerte an die Franzosen, wo durch David und seine Nachfolger der Grundsatz beobachtet wurde, die Natur mit Wahrheit nachzuahmen, und sprach die Behauptung aus, daß nur deshalb dort soviel praktische Künstler auftreten konnten, während es in Deutschland aus Mangel an solchen Schulen zwar viele talentvolle Zeichner, aber so wenig gute Maler gegeben habe.

Eines seiner Schreiben an einen der vortragenden Räte des Kultusministeriums wirft richtige Streiflichter auf die Düsseldorfer Kunstichtung. Er schreibt unter anderm am 27. September 1824:

„Ew. Hochwohlgeboren werden bereits davon unterrichtet sein, daß Herr Cornelius seine hiesige Direktorstelle aufgegeben und die durch den Tod des Akademiedirektors Langer vakant gewordene Stelle in München antreten wird. Dem Vernehmen nach hat er bereits dem hohen Ministerium einen seiner Freunde in Rom, der auch Freskomaler ist, als seinen Nachfolger vorgeschlagen, um die schon begonnenen Freskoarbeiten in hiesigen Gegenden ferner zu leiten. Da es jedoch noch zweifelhaft ist, ob sich einer finden wird, der ihn ersetzen kann, und wahrscheinlich noch manche mit weit weniger Verdienst sich um diese Stelle bewerben werden; so glaube ich auch es wagen zu dürfen, in die Reihe derselben zu treten, um so viel mehr da, als schon im Jahre 1812 die Wiederherstellung der Akademie erfolgen sollte, mir besagte Stelle bestimmt, und von dem noch hier wohnenden Herrn Geheimrath Rislinger angetragen war. Im Fall nun nicht verdienstvollere Künstler auf dieselbe Anspruch machen,

wage ich es bei dem hohen Ministerium um sie anzuhalten, und um Ew. Hochwohlgeboren gütige Verwendung für mich gehorsamst zu bitten.

Zugleich bitte ich Ew. Hochwohlgeboren über den Zustand der hiesigen Schule, die ich jetzt schon so lange zu beobachten Gelegenheit hatte, meine Gedanken und Ansichten freimüthig eröffnen zu dürfen.

So sehr ich das große Talent des Herrn Cornelius hochachte, und sein Verdienst um diese Schule zu würdigen weiß, indem die Leistungen mehrerer seiner Schüler, namentlich des jungen Hermann aus Dresden, der Herrn Stürmer und Stille aus Berlin wirklich Bewunderung erregen; so kann ich doch nicht bergen, daß ich die ganze Tendenz dieser Schüler viel zu einseitig finde. Da Herr Cornelius die Ölmalerei nicht liebt, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil seine frühere Kunstbildung nicht geeignet war, sich diejenige praktische Kenntniss zu erwerben, die zur Ausführung großer Werke in diesem Fache erforderlich sind; so scheint er seine Schüler auch nur für die Frescomalerei bilden zu wollen. Sobald er bei einem derselben Erfindungstalent zu spüren glaubt, läßt er ihn componiren und Cartons zeichnen, und so sah ich seit meiner Anstellung hier nichts wie Cartons entstehen, und noch wurde kein Versuch gemacht, nur eine Figur nach dem Leben mit Farbe auf Leinwand zu bringen. Versucht gleichwohl einer aus dieser Schule aus Auftrag oder eigenem Antriebe eine Madonna oder etwas ähnliches in Öl zu malen, so bemerkt man nur das ängstliche Bestreben, die alte deutsche und niederländische Schule nachzuahmen. An Natur und Wahrheit in Farbe und Wirkung wird nicht gedacht, ja diese Dinge werden selbst als unnütz und dem Wesen der Kunst zuwider mit der schändlichsten Verachtung behandelt, so wie die Leistungen eines jeden, der nicht in jene Fußstapfen tritt. Aus Mangel an praktischen Kenntnissen ist daher von diesen Arbeiten bis jetzt noch keine bis zu Ende gebracht worden.

So erfreulich es nun auch ist, daß die so lange vernachlässigte Frescomalerei durch die löblichen Bemühungen des Herrn Cornelius und seiner Freunde wieder ins Leben getreten ist, so stehet jetzt doch zu befürchten, daß der entgegengesetzte Fall eintreten, und die Ölmalerei dadurch verdrängt werden wird, obgleich die alten großen Meister in beiden Fächern mit gleichem Glück gearbeitet haben, und wahrscheinlich wird in dieser Schule, bei dem jetzigen Gang derselben nie ein Ölgemälde von Bedeutung, das als solches genannt zu werden verdient, entstehen.

Um das gute Verhältniß zwischen Herrn Cornelius und mir nicht zu stören, habe ich bis jetzt durch Gegenwirkung nicht mit ihm in Opposition treten mögen, auch würde dieses wenig gefruchtet haben, da seine Schüler zu ihm ein unbedingtes Vertrauen hegen. Da er diese aber größtentheils wahrscheinlich nach sich ziehen wird, so kann ich bei dieser Lage der Sache den Wunsch nicht unterdrücken, daß bei dem Antritt des neuen Direktors, der, wenn das hohe Ministerium den von Herrn Cornelius vorzuschlagenden genehmigen wird, wenn nicht sein Verdienst, doch gewiß die nämlichen Ansichten und Grundsätze

in der Kunst, sowie dessen angelegten Plan befolgen wird, mir ein etwas bedeutender Wirkungskreis vergönnt, und zu dem Ende der Vorschlag gestattet werde, in der Anordnung der Akademischen Studien einige Änderung zu treffen. Nämlich: daß das Malen nach dem lebendigen Modell, welchem bis jetzt als einer Nebensache in den Sommermonaten wöchentlich nur wenige Nachmittagsstunden gewidmet worden, künftig wie in den besten französischen Schulen mehr als Hauptsache behandelt, und dem Schüler mehr Zeit dazu angewiesen werde; dann daß jeder Schüler, der von der Akademie Unterstützung erhält, jährlich eine Figur, oder wenigstens einen Torso in Lebensgröße nach dem lebendigen Modell gemalt bei dem hohen Ministerium einzureichen verpflichtet sei; auch möchte es, um so viel mehr Racheiferung zu erwecken, zweckmäßig sein, auf das gelungenste Werk dieser Art einen Preis zu setzen. Auf diese Weise würde auch in diesem Theil der Kunst ein rühmliches Streben entstehen, es würden praktische Künstler gebildet werden, die, so wie sie die Schwierigkeit bei Nachahmung der Natur überwinden lernten, dieselbe lieb gewinnen würden, und die Geringschätzung dieses so wichtigen Theils der Kunst würde so endlich beseitigt werden.

Dem daß die Kunst eine Nachahmung der Natur sei, und wenn der Künstler von Genie in seinen Erfindungen dieselbe in ihrem innern Wesen aufzufassen weiß, er sie auch ihren äußeren Erscheinung nach, versteht sich mit Wahl, darstellen soll, ist ein Grundsatz der Schule, welcher ich meine Bildung verdanke, und die jetzt nur zu sehr verachtet ist. Doch dieser Verachtung ungeachtet wird die strenge Befolgung dieses Grundsatzes den Künstler indeß davor schützen, zum Manieristen herabzusinken, da hingegen die einseitige Nachahmung einer jeden besondern Schule, um so mehr dieser, die bei ihrer doch nur bedingten Vortrefflichkeit noch so manche offenbare Mängel hat, nothwendig die eckelhaftesten Karikaturen erzeugen muß. Die Wahrheit dieser Sätze hat die Erfahrung dünkt mich schon genugsam bestätigt. Zudem gab die Natur nicht jedem, der sich der Kunst widmet, Erfindungstalent, aber auch bloßes Nachahmungstalent ist schätzbar, und werth ausgebildet zu werden. Wer nur ein Auge für Form und Farbe hat, ist fähig, wenn diese Anlagen entwickelt werden, wengleich kein Historienmaler, doch ein schätzbarer Portrait- oder Landschaftsmaler zu werden, Fächer, die doch so manchem Künstler schon einen ehrenvollen Rang in der Künstlerreihe verschafft haben, und es ist ebenso ungerecht als bitter, diese und alle diejenigen, die nicht unbedingt jener herrschenden Schule anhängen, der Verachtung preis zu geben. Dieses ist jedoch jetzt der Geist der hiesigen Schule, und ich darf zweifeln, daß er dem Willen des hohen Ministeriums gemäß sei.“

Endlich wurde durch Kabinetsordre vom 27. Februar 1826 Professor Wilhelm Schadow auf die allerwärmste Empfehlung des Ministeriums hin zum Düsseldorfer Akademiedirektor ernannt und reiste auch im Juni nach Düsseldorf, um genauen Bericht über die Verhältnisse abzustatten und neue Vorschläge zu machen.

Auch ihm fiel vor allem der klägliche Zustand der Malklasse auf, den er sich nur dadurch erklären konnte, daß „das Malen an sich seinem Vorgänger für einen bildenden Künstler unbedeutend erschienen.“ Er fand gar nichts Trostreiches in dieser Klasse weder unter den Lernenden noch unter den Lehrmitteln. In der Klasse der ausübenden jungen Künstler, die als die Werkstatt des Direktors betrachtet werden muß, traf er dagegen unter zehn Zöglingen fünf ganz vorzügliche an: 1. Gößenberger, der noch in der Aula in Bonn beschäftigt war. 2. Stürmer, der im Sommer auf dem Gute des Grafen Spee arbeitete, im Winter die Kartons dazu zeichnete. 3. Gassen, der gerade einen sehr hübschen Karton, „Bacchus die Ariadne findend“ ausgeführt hatte. 4. Sonderland, von dem ein hübscher Karton, den Sturz Pauli darstellend, vorhanden war und 5. Ruben, der eine Kreuzabnahme malte. Das waren die Überbleibsel der Corneliuschule.

Schadow's Leitung der Akademie, die fast ein Lebensalter gedauert und vielfache Darstellung und Beurteilung erfahren hat, gehört nicht mehr in den Bereich dieser Betrachtungen, da Kaulbach bei seiner Ankunft nicht mehr Schüler der Anstalt war.

Ein neues trauriges, diesmal allerdings selbst verschuldetes Ereignis hatte seine Stellung an der Schule unmöglich gemacht. Der junge Künstler war anhaltend in gedrückter, friedloser Stimmung geblieben, aus der er nur hin und wieder durch seine Freunde herausgerissen wurde. Er ließ sich leider mitunter zu Rücksichtslosigkeiten und Streitigkeiten veranlassen, die nicht gerade dazu angethan waren, ihn bei seinen Mitschülern sonderlich beliebt zu machen. Eines Tages kam es denn sogar so weit, daß sich Mosler, welcher nach Cornelius' Abgang und vor Schadow's Berufung die Direktionsgeschäfte vollständig versorgte, gezwungen sah, wenn auch mit schwerem Herzen, der Not und dem Recht mehr gehorchend als dem eigenen Triebe, den jugendlichen Freund von der Anstalt zu verweisen. Wie viele hervorragende Männer, welche nachher den Besten und Edelsten beigezählt wurden, den Ihrigen durch nichtsnutzige Jugendstreiche Leid und Kummer bereitet haben, so wurde also auch Kaulbach, der unglückliche, verhärmte Schüler, dessen hohes Talent keinem zweifelhaft war, offiziell relegiert.

Der Vorfall ereignete sich im Winter 1825/26 und wird von einem Augenzeugen, dem Akademieinspektor Holthausen, welcher damals als Schüler der Akademie angehörte, folgendermaßen erzählt: Kaulbach's jüngerer Bruder Karl, der seit kurzem die Düsseldorfer Kunstschule besuchte und von diesem überwacht wurde, nahm an den abendlichen Stunden im Aktzeichnen teil. Eines Montags Abends nun erschien Wilhelm Kaulbach im Aktsaal, wo mehrere Bänke standen, nahm seinen gewöhnlichen Platz ein und schob die auf dem angrenzenden Platze von einem ihm mißliebigen Mitschüler, Jakob Lehnen, bereits niedergelegte Mappe mit den Worten beiseite: „Da sitzt mein Bruder!“ Lehnen aber, trotz seiner kleinen, zwerghaften Gestalt durchaus nicht blöde, behauptete energisch sein Recht auf diesen Platz, bis Kaulbach in seiner erregten, jähzornigen Weise ausrief: „Mit so Jungens spielt man anders,“ den winzigen, kümmerlich gewachsenen Akademiker ergriff, zum Aktsaal hinausstrug und vor der Thür auf dem Hofe

ganz erbärmlich durchprügelte, sodaß es lautes Heulen und Jammern gab und die übrigen Schüler zur Hilfe herbeieilten. Die Sache machte großes Aufsehen, und der Friedensstörer mußte auf allgemeines Verlangen die Anstalt verlassen, worüber eine ganze Anzahl seiner Mitschüler, die vielfach unter seinem spöttischen und herrischen Wesen zu leiden hatten, sich vergnügt ins Häustchen gelacht haben sollen.

Die Prügelzene erschien schon am folgenden Abend in einer Lithographie von August Hoffmann, einem Schüler Thelott's und Keller's, welche Preyer, der an jenem Tage nicht am Aftzeichnen Theil genommen hatte, aufbewahrte. Man sieht auf derselben, wie Kaulbach in wallendem Haar den kleinen Lehnen mit der rechten Hand gefaßt hat und mit der linken Faust prügeln will, während der Maler und Bildhauer Götting, der, nichts Gutes ahnend, aus dem Aftsaal gefolgt war, ihn zu beruhigen sucht. Der Akademiediener Döres steht mit der Laterne dabei, und dessen Mutter erhebt angstvoll die Arme, während ein Hund den ergrimmteten Maler anbellt.

Eine Entschuldigung findet Kaulbach's Handlungsweise nur in der Verteidigung seines jugendlichen Bruders, als dessen natürlichen Beschützer er sich um so mehr fühlte, als ja sein Vater in der Erziehung behindert war.

Der Anlaßgeber der Relegation, die übrigens Kaulbach später nicht zu bedauern hatte, sondern als einen Glücksfall ansah, war ein ziemlich mittelmäßiger Stilllebenmaler, 1803 in Hinterweiler im Regierungsbezirk Trier geboren und seit Oktober 1825 Schüler der Düsseldorfer Akademie (gestorben 1847 in Koblenz.) Er beschrieb seine Person in einem Immediatgesuch an den König im Herbst 1825, — ohne Datum — das aber auf eingeforderten Bericht des Kuratoriums und interimistischen Direktors hin als nicht gehörig zurückgewiesen wurde, da ihm wenig Fertigkeit und wenig Talent zugestanden werden konnte — und schilderte sich darin mit den Worten: „durch eines der seltsamsten Naturspiele im 23. Lebensjahre, zwar ohne körperliche Mißstaltung, kaum 32 Zoll groß, und deshalb außer Stand, irgend ein Gewerbe oder Beschäftigung zu unternehmen, wozu körperliche Kräfte erforderlich sind.“ Zu derselben Zeit bildete sich in Düsseldorf auch ein anderer Zwerg, der bereits mehrfach genannte Johann Wilhelm Preyer (1803 bis 1888) aus, zufällig auch in der Stilllebenmalerei, in welcher er aber seinen Mitschüler um ein Bedeutendes überragte.

Nach der Relegation blieb Kaulbach noch längere Zeit in Düsseldorf. Er war jetzt auf seine eigene Kraft und Fähigkeit allein verwiesen, und die Schwierigkeiten seines Daseins vermehrten sich erheblich. In dieser Bedrängnis suchte er sich als Lehrer seinen Unterhalt zu verdienen, ein Amt, in dem er aber niemals Glück gehabt hat, obwohl er später behauptete, daß er ein beliebter Zeichenlehrer gewesen sei. Seine erste Schülerin fand er in den allerhöchsten Kreisen. Es war die Prinzessin Friedrich von Preußen auf dem Jägerhofe, an die ihn der alte Jacobi in Bempelfort empfohlen hatte. Kaulbach erzählte sehr lustig darüber seinem jugendlichen Freunde Karl Stieler noch am 15. Februar 1874 (ergänzt durch eigene Notizen des Meisters): „Ich war damals ein schwärmerischer Knabe

mit einem Samtrock, der zwar sehr fadenscheinig, aber doch reinlich war, und mit großem aufgeschlagenem Kragen, den meine Schwester noch mit Spitzen verziert hatte. So ging ich zur „Prinzessin“. An der Thür empfing mich die alte Hofmeisterin, die streng auf Etikette hielt, doch als ich ihr meine Absicht erklärte, bedeutete sie mich, daß ich in diesem Anzuge nie und nimmer vor der Prinzessin erscheinen könne. Ich ging also fort und zu einem lieben, ehrwürdigen Freunde, einem Nachkommen des Philosophen Jacobi, der in Düsseldorf lebte. Er lächelte, als ich ihm mein Leid vortrug, und zum Schlusse gab er mir einen alten, braunen Frack mit goldenen Knöpfen aus seiner eigenen Jugend, eine hohe revolutionäre Halsbinde und einen grauen Cylinder, der nach oben immer weiter wurde und für mich viel zu groß war. „Das macht nichts,“ sagte Jacobi, „den tragen Sie eben in der Hand.“ In diesem Aufzug ging ich zum zweiten Mal hin, doch als ich mich diesmal der Hofmeisterin vorgestellt, entstand ein homerisches Gelächter. Der ganze Hof lachte, Hofdamen und Kammerzofen, Schranzen und Lakaien, und selbst das kleine Bologneserhündchen der Oberhofmeisterin war nicht zu beruhigen. Diese bat mich doch lieber wieder in meinem früheren Kostüm zu kommen, das sei doch immer noch viel besser. Ich that's, und so wurde ich in Düsseldorf hoffähig.“ Der breitschultrige Jacobi aber lachte den schwächlichen Maler noch obendrein gehörig aus und meinte, das sei sehr heilsam für seine jugendliche Eitelkeit gewesen, die Kaulbach später auch ganz unumwunden zugab. In der Folge blieb der auffallend hübsche Jüngling denn auch seinem sogenannten deutschen Rock mit aufgeschlagenem, von Schwester Karoline gesticktem Hemde treu und befand sich darin viel wohler.

Von einer andern Aussicht Unterricht zu geben, die aber aus gleichem Grunde zu Wasser wurde, berichtet er in späteren Jahren einmal seinen Kindern. Wenn er als sechszehnjähriger Bursche von Elberfeld nach Düsseldorf wanderte, kam er allemal an einem wundervollen Garten vorbei, der einem reichen Baron gehörte, da schaute er oft lange den schönen rotbäckigen Kindern zu, die da spielten, und wäre so gern auch eines von diesen glücklichen Kindern gewesen, die tanzen und jubeln konnten. Nach vielen Jahren, als er nun in Düsseldorf studierte, wurde er von einem Freunde, er glaubte, es sei Eberle gewesen, in eine reiche Familie als Zeichenlehrer empfohlen. Nur um etwas zu verdienen, nahm er die Stelle an und ging in seiner abenteuerlichen Tracht, Barett, lange Haare, Samtröckchen, dahin. Von seiner Schüchternheit und Verlegenheit macht sich kein Mensch einen Begriff, besonders da die jungen Mädchen, die er unterrichten sollte, über seinen Anzug sich lustig machten. Ihm kamen die Gesichter und der Name merkwürdig bekannt vor, endlich erfuhr er, daß es dieselben waren, die er damals vor vielen Jahren in dem großen Garten spielen sah, das waren nun schöne, große, stattliche Mädchen geworden. Er war auch schön, aber noch immer arm wie eine Kirchenmaus. Als er nach der ersten Stunde Eberle begegnete, machte ihm dieser Vorwürfe, daß er in solchem Anzug zu der reichen Familie zu gehen wagte, und schleppte ihn trotz seines Widerstrebens zu einem Manne, der Kleider zu verleihen hatte. Da wurde er nun in einen Frack gesteckt,

der bis zum Boden reichte; die Ärmel waren viel zu lang und mußten umgeschlagen werden. Die Haare ließ er sich nicht nehmen, aber einen scheußlichen alten Hut mußte er wohl oder übel aufsetzen. Er sah schändlich aus, — aber — es schickte sich so besser. So ging er denn wieder hin, konnte kaum gehen und sitzen, so schlecht paßte ihm alles. Aber als er in das Zimmer zu den Damen trat, brachen diese in ein wahres Hohngelächter aus und konnten sich nicht mehr beruhigen. Wie er das hörte, kehrte er um und schlug die Thür hinter sich zu. Er, der immer nur bewundert wurde — wie er sagte — und wirklich etwas auf sich hielt, konnte es gar nicht vertragen, ausgelacht zu werden, besonders von jungen Mädchen! Er rannte davon, warf das Teufelszeug, wie er es nannte, in die Ecke, und war der alte. Zu den Damen ging er aber nie wieder.

Eine nicht minder drollige Erinnerung hinterließ ferner die Unterweisung der früheren Äbtissin eines Stiftes in Düsseldorf, das während der französischen Revolution aufgehoben worden war. Die alte, ehrwürdige Dame, ausgestattet durch „kolossale Körperformen“, schwärmte für Landschaftsmalerei und wollte vor allem Perspektive lernen, aber eben davon hatte Kaulbach selbst noch kaum eine Ahnung. Dennoch wollte er das Anerbieten nicht abweisen. So wußte er denn keinen andern Rat, als sie zu bitten, sie möge mit ihm auf die Straße gehen, dann wolle er ihr nach der Natur, also nach den Häuserreihen der offenen Gassen die Verkürzungen, den Augenpunkt u. dergl. zeigen, und zwar schlug er, um den unvermeidlichen Gaffern und Neugierigen zu entgehen, die frühe Morgenstunde zum Unterricht vor. Die Äbtissin ging darauf ein, und jeden Tag um sechs Uhr früh sah man nun in den Straßen der Stadt eine „himmellange“ alte Dame stehen mit einem hagern jungen Mann, der ein Reißbrett auf dem Rücken trug. Und darauf malte sie mit feierlicher Miene ihre langgezogenen Linien, Wilhelm Kaulbach war ihr Lehrer und ihre Staffelei.

Auch einer talentvollen Prinzessin Salm soll er schließlich Unterricht erteilt haben.

Treulich teilte der Jüngling dasjenige, was er sich gelegentlich durch Stunden-geben und Malen erwarb, mit den Seinen in Mülheim, anstatt selbst wie andre unterstützt zu werden. Von außerordentlichen Ersparnissen sodann kaufte er sich Bücher, die Nibelungen und den Homer, die er mit einem wahren Heißhunger sich zu eigen machte. Überwältigend vor allem wirkte auf ihn die Schönheitsliebe, Daseinsfreude und Freiheitseligkeit, welche aus den griechischen Dichtungen zu seiner innersten Seele sprach, da er gerade nach alledem einen so sehnsuchtsvollen Drang empfand. Das Lied des Heimwehs, die Odyssee, war seine eigenste Welt im kleinen, und er wußte sich mit herzlichster künstlerischer Empfindung ganz hinein zu versenken. Dazwischen erhielt er den Eid geschenkt, den er als besonderen Schatz hütete. Im übrigen hatte er so gut wie gar keine Bedürfnisse für sich selbst. Ihm war es ja von früh an nichts Neues, von der Hand in den Mund zu leben, des Morgens beim Aufstehen nicht zu wissen, wo er des Abends sein Essen finden sollte, und er gestand offen, daß es häufig seine höchste Idee gewesen sei, sich einmal recht satt an Butterbrotten essen zu können.

Auch seine Tage am Rhein waren unterdessen gezählt. Im Frühjahr 1826 wurde Kaulbach mit Eberle und Anschütz nach München berufen, um in dem dortigen neuerbauten Konzertsale des Odeons die Decke al fresco zu malen, die erste größere selbständige Arbeit, welche er unternehmen durfte. Voll Vertrauen auf seine Kraft folgte er dem ehrenvollen Auftrage, welchen Cornelius ihm verschafft hatte.

Mit getheilten Empfindungen schied Kaulbach von Düsseldorf. Die letzte Zeit daselbst war keine freudige gewesen, und wenn er überschlug, was er dort gelernt hatte, so überkam ihn eine unbehagliche Empfindung von mancherlei Mängeln in seiner Kunst, die er wohl erkannte und dennoch abzulegen keine Gelegenheit gefunden hatte. Er wurde in späteren Jahren noch häufig wegen seines bösen alten Grolles, den er gegen das freundliche Städtchen habe, geneckt. Namentlich konnte ihm die Frau des Malers Deger niemals verzeihen, daß er so schlecht davon sprach, und auch Hermine Stille warf ihm in Briefen scherzend vor, warum er den Straßen und den Bäumen zürnen wolle, in deren Schatten er einst umherwandelte „so frisch und jugendkräftig, so schön, wo er die Damen aus Fenster lockte, vor allem die schöne, liebenswürdige, kleine Spinarosa, er scheue gewiß die verwundeten Herzen alter Zeit und wolle keine Wunden erneuern.“ Frau Stille war es auch, welche im Jahre 1837 mit schönsten Grüßen ein Gedicht des jugendlichen Wolfgang Müller auf die Hunnenschlacht einschickte, um dem Künstler zu beweisen, daß den Leuten am Rhein doch nicht so ganz Herz und Sinn für das Große und Herrliche seiner Kunst verschlossen blieb, wie er sich gern einreden wollte. Es ist mit manchem andern im Kaulbacharchiv zu München aufbewahrt.



Dante und Indien.

Von

Angelo De Gubernatis.

Dante spricht an vielen Stellen seiner Göttlichen Komödie, besonders aber im Fegefeuer, gern vom Lande Indien, den Indern, dem Ganges, dem indischen Holze und den Bäumen indischer Wälder, die mit ihren durch einander geschlungenen Zweigen himmelhoch in die Höhe ragen. Das schöne und an Wundern reiche Indien muß daher dem Dichter bei der Abfassung seines Hauptwerkes besonders häufig in immer wechselnden Bildern vor der Seele geschwebt und ihn mehr als jedes andere Land des Ostens gefangen genommen haben: denn wenn er sich das Morgenland vorstellen will, so sieht er die Sonne über dem Ganges aufgehen. Aber diese Vorliebe allein würde einer besonderen Besprechung noch nicht wert sein, wenn sich nicht auch nachweisen ließe, daß Dante sich sein Fegefeuer auf einer indischen Insel gedacht hat, und diesen Beweis will ich im folgenden in aller Kürze zu führen suchen.

Vor allem andern müssen wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, was bisher über Gestalt und Ort von Dante's Fegefeuer gesagt worden ist.

Dante selbst spricht von einer fernen Insel auf der anderen Halbkugel. Pietro di Dante bemerkt dazu: „Der Berg und der Ort des Fegefeuers soll der Berg Libanus im Morgenlande sein, welcher im Lande Phönicien, nahe bei Medien und Damascus liegt; oder nach Isidorus liegt er auf dem anderen Hemisphärio oder Erdkreise, auf dessen höchster Spitze das irdische Paradies sich befindet.“

Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts hielt Pier Francesco Giambullari eine für jene Zeiten sehr gelehrte Rede, in der er sich mit vielen Worten über die Lage des Fegefeuers erging. Das Thema erschien ihm neu, und deshalb unternahm er es, dasselbe zu bearbeiten, in Wahrheit aber kann er wenig Eigenes darüber sagen. Doch verlohnt es sich, anzuhören, was er weiß:

„Zum Nachweise, welchen Ort der Verfasser sich vorgestellt hat, muß ich etwas weiter ausholen. Man wird dies entschuldigen, wenn man bedenkt, wie sehr diese Frage durch den alten Glauben so vieler griechischer und römischer Schriftsteller erschwert worden ist, welche das Bestehen von Antipoden in Abrede stellten und der ganzen bewohnten Welt nur eine einzige Seite zuschrieben. Diese Schwierigkeit ist noch dadurch gewachsen, daß jene annahmen, die beiden äußersten Seiten dieser Welt seien ein halbes Jahr hindurch mit beständiger Finsternis bedeckt und dabei so kalt, daß lebende Wesen den Aufenthalt daselbst unter keinen Umständen ertragen könnten, der mittlere Strich dagegen werde beständig von so fürchterlicher Hitze und so maßloser Glut verbrannt, daß auch hier keine lebenden Wesen existieren könnten. Wir wissen aber heut, auf Grund der Erfahrungen, daß diese Annahmen ganz falsch, ganz irrig, ganz erlogen sind und nur von der geringen Kenntnis herrühren, die die Alten von der Welt hatten. Wissen doch alle heut Lebenden ganz genau, daß gerade unter dem Himmelsäquator und in der heißen Zone nicht nur bequeme und der menschlichen Natur durchaus angemessene Wohnstätten vorhanden sind, sondern daß es dort auch sehr große Königreiche giebt, wie Gumbra, Dschinega, Melli, Orguena, Presto Zanni, Melinda, Ceila, Colicut, Summotra, Porne, und auf der neuen Welt einen großen Teil von Amerika! Überall wird somit die Erde bewohnt, und überall leuchtet die Sonne. Dies mußte unser Dichter wohl wissen, obwohl er, um der allgemeinen Meinung seiner Zeit, welche nicht über dieselbe Erfahrung verfügte wie wir, nicht entgegen zu treten, dieses vielleicht nicht in anderer Weise zu zeigen wagte, als indem er sein Fegefeuer, in welchem er allegorisch die Reinigung der lebenden Seelen und nicht die der Toten von ihren Sünden zeigt, in jene andere Halbkugel verlegt, jenes Fegefeuer, über dessen Lage die Uneinigkeit der Gottesgelahrten noch so groß ist, daß ihm noch bis heute kein bestimmter und fester Ort angewiesen werden konnte. So verlegt ihn Hugo von San Vittore mitten unter die Wohnungen der Lebenden und an dieselben Stellen, an denen die Seelen gesündigt haben; St. Thomas nimmt zwei Fegefeuer an, das erste ist das gemeine und befindet sich unter der Erde, mit der Hölle verbunden, das andere ist ein

besonderes und befindet sich über der Erde, nach dem besonderen Wohlgefallen Gottes. Agrippa, der universellste, erzählt von dem schrecklichen Berge Norwegens, von dem aus man noch auf eine Meile Entfernung ein fürchterliches Schreien und Heulen ertönen hört; dort zeigen sich abscheuliche, angsterregende Gestalten, und zwei unerträgliche Quellen, die eine glühend heiß, und die andere von eisiger Kälte, ergießen sich ununterbrochen aus jenem Berge und fließen auf die Erde hinab. Ich will hier von dem schmerzenreichen Berge in Schottland, von der Höhle Patrizios, von den Seefahrten Brandano's und den wunderbaren Erzählungen von Soro Grammaticus nichts weiter erwähnen: nur erinnere ich daran, wie der letztgenannte in seiner dänischen Geschichte den furchtbaren Palast des Gerutus und den schrecklichen Kerker 'Ugartilocus' beschreibt, Orte, die durchaus zu dieser Welt gehören, die aber als Gefängnis oder als Folterstätte der Seelen und der Geister auserlesen sind. Gegenüber diesen verschiedenen Meinungen verlegt unser gelehrter Dichter, ohne einer derselben offen zu widersprechen, sein Fegefeuer auf die andere Halbkugel. Auf den höchsten Punkt unserer Seite des Erdballes, als welchen er sich den Berg Zion denkt, hat er die eine Spitze eines Zirkels eingesezt und diesen Zirkel soweit gespannt, daß er zwischen beiden Schenkeln ein Viertel des Erdumfangs faßt. Dann hat er mit dem andern Schenkel des Zirkels einen Kreis geschlagen, welcher somit den Erdball in zwei Hemisphären, oder halbe Bälle, zerteilte und den Mittelpunkten von beiden als Horizont dient, indem er unsere Hemisphäre als die Halbkugel von Zion und die andere, entgegengesetzte Halbkugel als die Hemisphäre des Fegefeuers bezeichnete.

„Aus diesem Grunde hat er sich vorgestellt, daß diese beiden Berge einander so genau gegenüberstanden, daß Lucifer, welcher mitten zwischen beiden, gerade im Mittelpunkt der Erde, untergebracht war, den einen von ihnen genau lotrecht über seinem Haupte hatte, und das war der Berg Zion, und den anderen, welcher der des Fegefeuers ist, unter seinen Fußsohlen. Das spricht der Dichter selbst im vierten Gesange des Fegefeuers aus, aber auf andere Weise, indem er sagt:¹⁾

Wenn Du begreifen willst, wie dieses zugeht,
So stelle Dir im Innern Sion vor,
Also mit diesem Berg auf unserm Erdball,
Daß auf verschiedenen Hemisphären sie
Bei gleichem Horizont stehn.“

Giambullari führt nicht weiteres an, um uns den genauen Ort des Fegefeuers festzustellen, und seit seiner Zeit bis heute hat sich, so weit ich sehe, die Frage nicht bedeutend geklärt.

Wir wollen die Untersuchung deshalb wieder von vorn beginnen und vor allen Dingen den Text der göttlichen Komödie durchgehen, um uns genau zu vergewissern, wie sich Dante den Berg des Fegefeuers vorgestellt hat.

Im letzten Gesange der Hölle wird der Grund angegeben, weshalb sich dieser hohe, den Himmel herausfordernde, rings von Wasser umgebene Berg gebildet

¹⁾ Fegefeuer 4, V. 67—71.

hat, nämlich durch den Fall Lucifers, als er in den Höllenschlund hinabgestürzt wurde. Auf diese Weise ist dieser Berg in unmittelbare Beziehung zu der unterirdischen Behausung der Dämonen gesetzt worden.

Vom Himmel fiel herab auf diese Seit' er,
Und jenes Land, das hier empor erst ragte,
Umhüllt' aus Furcht vor ihm sich mit der Meerflut
Und kam auf unsere Hemisphär', und wohl ließ
Das, was sich diesseits zeigt, hier leer die Stätte,
Ihm zu entfliehen, und entwich nach oben.¹⁾

Der hohe Berg ist auf der südlichen Halbkugel, und nur von hier sieht man die vier Sterne des Südpols:

Ich wandt' zur Rechten mich, den Sinn gerichtet
Zum andern Pol hin, und sah dort vier Sterne,
Die niemand als das erste Paar noch wahrnahm.²⁾

Adam und Eva konnten diese vier Sterne sehen, so lange sie im irdischen Paradiese weilten; als sie aus dem Paradiese verjagt waren, sahen sie sie nicht mehr. Wir müssen also mit Dante annehmen, daß das irdische Paradies sich auf der südlichen Halbinsel „in fernen Wässern“ (7. Gesang) befand, und daß sie leer blieb, nachdem sie von unseren Ureltern Adam und Eva verlassen wurde.³⁾ Die Gewässer um die Insel des Fegefeuers werden von Menschen nicht befahren.

Drauf kamen hin wir zu der öden Küste,
Die ihre Flut noch niemand sah beschiffen,
Der dann die Wiederkehr erfahren hätte.⁴⁾

Und da sich der Dichter der Stelle nähert, an der man zum Berge des Fegefeuers aufsteigt, erscheint ihm eine Höhe,

die von der See zumeist sich dehnt' gen Himmel⁵⁾,

und etwas später setzt er hinzu, daß die Spitze des Berges, welche fast senkrecht abfällt, sich im Himmel verliert:

¹⁾ Hölle 34, V. 121—126.

²⁾ Fegefeuer, 1, V. 22—24.

³⁾ Auch nach dem Glauben der alten Ägypter wurde das Paradies, wie es scheint, auf einer Insel befindlich gedacht. Und vielleicht ist das Land Punt, welches in einem Papyrus der zwölften Dynastie erwähnt wird, ebenso wie die göttliche Insel, welche Diodoros sich gegenüber dem glücklichen Arabien (Semen) denkt, nichts Andres als die wunderbare Insel Ceylon.

Man vergleiche hierüber den einschlägigen wissenschaftlichen Aufsatz des Paters Casar De Gara in der Civiltà Cattolica vom 20. Oktober 1888: Gli Hyksos o Re pastori di Egitto, (die Hyksos oder Hirtenkönige Ägyptens). Die Nachrichten, welche wir in diesem Aufsatz finden, bringen wir mit den Vorstellungen, welche man hauptsächlich über Taprobane (Ceylon) hat, zusammen; und wir bezweifeln deshalb nicht, daß unser gelehrter Freund, wenn er diese Blätter liest, seine Auffassung von dem Lande Punt, welches er nach Anleitung von Golenischew so gut beschrieben hat, etwas abändern wird. (Man vergl. über die Auffassung der alten Ägypter auch den Aufsatz Masperos: „Die Bestattung des Psaru“ im Novemberheft dieser Revue 1890, S. 210—212. Der Aufsatz von De Gara ist auch selbständig erschienen. Rom 1889. 8. Mit Tafeln, Mk. 14,00. D. Red.)

⁴⁾ Fegefeuer 1, V. 130—132.

⁵⁾ Fegefeuer 3, V. 15.

Hoch war sein Gipfel, sich dem Aug' entziehend,
Und troziger sein Hang, als von dem halben
Quadranten nach dem Mittelpunkt die Linie¹⁾.

Da er sich auf der anderen Halbkugel befindet, so erstaunt Dante darüber, daß der Schatten nicht nach derselben Seite fällt wie bei uns, sondern nach der entgegengesetzten:

Den Blick wandt' ich zuerst zum tiefen Strande,
Hob ihn sodann zur Sonn' empor und staunte,
Uns links von ihr getroffen zu gewahren²⁾.

Deswegen wird er auch bald darauf von Belacqua verspottet, der ihn höhrend fragt:

hast du bemerkt recht, wie die Sonne
Zur linken Schulter uns herlenkt den Wagen³⁾?

Vergil erklärt ihm diese eigentümliche Erscheinung mit den Worten:

Wenn du begreifen willst, wie dieses zugeht,
So stelle dir im Innern Sion vor.
Also mit diesem Berg auf unserm Erdball,
Daß auf verschiednen Hemisphären sie
Bei gleichem Horizont stehn, und wenn deutlich
Sich dein Verstand dies denkt, wirst ein du sehn,
Wie diesem muß zu einer Seite laufen
Und jenem zu der anderen die Straße,
Drauf Phaëthon so schlecht verstand zu fahren⁴⁾.

Der Berg des Fegefeuers ist somit als Antipode von Jerusalem zu denken. Dante bekennt sich mit dieser Erklärung zufrieden und erwidert:

Gewiß, mein Meister, sprach ich, nimmer ward mir
So klar noch, als ich alles jetzt erkenne,
Worin mir unzulänglich mein Verstand schien,
Daß jener Kreis am halben Himmelsumfang,
Der in der Wissenschaft Äquator heißet,
Und immer zwischen Sonn' und Winter einsteht,
Sich aus dem Grund, den du erwähnt, nach Norden,
Von hier muß scheiden, während den Hebräern
Er nach der warmen Gegend zu sich zeigte.
Doch gern möcht' ich, wenn's dir gefällig, wissen,
Wie viel zu gehn uns bleibt; denn aufwärts dehnt sich
Die Höh' mehr, als mein Aug' sich kann erheben⁵⁾.

Die Wiesenlandschaft, welche sich mitten auf dem Fegefeuerberg befindet, flößt dem Dichter einen Vergleich ein, den er der indischen Naturwelt entnimmt.

Gold, feines Silber, Scharlach selbst und Bleiweiß,
Und indisch' Holz, so leuchtend und so heiter
Und der Smaragd, der eben frisch gebrochen⁶⁾,

¹⁾ Fegefeuer 4, B. 40—42.

²⁾ Fegefeuer 4, B. 55—57.

³⁾ Fegefeuer 4, B. 119, 120.

⁴⁾ Fegefeuer 4, B. 67—75.

⁵⁾ Fegefeuer 4, B. 76—87.

⁶⁾ Philalethes:

Und leuchtend Holz, und Indig und der heitre
Smaragd, wenn er soeben frisch gebrochen.

Indigo heißt aber indaco, nicht indico.

Sie würden allzumal besiegt an Farbe
 Vom Gras und von den Blumen dieses Thals sein
 Gleichwie vom Mehr besieget wird das Minder¹⁾.

Der Mond zieht um Mitternacht über den Berg des Fegefeuers hinweg,
 zu der Jahreszeit, wo für Rom die Sonne zwischen Korsika und Sardinien
 untergeht:

Der Mond, der fast bis Mitternacht gezögert,
 Ließ uns die Sterne seltener erscheinen,
 Und einem Kessel gleich, der ganz erglühet,
 Tief wider'n Himmel er durch jene Straßen,
 Die dann die Sonn' entzündet, wenn der Römer
 Sie zwischen Sarden sieht und Corsen sinken²⁾.

Auf den höheren Teilen des Berges finden Luftbewegung und andere atmo-
 sphärische Erscheinungen und Erschütterungen des Bodens nicht mehr statt:

Auch Regen nicht, noch Schnee noch Hagel,
 Noch Tau, noch Reif herabfällt weiter oben
 Als bis zum kurzen Trepplein der drei Stufen³⁾.
 Nicht dicke Wolken zeigen sich, noch dünne,
 Nicht Wetterleuchten, noch des Thaumas Tochter,
 Die jenseits oft die Himmelsgegend wechselt⁴⁾.
 Auch trockner Dunst nicht steigt weiter aufwärts
 Als zu der drei besagten Stufen Gipfel,
 Drauf der Statthalter Petri⁵⁾ setzt die Füße.
 Wohl weiter unten beb't's viel oder wenig,
 Doch nie hat es, ich weiß nicht wie, durch Wind noch
 Der sich im Grund verbirgt, gebebt hier oben⁶⁾.

Auf dem Gipfel hat der Berg wunderbare Bäume:

Doch plötzlich brach die süße Unterredung
 Ein Baum, den mitten auf dem Weg wir fanden
 Mit Früchten, gut und lieblich dem Geruche.
 Und wie von Zweig zu Zweig abnimmt die Lanne
 Nach oben hin, so dieser hier nach unten,
 Damit, vermut' ich, niemand auf dran steige.
 Von jener Seite, wo der Pfad verschlossen,
 Entstürzt' ein klares Raß dem hohen Felsen,
 Das oben sich verbreitet' auf den Blättern⁷⁾.

Wenn in Jerusalem, wo Christus gestorben ist, die Sonne aufgeht, wenn
 es am Ganges die neunte Stunde des Tages ist, dann geht die Sonne für den
 Berg des Fegefeuers unter:

¹⁾ Fegefeuer 7, B. 73—78.

²⁾ Fegefeuer 18, B. 76 - 81.

³⁾ Die drei Stufen vor dem Eingangsthor des Fegefeuers, am Fuße des Berges, den
 der Dichter mit Vergil bestiegen hat.

⁴⁾ Gemeint ist der Regenbogen.

⁵⁾ Der Pförtner des Eingangsthores, vergl. Fegefeuer 9, B. 78. 127.

⁶⁾ Fegefeuer 21, B. 46—57.

⁷⁾ Fegefeuer 22, B. 130—138.

Wie, wann zuerst dorthin sie schießt die Strahlen,
 Wo, der sie schuf, sein Blut vergoß, da unter
 Die hohe Wag' Iherus kommt zu liegen,
 Und Ganges' Wellen von der Nonzeit glühen,
 Stand jetzt die Sonn', und scheidend war der Tag schon,
 Als heiter uns erschien der Engel Gottes¹⁾.

Auf der Spitze des Fegefeuerberges zeigt sich endlich ein seltsamer Garten, das irdische Paradies, in welchem zwei wunderbare Ströme nach zwei Richtungen abfließen. Der Wald des Paradieses ist sehr dicht und hoch, reich an Laub und Zweigen, dunkel und, durch Evas Schuld, leer (Fegefeuer 32); kein Strahl der Sonne und des Mondes durchdringt ihn. Die fabelhafte Welt, die sich die Dichter der Alten zur Zeit des goldenen Zeitalters dachten, ist nichts Anderes als das irdische Paradies:

Die da vor alten Zeiten von des goldnen
 Geschlechts glücklichem Stand gedichtet haben,
 Sie sahn auf dem Parnas den Ort im Traum wohl.
 Hier war unschuldig einst der Menschheit Wurzel;
 Hier ist stets Lenz, hier jede Frucht zu finden,
 Nektar ist dies, von dem sie sämtlich sprechen²⁾.

Und der Baum Adams ruft dem Dichter insbesondre das Bild der indischen Bäume, wie *ficus religiosa*, *ficus indica*, ins Gedächtnis zurück, welche ihre laubentblößten Äste riesig in die Weite erstrecken:

Und insgesamt hört' ich sie „Adam“ murmeln.
 Dann kreisten sie um einen Baum, von Blüten
 Und anderm Laub beraubt an allen Zweigen.
 Sein Haupthaar, das sich um so mehr verbreitet,
 Je höher man hinaufkommt, würden Indier
 In ihren Wäldern ob der Höh' bewundern³⁾.

Dies ist die physische Gestalt des Fegefeuerberges, mit Dantes eigenen Worten geschildert.

Zunächst ist es zweifellos, daß Dante das Fegefeuer auf eine Insel verlegt, welche für verlassen gehalten wird und eine Antipodin von Jerusalem ist. Sodann aber erscheint es mir auch nicht schwierig zu ergründen, daß eine solche Insel, wie Dante sie sich vorgestellt hat, die Insel Ceylon sein muß.

Diese Insel, welche durch die sogenannte Adamsbrücke vom Südende Vorderindiens getrennt wird, und auf welcher sich der sogenannte Adamspic in riesiger Höhe erhebt (welcher Berg wegen seiner größeren Erhebung über seine Umgebung nach einem allgemeinen, wenn auch irrigen Glauben für die höchste Spitze dieser tropischen Gegend gehalten wurde,) ist in mehrfacher Hinsicht heilig; den Hindu, weil sie hierher ihre Hölle verlegt hatten, das Reich der Schlangen, die Herr-

¹⁾ Fegefeuer 27, V. 1—6.

²⁾ Fegefeuer 28, V. 139—144.

³⁾ Fegefeuer 32, V. 37—42.

schaft Ravana's, des reichen und mächtigen Geisterkönigs, der auf der Insel lange Zeit als Gott des Reichthums, als Pluton und Plutos verehrt, dann aber durch die Macht des Brahmanischen Helden Rama auf's Haupt geschlagen wurde; den Buddhisten ist sie heilig, weil nach ihnen Buddha lange Zeit auf ihr am Fuße einer ungeheuren ficus religiosa gepredigt haben soll, und sie noch jetzt auf dem Adamspic eine Spur zeigen, welche der Fuß des heiligen Wanderers dort eingedrückt hat; den Arabern, welche schon vor Mohammed's Zeit die Insel Ceylon besucht haben, ist sie heilig, weil sie das irdische Paradies hierher verlegt, und demgemäß dem Berge, auf dem Adam vor dem Sündenfalle gelebt hat, den Namen Adamspic gegeben haben; auch zeigen sie einen Eindruck von Adams Fuß und erklären ihn als Folge seines zögernden Verweilens auf derselben Stelle; denn als er aus dem Paradiese vertrieben worden sei, habe er es vor der Trennung noch ein Mal gründlich betrachten wollen; als dann der Engel Adam von Ceylon fortgenommen habe, damit er nicht die Versuchung und nicht die Möglichkeit haben sollte, dahin zurückzukehren, habe er dem Lande einen Tritt mit dem Fuße gegeben, infolge dessen es zur Insel geworden und lange Zeit verlassen geblieben sei; den sogenannten Thomas-Christen ist die Insel Ceylon heilig, weil sie glauben, daß ihr Apostel hier gepredigt und einige seiner schönsten Wunder verrichtet habe. Endlich ist bekannt, daß sich an den Sanskritnamen Ceylons, Sinhaladwipa, in den verdrehten Formen Selendiva, Selendip oder Serendip viele mittelalterliche Legenden und Geschichten knüpfen, welche, durch die Vermittelung der Muslime, auch unsere Volkslitteratur um einige wunderbare Überlieferungen bereichert haben. Der Insel Ceylon wurde somit, wie wir ohne Übertreibung sagen können, vermöge einer allgemeinen Meinung des Alterthums und des Mittelalters ein heiliger und wunderbarer Charakter beigelegt; der große Berg, der sie überragt, hat die Einbildungskraft der den indischen Ocean durchfahrenden Seeleute zu allen Zeiten beschäftigt; und daher ist es auch nicht wunderbar, wenn Dante, der für seine erdachte Reise Jerusalem als ersten festen Punkt angenommen hat, das Fegefeuer, welches er mit dem Verlassen des Hölleereiches betritt, und das er sich als einen Berg an dem Orte der Antipoden Jerusalems denkt, in ein Land wie Ceylon verlegt, das in seinem Busen eine Hölle und allerlei Edelsteine und andere wertvolle Dinge birgt, und auf welchem sich ein Berg erhebt, auf dessen Spitze, wie auf einen hohen Thron und einen erhabenen, duftenden Altar, die morgenländische Überlieferung das Eden der ersten Menschen versetzt hatte.

Nach den Vorstellungen, welche die alten griechischen Geographen, zunächst Hekataios, sodann auch Herodotos, Dikaiarchos, Hipparchos, Eratosthenes, endlich auch Ptolemaios sich von der Gestalt der Erde gemacht haben, sind später verschiedene Karten gezeichnet worden. Auf allen diesen Karten erscheint Indien immer am äußersten Rande der Erde, und wieder am äußersten Ende von Indien liegt die Insel Taprobane. Taprobane ist aber die griechische Aussprache des alten Sanskrit-Wortes Tamraparni, und dies ist ein Name der Insel Ceylon. Diese Vorstellung von Indien und Ceylon dauerte noch ins zweite Jahrhundert

der christlichen Zeitrechnung hinein. Die Peutingerische Tafel zeigt uns diese Insel am äußersten östlichen Ende der Erde, ebenso die angelsächsische Weltkarte des zehnten Jahrhunderts und die Weltkarte Marino Sanudo's vom Jahre 1320. Es ist also kein Wunder, wenn Dante den Berg des Fegefeuers, den er sich in der entferntesten Gegend der Erde und bei seinen Antipoden vorstellte, auf die Insel Taprobane, Lanka, Selendiva oder Ceylon verlegte, zumal diese Insel, abgesehen von dem heiligen Charakter, den ihr alle Völker geben, durch diese geographische Lage den topographischen Vorstellungen Dante's durchaus entsprach.

Dies alles könnte zunächst nur für eine bloße, wenn auch wahrscheinliche Vermutung gehalten werden. Es wird aber zur Gewißheit, wenn wir uns ansehen, welche Angaben über Taprobane in den Büchern enthalten sind, die Dante gelesen hat. Der Geograph Solinus aus dem dritten Jahrhundert nach Christus dient Fazio degli Uberti im *Dittamondo* als Führer, gerade wie Vergil Dante in der Hölle und im Fegefeuer. Solinus war im Mittelalter sehr populär und kann daher auch uns zum Führer bei unserer Untersuchung werden, wobei wir jedoch bemerken müssen, daß so gut wie alles, was Solinus über Indien und die Insel Taprobane sagt, aus Plinius genommen ist, so daß uns dieser in letzter Linie als Gewährsmann dient.

Plinius sagt nun, daß Taprobane außerhalb der Welt liege¹⁾, und daß man sie lange Zeit für eine zweite, der unseren entgegengesetzte Welt gehalten habe²⁾. Von den Alten haben die einen geglaubt, daß der andere, dem unseren entgegengesetzte Pol unbewohnt sei; andere dagegen, daß die ersten Menschen auf dieser Insel gelebt hätten, woher sie denn auch den Namen Palaeogoni erhalten hätten³⁾. Wir haben somit ein Anzeichen dafür, daß der erste Mensch auf der Insel Ceylon zu suchen ist, und Plinius erwähnt auch die Araber, welche dort ihre Gewohnheiten — und mit ihren Gewohnheiten wahrscheinlicher Weise auch ihre Überlieferungen — eingeführt haben. Ferner spricht Plinius von den beiden Flüssen der Insel, welche er Paläsimundus und Cydara nennt⁴⁾, und von der Unzugänglichkeit der Insel für die Schiffe⁵⁾ und bemerkt, daß man von dort aus den kleinen Bären nicht sieht⁶⁾. Darauf berichtet er von den Gesandten des Königs von Taprobane, welche zur Zeit des Kaisers Claudius nach Rom gekommen waren. Dieselben hätten in Rom den kleinen Bären und die Plejaden bewundert

¹⁾ Extra orbem (6, 89).

²⁾ Taprobanen alterum orbem terrarum esse, diu existimatum est, Antichthonum appellatione. (6, 81).

³⁾ Megasthenes (scripsit) flumine dividi, incolasque Palaeogonos appellari. (6, 81.)

⁴⁾ Plinius, historia naturalis 6, 86.

⁵⁾ Mare interest vadosum, senis non amplius altitudinis passibus, sed certis canalibus ita profundum, ut nullae ancorae sidant. Ob id navibus utrimque prae, ne per angustias alvei circumagi sit necesse. (6, 82). — Dazwischen liegt ein an Untiefen reiches Meer, welches im allgemeinen nicht tiefer als sechs Schritt (8,9 m) ist, aber mit Kanälen von solcher Tiefe, daß kein Anker sitzt. Deshalb sind die Schiffe auch so gebaut, daß sie nach vorn und nach hinten segeln können, damit sie nicht in der Enge zu wenden brauchen.

⁶⁾ Septentrio non cernitur. (6, 83).

und erzählt, daß an ihrem Himmel, dem südlichen, dem Himmel von Ceylon, der Stern Canopus glänze, ein großes und helles Gestirn¹⁾. Aus den oben angeführten Dantestellen erinnern wir uns auch an Dante's Staunen und Belacqua's Spott, da der erstere bemerkt, wie der Schatten auf dem Fegefeuerberge nach der andern Seite fällt, und ganz ebenso sagt Plinius: Aber am meisten wunderten sie sich darüber, daß ihr Schatten nach der Nordseite fiel und nicht nach der Südseite, und daß die Sonne linker Hand aufging (wenn man sie ansieht) und zur rechten unterging und nicht umgekehrt²⁾.

Die Worte Plinius' werden von Solinus ausgezogen, umschrieben oder wörtlich entlehnt. Es ist deshalb nicht nötig, seine Schilderung hier ausführlich wiederzugeben. Nur wollen wir erwähnen, daß Solinus sich auch über die unermessliche Höhe der Ficuswälder Indiens und über den zwei Stadien (1200 Fuß oder 370 Meter) weit sich erstreckenden Schatten ihrer Bäume ergeht, und daß er lehrt, man könne nur in vier Monaten im Jahre nach der Insel Taprobane segeln³⁾. Nach Solinus werden die Schiffe, welche nach Taprobane

¹⁾ Sidus ingens et clarum. (6, 87).

²⁾ Sed maxime mirum iis erat, umbras suas in nostrum coelum cadere, non in suum; solemque a laeva oriri, et in dexteram occidere potius quam e diverso. (6, 87).

³⁾ Solini Collectanea rerum memorabilium, in der Mommsen'schen Rezension, Berlin 1860. 52,46: Indorum nemora in tam proceram sublimantur excelsitatem, ut transiaci ne sagittis quidem possint. Pomaria ficus habent, quarum codices in orbem spatio sexaginta passuum extuberantur; ramorum umbrae ambitu bina stadia consumunt. — 53,1: Taprobane insulam, antequam temeritas humana exquisito penitus mari fidem panderet, diu orbem alterum putaverunt et quidem quem habitare Antichthones crederentur. — 53,3: Sita est inter ortum et occasum; ab eoo mari incipit praetenta Indiae. — 53,5: Mare vadosum interjacet altitudinis non amplius senum passuum, certis autem canalibus depressum adeo ut nullae unquam ancorae ad profundi illius fundamenta potuerint pervenire. — 53,6: Nulla in navigando siderum observatio; utpote ubi septemtriones nequam videntur vergiliaeque nunquam apparent; — 53,7: lucet ibi Canopus sidus clarum et amplissimum; solem orientem dextera habent, occidentem sinistra. Observatione itaque navigandi nulla suppetente, ut ad destinatum pergentes locum capiant, vehunt alites, quarum meatus terram petentium magistros habent cursus regendi; quaternis non amplius mensibus in anno navigatur. 52,46: die Haine der Indier streben zu einer so stolzen Erhabenheit empor, daß man selbst mit Pfeilen sie nicht überschießen kann. Als Obstbäume haben sie die Feigenbäume, deren Stämme zu einem Kreise von 60 Schritten (300 Fuß oder 88 Meter) aufschwellen; die Schatten der Äste nehmen einen Kreis von zwei Stadien in Anspruch. — 53,1: Die Insel Taprobane hat man lange Zeit, bis die menschliche Kühnheit dem gründlich durchforschten Meere Vertrauen schenkte, für eine andere Welt gehalten, und zwar für eine solche, welche von den Antichthonen bewohnt wurde. — 53,3: Sie erstreckt sich von Osten bis Westen und liegt im Morgenrotmeere, an Indien entlang gestreckt. — 53,5: Ein untiefenreiches Meer liegt dazwischen, mit einer Tiefe von nicht mehr als 6 Schritt (30 Fuß, 8,9 Meter), aber in einzelnen Kanälen so niedergedrückt, daß noch keine Anker an den Grund dieser Tiefe gelangen konnten. — 53,6: Bei der Schifffahrt giebt es keine Sternenbeobachtung; weil die sieben Dreschochsen (der kleine Bär) dort nicht gesehen werden, und die Plejaden niemals erscheinen. — 53,7: Es leuchtet dort der Canopus, ein helles und großes Gestirn; sie haben die aufgehende Sonne zur Rechten und die untergehende zur Linken. Da mit der Sternbeobachtung für die Schiffer nichts zu erreichen ist, um den Weg zu dem bestimmten Ziele zu finden, so haben sie

gehen, durch Vögel geleitet. Ein geflügelter Engel leitet bei Dante das Boot an die Insel des Fegefeuers ¹⁾! Marco Polo sagt, Ceylon sei die größte Insel der Welt, deren Umkreis der Weltkarte zufolge 2400 Miglien messe; daß sie früher noch größer gewesen und 4600 Miglien Umfang gehabt habe, aber der Nordwind sei so stark gewesen, daß er einen großen Teil von ihr unter das Wasser gesenkt habe. „Auf dieser Insel finden sich die guten und edlen Rubinen, und in keinem Orte der Welt finden sich mehr; es entstehen hier auch Saphire, Topase und Amethyste und einige andere Arten seltener Steine. Und fürwahr ich sage euch, daß der König dieser Insel den schönsten Rubin der Welt hat, der jemals gesehen worden ist. Derselbe ist fast eine Spanne lang und gut doppelt so dick wie der Unterarm eines Mannes; es ist das glänzendste Ding der Welt; er hat keinen Flecken, er ist feuerrot und hat einen solchen Wert, daß niemand ihn kaufen kann. Auf dieser Insel ist ein großer Berg, der ist so abschüssig, daß niemand hinaufsteigen kann, es sei denn auf eine einzige Weise; denn an diesem Berge hängen eiserne Ketten so geordnet, daß die Menschen an ihnen aufsteigen können. Und ich werde euch sagen, daß sich auf diesem Berge das Denkmal unseres Vaters Adam befindet, und dies lehren die Sarazenen, aber die Götzendiener sagen, es sei das Denkmal Sergamo's (Srirama's), und dieser Sergamo sei der erste Mensch gewesen, dessen Name abgöttisch verehrt wird, d. h. nach ihren Gebräuchen und nach ihrer Sprechweise, er war der beste Mensch, der unter ihnen gelebt hat, und der erste, den sie für heilig halten ²⁾. Und wisset, daß dies das erste Götzbild ist, das gemacht worden ist, und von diesem stammen alle andern; und das alles war auf der Insel Seila in Indien, und fürwahr ich sage euch, die Götzendiener kommen als Pilger aus fernem Lande, gerade wie die Christen nach San Jago in Galizien gehen; aber die Sarazenen, welche auf der Pilgerfahrt hier herkommen, sagen nur, es sei das Denkmal Adams, aber nach dem, was die heilige Schrift lehrt, ist das Denkmal Adam's anderswo.“

Alle Erzählungen und alle Berichte des Mittelalters sprechen von den Wundern der Insel Ceylon, und als die Portugiesen sich in Indien festzusetzen versuchten, stattete einer der Beamten dem Könige von Portugal einen ganz merkwürdigen Bericht darüber ab. Seine Meere, sagt er, seien mit Perlen besäet, seine Buschwälder von Zimmet, seine Hochwälder von Ebenholz, seine Berge beständen aus Rubinen, seine Höhlen seien mit Krystallen erfüllt, und Gott habe diesen Ort zum Sitze des irdischen Paradieses erlesen. Die Überlieferungen der Hellenen von dem goldenen Zeitalter und die der morgenländischen Völker von dem irdischen Paradiese treffen auf der Insel Ceylon zusammen.

Vögel auf dem Schiffe, und durch den Weg, den diese machen, um das Land zu finden, lassen sie sich auch bei der Lenkung des Schiffes leiten; nur vier Monate im Jahre kann man zu Schiffe fahren.

¹⁾ Fegefeuer 2 B. 19—44.

²⁾ Es ist nicht abzuleugnen, daß in einem großen Teile von Süd-Indien der erste Mann und die erste Frau als Gott und Göttin verehrt werden.

In dem Tesoro von Brunetto Latini finden wir noch seltsamere Erzählungen von den Wundern Indiens, wir wollen hier aber nur anführen, was er über die Insel Ceylon sagt: „Auch ist in Indien eine Insel, welche Taprobane heißt; und sie liegt im Morgenroth-Meer, und mitten durch sie fließt ein sehr großer Strom. Und auf der einen Seite sind die Elephanten¹⁾ und andere wilde Tiere, und auf der anderen Seite sind Menschen mit einer sehr großen Menge von edlen Steinen. Und wisset, daß in diesem Lande kein Stern leuchtet, bis auf einen, welcher sehr groß und hell ist und den Namen Canopus trägt. Und ebenso sehen sie den Mond nicht oberhalb der Erde; außer in der Zeit vom achten bis zum sechzehnten Tage. Diese Leute haben die aufgehende Sonne rechts. Und wenn sie zur See gehen wollen, so tragen sie Vögel, die in diesen Gegenden aufgezogen sind, dahin, wohin sie gehen wollen, und dann fahren sie so, wie die Vögel es ihnen zeigen. Und wisset, daß die in Indien das größte Volk der Welt sind, und ein großer Teil dieser Insel ist unbewohnt, wegen der großen Hitze, die daselbst herrscht.“

Im Tesoretto wird die wunderbare Insel Fison genannt:

Fison, das ist so ferne
 Wohl über alle Berge,
 Und wenn ich mich besinne,
 So kann ich keine finden,
 Die dort hin sind gefahren
 Und dort gewesen waren.
 Und nach kurzer Weile
 Teilt sich es in zwei Teile.
 Wer sich nach Osten kehrte,
 Der sieht, von großem Werte,
 Die Edelsteine sitzen,
 Die die Gesundheit schützen,
 Man kann in diesen Gründen
 Balsam und Amber finden.
 Die Gegend, die ist stolz,
 Lavendel, Pfeffer, Holz
 Mit Aloe und Zimmet
 Und Cardemom und Ingwer
 Und viele andere Arten
 Sind dort in jedem Garten,
 Die schönsten und die feinsten
 Und kräftige Arzneien.
 Und nah bei diesen Orten
 Sind Löw' und Tiger dorten

¹⁾ Orig. „Leophanten.“

Und Greife kann man sehen
Und Leopanten gehen.

Wir befinden uns also in einer Landschaft Indiens, deren wahre Wunder gerade als wenn die Natur noch nicht genug hervorgebracht hätte, noch durch die Gebilde einer außerordentlich phantasiereichen Mythologie vermehrt werden, und die letzteren finden ihre Darstellung auf jenen bekannten ungeheuren Wagen, auf denen Greife und andere fabelhafte Tiere abgebildet sind. Dies ist vielleicht der Ursprung oder Anlaß der letzten Vision im Fegefeuer, des von einem riesigen Greifen gezogenen Triumphwagens, der mit dem Charakter der Visionen in der Offenbarung Johannis in vollkommenem Einklange steht.

Es besteht somit eine genaue und geradezu wunderbare Übereinstimmung zwischen den Vorstellungen, welche das ganze Altertum und das Mittelalter von der Insel Ceylon gehabt hat, und der Darstellung des Fegefeuers in Dante's Göttlicher Komödie. Und diese Übereinstimmung spricht doch wohl beredt genug.

An welchem andern Orte der Erde als auf der heiligen Insel der Südsee könnte der Berg des Fegefeuers stehen? Ferner ist zu bedenken, daß schon die ersten Kommentatoren Dante's in ihren Erklärungen an die Insel Ceylon gedacht haben. Der ungenannte Florentiner bemerkt in bezug auf die vier Sterne, die Dante am Südhimmel sieht, „Er sagt, daß diese Sterne von niemandem gesehen worden sind als von unseren ersten Vorfältern, das ist Adam und Eva, welche im irdischen Paradiese wohnten, welches unter dem Himmelspole ist, welcher unter unsern Füßen liegt; und der Grund ist der, daß man von keiner Gegend der Erde aus beide Pole zugleich sehen kann, es sei denn daß man gerade auf dem Äquator steht.“

Wir erinnern uns ferner eines Stiches von Galle nach einer Zeichnung von Stradano, einer Arbeit des sechzehnten Jahrhunderts, in welchem Amerigo Vespucci dargestellt wird, wie er mit dem Sternhöhenmesser das Sternbild des südlichen Kreuzes aufnimmt, welches schon im Katalog von Ptolemaios, in dem Buche von Marco Polo und in dem Globus von Abu-Rassim aus dem Jahre 1225 erwähnt worden ist. Auf der einen Seite dieses merkwürdigen Stiches sieht man das Bildnis Dante's mit der Unterschrift: „Danthes Aligerius Florentinus Poeta, anno MCCC descripsit IIII Stellas antarcticas capitulo primo Purgatorii.“¹⁾ darunter liest man die Verse Dante's:

Io mi volsi a man destra, e posi mente
all' altro polo, e vidi quattro stelle
non viste mai fuor ch'alla prima gente²⁾.

Dante glaubte eben mit vielen, daß das Land der Antipoden, die Stelle des irdischen Paradieses, seit dem Fortgange Adams unbewohnt geblieben, daß die Insel verlassen und das Meer unbefahren sei.

¹⁾ Dante von Alighieri, ein Dichter aus Florenz, beschrieb im Jahre 1300 vier Sterne der südlichen Halbkugel im ersten Gesange des Fegefeuers.

²⁾ Fegefeuer 1 B. 21—24. Die Übersetzung ist zu Anfang dieses Aufsatzes gegeben.

Die Überlieferungen über das große Gebirge Ceylons, welches durch das Herbeiströmen aller Pilger zum Gebirge der Buße oder auch zum Gebirge des Fegefeuers geworden ist, sind seit Marco Polo von allen unseren Reisenden, die die Insel besucht haben, gesammelt worden. Ludovico Barthema hat uns folgendes hinterlassen: „Auf der Spitze dieses sehr großen Gebirges ist eine Höhle, zu welcher alle Männer des Landes ein Mal im Jahre wallfahrten, um dort zu beten, und zwar geschieht es, wie sie sagen, aus Ehrfurcht vor unserem Urältervater Adam, weil er hier gestanden und geweint und seine Sünden abgebüßt hat. Und sie sagen, daß Gott ihm vergeben habe, und man sieht noch die Abdrücke seiner Füße, welche ungefähr zwei Spannen lang sind.“

Aber noch mehr. Nach der mittelalterlichen mohammedanischen Überlieferung, welche im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von dem Portugiesen Odoardo Barbosa in Indien selbst aufgesammelt ist, kann man von der Spitze des Adamspics direkt in den Himmel steigen, und gerade diesen Weg habe Adam benutzt, um sich ins Paradies zu begeben. Folgendes sind seine eigenen Worte: „Mitten auf dieser Insel (Ceylon) ist ein sehr hoher Berg, auf dessen Spitze man einen ziemlich hohen Felsblock sieht und nahe dabei einen Teich von klarem Wasser, welches ununterbrochenen Zufluß hat. Auf diesem Felsen sind die Füße eines Menschen abgedrückt, welchen die Indier für die Fußstapfen unseres Urvaters Adam ausgeben, welchen sie Adam Baba nennen, und von allen jenen Gegenden und Reichen kommen die Mohren hergepilgert, denn sie sagen, daß von dort unser Vater Adam in den Himmel gestiegen ist.“

Diese letzte Angabe, welche sich auf uralte, von den Mohammedanern des Mittelalters verbreitete Überlieferungen über die Insel Ceylon bezieht, schließt meines Erachtens jeden Zweifel an der Identität des legendenumwobenen Adamspics und des Fegefeuerberges endgiltig aus. Ja, ich befürchte schon zuviele Beweise für meine Ansicht auf einander gehäuft und durch eine zu lange Aufzählung von übereinstimmenden Berichten die Geduld meiner Leser ermüdet zu haben. Aber wenn ich mit der Ermüdung nur erreiche, daß ich meine Leser überzeugt und zur Klärung einer nicht unwichtigen Frage der Dante'schen Topographie etwas beigetragen habe, so, glaube ich, habe ich die Geduld meiner Leser nicht mißbraucht.

Wer in dem Gewebe der Dante'schen Göttlichen Komödie nichts als eine fortlaufende Reihe von Allegorien sieht, wird mit dieser Ausführung nicht zufrieden sein, sondern nach wie vor glauben, daß die vier Sterne, welche man auf dem Fegefeuerberge sieht, die vier Kardinaltugenden vorstellen, und daß der ganze Berg nur einen symbolischen Wert und keine physische und natürliche Grundlage hat. Ich glaube aber, daß man die wahre Natur von Dantes Geist und aller großen Geister erkennt, wenn man glaubt, daß ihre große Idealität ohne jeden Anhalt in der Wirklichkeit sei. Je höher der Genius fliegen will, desto notwendiger ist es für ihn, von festem Boden aufzusteigen, denn nur so kann er einen kräftigen Abschwing nehmen. Wir nehmen dem Geiste Dante's nichts, wenn wir glauben, daß er bei der Darstellung des Fegefeuerberges von der Vorstellung eines wirklichen

Berges ausgegangen sei, ja durch diese Annahme tritt uns die Gestalt des Fegefeuers wahrer und lebendiger vor die Augen. Es ist ganz gewiß, daß Dante im Sinne gehabt hat, daß das irdische Paradies auf der Insel Ceylon und daß Adam von der Spitze des Berges auf Ceylon in den Himmel eingegangen ist. Wie Michel Angelo später mit gleichem Mute das Pantheon auf die Kuppel der St. Peterskirche in Rom geworfen hat, so hat Alighieri vor ihm das irdische Paradies auf die Spitze des Fegefeuerbergs gelegt, damit seine Büßenden von diesem Gipfel der erhabensten Freuden in den Himmel eingehen sollten. Wenn der Mensch durch die Buße und die Leiden, die er auf dem heiligen Berge auszustehen hat, gereinigt und geheiligt worden ist, dann kommt er auf das irdische Paradies, wo er nicht mehr die sündige Eva, sondern die erlöste Eva trifft, wo ihm die heiligen Augen Beatricens wie Smaragden entgegen leuchten, wo ihm das reine Lächeln der angebeteten Frouwe erglänzt. Lange genug hat er leiden müssen in der Finsternis der Hölle, zwischen den Abhängen und Schluchten und unter den Gefahren des Bußberges, ehe er in den milden Frieden des irdischen Paradieses aufgenommen wird. Alle seine Sünden sind durch die Buße getilgt, alle Erinnerung an das Böse ist in der Lethe erloschen, und die Sehnsucht nach dem Guten ist durch das erfrischende Wasser der Quelle Eunoe neu belebt; sein Körper ist leicht und zu jedem neuen größeren Schritte kräftig, und so kann er, durch das süße Antlitz der Geliebten geführt, sich leicht zum Fluge aufschwingen und den Himmel suchen. Wenn eine Insel in der Welt durch die Pracht ihres Pflanzenreichtums, durch die unendlichen Schätze, die sie birgt, durch die Heiligkeit der an sie geknüpften Erinnerungen würdig werden kann, das irdische Paradies zu tragen und, was mehr ist, von dem größten Dichtergeiste dargestellt zu werden, so ist es ohne Zweifel Ceylon; auf dieser Wunderinsel, auf der höchsten, dem Himmel am nächsten zugewandten Spitze ihres Berges, findet Dante seine unsterbliche Beatrice wieder. Und ich, einer der geringsten vielleicht, aber auch einer der eifrigsten Liebhaber Indiens, habe nicht geringe Genugthuung darin gefunden, daß ich mich überzeugen konnte, daß Dante's Geist den Weg durch Indien genommen hat, um in die Höhe des Paradieses zu gelangen, und daß ein Teil der großen Poesie, die wir im zweiten Teile seines unvergänglichen Gedichtes bewundern, nicht nur morgenländische, sondern indische Dichtkunst ist



Hunger thut weh.

Episode einer Reise in Brasilien

von

Kari-udo.

Während meines langen Aufenthaltes in Rio de Janeiro war es mein sehnlichster Wunsch, eine Reise in das Innere Brasiliens zu unternehmen. Nach vielem Zaudern und Besprechen wurde endlich beschlossen, über Duro Preto, Diamantina zum Rio de Francisco zu reiten, dann per Kanoe den Fluß herunter zu fahren bis zum berühmten Wasserfall von Paolo Alfonso, endlich mittelst Dampfer über Bahia auf der See zurückzukommen.

Die Reise zu den so interessanten Goldgruben bei Duro Preto und zu den Diamantwäschereien Diamantinas werde ich den geneigten Lesern vielleicht ein andermal erzählen, jetzt will ich nur jenes schwierigen Theiles der Reise gedenken, bei welchem wir kennen lernten, was Hunger heißt.

Mein Bruder, Hauptmann T, meine Wenigkeit, 3 Diener, 2 Maultier-treiber, 21 Maulesel zum Reiten, 15 Packtiere mit 2 Negern zu Fuß, endlich ein Hühnerhund halten am 5. Juli 1868 Einzug in Montes Claros das Formigas, der Hauptstadt des Sertao de Minas, des wüstenartigen, wenig bewohnten Theils der Provinz Minas Geraes. Es ist Mittag, die tropische Sonne brennt entsetzlich auf uns herab. Nach einem Ritte von 9 Leguas, beinahe 9 deutsche Meilen, sind wir recht müde, hungrig, durstig und mit Staub bedeckt, daher wenig erbaut darüber, noch einen großen Empfang mit Festreden mitmachen zu müssen. Ein Domherr mit immensem dreieckigem Hute reitet uns vor und führt uns bald in sein Haus, eines der wenigen stockhohen Gebäude dieser Stadt, die eigentlich ein recht trostlos aussehendes Dorf ist.

Nach kurzer Toilette lädt uns der Hausherr zum Diner ein, echt brasilianisch: Schweinebraten mit schwarzen Bohnen, Indian mit geröstetem Maniocamehl, dazu viel Pfeffer, saures englisches Bier und das garstige, weißliche, salpeterhaltige Wasser. Aufgetragen wurde das Essen von einigen recht netten Mulattinnen in reinlichen, weißen Unterröcken und gestickten Hemden als Corsage. Nach der Mahlzeit war Empfang, zu dem sozusagen ganz Montes Claros erschien. Da Thüren und Fenster immer offen waren, wohnt man eigentlich auf der Straße. Unser Salon sah bunt aus, dort einige geistliche Herren in schwarzen Talaren, hier einige Offiziere in sonderbarer Uniform, da einige befrachtete Herren, dort wieder Leute in Hemdärmeln und Lederhosen, halbnackte Buben, leicht gekleidete Negerinnen, und endlich als Capo dieser bunten Menge ein alter General der Nationalgarde in bunter, schreiender Uniform, die wohl seit langer Zeit nicht aus dem Kasten gekommen war. Das Ganze ein wahrlich höchst originelles Bild!

Nachdem wir am nächsten Tage eine große Tropfsteinhöhle — Lapa grande — zwei kleine Leguas vom Orte, zwischen Plantagen und Urwald in

hübscher Gegend gelegen, eingehend besichtigt hatten, kamen wir, von sämtlichen Honoratioren zu Pferde begleitet, Nachmittag fort.

Wir hatten bis zum Rio de San Francisco eine ausgetrocknete, öde, in der jetzigen Winterszeit wenig bevölkerte Gegend zu passieren, eine Strecke über 30 Leguas, die wir wegen Mangels an Wasser und Nahrung für die Maultiere in drei Tagen zurücklegen mußten. In Montes Claros wurde uns gesagt, daß sehr viel Wild zu finden sei, wir daher keinen Proviant mitzunehmen brauchten. Übrigens wäre auf halbem Wege eine „Fazenda“ — ein Maierhof — wo es für Mensch und Tier genügend zu essen geben würde, da man die Ankunft unsrer Karavane dort avisiert hätte. Wir nahmen daher nur Cachaza (Zuckerbranntwein) und Rapadura (Rohzucker) in Ziegeln mit, für die Tiere Mais auf einen Tag. Wir sollten diese Unvorsichtigkeit bitter bereuen.

Die Kavalkade war, wie folgt, geordnet. Auf dem schmalen Pfade, von dem in nasse und fruchtbarere Gegenden getriebenen Viehe getreten, ritt zuerst der Führer, ein in der Stadt aufgenommenener Tropeiro, Viehtreiber, in gelbem Lederwammis, Lederhosen, Lederhute am Haupte, um ungeniert durch die Dickichte dem Vieh nachreiten zu können, dann kam mein Bruder auf mit Silber beschlagenem, brasilianischem Sattel (ein niederer Bock mit vielen Decken bedeckt), hierauf ich, Hauptmann L., endlich die 3 Diener, alle auf englischen Sätteln. Die Reservetiere und das Gepäck ging gewöhnlich eine Stunde vorher ab, wurde aber auf der Hälfte des Weges eingeholt. Diese Abteilung marschierte im Schritt, wir in der Marchia, einem langsamen Paß, den aber nicht alle Maultiere gehen können. Bekommt man ein Tier, welches nur traben kann, so sind 10 Meilen an einem Tage auf einem langsam trabenden Maultiere eine recht garstige Tour. — Unsere Adjustierung war die folgende: Wollhemd, leichter Wollstoffanzug, hohe, über die Kniee reichende Stiefel mit den schweren südamerikanischen silbernen Sporen, breiter Filzhut mit weißem leinenen Nackenschutz, umgeschualltes Jagdmesser, Revolver an demselben Riemen und eine Büchseflinte en bandoulière; am Sattel ein Regenmantel, ein Sonnen- oder Regenschirm, eine Tasche für Karten, Taback, Feldstecher. In den 2 Packtaschen auf den Lasttieren war ein Reserveanzug, Wäsche, Schreibrequisiten!, Toilettesachen, Hängematte &c.

Die Sonne brannte glühend heiß hernieder; bald verabschiedeten sich daher die Herren der Stadt, und wir trabten schweißgebadet weiter gegen einen hübschen Wald, der uns bald Schatten spendete. Nach 4 Meilen kamen wir zur kleinen Fazenda do Beado, wo wir Nachtquartier und Nachtmahl finden sollten, da doch alles vorher bestellt wurde. In der That war aber leider nichts avisiert worden. Eine handfeste Mamelufin, Mischling von Indianer und Negerin, brachte uns nach langem Warten etwas Reis mit einem zähen, alten Huhn. In einem Schuppen wurde das Nachtquartier eingerichtet; mein Bruder und ich legten uns in unsre Hängematten, die andern auf Bänke, Truhen. Die Nacht verging sehr rasch, da wir schon 2 Uhr früh auf waren. Um 2³/₄ Uhr bei schönem Mondschein brachen wir auf. Gegen 6 Uhr wurde es sehr rasch lichter Tag — Dämmerung giebt es in den Tropen eben fast keine — wir machten die erste Rast und hielten

das sogenannte erste Frühstück: ein paar Stückchen von den gestrigen Hühnern. Hier holten wir auch die Lasttiere ein, und gemeinschaftlich ging es nun weiter. Die Gegend war monoton, trostlos; Grasfläche dürr und gelb, auf der ein schütterer, fast blattloser, schlechter Wald stand, dessen Bäume durch die vielen Prairiebrände gänzlich verkrüppelt waren. In den tiefen, glühenden Sand sanken die Tiere ein und ermüdeten schnell, daher wir öfters wechseln mußten. Wasser gab es fast keines, hier und da ein halb ausgetrocknetes Bächlein mit weißlichem, salpeterhaltigem Wasser, das weder Mensch noch Tier trank.

Wir versuchten zu jagen, doch von dem in Aussicht gestellten, vielen Wilde war gar nichts anzutreffen; die Dürre hatte alles verscheucht. Wir gaben daher die Sache bald auf, um zu dem Quartier zu kommen, einem Rancho, — einem in der Wildnis alleinstehenden Hause — *bacha granda* genannt, wo Proviant für uns alle in genügender Menge zu finden wäre, wie in *Montes Claros* uns vorerzählt wurde. Nach einem Ritte von 9 *Leguas* in $10\frac{3}{4}$ Stunden kamen wir gegen halb zwei Uhr zu dieser reizenden Villa eines Grundbesizers aus *Montes Claros* — einer aus Holz und Rohziegeln zusammengestellten Hütte, die versperrt und verlassen war. Hübsche Enttäuschung, reizende Situation! — Wir ausgehungert, seit 6 Uhr früh nur ein Stückchen Huhn im Magen, die Tiere sehr ermüdet, verdurstend, halb verhungert, und weder Proviant noch Mais zu bekommen! — „Hilf, was helfen kann!“ ward zur Parole. Die Gürtel werden enger geschnallt, zum Glücke hatten wir noch *Cachaza*, von dem nun ein tüchtiger Schluck gemacht wird, und dann ging's auf die Jagd, um so zu einem Abendessen zu kommen. Doch war die Jagd nicht lange, denn erstens ist fast nichts da, und zweitens halten wir es — ausgehungert wie wir sind, bei dieser glühenden Sonnenhitze nicht aus. Die Jagdbeute war also sehr spärlich, bestand aus 3 kleinen grünen Papageien und einigen Spechten. Diese werden am Feuer gebraten und ohne Salz — wir haben leider keines — gegessen; das ist unser Diner und zwar für 8 Personen. Mit Zuckerschnaps und *Rapadura* wird der Magen halbwegs angefüllt und dann versucht zu schlafen, natürlich im Freien am Boden oder in der Hängematte. Nach einigen Stunden guten Schlafes werden wir jedoch teils vom Hunger, teils durch das Heranschleichen zweier Neger aufgeweckt, welche die stockfinstere Tropennacht abwarteten, um zu erscheinen. Es ist noch nicht spät, da es hier schon zwischen 6—7 Uhr finster wird, und so können wir von ihnen vielleicht etwas zum Essen erhalten. Der *Tropeiro* ist besonders für seine Tiere ängstlich, da wir ohne Reittiere von hier nicht weit kämen und es uns so gehen könnte wie einer Karawane, die vor 14 Tagen in *Sertao* verunglückte, wobei Mensch und Tier aus Hunger zu Grunde gingen; so erzählte er wenigstens. Mais zu erhalten ist also die Hauptsache. Nach vielem Hin- und Herreden giebt der eine Neger, eine Art Aufseher, etwas Mais für unsre Maulesel heraus mit dem Bedeuten, für uns aber nichts zum Essen zu haben. Da erblicken wir nun zwei aus der geöffneten Thüre herauslaufende Hühner, auf welche sofort Jagd gemacht wird, bis beide mit Schrot geschossen

sind. Diese zwei Hühner werden sogleich gesotten und unter zehn ausgehungerte Menschen — inzwischen waren unsre zwei Gepäckträger eingetroffen — redlich geteilt. Hierauf wurde weiter geschlafen, aber nur kurze Zeit, da wir zeitlich aufbrechen mußten, indem die größere Hälfte des Weges bis zum Flusse noch zurückzulegen war. Wir fühlen uns bereits schwach vor Hunger, da wir schon seit 30 Stunden keine Mahlzeit hatten, und haben nun gar nichts zum Frühstück, welches Los die Tiere mit uns teilen. Die Gesichter werden dabei unwillkürlich länger, jede gute Laune schwindet, ja man beginnt dem Animateur gegen die Neger deutlichen Ausdruck zu geben, die an dem Ganzen eigentlich vollkommen schuldlos sind. Ihr Herr wäre zur Stadt, um Proviant zu holen, komme erst in einigen Tagen zurück, und bis dahin müßten sie von dem Wenigen, was noch da war, leben, konnten daher nichts mehr hergeben, so lamentierten sie. Unser Führer und die brasilianischen Treiber aber meinten, der Hausherr wäre vorsätzlich davon aus Furcht, von einer Rekruten-Attent-Kommission, für die er unsre Karawane hielt, besucht und in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Die ängstliche Miene des Aufsehers und des zweiten Negers sprachen dafür.

Ich erklärte, ohne etwas Warmes im Magen nicht fortzureiten, schüttete daher Wasser in einen Topf, ließ es am Feuer sieden, mischte dann einige Drangenbaum-Blätter hinein, und der bittere Thee war fertig, der mir aber alsbald noch mehr Appetit machte, so daß ich Zigarre auf Zigarre rauchen mußte, um meinen Magen zu täuschen. Dieser Tag, der zu den unangenehmsten Erinnerungen der Reise gehörte, wird mir stets unvergeßlich bleiben. — Wir ritten bei Tagesanbruch fort, bald machten sich die sengenden Sonnenstrahlen höchst unangenehm bemerkbar, da der schütterere Wald keinen Schatten gab. Unsre hungrigen, müden Tiere kamen in dem tiefen Sande und Staube kaum vorwärts. Die Gegend, ganz gleich der des vorhergegangenen Tages, bot keine Zerstreuung, kein Vogel war zu sehen, kein Laut zu hören; traurig und wortlos krochen wir dahin mit dem Bewußtsein, 9 starke Meilen vor uns zu haben, bevor wir eine menschliche Wohnung erreichen konnten. Zum Glücke erwies sich unser Führer als sehr geschickt, denn es war keine Kleinigkeit, aus den vielen Viehpfaden den rechten zu treffen und die Richtung einzuhalten, zu welchem Zwecke öfters Karte und Kompaß zu Hilfe genommen werden mußte. Gegen 12^{1/2} Uhr kamen wir in einen Palmenhain, der die sinkenden Geister erfrischte; eine kleine Hütte wurde sichtbar, in der ein armer Neger und sein Weib hauste — selbst schrecklich verhungert aussahen und uns anbettelten, daher nichts bieten konnten. So hieß es also weiter reiten. Endlich um 4^{1/2} Uhr erblickten wir einige Bananen und Drangenbäume — Zeichen einer Ansiedelung und bald darauf, o Wonne! ein etwas größeres Haus. Aus dem Schornsteine kräufelte Rauch empor, es sind also auch Bewohner da, die wahrscheinlich soeben etwas kochen. Steif und müde sind wir, als wir von den armen Mauleseln absteigen, vor Hunger erfaßt uns Schwindel, und wir können uns kaum aufrecht halten. In froher Hoffnung klopfen wir an die Thür, die sich endlich öffnet. Wir ersuchen um Wohnung und Kost,

was uns auch zugesagt wird; unsre armen Tiere werden gleichfalls versorgt. Bis 9 Uhr abends müssen wir auf das Essen warten, was zur Folge hatte, daß wir erst recht nicht essen konnten, denn vor Hunger schmerzten unsre Magen zu sehr. Das Fleisch war auch entsetzlich hart. Vorher hatte ich am Dache in der Sonne einige schwarze, flache Dinge gesehen, die kurzen Holzplatten glichen. Diese nahm ein Neger herab und trug sie in die Küche. Auf meine Frage hin erfuhr ich, daß es in der Sonne getrocknetes Fleisch gewesen sei, welches wir essen sollten. Tüchtig geklopft und mit viel Piment und Salz geschmort, soll es ziemlich gut sein. Das unsrige schien zu flüchtig behandelt worden zu sein, denn es war steinhart und fast ungenießbar — vor Alter.

Die Nacht war auch lieblich. Ich legte mich auf den Boden das eher einem Schuppen als einem Zimmer gleichenden Gemaches neben meinen Bruder hin. Plötzlich höre ich meinen Bruder mir zuflüstern: „Nicht rühren.“ Ich befolge den Rat und höre ein Rascheln, das sich bald entfernt. Nun ruft mir mein Bruder zu: „Ich fühlte eine Schlange über meine Hand, dann über den Körper kriechen. Da die meisten hier sehr giftig sind und, wenn man sich rührt, beißen, so blieb ich mäuschenstill und flüsterte es dir zu, bin aber nun so aufgeregt, daß ich nicht mehr schlafen kann und mag.“

Wir brachen dann bald auf und nach einem Ritte von 8 Leguas erblickten wir den breiten, ruhig fließenden San Francisco, das Ziel unsrer Wünsche, auf welchem wir aber noch mancherlei Abenteuer während unsrer vierwöchentlichen Fahrt erlebten. Bevor wir zu dem kleinen Orte Pedras de Maria da Cruz kamen, sah ich zwei kleine Strauße, Siriema, leider hatte ich nur Achter Schrot geladen, und der eiligst abgegebene Schuß blieb wirkungslos. Der kleine Ort liegt unmittelbar am Flusse; wir steigen von unsern Mulis ab und nehmen von dem treuen Troupeiro und den braven Tieren Abschied; sie kehren nach Rio de Janeiro zurück. Wir schiffen uns in eine unglaublich gebaute Barke nach der 3 Leguas von hier stromabwärts gelegenen Stadt Januararia, nach der Schwester des Kaisers Dom Pedro so genannt, ein, um von da unsre Wasserfahrt zum Meere anzutreten.

Episoden und Accidents hatten wir noch genug, aber keine so schmerzliche wie das Hungern zwischen Montes Claros und Januararia.



„Tu es Petrus“!

Ein geschichts- und religionsphilosophischer Essay.

Von

J. Frohhammer.

Die Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit bietet ein eigen- tümliches Schauspiel dar, das zwar von hohem Interesse ist, aber im all- gemeinen Verlaufe und in den einzelnen Erscheinungen nicht eben sehr erfreuliches und erhebendes zeigt. Aus tiefer Unwissenheit, aus voller Unkenntnis der eigenen Natur und Aufgabe, sowie der Naturerscheinungen und -Verhältnisse mußten sich die primitiven Menschen herauszuarbeiten suchen. Ein Bemühen, das lange genug gedauert haben mag, bis auch nur einige Anfänge der Kenntnis und Er- kenntnis der Naturdinge errungen wurden. Die meisten Anschauungen oder Auf- fassungen von Natur und Geistigem waren bloß durch Thätigkeit der subjektiven Phantasie gewonnen, waren willkürlich oder zufällig gebildet oder nach Bild und Gleichnis der menschlichen Natur und Thätigkeit gestaltet. Durch beständige Irrtümer und Illusionen hindurch wurden nach und nach nur spärlich wirkliche Erkenntnisse gewonnen, welche meistens die Erfahrung aufzwang und deren weitere Entwicklung zudem oft durch Illusionen und Wahngelbilde gehemmt wurde. Am auffallendsten und entschiedensten zeigt sich dies alles im Gebiete der Religion, bei deren Ursprung und Entwicklung, da sich hier die subjektive Phantasie am freiesten bethätigen und die strenge Wirklichkeit dabei weniger sich, selbst un- willkürlich, geltend machen konnte. Wahngelbilde, Illusionen aller Art spielen hier ihre Rolle, welche allerdings die Befenner der einzelnen Religionen für ihre eigene nicht als solche gelten lassen, vielmehr für Wirklichkeit oder Wahrheit halten, und woraus sie eben Kraft der Überzeugung. Zuversicht im Leiden und die Glückseligkeit der Hoffnung schöpfen, — während sie die Vorstellungen aller andern Religionen mehr oder weniger für nichts Andres als Illusionen und Irr- tümer halten und verwerfen. Und zwar gilt dies nicht bloß von den niedersten Religionsarten, sondern auch von den höheren und höchsten. Auch sie sind ja auf Phantasie-Fundamente, nicht auf reale Wirklichkeiten gegründet in ihrem Ursprung, ihren Lehren oder Vorstellungen vom Göttlichen und in ihren Kultus- Akten. Ihre Gottheit ist, wie dieselbe vorgestellt wird in ihrem Sein, Wesen und Wirken, ein Phantasiegebilde von jener Art subjektiver Phantasie, welche Nichtseiendes als seiend, Soseiendes als anders seiend vorstellt, also Fiktionen, Wahngelbilde gestattet und diesen Wirkungen und Handlungen zuschiebt, die ent- weder gar nicht, oder nicht so stattgefunden haben, wie sie vorgestellt und ge- lehrt werden — wie dies ja aus der Mythologie hinreichend bekannt ist. Auf Grundlage solcher Fiktionen werden dann durch logische Operationen theologische Systeme ausgeführt, die als unverbrüchliche Wahrheit hingestellt werden, als gegründet auf Thatsachen und als absolut gültig. Auch Träume, dunkle Sagen,

Legenden werden oft als Grundlagen oder wenigstens als wichtige Stützen bei solchen Systemen verwendet und geltend gemacht.

I.

„Tu es Petrus“!

Von dieser Eigentümlichkeit ist selbst auch die christliche Religion nicht frei geblieben, und insbesondere der große Bau der päpstlichen Form derselben leidet noch daran. Ist sie doch selbst in ihren wichtigsten, entscheidendsten Institutionen auf behauptete Thatsachen und Aussprüche gegründet, die nie oder wenigstens nicht in dieser Weise stattgefunden haben und nie gethan worden sind. Dies gilt insbesondere vom römischen Papsttum selbst mit seiner vermeintlichen Gründung durch den Apostel Petrus und von dem behaupteten Primat, den dieser Apostel von Christus selbst erhalten und in Rom für die ganze christliche Welt gegründet haben soll, als erster Bischof daselbst. Weder ist irgendwie bezeugt oder bewiesen, daß Petrus je Bischof in Rom war, da vielmehr alle beglaubigten Urkunden davon schweigen oder geradezu das Gegenteil andeuten, noch ist dem Petrus je von Christus der Primat über die übrigen Apostel und die ganze Kirche übertragen worden. Man beruft sich dafür zwar auf Stellen der Schrift, welche Beweise dafür liefern sollen; allein dieselben beweisen entweder das Behauptete nicht, oder sind bezüglich ihrer Echtheit so problematisch oder geradezu unwahr, daß sie keine Geltung haben können. Dies gilt besonders von der berühmten Stelle bei Matthäus (XVI), der gemäß Petrus als der Fels von Christus bezeichnet sein soll, auf welche er seine Kirche bauen wolle, sodaß keine feindliche Macht sie werde überwältigen können. Eben diese Stelle ist es, mit der wir uns im Folgenden zu beschäftigen haben, da sie als Hauptfundament des so großartigen und festen Baues der päpstlich-katholischen Kirche gilt und allenthalben als solches geltend gemacht wird.

An der Peterskirche in Rom prangt bekanntlich in riesigen Buchstaben als Schlagwort „Tu es Petrus“, in welchem die ganze Herrlichkeit des Papsttums und dessen göttliche Stiftung selbst zum Ausdruck gebracht sein soll! — In der That haben auch die abendländischen Völker viele Jahrhunderte hindurch unverbrüchlich dieses Wort und alle päpstlichen Ansprüche, die darauf gegründet wurden, anerkannt oder wenigstens gelten lassen müssen, wenn auch die orientalische Kirche sich nie in entschiedener Weise dazu verstanden hat und lieber den vollen Bruch mit dem römischen Bischof vollzog; wie denn auch schließlich ein großer Teil des Abendlandes in der Reformation sich von seiner Herrschaft trotz dieses so entschiedenen, mächtig lautenden Wortes befreite. — Das in Frage stehende Wort ist genommen aus dem Evangelium nach Matthäus XVI. 13 ff.: Jesus stellte die Frage an seine Jünger: Wer sagen die Leute, daß der Menschensohn sei? Diese erwiderten: Einige sagen, Johannes der Täufer, andere Elias, andere aber Jeremias oder Einer der Propheten. Und Jesus sprach: Ihr aber, wer sagt ihr, daß ich sei? Simon Petrus antwortete und sprach: du bist Christus (Messias), der Sohn des lebendigen Gottes. Jesus aber erwiderte und sprach:

Selig bist du, Simon Sohn Jonas, denn Fleisch und Blut haben dir dies nicht geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Und ich sage dir, du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden nichts gegen sie vermögen. Und ich werde dir geben die Schlüssel des Himmelreichs, und was du immer auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein, und was du immer auf Erden lösen wirst, wird auch im Himmel gelöst sein." Diese so feierlich und entschieden lautende Stelle, die so berühmt und einflußreich im Abendlande geworden ist, erweist sich bei näherer, unbefangener Betrachtung als sehr problematisch, ja als entschieden falsch, als unecht, wenigstens in ihrem letzten Teile; denn das Wort: du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen u. s. w. ist von Jesus niemals zu Petrus gesprochen worden, und wäre dies je geschehen, so hätte ihm seltsamer Weise doch weder Petrus selbst noch die übrigen Apostel, noch die ersten Christen in ihrer Tradition, noch die ganze alte Kirche Jahrhunderte hindurch irgend eine Beachtung geschenkt oder eine Bedeutung zugeschrieben. Denn so geschah es in der That, wie die nähere Untersuchung zeigt, und erst von Rom aus, wo sich die Legende vom Aufenthalt des Petrus und seinem Märtyrertod unterdes gebildet hatte, wurde die Stelle in immer schärferer Weise geltend gemacht und wurden Primats- und Beherrschungs-Ansprüche darauf gegründet; Ansprüche, durch welche freilich die Einheit der christlichen Kirche zu Grunde ging, da deshalb zuerst die griechische Kirche sich von der lateinischen trennte, später denn auch ein großer Teil des Abendlandes sich von Rom und seinem Papsttum losriß. Doch prüfen wir die Sache näher:

Schon im nämlichen Kapitel des Matthäus-Evangeliums (XVI) findet sich wenige Verse später ein Ausspruch Jesu über Petrus und seine Sinnesart, die von der angeführten gar sehr abweicht, ja ihr entgegengesetzt ist und den ersten Bericht wenigstens in seiner letzten, die Lobpreisung und Erhebung des Petrus enthaltenden Teil als höchst problematisch erscheinen läßt. Jesus nämlich spricht zu den Jüngern, daß er nach Jerusalem zu gehen beabsichtige und dort viel werde zu leiden haben; Petrus aber nahm ihn beiseite und sprach mißbilligend: Herr, das sei ferne von dir, das soll dir nicht widerfahren. Jesus aber wendete sich zu Petrus und sprach: „Weiche von mir Satan, du bist mir ein Ärgernis, denn du bist nicht klug in dem, was Gottes, sondern nur in dem, was der Menschen ist.“ Es kann keinen schärferen Gegensatz geben zu dem früheren „Fleisch und Blut haben dir dies nicht geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist.“ Es ist schwer begreiflich, wie die beiden so entgegengesetzt lautenden Aussprüche Jesu über Petrus so unmittelbar auf einander gefolgt sein sollen, und da die Evangelisten Markus und Lukas das Übrige auch berichten, aber von der Seligpreisung und Erhebung des Petrus zum Fels der Kirche und zum Inhaber der Schlüsselgewalt kein Wort sagen, so geht daraus hervor, daß Matthäus für die den Petrus betreffenden Worte Jesu eine spezifische Quelle haben mußte, die sonst nirgends bekannt war — weder den übrigen Evangelisten und Aposteln noch den ersten Christengemeinden noch überhaupt in der alten Kirche

des Orients. Möglich ist indes wohl, daß über ein und denselben Menschen zwei so verschiedene Urteile gefällt werden, wie hier von Jesus über Petrus, besonders da das erste Verhalten von diesem Gott zugeschrieben wird als Quelle, das zweite aber seiner eigenen Natur zuerkannt ist. Immerhin aber ist es kaum glaublich, daß ein Mann von Jesus zum „Fürsten“ der Apostel und zum Fundament der Kirche soll erhoben worden sein, den er hier geradezu Satan (auch bei Markus) nennt, ein andermal als dem Wirken des Satans besonders ausgesetzt und seiner Fürbitte besonders bedürftig bezeichnet (bei Lukas XXII., 31)! Behen wir indes in der Prüfung weiter.

Daß, wie schon bemerkt, die Evangelisten Markus und Lukas, welche den Vorgang wie bei Matth. XVI. erzählen, von der sich daran schließenden Erhebung des Petrus vollständig schweigen, ist im höchsten Grade befremdend; ebenso daß Johannes in seinem Evangelium diesen so wichtigen, einflußreichen Vorgang mit keiner Silbe erwähnt! Markus vor allem hätte davon wissen müssen und alle Ursache gehabt, den feierlichen und für Petrus und die ganze Kirche entscheidenden Vorgang zu erzählen. Er gilt für den Begleiter des Apostels Petrus, hat demnach unter dem Einfluß desselben sein Evangelium geschrieben und konnte von ihm alles Wichtige, Thatsächliche authentisch erfahren. Gleichwohl sagt er von Petri Seligpreisung, von dessen Erhebung zum Fels der Kirche und der Erteilung der Schlüsselgewalt an ihn kein Wort. Er scheint also von Petrus selbst nichts darüber erfahren zu haben, und zwar deswegen nichts, weil dieser selbst nichts davon wußte; denn wußte er davon, so konnte und durfte er seinen Begleiter und Evangelisten Markus nicht bloß davon unterrichten, sondern er mußte es thun, nicht bloß um der Wahrheit willen, sondern weil er verpflichtet war, seine ihm von Christus übertragene Würde zur möglichst allgemeinen Kenntnis unter den Gläubigen zu bringen und zugleich seine Vollmacht geltend zu machen, — denn nicht bloß eine Gabe, sondern auch eine Aufgabe und Pflicht war ihm zugeteilt worden. Wie sollte also Markus diese feierliche Erhöhung des Petrus haben mit Stillschweigen übergehen können, wenn sie wirklich stattgefunden, während er so viele andere im Vergleich damit gleichgiltige Dinge erzählt? Eine Thatsache, auf welche so Großes gebaut wurde in der Folgezeit, das ganze Papsttum nämlich mit des Apostels Petrus angeblichen Nachfolgern in seiner Würde, so zwar, daß behauptet und geltend gemacht wurde und wird, wer diese nicht anerkenne, habe keinen Anteil am ganzen Christentum und an der ewigen Beseeligung durch dasselbe! Eine solche Thatsache konnte von Petrus selbst und seinem Geschichtsschreiber unmöglich verschwiegen werden, wenn sie wirklich stattgefunden hat. Er mußte sie so gut berichten wie die Stiftung des Abendmahls und die Kreuzigung! Wie soll er zwar berichten, daß Jesus den Petrus einmal als Sataniſchen Versucher bezeichnet habe, dagegen verschweigen, daß er ihn zum Fundament und Oberhaupt der Kirche erhoben?

Auch das Lukas-Evangelium hat (IX. 18 ff.) die ganze übrige Erzählung des Matthäus (XVI.): die Frage Jesu an die Apostel, wer die Menschen sagen, daß er sei, für wen sie selbst ihn halten und die (kurze) Antwort des Petrus für den

Gesandten Gottes (Christum Dei). Nur von der Seligpreisung des Petrus, von dessen Bezeichnung als Fels, auf dem seine Kirche gebaut werden soll, und von der separaten Übertragung der Schlüsselgewalt an ihn sagt auch Lukas kein Wort. Und doch versichert dieser Evangelist gleich im Eingang, daß er sich fleißig nach allem erkundigt habe und alles von Anfang an erzählen wolle. Er scheint also gerade von dem, was in der Folgezeit als das Wichtigste erklärt und geltend gemacht worden ist, nichts gehört zu haben; und wie aus dem Markus-Evangelium hervorgeht, daß der Nächstbeteiligte, nämlich Petrus, selbst von dem, was Matthäus über seine Erhebung und die ihm übertragene Gewalt erzählt, nichts gewußt hat, so geht aus dem Lukas-Evangelium hervor, daß die Augen- und Ohrenzeugen des Wirkens Jesu und die Gläubigen in den ersten Zeiten des Christentums gerade davon nichts wußten und demnach Lukas darüber von ihnen nichts erfahren konnte — und wir es bei der Stelle des Matthäus mit einer späteren, fremdartigen Erzählung zu thun haben. Das Gleiche ergibt sich aus dem gänzlichen Schweigen des Johannes-Evangeliums über die in Frage stehende Erhebung und Gewaltübertragung an Petrus. Entweder hat auch dieser Evangelist von dem fraglichen Vorgang gar nichts gewußt und nichts erfahren, oder er hat die Sache für so bedeutungslos gehalten, wenn ihm davon berichtet wurde, daß er es nicht für nötig oder der Mühe wert hielt, darüber ein Wort zu verlieren. Da dies letztere indes nicht wohl denkbar ist, so bleibt nur das erstere anzunehmen übrig.

Übrigens erweist das Matthäus-Evangelium selbst später, im Kapitel XVIII., was es früher, im Kapitel XVI. über Petrus berichtet hatte bezüglich seiner speziellen Bevorzugung und seiner Erhebung über die anderen Apostel, als unthatsächlich und also als unrichtig, so daß es allen Anschein hat, daß der fragliche Zusatz über Petrus, den die andern zwei Evangelisten nicht haben, erst nachträglich in dieses Evangelium eingeschaltet worden sei, ohne daß dabei beachtet wurde, daß er mit einer später berichteten Thatsache in Widerspruch stehe. In dem Kapitel XVIII. des Matthäus-Evangeliums wird nämlich erzählt (ähnlich auch bei Markus IX. 33 ff. und Lukas IX. 46 ff.), daß die Jünger Jesu an ihn die Frage stellten, wer von ihnen der größte sei im Reiche Gottes. (Nach Markus waren sie darüber in Streit geraten, nach Lukas machten sie sich darüber wenigstens ihre Gedanken). Matthäus erzählt weiter. Jesus rief einen Knaben herbei, stellte denselben in ihre Mitte und sprach: „Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht bekehrt seid und werdet, wie Kinder, werdet ihr in das Reich Gottes nicht eingehen. Wer also immer sich verdemütigt wie dieser Kleine, wird der Größere sein im Himmel-Reiche, und wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf.“ (Bei Markus sagt Jesus geradezu: „Wenn jemand der Erste sein will, wird er der Letzte und der Diener von allen sein.“ Bei Lukas: „Wer der Kleinste unter euch allen ist, der ist der Größte.“) In doppelter Weise ist an dieser Stelle von Matthäus selbst sein Bericht über die Erhebung des Petrus nicht bloß als unwahrscheinlich dargethan, sondern geradezu widerlegt. Für's erste nämlich war es doch wohl unmöglich, daß die Jünger

Jesu (Apostel) noch zweifelnd fragen oder gar darüber streiten konnten, wer von ihnen der Größere sei, wenn sie kurz zuvor Augen- und Ohren-Zeugen waren von der Lobpreisung des Petrus, von dessen Erhebung zum Fels oder Fundament der Kirche Jesu und von der speziellen Erteilung der Schlüsselgewalt im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen. Da mußte ihnen außer allem Zweifel stehen, daß Petrus der Erste unter ihnen war. Konnten sie darüber noch zweifeln oder in Streit geraten, so ist dies ein Beweis, daß die kurz zuvor vom nämlichen Evangelisten erzählte Erhebung des Petrus zum „Fürsten der Apostel“ (wie man später in der päpstlichen Kirche sagte) nicht stattgefunden habe, sondern die Stelle muß als eine falsche Einschiegung in dieses Evangelium betrachtet werden. Für's zweite aber ist diese Erhebung durch Jesu Rede an die Jünger selbst widerlegt, wenn er es durchaus zurückweist, daß einer von ihnen als der Erste sich dünke oder dafür gehalten werde. Dieses Wort wäre unmöglich oder ein Selbstwiderspruch gewesen, wenn Jesus selbst kurz zuvor den Petrus zum Ersten oder „Fürsten“ der Apostel erhoben, also selbst gethan oder eingeführt hätte, was er später, nämlich bei Gelegenheit dieses Streites der Jünger, wieder verpönte. — Außerdem widerlegt Matthäus selbst, was er Kap. XVI. berichtete, über Petrus auch noch dadurch, daß er (XVIII.) die Erteilung der gleichen Vollmacht an alle Apostel berichtet, die er zuvor an Petrus allein hatte von Jesus übertragen lassen; dies war wiederum unmöglich, d. h. im Widerspruch in der Handlungsweise Jesu gewesen, wenn die fragliche Stelle wirklich echt wäre. — Überlegt man dies alles, so kann man kaum anders als annehmen, daß die in Frage stehende Stelle bei Matthäus XVI. unecht und das berühmte Wort: „Du bist Petrus“ von Jesus nicht gesprochen worden sei.

Wie der Apostel Paulus über die Sache dachte, geht aus seinen Briefen hervor. Er bezeichnet nur Christus (Messias), nicht aber Petrus als Fels und Fundament. Er sagt ausdrücklich (I Kor. III, 11): „Es giebt kein anderes Fundament als Christus, und (4) der Fels war nämlich Christus.“ Paulus scheint also weder von Petrus und den übrigen Aposteln, mit denen er doch im Verkehr stand, noch in den ersten Christengemeinden etwas von der Erhebung des Petrus zum Fels der Kirche gehört zu haben — was doch von der höchsten Wichtigkeit für ihn und die neu zu begründende Kirche war. Auch ist sein Verhalten dem Petrus gegenüber durchaus nicht das eines Untergeordneten gegen seinen Vorgesetzten, sondern er tadelt vielmehr den Petrus und widersteht seiner Richtung, was doch unmöglich gewesen wäre, wenn ihm die Erhebung des Petrus durch Jesus selbst, wie Matthäus sie erzählt, bekannt gewesen wäre. Auch sonst wird in der Bibel nur Gott selbst und der Messias (Christus) als Fels und Fundament bezeichnet.¹⁾

Dazu kommt noch, daß Petrus selbst nirgends weder mündlich noch schriftlich sich je als Fundament der entstehenden Kirche und als allgemeines Oberhaupt derselben, dem allein die Schlüsselgewalt zu binden und zu lösen zustehe,

¹⁾ E. J. N. Sepp, Kritische Beiträge zum Leben Jesu und zur neuesten Topographie Palästina's. München 1890. Lindauer'sche Buchhandlung. S. 79 ff.

den Gläubigen und den übrigen Aposteln gegenüber bezeichnete und geltend zu machen sucht (auch nicht dem Apostel Paulus gegenüber), wie es doch geschehen mußte, wenn Matthäus recht berichtet hätte, wenn die fragliche Stelle echt wäre. Auch war sein ganzes Verhalten durchaus nicht felsenhart; im Gegenteil er erwies sich als der schwankendste und unentschiedenste unter den Aposteln, wie schon seine bekannte Verleugnung zeigt und dann sein späteres Verhalten in der Frage der Juden-Christen bezüglich der Geltung der jüdischen Gesetzlichkeit, das ihm scharfe Opposition und Tadel von seiten des Apostels Paulus eingetragen hat, — der sich ihm also durchaus nicht als seinem unfehlbaren Oberhaupte unterworfen zeigte. Auch die übrigen Apostel haben nirgends eine Anerkennung desselben als ihres Oberhauptes und als die feste Grundlage, den Fels der Kirche ausgesprochen, sie senden ihn mit Johannes nach Samaria (Apostelgesch. 8, 14 ff.) da sie erfuhren, daß man dort die Lehre Jesu angenommen; betrachten ihn also jedenfalls als ihresgleichen, nicht als ihr Oberhaupt und alleinigen Inhaber der Schlüsselgewalt.

Auch in der sich ausgestaltenden Kirche weiß man in den ersten Jahrhunderten nichts davon, daß Petrus der Fels sei auf dem von Christus die Kirche gebaut werden, und das Oberhaupt der ganzen Kirche mit Einschluß der Bischöfe. Noch im 5. Jahrhundert ist dergleichen sonst überall unbekannt in der Kirche, außer natürlich in Rom, wo man bereits angefangen hatte, solchen Anspruch für Petrus und seine vermeintlichen Nachfolger und Erben seiner Vollmacht für den römischen Bischof zu erheben. Das 4. allgemeine Konzil 451, gehalten zu Chalcedon, sprach im 28. Canon dem Bischofssitz in Konstantinopel als der neuen Welthauptstadt einen ähnlichen Vorrang und ähnliche Privilegien zu, wie sie der Bischof von Rom, als der alten Hauptstadt der Welt, erhalten habe. Es heißt in dem Beschlusse: „denn dem (bischöflichen) Stuhl (throno) des alten Rom haben die Väter mit Recht Privilegien zugeteilt, weil jene Stadt die Herrschaft führte. Durch die gleiche Erwägung bewogen, haben 150 gottesfürchtige Bischöfe dem heiligsten Stuhle des neuen Rom gleiche Privilegien verliehen, mit Recht urteilend, daß die Stadt, welche durch die kaiserliche Regierung und den Senat geehrt ist . . . auch in kirchlichen Dingen ebenso wie jene erhoben und verherrlicht werde, wenn sie auch der Zeit nach die zweite nach jener ist.“ Die auf diesem Konzil versammelten Bischöfe haben also in ihrer Majorität zwar dem römischen Bischof einen Vorrang zuerkannt, denselben aber keineswegs von Petrus und seiner Würde als Fundament der Kirche und als „Apostelfürst“ abgeleitet, sondern von Rom als der Hauptstadt der Welt. Hierin ist also das allgemeine Bewußtsein der christlichen Kirche in jener Zeit ausgesprochen.¹⁾ Daß

¹⁾ Irenäus († 202 Cont. haer. III 3 N. 2) sagt im wesentlichen ganz das Gleiche über den Vorrang der römischen Kirche: „denn zu dieser Kirche muß wegen ihres mächtigeren Vorrangs (propter potentioris principalitatem) jede andere Kirche kommen (convenire), d. h. alle Gläubigen, die von überall her sind; weil in ihr immer von denen, die von überall her sind, die apostolische Tradition gewahrt ist.“ Nicht von Petrus also kommt der römischen Kirche der höhere Rang zu.

der römische Bischof dagegen protestierte, also dem Konzil-Beschluß nicht beistimmte, ist begreiflich, da er keinen Nebenbuhler in der auf die Machtstellung Rom's gegründeten Kirchenherrschaft neben sich wollte aufkommen lassen. Aber er vertrat dann eben nur sein Interesse und nahm der allgemeinen Kirche (wenigstens der Majorität in derselben) gegenüber eine Separatstellung ein (eine Art haeresis), die später auch zum vollen Bruche mit der orientalischen Kirche führte bei der Machtstellung, welche die Bischöfe der beiden Welthauptstädte einnahmen, da der eine sich nicht unterordnen, der andre seinen Anspruch auf kirchliche Oberherrschaft nicht aufgeben wollte und die beiderseitigen Gläubigen um dieses Streites ihrer geistlichen Oberhäupter willen immer mehr gegen einander verkehrt wurden.

Überblicken wir das bisher Bemerkte, so werden wir wohl daraus die Berechtigung gewinnen zu der Behauptung, daß die fragliche Stelle des Matthäus-Evangeliums bezüglich des Petrus unecht sei, daß sie nicht das berichtet, was Jesus in dieser Beziehung wirklich gesagt und gethan hat, sondern solches, was entweder gar nicht gesagt oder gethan worden ist oder wenigstens anders, als da berichtet wird. Niemand weiß sonst etwas davon, und kein Berichterstatter bestätigt des Matthäus Angabe, obwohl bei der ungemeinen Wichtigkeit der Sache die dringendste Aufforderung dazu da war, da es sich um Fundament und Oberhaupt des ganzen Christentums handelt. Schon im gewöhnlichen Leben bei ganz irdischen Angelegenheiten würde man ein so isoliertes Zeugnis unter solchen Umständen nicht gelten lassen, geschweige denn, daß dies in einer so wichtigen, das ganze religiöse Leben betreffenden Sache vollgültig sein sollte. Wir haben es also, wie schon bemerkt, dabei mit einer unechten Einschlebung oder mit einer aus unbestimmter Tradition vom Evangelisten aufgegriffenen Sage zu thun, welche den übrigen Aposteln und dem allgemeinen Bewußtsein der ersten Christen unbekannt war, daher keinerlei Zeugnis von demselben erhielt. — Es verhält sich mit ein paar anderen Stellen in den Evangelien, die ebenfalls für den Vorrang des Apostels Petrus und seines vermeintlichen Nachfolgers in Rom angeführt zu werden pflegen, nicht anders. Bei Lukas XXII. 32 sagt Jesus zu Petrus: Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht zu Grunde gehe (deficiat), und du, einst befehrt, „stärke deine Brüder.“ Diese Worte stimmen schon an sich nicht ganz überein, da die Befehrung ein vorhergehendes Fehlen des Glaubens voraussetzt, das doch das Gebet Jesu verhindern sollte. Außerdem aber ist ein Vorrang in der Aufforderung, die Brüder im Glauben zu stärken, keineswegs enthalten; denn diese Aufforderung ergeht an alle Gläubigen, die etwas zur Stärkung des Glaubens ihrer Brüder beitragen können. Auch diese Stelle findet sich in keinem anderen Evangelium, sie war also sicher ebenfalls nicht Allgemeingut der übrigen Apostel und der gläubigen Christengemeinde, sondern eine isolierte, irgendwo aufgetauchte Sage, sonst hätten die übrigen Berichterstatter sie sicher auch berichtet, besonders dann, wenn sie darin die Erklärung eines Vorrangs des Petrus vor den übrigen Aposteln erblickten, wie dies in der päpstlichen Kirche geschieht. Sie mußten es da für ihre besondere Pflicht halten, gerade dies hervorzuheben, und der göttliche Geist, der

nach der kirchlichen Behauptung sie dabei inspirierte, würde keine Darstellung gestattet haben, welche dem Zweifel in dieser wichtigen, entscheidenden Angelegenheit irgend Raum geben könnte. Noch eine andere Stelle, die auch einen Beweis enthalten soll für des Petrus Vorrang und Oberherrschaft über die übrigen Apostel und deren Nachfolger, findet sich im Evangelium Johannes XXI. 15 ff. Es wird da berichtet, daß Jesus (der auferstandene) nach dem Mahle zu Petrus gesagt habe: Simon Johannis (Zonas), liebst du mich mehr als diese? Dieser erwiderte, ja Herr, du weißt, daß ich dich liebe. Und Jesus sprach: weide meine Lämmer. Und Jesus stellte die Frage zum zweitenmal, erhielt dieselbe Antwort und schloß mit derselben Aufforderung zum Weiden seiner Lämmer. Nach der dritten gleichen Frage und Antwort aber sprach er: „Weide meine Schafe.“ Diese Schafe nun sollen die übrigen Apostel und ihre Nachfolger, die Bischöfe, sein nach der Auffassung der römischen Bischöfe und ihrer Theologen und also an dieser Stelle die Obergewalt des Papstes über die ganze Kirche, Gläubige (Lämmer) und Bischöfe (Schafe) begründet sein. Allein zunächst ist dieses ganze Kapitel des Johannes-Evangeliums nur ein Anhang von höchst zweifelhaftem Ursprung, und der Inhalt der fraglichen Stelle ist selbst von der Art, daß er wenig Vertrauen verdient. Warum wird hier Petrus des Johannes Sohn genannt, anstatt des Zonas, wenn der Verfasser genaue Kenntniss von dem hatte, worüber er berichten wollte? Und wie sollte Jesus in Gegenwart der übrigen Apostel den Petrus fragen, ob er ihn mehr liebe als diese? Konnte Petrus dies ohne Unbescheidenheit und Selbstüberhebung bejahen oder wußte er dies auch nur mit Sicherheit? Außerdem, wie sollten die übrigen Apostel jetzt auf einmal dem Petrus als Hirten gegenüber zu Schafen werden, die dieser weiden sollte, nachdem doch nach evangelischem Bericht, der sicherer ist, Jesus an alle Apostel die gleiche Vollmacht erteilt hatte? In der That findet sich auch nirgends eine Spur, daß Petrus eine solche Hirten-Stellung den übrigen Aposteln gegenüber als Schäfer beansprucht oder eingenommen habe, vielmehr zeigt sein Verhalten in den wichtigsten Angelegenheiten viel Unsicherheit und Schwanken, wie es doch einem bestellten und erleuchteten Führer nicht geziemt! Keiner der übrigen evangelischen Berichterstatter weiß übrigens etwas von dieser außerordentlichen Aufgabe des Petrus ein Wort zu berichten. Sie wußten also entweder gar nichts davon oder legten der Sache gar keine Bedeutung bei, so daß es erst in der späteren Zeit den Theologen einfiel, den römischen Primat mit dieser Stelle begründen zu wollen.

Aber wie mochte denn wohl die in Frage stehende Haupt-Stelle bei Matthäus XVI. entstanden und in den Text hineingekommen sein? Es ist dies schwer mit Bestimmtheit zu sagen bei der geringen Kenntniss, die wir von der ersten Zeit des Christentums besitzen, da wir sowohl von der Wirksamkeit der Apostel entweder gar keine oder nur sehr geringe authentische Kunde besitzen, als auch von den Verhältnissen der ersten Christengemeinde fast nichts wissen. Nur dies ist uns sicher bekannt, daß in jener ersten Zeit falsche Schriften in großer Zahl entstanden über Jesus und über das, was er gelehrt und gethan, über die Apostel, ihre Reisen und ihre Wirksamkeit (Analekten und Pseudo-

epigraphen) und Verbreitung fanden. Was in dieser Weise schriftlich geschah, wird auch mündlich nicht weniger stattgefunden haben. Es herrschte ja überhaupt in jenen Zeiten große Thätigkeit subjektiver Phantasie und große Willkür in schriftlicher und mündlicher Tradition, so daß christliche Schriftsteller, z. B. Papias erklärt: „Jeder legte sich die Aussprüche Jesu zurecht, wie er konnte (Euseb. III. 39, 16), und Celsus beschuldigt (bei Origenes VI. 27) die Christen, es gebe deren, welche eine beliebige Stelle der evangelischen Berichte drei, vier und mehrmal veränderten und verfälschten¹⁾. So konnten auch die Stellen über Petrus und seinen Vorrang vor den übrigen Aposteln in diesem dunklen Treiben entstanden und von den Evangelisten isoliert aufgenommen worden sein; vor allem die Stelle bei Matthäus XVI. — Wo diese den Petrus betreffenden Sagen entstanden seien, ist kaum bestimmt nachzuweisen. Auffallend aber ist, daß gerade in den unechten, kirchlich verworfenen Schriften dem Petrus eine beherrschende Stellung den übrigen Aposteln gegenüber zugeschrieben wird, sowie auch nirgends in den echten Schriften des neuen Testaments, wohl aber in den unechten von einem Aufenthalt desselben in Rom die Rede ist, wohin er nicht als Lehrer der christlichen Wahrheit, wohl aber als Wunderthäter gekommen sein soll — nach der Petrus-Sage — um Simon den Magier daselbst zu überwinden. Beide Berichte dieser unechten Schriften konnten zu gunsten des römischen Bischofs und seiner Machtstellung den übrigen Bischöfen gegenüber ausgebeutet werden und wurden es auch, so gut wie die späteren, falschen Schriften und Urkunden zu gunsten dieser Machtstellung Verwendung fanden. Man hat daher für die Stelle im Matthäus-Evangelium mit ihrer Erhebung des Petrus über die andern Apostel auf die sogenannten Pseudo-Clementinen, Homilien aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts hingewiesen²⁾, in welchen der römische Klerus an den Bischof Jakobus von Jerusalem schreibt, Petrus habe ihm vor allem Volke seine Cathedra übergeben. Notum tibi sit quod Simon, qui propter veram fidem et firmam doctrinae suae basim ecclesiae fundamentum esse definitus est, atque ab ipsius Jesu ore non fallaci transnominatus est Petrus. Diese Behauptung nimmt offenbar Rücksicht auf die Stelle XVI 13 f. bei Matthäus oder schöpft aus einer gemeinsamen Quelle mit dieser und ist wohl ebenso unbegründet und falsch, wie die Behauptung, daß Jakobus vom Petrus seinen Bischofsitz in Jerusalem erhalten habe. In Rom also, der Welthauptstadt, deren Bischof bei der sich bildenden Sage vom Aufenthalt des Petrus als Bischof daselbst, — die in Frage stehende Erhebung des Petrus durch Jesus selbst — zu gute kommen mußte, sind aller Wahrscheinlichkeit nach diese Sagen über den Vorrang des Petrus vor den übrigen Aposteln entstanden und von da aus leicht verbreitet worden. In Rom, wo schon so manche fremde Kulte eingeführt waren, war es bei der dort sich bildenden Christengemeinde ein so zu sagen selbstverständlicher Gedanke und Anspruch, daß dem Oberhaupte dieser Gemeinde der Welthauptstadt auch der erste Rang unter den übrigen Bischöfen gebühre und eine gewisse Herrschaft

¹⁾ S. J. N. Sepp. N. a. D. S. 76.

²⁾ J. N. Sepp. Kritische Beiträge zum Leben etc. S. 84. f.

über dieselben. Dieser politischen Begründung suchte man dann eine religiöse, spezifisch christliche beizugeben dadurch, daß man Petrus als den Begründer der Kirche in Rom über die andern Apostel von Jesus selbst erhoben darstellte. Für das, was man als selbstverständlich und recht annahm, hielt man bei dem Mangel an historischem Sinn und dem Eifer für das, was man für ein Recht ansah und für das Wohl der Kirche förderlich glaubte, irgend welche Fiktionen für zulässig und gerechtfertigt. Aber diese in Umlauf gesetzten Sagen, die zum Teil selbst in die evangelischen Berichte den Eingang fanden, paßten dann zu dem wahren Bericht nicht ganz, erschienen vielmehr in Disharmonie damit, da sie diesen zufolge nirgends und von niemand, weder von Petrus selbst noch von den übrigen Aposteln, noch von der ersten Christengemeinde noch endlich von der alten Kirche überhaupt Beachtung oder Danachachtung fanden. Wer dieselbe daher zurückweist als unecht oder ungültig, der thut nichts Andres, als was eben Petrus selbst und die Apostel u. s. w. gethan haben. Wenn dagegen das römische Papsttum sich auf diese Stelle und ein paar andere ebenso problematische gegründet hat und noch darauf stützt mit seinen Ansprüchen auf Vorrang und Herrschaft, so handelt es dabei vollständig anders, als Petrus selbst samt den übrigen Aposteln und die ganze alte Kirche gethan haben. Das *Sacrificium intellectus*, das man für solche Ansprüche und deren Begründung fordert, ist widervernünftig und ein Attentat auf den menschlichen Geist und seine Wahrhaftigkeit, ist eine empörende Zumutung, die man im Namen der Wahrheit, der Vernunft, ja im Namen der christlichen Religion und der göttlichen Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit zurückweisen muß.

2. Wenn aber, könnte man nun einwenden, die Stelle „Tu es Petrus“ u. welche den Petrus zum Fels der Kirche, also zu deren Fundament erklärt und ihm die Schlüssel- oder Binde- und Lösegewalt im Himmel und auf Erden überträgt, — wenn diese Stelle bei Matthäus XVI. unecht ist und nachträglich irgendwie zu gunsten des Petrus oder wenigstens seiner vermeintlichen Nachfolgerin Rom eingeschoben wurde, so ist ja damit nicht bloß dem römischen Papsttum mit seinen Ansprüchen und dem darauf gegründeten festen Kirchenbau Stütze und Begründung entzogen, sondern auch die ganze Göttlichkeit der christlichen Offenbarung und insbesondere die göttliche Inspiration und Untrüglichkeit der heiligen Schrift selbst in Frage gestellt, ja geradezu verneint! Denn wie sollte Gott selbst direkt dem Menschengeschlecht sich offenbaren und der göttliche Geist selbst die schriftlichen Urkunden dieser Offenbarung inspirieren und dann doch wieder möglich sein und zugelassen werden, daß diese Offenbarung in diesen Urkunden gefälscht werde, und zwar in den wichtigsten Dingen! Hat eine solche Fälschung stattfinden können, dann ist diese Offenbarung nicht mehr als (unmittelbar) göttlich anzuerkennen! — Allerdings eine große Schwierigkeit! Aber wir müssen doch zunächst entgegen fragen: Wie kann diese Offenbarung als göttliche anerkannt werden, wenn gerade das in ihr von Jesus und dem göttlichen Geiste nicht vorgesehen und nicht bestimmt angeordnet ward, was später als das Wichtigste und Entscheidende im ganzen Christentum erklärt wurde, das Papsttum in Rom mit all' seinen Ansprüchen und Vollmachten, und warum erwähnen die übrigen Evangelisten nicht ausdrücklich die

feierliche Erhebung des Petrus zum Fels der Kirche? Mußte Jesus und mußte der göttliche Geist nicht vor allem dies sicherstellen, über allen Zweifel erheben, so daß gar kein Streit und keine Ungewißheit entstehen konnte? Wie vereint sich diese Unterlassung mit dem Charakter einer göttlichen Offenbarung und warum blieb es unechten, gefälschten Schriften überlassen, davon Kunde zu geben?

Wir unsererseits stellen die Glaubwürdigkeit und Gültigkeit der Evangelien gar nicht in Abrede, im Gegenteil, wir machen sie geltend (aber so wie sie sind) einem fremdartigen Zusatz gegenüber, der sie stört und der unvereinbar ist mit der Annahme, daß die Schriften des Neuen Testaments göttliche Offenbarung enthalten und vom göttlichen Geiste inspiriert seien; unvereinbar auch mit dem ganzen Verhalten des Petrus und der Apostel, sowie der Christengemeinden in der Zeit des Urchristentums und selbst noch mit dem Bewußtsein und dem Verhalten der Majorität der Bischöfe späterer Zeit. Wir machen geltend die Sicherheit aller übrigen Evangelien gegen diese disharmonische Stelle des Matthäus. Umgekehrt verfahren die Theologen der päpstlichen Kirche, welche dieser einzigen Stelle zu lieb alle übrigen Evangelien als mangelhaft, ja (vom päpstlichen Kirchenstandpunkt aus) als gefälscht erscheinen lassen und im Grunde das Verhalten der Apostel, selbst das des Petrus als mit dem Worte und Auftrage Jesu im Widerspruch stehend behandeln!

Was übrigens die direkte Göttlichkeit der heiligen Schrift und deren göttliche Inspiration betrifft, so stellt sie niemand mehr in Frage oder macht sie illusorisch als eben die Theologen selbst mit ihren Kommentaren, mit ihren gelehrten und ungelehrten Erklärungen. Durch solche Erklärungen hört selbst eine direkt göttliche Offenbarung auf direkt zu sein, da der Erklärer sich zwischen den Offenbarer und die Gläubigen stellt und der Lehre einen menschlichen Charakter verleiht. Ist die Offenbarung an sich klar, wie es natürlicherweise sein soll, dann bedarf sie keiner Erklärung von Menschen, da man das Sonnenlicht nicht mit Lampen zu beleuchten braucht; ist sie nicht klar, dann ist es keine Offenbarung, in deren Begriff es doch liegt, daß das den Menschen Verborgene ihnen kund und verständlich gemacht wird. Eine Offenbarung, die an sich dunkel und unverständlich ist und erst einer Erklärung bedarf, ist eben keine Offenbarung von Gott selbst, sondern die Offenbarung besteht dann in der Erklärung derselben, im Kommentare, der von einem Menschen stammt und nur menschliche Kundgebung sein kann, es sei denn, daß solche Erklärungen selbst wieder göttliche oder göttlich inspirierte wären, wodurch dann aber die erste, eigentliche Offenbarung als überflüssig und unnütz erscheinen würde und besser bei ihrer Dunkelheit unterblieben wäre, da sie nur Veranlassung zu Streit und Zwiespalt geben mußte; denn die Erklärer stimmen ja gewöhnlich nicht miteinander überein und vermögen für die unbedingte Richtigkeit ihrer Erklärungen keine sichere d. h. selbst göttliche Gewähr außer ihrem Selbstzeugnis zu geben.

Den direkt göttlichen Charakter der Offenbarung und der Schrift haben ferner widerlegt die unendlich vielen und langen Streitigkeiten in der christlichen Kirche über die richtige Auffassung derselben und den vermeintlich richtigen Sinn,

wie er endlich in den dogmatischen Definitionen durch Stimmenmajorität auf den Konzilien fixiert worden ist. Wie sollte das als unmittelbare göttliche Offenbarung an die Menschheit gelten können, über dessen wahren Sinn so viele und lange Streitigkeiten geführt werden konnten und das erst der Abstimmung der Bischöfe bedurfte, um als göttliche Wahrheit und Offenbarung gelten zu können! Eine göttliche Offenbarung, welche direkt von Gott stammt, muß doch Klarheit und Einheit, damit Friede und Eintracht in das geistige Leben der Menschen in religiöser Beziehung bringen. Die christlichen Glaubenssätze aber waren Veranlassung zu unendlichem Streit und zu grausamer Verfolgung unter den Bekennern des Christentums selbst, weil so viel Dunkles, Disharmonisches in den Urkunden der für göttlich gehaltenen Offenbarung vorlag und die harmonische Vereinigung des Inhaltes der so verschiedenen Schriften Alten und Neuen Testaments zu einem System kaum möglich war und ist, — so daß das Herrschendwerden dieser oder jener dogmatischen Bestimmungen eine Machtfrage wurde und deren Annahme eine Sache des moralischen und physischen Zwanges!

Nicht wir stellen also die Unmittelbarkeit der göttlichen Offenbarung im Alten und Neuen Testament in Abrede, dieselbe ist längst thatsächlich verleugnet gerade durch die christlichen Theologen, durch die Kommentatoren und die Bischöfe selbst, die sich zwischen Gott und seine Offenbarung und die Menschheit gestellt und jedenfalls dieselben vermenschlicht haben, selbst wenn sie ursprünglich auch direkt göttlich gewesen. Man hat, um diesen Schwierigkeiten zu begegnen, alsbald die „Kirche“ personifiziert und als „göttliche“ Auktorität geltend gemacht und dann speziell in der päpstlichen Kirche für diese so personifizierte Kirche eben den Papst gesetzt, der nun als Stellvertreter Gottes auf Erden waltet und göttliche Offenbarungen für die Gläubigen giebt oder die vorhandenen allein auszulegen berechtigt ist als göttlich erleuchtetes oder inspiriertes Orakel! Die ursprüngliche christliche Offenbarung mit ihren Urkunden erscheint da als überflüssig oder darf jedenfalls mit ihrem vielfach dunklen und mangelhaften Text nur so verstanden werden, wie die personifizierte Kirche oder der Papst als göttliche Offenbarung sie auslegt. Dieser ergänzt daher auch bezüglich des Primats, der Oberherrschaft über die ganze Kirche, sowie bezüglich des päpstlichen Stuhles in Rom, endlich des unumgänglich notwendigen Kirchenstaates u. s. w. was Jesus selbst zu bestimmen und anzuordnen unterlassen hatte — wobei es allerdings im Laufe der Zeiten an Fiktionen, Fälschungen, Gewaltthaten, diplomatischen Kunstgriffen bei dieser Selbstvollendung und Selbstbezeugung — die sicher der wahren Religion des Geistes, der Religion Jesu, vollständig fremd sind und sein sollen, nicht fehlte trotz aller behaupteten direkten Göttlichkeit!

(Schluß folgt.)



Ungedruckte Briefe des Generals Carnot und seines Sohnes, des Senators.

Von

Arthur Kleinschmidt.

Im Juli 1815 hatte Ludwig XVIII. einer Reihe von „Proskribierten zweiter Klasse“ befohlen, binnen drei Tagen Paris zu räumen; unter ihnen war der berühmte General Lazare Nicolas Marguerite Carnot, der von dem ihm durch Napoleon verliehenen Grafentitel nie Gebrauch gemacht hat; die Regierung stellte ihn in Blois unter Polizeiaufsicht, er aber entfloh und lebte seitdem in Zurückgezogenheit in Magdeburg, wo er sich neben eifrigem Studium besonders der Erziehung seiner Söhne widmete. Dorthin wandte sich der als Litterarhistoriker und Biograph bekannte Domvikar in Halberstadt, Dr. Friedrich Heinrich Wilhelm Körte, der Großneffe des Dichters Gleim und Schwiegersohn des Philologen Friedrich August Wolf (geboren in Aschersleben 24. März 1776, verstorben in Halberstadt 28. Januar 1846), und erbat sich für seine Porträt-sammlung das Bild des großen Mannes. Carnot sandte ihm 1818 einen kleinen Stahlstich, nach einem Bilde, welches der Maler van Bree während der Belagerung von Antwerpen gemacht hatte. So leitete sich die Bekanntschaft des Verbannten mit dem Domvikar ein, der ihn 1819 um Stoff zu seiner Biographie ersuchte; die seitdem von Carnot und seinem Sohne an Körte gerichteten Briefe liegen im fürstlich Stolbergischen Hausarchiv zu Wernigerode, und ich lasse sie, soweit sie allgemeines Interesse beanspruchen dürfen, hier in Übersetzung folgen.

Am 16. Juni 1819 schrieb Carnot:

„Ich hätte gern Ihrer Neigung, ausführlicheres Material zur Abfassung einer Biographie zu erhalten, Genüge geleistet; doch müßte ich mich dazu unzähliger Dinge erinnern können, die in meinem Gedächtnis nur flüchtige Spuren hinterlassen haben. Es war mir, als ich jung war, nie in den Sinn gekommen, daß eine Existenz sich mit den großen Ereignissen des Jahrhunderts verknüpfen sollte und mein Name historisch werden könnte. Bisweilen entwickeln die Umstände Fähigkeiten, deren Keim man nicht vermutete; sie geben der Seele Größe und Schwungkraft. Bis zum Momente der Revolution habe ich, wie so viel andere junge Leute zumal beim Militär, in den Tag hinein gelebt; ich kam von einer Garnison in die andere, ohne mir auch nur die Zeit zu merken; nur an meinen Bestallungs- und Ministerialbriefen, die ich aufgehoben habe, könnte ich den jedesmaligen Zeitraum bestimmen: doch blieb dies alles in Frankreich zurück, und ich glaube, Herr Rioust¹⁾, dem meine Verwandten genaue Notizen lieferten, sagt alles

¹⁾ Rioust, einst Prediger bei Ludwig XVI., nun liberaler Royalist, gab 1817 in Gent „Vie de Carnot“ heraus.

Wissenswerte darüber. Dispensiren Sie mich, Herr Doktor, von einer zu rigorosen Gewissensprüfung; es ist nicht aller Leute Sache, gleich J. J. Rousseau durch die Details seines Privatlebens Interesse zu erregen; nicht jeder hat wie er den Mut zu einer Generalbeichte und dazu, das Publikum mit jugendlichen Verirrungen vertraut zu machen, die man sich selbst verhehlen möchte.

Herr Rioust hat in guter Absicht geschrieben; er dachte, ich hätte eine Apologie nötig, und unternahm sie mit Talent und Gefühl. Ihr Gegenstand ist nicht derselbe, Sie wollen eine Biographie schreiben, Sie brauchen lediglich Fakta. Die Fakta meines politischen Lebens bestehen beinahe alle in meinen Meinungen; das offizielle Journal „Le Moniteur“ berichtet sie wörtlich, es ist das vollständigste und treueste Repertorium

Ich sende Ihnen mein Mémoire au Roi¹⁾, welches Sie zu wünschen scheinen: es ist ohne meinen Anteil und sehr inkorrekt gedruckt worden, es enthielt aber große Wahrheiten, und hätte der König sie zu benützen gewußt, so würde Napoleon nicht von der Insel Elba zurückgekehrt sein: die einzigen Mitschuldigen Napoleon's sind die Schmeichler, welche den König hinderten, seine Verpflichtungen zu erfüllen und sein Wort zu halten; sie sind es, die durch ihr rasendes Betragen die Nation erbittert und eine allgemeine Unzufriedenheit erzeugt haben. Dies Memoire veranlaßte Châteaubriand zu einer, ich weiß nicht wie, betitelten Brochüre, welche nur ein Gallimatthias von wohl-tönenden Worten, absurden und zusammenhanglosen Ideen ist. Ich antwortete, ich glaube wohl, siegreich auf diese Brochüre im dritten Bande des Censeur unter dem Namen von Mr. Comte, einem der Autoren dieser halbperiodischen Schrift; die Widerlegung führt den Titel „Fragment einer Antwort auf die Schrift des Herrn von Châteaubriand.“ Ich weiß nicht, ob Sie meine Antwort an Bailleul²⁾ haben; ich fand sie hier zufällig und sende sie Ihnen. Sie enthält viel ganz wahre Details: sie wurde in Augsburg verfaßt und gedruckt, wohin ich mich zurückgezogen hatte und wo ich fast ein Jahr als Jaquier lebte. Doch weiß ich den Namen des Druckers nicht. Als ich schließlich von Leuten, die mich in Paris gesehen hatten, in Augsburg erkannt wurde, verließ ich diese Stadt und ließ mich in Nürnberg nieder, wo ich auch fast ein Jahr, d. h. bis zur Zurückberufung der am 18. Fructidor Geächteten, blieb, wo Bonaparte aus Ägypten heimkehrte. Um das, was sich auf diese erste Achtung bezieht, mit zwei Worten zu schließen, genügt zu sagen, daß ich nach dem 18. Fructidor fast drei Monate in Genf als Jacob, fast ebenso lange in Nyon verbrachte und daß ich, bevor ich nach Augsburg zog, noch einige Wochen in verschiedenen Städten des Waadtlands und in Bern verlebt habe.

¹⁾ Mémoire adressé au Roi en juillet 1814.

²⁾ Réponse de L. N. M. Carnot, citoyen français, l'un des fondateurs de la République et membre constitutionnel du Directoire exécutif, au rapport fait sur la conjuration du 18. fructidor an V. au Conseil des Cinq Cents, par J. Ch. Bailleul, au nom d'une Commission spéciale (Paris 1798, englisch London 1799, deutsch Augsburg 1799).

Obwohl Bailleul¹⁾ getäuscht worden ist oder sich auf meine Unkosten selbst täuschen wollte, ist er doch kein Mann ohne Verdienste. Die Widerlegung des von Frau von Staël hinterlassenen Werkes über die französische Revolution, die er leßthin gab, ist sehr bedeutsam und setzt die zahllosen Inkonsequenzen und die Parteilichkeit dieser Frau ins rechte Licht; ist letztere doch ebenso bewundernswert durch ihr Talent wie ungerecht gegen Frankreich und lächerlich durch ihre leidenschaftliche Vorliebe für England!

Um auf das zurückzukommen, was mich angeht, so trat ich am 1. Januar 1771 in die Genieschule zu Mézières mit Unterleutnantsrang ein, verließ sie nach zwei Jahren als Oberleutnant, um nach Calais in Garnison zu gehen, stand dann in Havre, Béthune, Aire, Arras, Saint-Omer: in letzterer Stadt heiratete ich 1791 Fräulein Dupont, die Tochter eines reichen Privatmannes aus der Gegend; ich verlor sie nach zwanzigjähriger Ehe²⁾, sie hinterließ mir zwei Söhne, von denen einer Generalstabsoffizier in Frankreich, der andre bei mir³⁾ ist. Ich habe in der Revolution keinerlei Rolle gespielt, bis ich in die legislative Versammlung eintrat, die 1791 der konstituierenden folgte; ich hatte nur Kapitänsrang. Der legislativen Versammlung folgte im nächsten Jahre der Konvent, dessen Mitglied ich war und in dem ich bald als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses mit der Leitung des Heerwesens betraut wurde; obschon ich zu allen Militärstellen, selbst zu Generalsposten zu ernennen hatte, machte ich es für mich zur Ehrensache, mir selbst keinen andern Grad zu übertragen; lediglich meine Anciennetät hatte mich zum Oberstleutnant gebracht, eine andre Würde nahm ich nicht an. Bald darauf wurde das exekutive Direktorium geschaffen und ich zu einem seiner fünf Mitglieder gewählt. Diese Stellen waren zu hervorragend, als daß die Mitglieder noch in niederen Rängen rangieren konnten; darum betrachtete ich mich nicht mehr als zur Armee gehörig und nahm in ihr erst wieder eine Stelle ein, als ich nach Bonaparte's Rückkehr von Ägypten aus der Acht heimkam und von ihm sofort zum Grade eines Divisionsgenerals erhoben wurde, der dem des Generalleutnants, den ich noch besitze, entspricht. In dieser Eigenschaft wurde ich zum Präsidenten des Komitee der Revue-Inspektoren ernannt, das aus drei Divisionsgeneralen, unter denen ich, und aus drei Oberkriegskommissären bestand. Wenige Tage später wurde ich Kriegsminister. Während meines Ministeriums wurde die Schlacht von Marengo gewonnen, Napoleon aber leitete die Operationen dieses Feldzuges allein; bald darauf reichte ich ihm mein Entlassungsgesuch ein, um nicht für die Ehrsuchtspläne, die er zu bekunden begann, mitzuarbeiten, und zog mich nach St. Omer in die Familie meiner Frau zurück, wo ich lebte, bis mich der Sénat conservateur zum Mitgliede des Tribunats wählte. Ich könnte nichts Weiteres über dies alles sagen, ohne zu wiederholen,

1) Jacques Charles Bailleul starb am 16. März 1843.

2) Sie starb im Februar 1813 in Paris.

3) Der ältere, Nicolas Léonard Sadi, als Physiker bedeutend, starb als verabschiedeter Kapitän am 24. Aug. 1832 an der Cholera; vom jüngeren werden wir später hören.

was Herr Rioust sagte oder was sich in der von Frau Mayer publizierten Notiz findet. Sie wünschten Nachrichten über diese Dame, ich habe danach gefragt, und man schrieb mir, sie sei zwar deutscher Herkunft, aber in Straßburg geboren und nie außerhalb Frankreichs gewesen.

Ich sende Ihnen anbei auf kleinen losen Blättern von der Hand meines Sohnes einige private Notizen, zum kleineren Teile zutreffend, doch können Sie auf die Korrektheit derselben zählen, und sie sind noch unveröffentlicht
General Carnot."

An diesen Brief schließt sich als Supplement am gleichen Tage folgender:

„. . . . Sie fragen mich nach dem Kataloge meiner gedruckten Bücher; hier sind sie, soviel ich mich ihrer erinnern kann, doch vermag ich nicht immer anzugeben, wo sie gedruckt wurden; fast alle sind ins Deutsche übersezt worden.

1. Essai sur les machines en général, Dijon 1781¹⁾.
2. Eloge du Maréchal de Vauban, welches den von der Akademie in Dijon ausgesetzten Doppelpreis für 1784 erhielt, Dijon 1783.
3. Réflexions sur la métaphysique de l'analyse infinitésimale, Paris 1796, 2. Aufl. 1806²⁾.
4. De la Corrélation des figures de géométrie, Paris 1801.
5. Géométrie de position, Paris 1801.
6. Mémoire sur la relation qui existe entre les distances respectives de cinq points quelconques pris dans l'espace, Paris 1803.
7. Principes généraux de l'équilibre et du mouvement, Paris 1803.
8. Réponse de L. N. M. Carnot, citoyen français, à J. C. Bailleul, London 1799³⁾.
9. De la Défense des places fortes, Paris 1809.
10. Mémoire adressé au Roi en juillet 1814, Paris 1814.
11. Exposé de la conduite du Général Carnot, depuis le 1^{er} juillet 1814, Paris 1815.

Ich spreche nicht von den zahlreichen politischen und militärischen Berichten, die ich für die Nationalversammlungen verfertigte, auch nicht von denen, welche ich für die Klasse der physikalischen und mathematischen Wissenschaften im Institut national lieferte⁴⁾.

Was die Poesie betrifft, so machte ich aus ihr stets nur ein vorübergehendes Amüsement. Die kleinen von mir verfaßten Sachen sind theils im Pariser Musenalmanach und ähnlichen Sammlungen gedruckt; es sind meist Romanzen, Chansons, Stanzas; ich habe viel horazische Oden, kleine deutsche, englische und

¹⁾ Unrichtig; die Schrift erschien 1783, 2. Aufl. 1786, dann 1810.

²⁾ Unrichtig; die Schrift war betitelt „Réflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal“ und erschien 1797 (2. Aufl. 1813, 4. Aufl. 1860).

³⁾ Siehe Note 2, S. 226.

⁴⁾ Die Liste, welche Carnot hier angab, ist höchst unvollständig; die Zahl seiner Arbeiten beträgt nach der Angabe seines jüngeren Sohnes in den Mémoires sur Carnot (2 Bde., Paris 1863) einundvierzig.

italienische Sachen frei übersezt, doch sind sie nie gedruckt worden; das ansehnlichste derartige Werk ist ein heroisch-komisches Poëm in sechs Gesängen „Don Quichotte,“ dessen Stoff dem famosen gleichnamigen Roman entlehnt und das noch nicht gedruckt ist. Wollte ich all diese flüchtigen Poesien vereinigen, so könnte ich daraus einen ziemlich ansehnlichen Band machen, doch habe ich nie daran gedacht, da ich mich nur zur Erholung und ohne jeden Anspruch mit Versen beschäftigte. Sie fragen nach meinen gegenwärtigen Beschäftigungen, hierin habe ich nichts reguliert: eines meiner Kinder ist bei mir, und mit ihm treibe ich sehr viel französische und deutsche Litteratur.

Sie wollen von mir wissen, ob die Schrift „Correspondance inédite de Napoléon avec le Général Carnot pendant les Cent Jours“ echt ist?¹⁾ Ich kenne dies Werk nur durch einige mir daraus zugesandte Auszüge und halte es ganz einfach für eine Buchhändlerspekulation. Es ist ein Gemisch von Wahrheit und Erfindung; im allgemeinen sind es wohl meine Gedanken, aber es ist nicht meine Art, sie zu äußern; es scheint, als habe der Autor auf vertrautem Fuße mit mir gelebt, und ich glaube sogar, seinen Namen zu wissen, will aber keine Vermutung wagen. Ein anderes, für die allgemeine Geschichte viel wichtigeres Werk ist soeben erschienen, doch kann es Ihrem Zwecke nicht dienen, wenn es auch viele Briefe von mir an Bonaparte aus der Zeit enthält, wo er Obergeneral der italienischen Armee war; dieselben sind authentisch, doch schrieb ich sie im Namen des Direktoriums der französischen Republik als dessen damaliger Präsident. Dies Werk ist betitelt „Correspondance inédite officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte“ (erster Band, Paris bei Panckoucke). Auch giebt es noch ein drittes unter dem Titel „Correspondance de Napoléon Bonaparte avec le Comte Carnot, ministre de l'intérieur, pendant les Cent Jours.“²⁾ Dies ist aber das unbedeutendste Ding von der Welt, es sind nur Bureaubriefe ohne jegliches Interesse. Das etwa sind alle Materialien, die ich Ihnen, Herr Doktor, für die unternommene Biographie liefern kann: es scheint mir, minutiöse Dinge dürfen nicht hinein: das Publikum nimmt nur am Charakteristischen wahrhaftes Interesse.

Ich würde gern die Harzkette durchstreifen; diese Reise würde aber für mich zu beschwerlich sein, da ich das Gewicht der Jahre zu fühlen und mich vor einem Ortswechsel zu fürchten beginne. Sehr lieb wäre es mir, wenn mein Sohn diesen kleinen Ausflug mitmachte; ich möchte ihn aber nicht allein gehen lassen, er müßte einen Reisegefährten finden.“

Da Körte die von Carnot's Sohn niedergeschriebenen Notizen für „Das Leben L. N. M. Carnot's“ (Leipzig 1820) verwertet hat, so will ich nur wenig von ihrer Einleitung entnehmen: „Niemand hat sich in seinen Berichten und Schriften so angelegen sein lassen, den Ruhm der französischen Waffen zu erhöhen, die Talente der Generale so hervortreten zu lassen wie Carnot, ohne je Anspielungen

¹⁾ Paris 1819.

²⁾ Paris 1819.

auf sich zu machen, und doch ist niemand derart Zielscheibe von Animosität, Beleidigung und schmähsüchtiger Kritik gewesen. Zwar beachtete nie jemand diese recht oft bis zur Wut getriebenen Invektiven weniger, und er antwortete nur auf solche, die einen offiziellen Charakter trugen. Er hatte keine Lobhudler, weil er isoliert lebte, eifrig arbeitete, ein Feind der Intrigen war und alle Koterien mied; er wollte in keinem Klub sein und wohnte selbst den Sitzungen der Nationalversammlung nur selten bei, weil ihn die ihm persönlich übertragenen Geschäfte fast beständig im Ausschusse festhielten. Erschien er aber in den Sitzungen, so stimmte er meist mit der sogenannten Bergpartei, nicht weil er stets ihre Ansichten teilte, bei Leibe nicht, sondern um nicht mit einer anderen Partei zu stimmen, die ihm noch unendlich gefährlicher erschien. In der Revolution sieht man sich fast immer genötigt, nur zwischen einem Übel und einem noch größeren wählen zu dürfen."

Im Oktober 1819 hatte Körte seine Biographie beendet, die Zensur aber hielt sie lange zurück, und sie erschien erst im Sommer 1820 bei Brockhaus, um ungedruckte Gedichte Carnot's bereichert. Carnot dankte Körte am 28. Dezember 1819, widmete dessen Gattin, die ihm eine Handarbeit gesandt, ein Sonnet „zu Ehren des Geschlechts, dessen Zierde sie sei“, und tröstete seinen Biographen mit den Worten: „Ich hatte mit Recht vermutet, daß die argwöhnische Zensur, welche vor kurzem eingeführt wurde, der Publizierung Ihres Werkes Hindernisse bereiten würde; wir leben in keiner Zeit, in der man ungestraft die ganze Wahrheit sagen darf, und Sie werden wohl einige Seiten opfern müssen.“

Im folgenden Sommer machte Carnot eine Reise nach Halberstadt, um seinen Biographen zu besuchen, und dies genügte zum Entstehen der abenteuerlichsten Gerüchte; man sprengte aus, er sei nach Paris gereist, um an die Spitze Frankreichs zu treten! Nach seiner Rückkehr nach Magdeburg schrieb er am 1. Sept. 1820 an Körte:

„Ich war durchaus nicht auf den Alarm gefaßt, zu dem meine kleine Sommerreise nach Halberstadt den Stoff lieferte; geschah diese doch nur, um Ihnen einen freundschaftlichen Besuch abzustatten. Die Herren Pariser Journalisten sind es vor allen, die sich angestrengt haben, dabei tiefe Mysterien zu entdecken. Es ist ihnen demonstriert worden, es handle sich um nichts weniger als um eine ungeheure Verschwörung, deren Seele ich sei und die sich an die anschließe, welche in Frankreich soviel Lärm mache.¹⁾“

Es bedurfte nur eines kleinen Artikels im „Constitutionnel“, um dies ganze Gebäude in Rauch aufgehen zu lassen, und man hat sich über die Romantiker lustig gemacht. Sie hatten vollkommen recht, mein lieber Doktor, dies elende Gewäsch zu verachten und nichts zu antworten. Die französischen Journale haben fast alle gleichzeitig mitgeteilt, der General Carnot wolle jetzt in Halberstadt seine Memoiren publizieren: dies muß ein wenig vom rechten Wege ablenken. Täuschen sie sich doch im Raume einer einzigen Linie über

¹⁾ Militärverschwörung im August 1820.

drei Hauptpunkte: über die Natur des Werkes, den Namen des Autors und die Stadt, in der das Werk erscheint. Die Geburt des Herzogs von Bordeaux¹⁾ ist ein Theaterstreich, wie ihn die Franzosen brauchen. Viele Jahre werden verstreichen, ehe man weiß, ob es für sie ein Glück oder Unglück ist. Die Dinge in Spanien, Portugal und Neapel sind von unmittelbarerem Interesse, und ihre Resultate sind bis jetzt für die liberale Welt befriedigend, die geographische Lage dieser Länder ist für die Unternehmungen derer, welche diese neuen Herde der Vernunft auslöschen möchten, ein großes Hindernis.

Ich erwarte meinen Sohn gegen den 20. d. M. . . . Während seines Aufenthalts in Paris hat ihn ein Buchhändler um Mitteilung der Sammlung meiner poetischen Werkchen, er entsprach dem Wunsche, und diese Sammlung wurde unter seiner Aufsicht gedruckt.²⁾

Am 7. Juni 1821 sandte der General dem Freunde kleine Gedichte, die er bei Brockhaus zu verlegen wünschte, und wenn dieser nicht darauf einginge, Frau Körte zu widmen gedächte; er fügte hinzu:

„Ich habe versucht, die Stücke korrekt zu gestalten, um bei dem Drucke möglichst Fehler zu vermeiden; ich habe sie in der mir ziemlichst dünkenden Reihe gestellt; die kurzen drei letzten sind nicht von mir, sondern von meinem Sohne, der sie aus einigen berühmten Autoren übersezt hat. . . .“

Dies ist Carnot's letzter in Wernigerode befindlicher Brief an Körte; „der Organisator des Sieges“ starb am 3. August 1823 in Magdeburg, von wo seine Gebeine im August 1889 ins Pantheon nach Paris übergeführt wurden. Sein jüngerer Sohn, Lazare Hippolyte Carnot, setzte die Beziehungen zu Körte fort und pflegte die deutsche Litteratur mit inniger Begeisterung; in der Deputiertenkammer saß er auf der äußersten Linken und war ein entschiedener Republikaner. Am 22. Juni 1840 eröffnete er aus Presles bei Cerny dem Freunde, seine Absicht, Deutschland zu bereisen und Halberstadt zu besuchen, werde nun endlich sich erfüllen, und fuhr fort:

„Man bereitet in der Kammer ein Gesetz vor, um die Lage und Arbeit der Kinder in den Fabriken zu regeln. Gesetze der Art existieren schon in Preußen, Osterreich und Bayern. Bei uns wird es ein neuer Versuch sein. Da ich in der mit der Redaktion dieses Gesetzes betrauten Kommission bin, so schlug mir der Minister vor, mit eigenen Augen zu sehen, wie man es in Deutschland ausübe und ob seine Wirkungen heilsam seien. Ich nahm diese Mission um so lieber an, als sie mit meinen eigenen Projekten übereinstimmte.“

Sehr merkwürdig ist ein Brief des jüngeren Carnot vom 30. Juli 1841 aus Paris:

„Sie konnten aus einer Rede Lanjuinais' über die auswärtigen Angelegenheiten ersehen, daß sich in unserer Deputiertenkammer eine zwar noch auf wenig Stimmen beschränkte, aber auf fleißigen und gewissenhaften Männern beruhende

¹⁾ Sie erfolgte am 29. September 1820.

²⁾ Recueil de poésies diverses, par le Général Carnot, Paris 1820.

Ansicht zu gunsten der germanischen Allianz bildet. Ich selbst nahm leztthin in einem Bericht an meine Wähler die Gelegenheit wahr, hierüber zu sprechen. Ich sende Ihnen durch Herrn Brockhaus diesen Bericht und Lanjuinais' Rede, die Ihnen vielleicht nicht zu Gesicht kam. Ja, mein lieber Doktor, Deutschland unter homogenen Institutionen vereint und mit Frankreich durch Verträge verknüpft, die nur der Ausdruck ihrer Sympathien und gemeinsamen Interessen sein werden — das wäre, meiner Ansicht nach, die Lösung der europäischen Fragen, welche seit einigen Jahren in so bedrohlicher Weise sich regen. Sobald diese beiden großen Kontinentalmächte nur eine ausmachen werden, hören die russischen Gebietseingriffe auf, der Zivilisation gefährlich zu sein; sobald ein ungeheurer Markt vom Dzean bis zu den slavischen Ländern und vom baltischen bis zum mittelländischen Meere sich öffnen wird, treten der britische Handel und die britische Manufaktur in billige Grenzen zurück; die beiden großen Gefahren für Europas Freiheit und Vermögen werden beschworen werden. Sie haben recht, wenn Sie sagen, die Nationalcharaktere beider Völker ergänzten einander wunderbar, gerade weil sie mit sehr verschiedenen Eigenschaften ausgestattet seien. Zweifellos liegt darin eine Schwierigkeit für die Annäherung, zugleich aber auch ein Pfand für die Dauer ihrer Verbindung, wann sie erzielt sein wird. Arbeiten wir darum auf dies edle Ziel hin, indem wir die Beziehungen guter Freundschaft zwischen unsern beiden Völkern verstärken; es ist Pflicht aller Menschen, welche mit denselben Augen wie wir die Zukunft betrachten.

Das ist auch das Ziel, das ich in dem Buche verfolgte, von dem wir plauderten und aus dem ich Ihnen leztes Jahr Bruchstücke vorlas. Ich meinte, die Vereinigung der Völker sollte eine wechselseitige Achtung für die Rundgebungen ihrer Nationalität zur Basis haben; wie auch einige deutsche Schriftsteller (deren Zahl ich ansehnlicher wünschte) den Mut besaßen, den patriotischen Gefühlen der Soldaten unserer Republik gerecht zu werden, obwohl sie auf dem Schlachtfelde ihre Gegner gewesen wären, so glaubte ich, sei es auch gerecht und nützlich, den Franzosen die schöne moralische Seite des Krieges zu zeigen, der Deutschland 1812—1813 frei machte. Daß diese Arbeit noch nicht gedruckt ist, verschulden die Umstände: bei so wenig vorbereiteten und so vorurteilsvollen Geistern, wie sie noch unlängst um mich herum waren, hatte ich Furcht, verkannt zu werden und meinen Zweck total zu verfehlen. Ich hoffe, der Winter wird nicht verstreichen, ohne daß diese Publikation an Sie gelangt Die Epoche, in der Gleim schrieb,¹⁾ war von der von 1812 so sehr verschieden! Während seiner Revolution war Frankreich Europa gegenüber in der Haltung legitimster und heiligster Verteidigung; Angriffslieder, die gegen Frankreich gerichtet sind, verurteile ich aus den nämlichen moralischen Gründen, die mich die Lieder von Theodor Körner, Arndt,

¹⁾ 1841 hatte Körte die Zeitgedichte Gleim's von 1789—1803 in Leipzig herausgegeben und Carnot gesandt, der die Vorrede warm lobte.

Schenkendorf u. a. lieben lehren. Ich bedauere auch, daß Gleim zu wenig mit dem ersten Aufschwunge des französischen Volks zur Freiheit sympathisierte, um nicht in demselben eine Insurrektion, eine Willkür zu sehen, um selbst Klopstock's heiligen Enthusiasmus in jenem Momente nicht zu verstehen, als dieser den Titel „französischer Bürger“ erhielt, ein Enthusiasmus, den Sie auf den ersten Seiten von meines Vaters Lebensbeschreibung so sehr würdigten. Bei dieser Kritik bin ich übrigens sehr unparteiisch, da Carnot allein von der allgemeinen Verdammung, in welche der Dichter die französische Revolution einbegreift, ausgenommen erscheint. Doch ist in seinem Bande ein Abschnitt, der mich zufrieden stellt, und dies ist just der, welcher dem Gedanken Ihrer Vorrede entspricht, der, wo der alte Barde die Notwendigkeit der großen germanischen Union so trefflich ausdrückt.“

Seit 1876 Senator auf Lebenszeit, starb Lazare Hippolyte Carnot in Paris am 16. März 1888, nachdem er noch die Erhebung seines Sohnes François Sadi zum Präsidenten der französischen Republik erlebt hatte.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Assyriologie.

Neues aus dem Gebiete der Keilschriftforschung.

Im elften Kapitel des im 10. Jahrhundert unserer Zeit spielenden Ekkehard läßt Victor Scheffel den die letzten Zeiten im Geiste heraufkommen sehenden Herrn Spazzo sich also vernehmen: „Weiter kann's die Menschheit auch nicht mehr bringen. Die Bildung ist so weit gediehen, daß auf dem einen Schloß Hohentwiel mehr als ein halb Duzend Bücher aufgehäuft liegen, und wenn einer blutrünstig geschlagen wird, so läuft er zum Gaugericht und klagt's ein, statt seinem Schädiger Haus und Hof über'm Kopf zusammenzubrennen. Da hört die Welt von selber auf.“ Was hätte der gute alte Kämmerer der Frau Herzogin Hadwig erst zu den geistigen Fortschritten späterer Jahrhunderte und vollends unsres neunzehnten gesagt! Eine Versammlung von Geistern der Unterwelt, wie sie altehrwürdiger und erlauchter nicht gedacht werden kann, kann in unsren Zeiten ohne Zauberspruch und Tischrücken, ohne Medien und Hellseherinnen, jeden Augenblick zitiert werden, um mit den Lauten längstvergangener Jahrtausende, in ihrer Muttersprache, uns ihre Lieder vorzusingen und ihre Thaten zu verkünden; und, ein zweites Pfingstwunder, es giebt eine Reihe von Gelehrten unter uns, welche, ohne Zauberpriester zu sein, den erstaunten Zeitgenossen diese fremden Klänge in unsere modernen Idiome zu übertragen im Stande sind. Da tauchen aus vorhistorischem Nebel Könige hervor, die uns auf sumerisch von

frommen Tempelstiftungen an ihre babylonischen Götter und von kühnen Handelsunternehmungen nach Palästina und Arabien (Martu und Milucha), von ihnen ums Jahr 3000 v. Chr. unternommen, erzählen; andere, vom Ufer des Nil her erscheinend, berichten uns nicht viel später von der Aufführung der noch heute auch ohne sie jedem Kinde bekannten himmelanstrebenden Grabdenkmäler, der Pyramiden. Ein Jahrtausend fliegt vor uns vorüber, da mehrt sich die königliche Gesellschaft; aber immer sind es nur erst Babylonier und Ägypter (höchstens tritt noch ein Elamite hinzu, der Vater des Gen. 14 als Gegner Abrahams erwähnten Königs Arioch), welche um 2000 v. Chr. aus ihren Inschriften zu uns reden. Und aber ein Jahrtausend zieht dahin, da wird's belebter und belebter, und es treten zu den Schatten eines Dehutmeh, Ramses und Sisek, eines Tiglatpileser, Salmanassar, Kariba-il Watar und Mesa, und wie die ägyptischen und vorderasiatischen Potentaten sonst alle heißen, vom fernen Indien her hehre Sänger, welche in merkwürdig anheimelnden Tönen ihre Naturgötter besingen, bis wir endlich erfahren, daß es unsre ehemaligen Brüder sind, die vor undenklicher Zeit sich von uns getrennt und noch die Spuren einstiger Gemeinschaft in ihrer schönen, vollklingenden Sprache, dem alten Sanskrit, bewahrt haben.

Der geneigte Leser wird bereits erraten haben, was mit dem ihm vorgeführten Schattenbild gemeint ist. Und in der That, es gehört die Entzifferung der Hieroglyphen und Keilschrift, wie die aus dem Studium des gewissermaßen neu entdeckten Sanskrit gewonnene Erkenntnis des Zusammenhangs der indogermanischen Sprachen zu den wunderbarsten Errungenschaften unsres Jahrhunderts auf geistigem Gebiet, die den großen Entdeckungen auf dem der Naturwissenschaften ebenbürtig zur Seite gestellt werden können. Wenn ich mich nun heute gleich zu dem großen und umfangreichen Territorium der Keilschriftforschung wende, um mich auf dieses zu beschränken, so geschieht das nicht bloß deshalb, weil in diesen Berichten wohl von den Fortschritten der Ägyptologie schon des öfteren gehandelt worden ist, während die der Assyriologie darin bisher weniger vertreten geblieben waren, sondern weil, wie der Leser im folgenden selber sehen wird, die assyriologische Wissenschaft der Ägyptologie und Indologie gegenüber einen weit vielseitigeren Stoff umfaßt und demzufolge eine weit reichere Ausbeute nach den verschiedensten Richtungen hin gewährt. Von dem an der Indologie Interessanten verliert sich nur eines zurück in das Dunkel der Vorzeit, die Sprache selbst, die natürlich immer älter ist als ihre ältesten Denkmale, gerade wie der Stein auch älter ist als die darauf gemeißelte Inschrift. Diese ältesten Sanskritdenkmale, die bekannten Vedenhymnen, sind aber der Mehrzahl nach kaum viel älter als die homerischen Gedichte, während die in einer Tochtersprache des Sanskrit, dem heiligen Pali, abgefaßten, für die Religionsgeschichte so überaus wichtigen ältesten buddhistischen Texte, darunter vor allem die inschriftlichen, die sogenannten Asoka-Proklamationen, erst in die letzten vorchristlichen Jahrhunderte fallen. Anders ist es schon mit der ägyptologischen Wissenschaft. Denn während von einer Geschichte Indiens vor Buddha (starb 477 v. Chr.) überhaupt kaum die Rede sein kann, so beginnt für uns die Geschichte Ägyptens durch die

sie bezeugenden inschriftlichen Denkmäler bereits im dritten vorchristlichen Jahrtausend, wenn nicht gar schon am Ende des vierten, nämlich von der Zeit der großen Pyramidenerbauer an, um in fast ununterbrochenem Strome sich bis in die Ptolemäos-, ja bis zur Kaiserzeit, fortzusetzen. Den Inschriften, die uns in den Stand setzen, Ägyptens Sprache und Geschichte durch drei Jahrtausende zu verfolgen, treten aber noch (schon von ca. 2000 v. Chr. an) die Papyrusrollen zur Seite; sie sind mit einer aus den Hieroglyphen hergeleiteten Kursivechrift und in einer jüngeren Form des uralten heiligen Altägyptisch geschrieben und gaben so die Möglichkeit, die ägyptische Sprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu studieren, zumal ja noch eine an das Neuägyptische der Papyrusrollen sich anschließende jüngste Form der Sprache, das Koptische, uns in den Überresten einer christlichen Übersetzungslitteratur erhalten geblieben ist. Außerdem eröffneten die durch das wunderbare ägyptische Klima konservierten Papyrusrollen (die sogenannten hieratischen Texte) uns den Zugang zu einem Litteraturzweige der alten Ägypter, der uns allein durch die Inschriften wohl für immer ziemlich verschlossen geblieben wäre, nämlich dem schönwissenschaftlichen; besonders die Kenntnis einer ganzen Reihe hochinteressanter Märchen wurde uns nur auf diesem Wege vermittelt. Nun aber erst die Assyriologie, die Königin der orientalischen Wissenschaften, als welche sie mit Fug und Recht jedem unbefangenen Beurteiler gelten darf! Auch der Schreiber dieser Zeilen ist, weit entfernt von einseitigem Enthusiasmus, von jeher der höchsten Bewunderung voll gewesen gegenüber den Ergebnissen der Ägyptologie, linguistischen wie historischen; aber welche Seite man nur hernehmen mag, um Parallelen zwischen den beiden Wissenschaften zu ziehen (und sie bieten sich oft ganz ungesucht), immer und immer wieder ist man genötigt, der jüngeren Schwester die Palme zu reichen.

Geradezu unvergleichlich ist die Fülle und Reichhaltigkeit der historischen Keilschrifttexte, welche, noch spärlich gesät im 4. Jahrtausend, bereits um 3000 v. Chr. (in den Gudeainschriften) größeren Umfang annehmend, von ca. 2000 an stattlich wachsen, bis sie von ca. 1000—500 v. Chr. in einer Weise anschwellen, daß sich ein Laie kaum eine Vorstellung davon machen kann. Die zwei ersten Bände der vom Berliner Professor Schrader und mehreren jüngeren Gelehrten herausgegebenen „Keilschriftlichen Bibliothek“, worin die wichtigsten der großen assyrischen und neubabylonischen Königsinschriften in lateinischer Umschrift der Keilschriftcharaktere und mit gegenüberstehender deutscher Übersetzung vorgeführt werden, können am ehesten einen kleinen Begriff von dieser Fülle geben. Wo haben wir aber in den ägyptischen Inschriften etwas dem zur Seite zu Setzendes? Vergleiche man einmal die sogenannten Annalen des großen Eroberers Dehumes' III. (1503—1449), oder die Texte Ramses' des Großen (1347—1280 v. Chr.) in Bezug auf Genauigkeit der historischen Anordnung und Reichhaltigkeit des Inhalts mit den Annalen wie auch mit den bloßen Bruchinschriften eines der assyrischen Großkönige! Man wird da stets den Eindruck bekommen, als habe man es im ersten Fall mehr mit einer dichterischen, dazwischen aber in lang-

weiligste mythologische Rhetorik auslaufenden Schilderung zu thun gegenüber einem wirklich historisch zu nennenden Bericht im andern.¹⁾

Die ältesten ägyptischen Inschriften größeren Umfanges sind die höchst merkwürdigen Pyramideninschriften, welche bei der systematischen Eröffnung der weltberühmten Grabdenkmäler der schon aus Herodot bekannten Pharaonen des alten Reiches zum Vorschein kamen. Wer aber gedacht hätte, in ihnen geschichtliche Nachrichten aus der Regierung jener Herrscher zu finden, der hätte sich böse getäuscht; nichts als langatmige, zum Teil sehr schwer verständliche, dem sogenannten Totenbuch verwandte mythologisch-theologische Spekulationen bilden den Inhalt derselben und zeigen eigentlich nur, daß schon damals die religiösen Vorstellungen der ägyptischen Priester den verworrenen Charakter hatten, der uns aus den späteren Texten bekannt ist. Nehmen wir dagegen die in sumerischer Sprache abgefaßten längeren Statuen- und Zylinderinschriften des um 3000 v. Chr. blühenden altbabylonischen Priesterkönigs Gudea her. Auch hier nimmt das mythologische Element, besonders im Vergleich zu späteren Inschriften, wie denen der Assyrerkönige oder etwa solchen altbabylonischen, wie dem Grenzsteine des ersten Nebukadnezar (ca. 1130 v. Chr.), eine hervorragende Stelle ein; es sind mit einem Worte mehr religiöse Weihinschriften als historische Berichte. In schlichter und klarer Weise werden die wichtigsten altbabylonischen Götter mit Namen aufgezählt, kurz deren Funktionen durch ehrende Beiwörter angedeutet, worauf ausführlich berichtet wird, welche Tempel ihnen Gudea erbaute und womit er dieselben ausschmückte und bedachte; dabei erfahren wir aber auch, daß der König die Stadt Anshan (aus der zwei und ein halb Jahrtausende später die Dynastie des großen Cyrus hervorging) im Lande Elam eroberte, deren Beute er als frommer Herrscher im Tempel seines Gottes niederlegte, und daß er aus einer ganzen Reihe benachbarter, zum Teil schwer zu erreichender Gebiete Palästina-Syriens und Arabiens, welche mit Namen genannt werden, edle Metalle, kostbare Hölzer und sonstige wertvolle Produkte zu Schiff nach Babylonien schaffte, um sie ebenfalls seinen Göttern zu Füßen zu legen. Welch' ein geographischer und kulturgeschichtlicher Horizont eröffnet sich durch derartige Mitteilungen aus so uralter Zeit! und wo finden wir ähnliches zusammengedrängt auch nur in einer einzigen der sprachlich und religionsgeschichtlich gewiß nicht zu unterschätzenden Pyramideninschriften, deren Abfassung ja ungefähr in die gleiche Epoche zurückgeht!

Das ist nur eine Seite. In gewissem Zusammenhang mit dem weniger geschichtlichen Charakter der Hieroglyphentexte steht natürlich auch die bis jetzt noch so lückenhafte und unsichere ägyptische Chronologie, verglichen mit dem wohl- und festgefügtten Bau der babylonisch-assyrischen. Es gilt das nicht nur von der Chronologie späterer Zeiten, wo für Assyrien (und jetzt auch seit Aufindung der babylonischen Chronik für Babylonien) aufs Jahr hinaus alles fest-

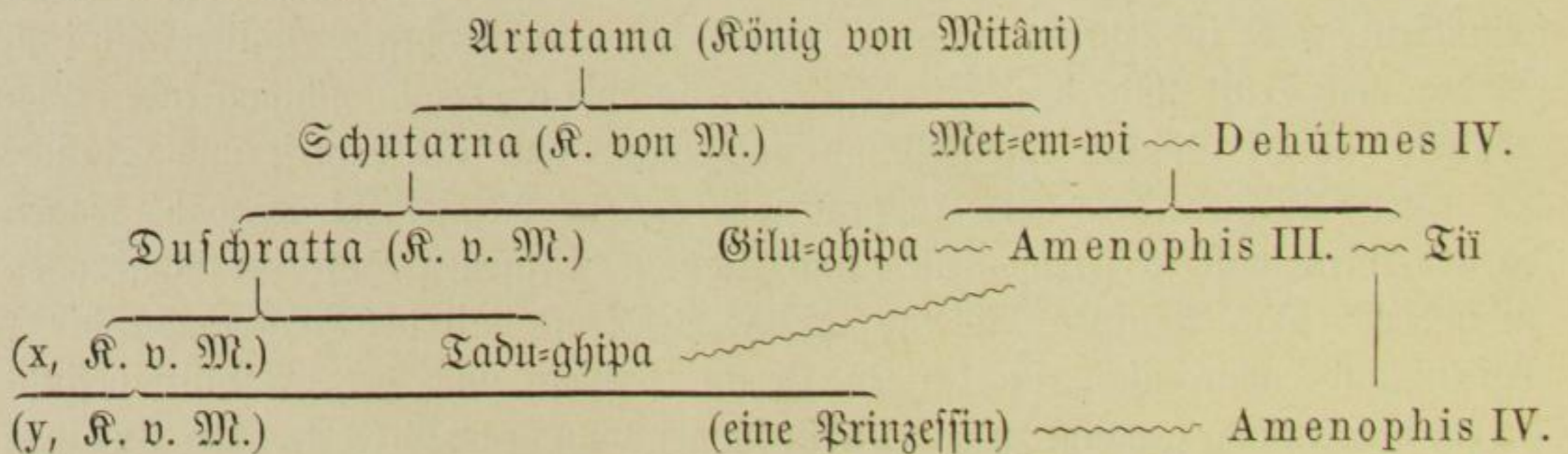
¹⁾ In der vortrefflichen „Geschichte Ägyptens unter den Pharaonen“ von H. Brugsch sind die meisten historischen Inschriften der Ägypter ins Deutsche übersetzt; englisch finden sich die wichtigsten in den „Records of the Past“ (2., 4., 6., 8., 10. und 12. Bändchen dieses nützlichen, auch in Deutschland nachzuahmenden Unternehmens).

steht, sondern im allgemeinen auch schon für das dritte und zweite vorchristliche Jahrtausend, was etwas heißen will; für diese älteren Epochen kann man wenigstens aufs Jahrhundert hinaus die Regierungszeit der einzelnen babylonischen oder assyrischen Herrscher oder Dynastien (für die der nordbabylonischen Könige übrigens ebenfalls fast bis aufs Jahr) fixieren, während in der ägyptischen Geschichte die historisch genauer bekannten Dynastien noch mehr oder weniger haltlos im Ozean der Zeiten herumschwimmen. Sogar für die großen Pharaonen der Mitte des zweiten Jahrtausends, einer relativ schon jüngeren Epoche (neues Reich, 18. und 19. Dynastie), Dehutmeh III. und Ramses II., hat man bis vor kurzem noch um 200 Jahre geschwankt, wohin ihre lange, 54- und 67jährige Regierung zu setzen, bis es endlich auf Grund einiger astronomischer Angaben ihrer Inschriften durch mühsame und scharfsinnige Berechnung dem Wiener Gelehrten Eduard Mahler gelang, die betreffenden Daten auf 1503—1449, und 1347—1280 zu bestimmen.

Daß zu den Zeiten des genannten Dehutmeh III. und besonders seiner nächsten Nachfolger ein reger Verkehr zwischen Ägypten und den Kulturstaaten Vorderasiens bestanden haben muß, konnte man aus den prächtigen, noch in frischen Farben erhaltenen, bildlichen Tributdarstellungen in den ägyptischen Gräbern und Tempeln ersehen; man vergleiche nur einmal das schöne Vollbild in Eduard Meyer's Geschichte Ägyptens (Allg. Gesch. in Einzeldarstellungen, herausg. von W. Diefenbach, 1. Teil; den 2. bildet die 800 Seiten starke „Geschichte Babyloniens und Assyriens“ vom Verfasser dieses Berichtes). Nun fand sich auf einmal in den letzten Jahren eine umfangreiche Korrespondenz verschiedener palästinenischer, syrischer, babylonischer und assyrischer Fürsten mit den Pharaonen Amenophis III. mit Amenophis IV. (ca. 1400 v. Chr.) im ägyptischen Dorfe Tell-el-Amârîna, aber nicht etwa, wie man denken könnte, ägyptisch auf Papyrusrollen oder etwa auf Steinplatten, sondern „in Keilschrift auf Ziegelstein“ waren diese Briefe geschrieben, ja sogar der Fürst von Askalon, um den prophetischen Geist des Dichters des „schwarzen Walfisches“, unseres Viktor Scheffel, in noch wunderbarerem Lichte erscheinen zu lassen, befand sich unter den Briefstellern! Einige Hunderte von mehr oder weniger gut erhaltenen Thontäfelchen, ähnlich denen der babylonischen und assyrischen Bibliotheken, jetzt in den Museen Berlins, Londons und Kairos aufbewahrt, geben nun den Text zu jenen bildlichen Darstellungen; die in letzteren uns so wunderbar anmutenden Gestalten mit dem gelbbraunen Teint und den reichgestickten, in blau-rot-gold schimmernden Gewändern haben plötzlich ihren Mund aufgethan, und die Schrift und Sprache des alten Kulturherdes am Euphrat war es, in welcher sie es wohl wagen durften, dem sonst so zeremoniellen und etiquette-beflissenen Hofe der Pharaonen zu nahen. Das Berliner Museum hat das Verdienst, mit der Herausgabe dieser Tafeln (und zwar nicht nur der in Berlin, sondern auch der in Kairo befindlichen) den Anfang gemacht zu haben; ein junger Münchener Gelehrter, Dr. Ludwig Abel, übernahm die Autographierung der von dem Berliner Assyriologen Hugo Winckler von den Originalen kopierten und mit Sachkenntnis angeordneten Texte,

und es ist der rühmlich bekannten Spemann'schen Verlagsbuchhandlung zu danken, daß sich nun jeder Gelehrte diese treffliche und epochemachende Publikation um nicht zu teures Geld anschaffen kann. Auch für die Erklärung der einzelnen Briefe ist schon in einer Reihe verstreut in Zeitschriften erschienener Aufsätze vieles geschehen, und besonders sind es hier die Arbeiten des schon genannten Dr. Winckler und des Königsberger Privatdozenten Heinrich Zimmern, welche das Verständnis der historisch wie sprachlich gleich wichtigen Texte trefflich gefördert, ja teilweise überhaupt erst erschlossen haben.

Indem ich mir vorbehalte, über diesen wohl ältesten Briefwechsel der Welt, von dem uns Kunde geblieben, genauer in einem besonderen Aufsatz zu handeln, um daselbst auch höchst interessante Proben daraus in Übersetzung mitzuteilen, will ich für heute nur kurz noch eines weiteren aus den Tafeln von Tell-Amarna gemachten Fundes und zwar mit den zusammenfassenden Worten des Direktors des Berliner ägyptologischen Museums, Adolf Erman, Erwähnung thun. Als (so schreibt Erman im letzten Heft der Zeitschr. für ägypt. Sprache) Heinrich Brugsch vor einem Jahrzehnt in dieser Zeitschrift den merkwürdigen Skarabäus veröffentlichte, der die Heirat des (Pharao) Amenophis III. mit einer mesopotamischen Prinzessin erzählt, sprach er die Hoffnung aus, daß die auf ihm genannten Personen, der „Satarna, der Fürst von Naharina (Mesopotamien)“ und seine Tochter „Kirgipa“ in den Keilinschriften eines Tages zum Vorschein kommen würden. Diese Hoffnung hat sich heute durch den Fund von el Amarna erfüllt, denn fast gleichzeitig gingen bei der Redaktion drei Notizen der Herren Everts (am Brit. Mus.), Jensen und Winckler ein, von denen der erste die Kirgipa als Gilu-ghipa, der zweite den Satarna als Schuttarna nachweist, während der dritte unabhängig davon denselben König in dem zerstörten Namen Schut..... eines andern Briefes erkennt. Aus den Bemerkungen der Herren Jensen und Everts ergibt sich außerdem die überraschende Thatsache, daß Amenophis III. der Sohn der Tochter des Artatama (Schwester des Schutarna) ist, mit anderen Worten, daß diese Prinzessin von Mitani-Naharina (Mitani heißt nämlich das betreffende Gebiet am mittleren Euphrat in den Keilinschriftlichen Briefen) identisch ist mit seiner Mutter, der (aus den ägypt. Inschriften) bekannten Königin Met-em-wi. Die Verwandtschaft zwischen den Pharaonen und den Königen von Mitani stellt sich nunmehr folgendermaßen dar:



Die Heirat Amenophis' III. mit der Gilu-ghipa fand im Jahre 10 (dieses Pharaos), die mit (ihrer Nichte) der Tadu-ghipa spätestens im Jahre 36 statt."

So weit Erman.¹⁾ Der mit den Pharaonen Amenophis III. und dessen Sohne Amenophis IV. gleichzeitige Babylonierkönig war der aus kassäischem (elamitischem) Geschlechte stammende Burnaburiasch, der einmal in diesen Briefen genannte Assyrerkönig aber Assur-uballit, der, wie wir schon aus der sogenannten synchronistischen Geschichte Babyloniens und Assyriens wußten, der Schwiegervater des Burnaburiasch war. Beide, den Burnaburiasch wie den Assur-uballit, setzten die Assyriologen bisher annäherungsweise in die letzten Jahrzehnte vor 1400 v. Chr., was nun durch die Auffindung der Briefe in Zusammenhalt mit dem oben erwähnten Datum Mahler's für Dehutmes III. höchstens um ca. 30 Jahre herabzusetzen sein wird.

Während wir also ein anderes Mal diese mesopotamischen Prinzessinnen auf ihrer Brautfahrt zum Pharaon begleiten und uns ihren Eingang in den ägyptischen Harem mit ansehen werden, so wende ich mich nun wieder zu einer anderen Seite der oben vorzuführen begonnenen Parallelen zwischen der ägyptologischen und assyriologischen Wissenschaft. Es sind dies die Sprachen der beiderseitigen Kulturvölker, die ebenfalls zu interessanter gegenseitiger Abwägung einladen. Hier scheint nun auf den ersten Blick die Ägyptologie in dem von mir schon erwähnten Koptischen ein unvergleichliches Hilfsmittel vor der Assyriologie voraus zu haben. Denn es ist doch leicht einzusehen, daß die Existenz einer durch Tradition wohl bekannten und verstehbaren Tochtersprache (des Koptischen) für die Erforschung der erst neu entzifferten Muttersprache (des Alt- und Neuägyptischen) unschätzbar sein muß; das Babylonisch-Assyrische hat dagegen keine Tochter hinterlassen, indem es bald nach dem Sturze Babylons durch aramäische Idiome absorbiert, also einfach verdrängt wurde, gerade so wie z. B. in Norditalien das Etruskische spurlos verschwunden ist, dem Lateinisch-Romanischen weichend. Aber dieser Vorteil wird durch einen andern Umstand beim Babylonisch-Assyrischen weit aufgewogen. Das Altägyptische steht nämlich, was die Verwandtschaft mit andern Sprachen anlangt, ziemlich isoliert da, indem es nur ganz entfernt mit der semitischen Sprachfamilie zusammenhängt; dieser entfernte Zusammenhang wurde sogar von einigen Forschern überhaupt in Abrede gestellt und geht jedenfalls in so frühe Zeiten zurück, daß er für die Sprachvergleichung nur wenig praktische Ergebnisse bisher gezeitigt hat. Das Babylonisch-Assyrische hingegen, dessen Entwicklung wir an der Hand der Denkmäler durch mehr als drei Jahrtausende hindurch zu verfolgen im stande sind, hat sich als die bevorzugteste und älteste Schwester im Kreise der semitischen Sprachen herausgestellt und ist als solche nicht nur durch die Vergleichung dieser Sprachen, des Hebräo-Phönizischen, Aramäischen (Syrischen) und Arabischen (inkl. Minäo-Sabäischen und Äthiopischen) ungemein an Verständlichkeit und Erklärbarkeit für uns gewachsen, sondern hat auch umgekehrt die Kenntnis des Baues der semitischen Sprachen und der komparativen Etymologie und Grammatik derselben in geradezu epochemachender Weise gefördert. Aber damit ist die linguistische Bedeutung der Keilschriftphilologie

¹⁾ Ich habe mir dabei einige erläuternde (in Klammern gesetzte) Zusätze erlaubt. Das Zeichen ~ (bezw. ~~~~~) in der genealogischen Tabelle bedeutet „verheiratet mit.“

noch lange nicht erschöpft. Denn nicht nur die semitische, schlechtlin babylonisch-assyrisch genannte Sprache war es, welche mit den aus Bildern hervorgegangenen keilförmigen Charakteren im Lauf der vorchristlichen Jahrtausende geschrieben worden ist, sondern auch noch eine ganze Reihe weiterer Sprachen, deren einige, vor allem das uralte und wichtige Sumerische, noch eine ganz hervorragende Rolle in der Linguistik zu spielen berufen sind. Vor den semitischen Babyloniern nämlich, deren älteste Spuren wir schon im 4. vorchristlichen Jahrtausend in Nordbabylonien begegnen, war ein anderes, nicht semitisches Volk im Besitze des Landes und seiner alten Kultur, das eine, wie ich vor sechs Jahren gezeigt, mit den heutigen Türkidionen nahe verwandte Sprache redete, die sogenannten Sumerier. Sie haben die von den Semiten nur adoptierte Schrift entweder erfunden oder wenigstens ihrer Sprache so angepaßt, daß sie, und nicht die Semiten, als die Erfinder bis jetzt gelten müssen, sie sind die Verfasser der ältesten südbabylonischen Königsinschriften, und in ihrer Sprache endlich sind auch eine große Zahl noch in späteren Kopien auf Thontäfelchen erhaltener Zauberformeln und religiöser Texte, und zwar letztere (die Formeln und Hymnen) mit semitischer (babylonisch-assyrischer) Interlinearübersetzung abgefaßt. Auch sumerische Kaufkontrakte aus der Zeit der letzten Könige von Larisa in Südbabylonien (ca. 2000 v. Chr. Geb.) haben sich noch bis auf unsere Tage herübergerettet, und dieser kaufmännische, bezw. juristische Zweck war damals die Veranlassung, grammatisch-lexikalische Hilfsmittel für die praktische Aneignung der in jenen Kontrakten am häufigsten vorkommenden sumerischen Wendungen zum Gebrauch der semitisch redenden Bevölkerung des Landes zusammenzustellen. So entstanden die vielen aus Sardanapal's Bibliothek zu uns gekommenen grammatischen und besonders lexikalischen Täfelchen, welche links das Sumerische, rechts das Babylonisch-Assyrische enthalten; sie wurden in späterer Zeit, als man längst nicht mehr das Sumerische sprach und nur ungenügend noch verstand, dadurch vermehrt, daß die vielen Formeln und Hymnen mit semitischer (noch zur Zeit der letzten Blüte der sumerischen Sprache angefertigter) Übersetzung für den lexikalischen Gebrauch excerpirt wurden, gerade wie z. B. eine Liste: gaudere = sich freuen, igitur = deshalb, juvenis = Jüngling, dum = während, esse = sein, auf die erste Strophe des mit deutscher Interlinearversion versehenen Liedes Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus“ beim ersten Blick zurückweisen würde. So haben wir also innerhalb der Keilschriftlitteratur zugleich die älteste Nationalgrammatik und Nationallexikographie der Welt, lange, lange Zeit vor den ersten ähnlichen Bestrebungen in Alexandria, welcher Ort bisher als die Heimat der Grammatik galt, lange auch vor den Versuchen der alten Indier, zum besseren Studium ihres Rigveda (vielleicht gar, wie so vieles Andere, nach fremdem Muster oder auf fremde Anregung hin) grammatische Regeln aufzustellen und Wurzelverzeichnisse anzufertigen.

Aber auch Sprachen der umwohnenden Völker wurden zu verschiedenen Zeiten entweder von den Babyloniern oder Assyriern oder aber von den betreffenden Völkern selbst, indem sie zu diesem Zweck die Schrift entlehnten, in Keil-

schrift niedergeschrieben. So sind einige der obengenannten Briefe mitanischer (mesopotamischer) Fürsten an den ägyptischen Pharao nicht babylonisch-assyrisch, sondern in der (nach meinen Untersuchungen mit dem Georgischen verwandten) Mitani-Sprache geschrieben, über welche Sprache kürzlich mehrere Gelehrte (Brünnow, Jensen, Sance) in scharfsinniger Weise ganz unabhängig von einander im letzten Heft der Zeitschrift für Assyriologie gehandelt haben. Aus dem 8. Jahrhundert vor Chr. haben wir eine ganze Anzahl altarmenischer Inschriften, die durch den genialen Blick des Engländers A. H. Sance und des leider früh verstorbenen Franzosen Stanislas Guyard als ziemlich entziffert gelten dürfen; die Schrift ist assyrisch, die Sprache aber ein vorindogermanisches, ebenfalls mit dem Georgischen verwandtes, in Armenien in der 1. Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends lebendig gewesenes Idiom.

Etwa von derselben Zeit an finden wir in Elam, dem alten Nachbarstaate Babyloniens am persischen Meerbusen, eine babylonische Abart der Keilschrift für das Elamitische in Gebrauch; genauer lernen wir dann diese interessante (gleichfalls, wie ich schon 1884 festgestellt, mit dem Georgischen verwandte) Sprache aus der zweiten Reihe der dreisprachigen Achämenideninschriften (nämlich des Cyrus, Darius und Xerxes), deren erste Reihe (das Altpersische) seiner Zeit den Schlüssel zur Entzifferung des ganzen Keilschriftsystems abgegeben hat,¹⁾ kennen. Übrigens ist auch das einfache, fast alphabetisch zu nennende altpersische Schriftsystem nur eine Weiterentwicklung der syllabischen Neubabylonischen Keilschrift. Wenn man nun gegenüber dieser mannigfachen Verwendung der ursprünglichen sumerischen, aus Bildern hervorgegangenen Sinnzeichen- und Silbenschrift an die Ägyptologie mit der Frage sich wendet, ob hier ähnliches zu beobachten sei, so wird man höchstens auf ein kleines Analogon verwiesen werden können, daß nämlich einige noch immer nicht vollständig entzifferte äthiopische Inschriften aus Nubien existieren, in denen der Versuch vorliegt, mit den gewöhnlichen ägyptischen Hieroglyphen eine nicht ägyptische Sprache wiederzugeben. Man sieht also auch hier wieder zu Gunsten der Assyriologie die Waagschale sich senken und kann einfach nur dem unermesslichen und vielseitigen Gewinn, den speziell die Linguistik aus dieser Wissenschaft bis jetzt gezogen, staunend bewundern.

Lassen wir es nur für heute mit diesen Vergleichen genug sein, so sehr auch noch andere Gebiete, wie z. B. das der religiösen Litteratur dazu einladen würden; denn der Schreiber dieser Zeilen könnte sonst gar noch in den Verdacht kommen, als wollte er die ägyptologische Wissenschaft deshalb irgendwie heruntersetzen, was ihm durchaus fern liegt. Er wollte ja bloß solchen, welche aus Berichten über die großen Fortschritte der Ägyptologie in den letzten Jahrzehnten Interesse an der orientalischen Altertumswissenschaft gewonnen haben, noch mit einer weiteren, jene an Reichtum noch übertreffenden Quelle bekannt machen. Zum Schlusse aber sei es gestattet, jungen Gelehrten (ich denke mir hierunter

¹⁾ Wer sich darüber näher unterrichten will, den verweise ich auf die ausführliche und populär gehaltene Darstellung der merkwürdigen Entzifferungsgeschichte in meiner Geschichte Babyloniens und Assyriens, S. 58—134.

nicht bloß Studenten, sondern besonders auch Gymnasiallehrer, Theologen und angehende Historiker), welche etwa sich durch die Lektüre meines Berichtes angeregt fühlen möchten, zum Selbststudium des Assyrischen sich zu wenden, die wichtigsten Hilfsmittel dazu anzugeben. Der nicht gelehrte Leser aber wird aus der bloßen Thatsache, daß man jetzt derartige Hilfsmittel empfehlen kann, den Grad der Fortschritte und der Sicherheit auf diesem neuen Gebiete mit beifälliger Anerkennung entnehmen. Denn die leichteren historischen Inschriften lesen sich jetzt so gut und befriedigend wie irgend ein Kapitel der erzählenden Bücher des alten Testaments.

Derjenige Gelehrte, welchem der philologische Ausbau der Assyriologie seit Mitte der siebziger Jahre am meisten zu verdanken hat, Professor Friedrich Delitzsch in Leipzig, ist zugleich der Verfasser der ersten wissenschaftlichen Grammatik des Babylonisch-Assyrischen und des ersten größeren, alle Wortklassen und Litteraturzweige gleich umfassenden Lexikons. Wem das letztere, von dem bis jetzt drei Lieferungen vorliegen, zu groß angelegt ist, dem wird bald ein bequemes und gleich vollständig erscheinendes Handwörterbuch vom nämlichen Gelehrten zu Gebote stehen. Einstweilen helfen diesem Mangel zwei treffliche Chrestomathien ab; die eine, schon in 3. Auflage (unter dem Titel „Assyrische Lesestücke“) erschienene hat ebenfalls den unermüdlchen Leipziger Assyriologen zum Verfasser und ist von demselben in der letzten Auflage durch grammatische Paradigmen und ein kurzgefaßtes Glossar zur Freude aller Lernenden erweitert worden. Durch den Verlag der zweiten, der „Keilschrifttexte zum Gebrauch bei Vorlesungen, herausgegeben von Ludwig Abel und Hugo Winckler“, hat sich die schon oben gerühmte Spemannsche Buchhandlung insofern ein großes Verdienst erworben, als sie den Preis des ebenfalls fein und sauber autographierten Werkes weit billiger als den der Lesestücke Delitzsch's (15 gegenüber 30 Mark) stellte und so auch Minderbemittelten die Anschaffung ermöglichte. Beide Chrestomathien haben ihre besonderen Vorzüge; die Delitzsch's den, daß sie gleichmäßig aus allen Litteraturgattungen ausreichend große Stücke (so z. B. den vollständigen Text des babylonischen Sintflutberichtes und der drei großen Syllabare) bietet; die Abel's und Winckler's, daß sie vorzugsweise die historischen Inschriften berücksichtigt (wie denn auch anfangs der besser passende Titel „Historische Keilschrifttexte“ beabsichtigt war) und hieraus in 48 engbeschriebenen Hochfolioseiten die wichtigsten größeren Urkunden (Assurnasirpals Standardinschrift, Salmanassar's II. Schwarzen Obelisken, Senacherib's sechseitiges, nach Taylor benanntes Prisma, und besonders die zwei Annalentele Asarhaddon's) vollständig mitteilt. Die Transskription und Übersetzung dieser Texte findet man in der schon oben erwähnten von Gb. Schrader herausgegebenen „Keilschriftlichen Bibliothek“. Es kann jetzt niemand mehr sagen, daß der Zugang zu diesem schönen und interessanten Studium nur jenen Bevorzugten, welche an unseren größeren Universitäten zu hören Gelegenheit, Muße und Mittel haben, eröffnet, allen übrigen aber verschlossen sei. Das einzige, was noch auf lange hinaus viele, die sonst Lust und Neigung hatten, davon gleich in den ersten Wochen abschrecken wird, ist das schwierige und ver-

wickelte Schriftsystem, eben die (manchen, der sich damit abgeplagt, schon von fern mit Gruseln überkommen machende) Keilschrift; aber auch das ist mit einiger Ausdauer, und zumal wenn man mit noch jugendlichen Kräften an die Arbeit geht, jetzt bei so guten Hilfsmitteln zu überwinden.

Möge dieser Bericht, den ich gern fortsetzen werde, dazu beitragen, in weiten Kreisen begeistertes Interesse für einen neuen Zweig der Sprach- und Altertumswissenschaft, der jedem Gebildeten seinen Resultaten nach bekannt werden sollte, zu wecken. Möge es mir zugleich auch vergönnt sein, aus den engeren akademischen Zirkeln den oder jenen dadurch zu einem Adepten der Assyriologie, dieser Königin der orientalistischen Disziplinen, zu gewinnen; denn nicht das erste Mal wäre es, daß durch solche „Berichte aus allen Wissenschaften“ einer oder der andern unter ihnen Jünger erwachsen sind.

München.

Fritz Hommel.

Länder- und Völkerkunde.

Die Verhältnisse in Uganda vor und nach Dr. Peters.

Vielen Lesern von Dr. Peters' „Deutscher Emin-Pascha-Expedition“ mag es als merkwürdige Thatsache erschienen sein, daß mitten im Herzen von Afrika ein mächtiges Negervolk als eine kompakte Masse von Christen aufgetaucht ist, ausgestattet sogar mit dem Luxus einer protestantischen und einer katholischen Partei, ja daß Peters der außerordentliche Mann gewesen ist, welcher den König von Uganda veranlaßt hat, das Christentum zur „Staatsreligion“ zu erheben, den Sklavenhandel abzuschaffen und sein Reich als Bollwerk gegen den Islam aufzurichten.

Die Allgemeinheit der Thatsachen ist richtig. Verfolgt man aber auf Grund der älteren und der neusten Afrika-Litteratur die jüngsten Ereignisse in Uganda in ihrer Entstehung und Entwicklung, so drängt sich die Überzeugung auf, daß Peters' Schilderung des Volkscharakters und seine Darstellung der politischen Vorgänge der Ergänzung, ja oftmals der Korrektur bedürfen. In manchen Besprechungen, die ich bisher über Peters' Werk gelesen, ertönte weit mehr ein bewunderndes Beifallklatschen als die Stimme einer sachlichen Kritik; auch Mißverständnissen und Übertreibungen begegnete ich. Mir schien, als wären die grundlegenden Berichte über jene Gebiete, wie die von Speke, Wilson und Selkirk, von Emin Pascha und Ashe ganz wieder vergessen worden, als habe man sich um die gleichzeitigen, sehr wichtigen Mitteilungen der englischen und französischen Missionen gar nicht gekümmert. Populäre Werke werfen aber mit einem Schlage die jahrzehntelange Arbeit gewissenhafter Forscher über den Haufen und sie erzeugen bei der Masse des Publikums sehr häufig eine ziemliche Oberflächlichkeit des Urteils über ethnographische und politische Verhältnisse.

Fern sei es von mir, mit vorliegender Arbeit das Werk Dr. Peters' in einseitiger Polemik anzugreifen und zu zergliedern; ich beabsichtige vielmehr, durch eine den

Charakter des Volks und seines Beherrschers möglichst scharf erfassende und treu-historische Darstellung einer Anzahl längst und weitverbreiteter Irrtümer objektiv entgegenzutreten. Ebenso fern sei es von mir, Anspruch auf absolute Richtigkeit zu erheben; denn noch immer fließen für die Erkenntnis der vollen Wahrheit die Quellen spärlich, und auch die spärlichen sind manchmal getrübt.

Über den Charakter der Baganda stimmen alle Berichte in dem einen Punkte überein, daß sie sich durch Intelligenz und Geschmeidigkeit vor den umwohnenden Stämmen auszeichnen. Sie besitzen besonders eine Eigenschaft, die uns den Schlüssel zu ihrer raschen Christianisierung giebt, nämlich Lernbegierde. Die Höhergestellten ließen sich von den arabischen Händlern im Lesen und Schreiben des Arabischen unterrichten, sehr viele des gemeinen Volks eigneten sich das Kisuaheli an; auch zu den christlichen Missionen drängten sie sich mit der neugierigen Hoffnung, in die wunderbaren Geheimnisse der Weißen eingeweiht zu werden. Ganz besonders reizte es sie zu erfahren, wie man Flinten und Pulver mache. Stellte doch der erste Minister des Königs, der Katifiro, 1879 als den eigentlichen Beruf der Missionäre hin, so viel Gewehre zu liefern, „daß sie unzählig seien wie Gras.“ (A. M. Mackay. Von seiner Schwester. 1891. S. 144.) Es ist natürlich, daß das Christentum, welches die Baganda-Neger in so stürmischer und oberflächlicher Weise sich aneigneten, keine geistige und moralische Umwandlung sofort bewirkte, sondern zumeist in der Kenntnis des kirchlichen Zeremoniells und in dem Hersagen von Gebeten sich äußerte. Manche Briefstellen der englischen Missionäre beweisen dies, wie namentlich der Ausspruch Mackay's, des „Pionier-Missionärs“ von Uganda:

„Die Heiden verlangen ihrer Natur nach nicht nach dem Worte Gottes. — Die der Negernatur eingeborene Liebe zur Falschheit kann nur in Jahrhunderten des Christentums ausgerottet werden. — Man braucht lange, bis man sich das Vertrauen dieses Volkes so weit erworben hat, daß sie glauben, man habe wirklich ihr Bestes im Auge. Erst, wenn wir diesen Grund unter unsern Füßen haben, können wir zu bauen anfangen.“¹⁾

Die Lehre der Missionäre fand übrigens nur allmählich wachsenden und dauernden Anhang. Mehr als ein Jahrzehnt verging, bis das christliche Bekenntnis die Oberhand über Heidentum und Islam in Uganda gewann. 1877 traf die erste englische Mission unter Shergold Smith ein; mühselig war ihre Arbeit und gering ihr Erfolg, obwohl der damals herrschende König Mtesa sie begünstigte, da er in den Missionären, wie in allen europäischen Reisenden, Agenten der gefürchteten englischen Regierung beharrlich vermutete. Nach seinem Tode gelangte der 18jährige Mwanga, sein zweiter Sohn, auf den Thron. Peters feiert ihn als energischen Beförderer des Christentums und umgiebt ihn mit einem Glorienschein fürstlicher Tugenden und gesitteter Menschlichkeit. Aber nicht nur die früheren Berichte der englischen wie auch der französischen Missionäre, auch die geschichtlichen Thatfachen beweisen, daß er mit allen Lastern eines

¹⁾ Mackay. l. c. S. XXVI u. 211.

heidnischen Neger-Despoten ausgestattet war und ist: mit Tücke, Treulosigkeit, Raubgier und unsagbarer Grausamkeit, und daß er, nur dem Zwange der Verhältnisse mit Schlaubeit sich fügend, jetzt die Maske der Zivilisation angenommen hat. Zwei Umstände müssen jedoch zu seinen gunsten berücksichtigt werden: erstens seine Befürchtung, die Weißen würden über kurz oder lang sein Land „aufessen,“ und zweitens sein unbändiges Königsgefühl, das sich von der Bevormundung und von dem Einfluß der heimischen Aristokratie zu befreien suchte. Mit der Besitzergreifung der Sansibarküste und mit dem Vordringen der Deutschen nach Usagara Ende 1884 und Anfang 1885 mußte für ihn die siegreiche Macht der Europäer zum Schreckgespenst werden, und begreiflich erscheint es, daß er gierig den Verdächtigungen der Araber lauschte und mit Argwohn das Thun und Treiben der Missionäre überwachte.

Gegen die Großen des Landes hegte er ein berechtigtes Mißtrauen; sie hatten ihn, den kaum erwachsenen Jüngling, zum König erwählt, seinen älteren Bruder Kalema aber gegen die Landesitte am Leben gelassen, um über einen legitimen Thronfolger zu verfügen, falls es ihnen beliebte, ihn selbst zu verjagen. Was die kräftige Faust eines Mtesa zu bemeistern verstanden, den Trotz der Feudalen, das trat jetzt offen und kräftig zu Tage. Uganda ist nicht eine absolute Despotie. Der König ist eingeschränkt durch den großen und den geheimen Rat, in welchem die Großgrundbesitzer und höchsten Würdenträger Sitz und Stimme haben; ihren Beschlüssen muß der Herrscher sich unterwerfen, mag er wollen oder nicht.

Mwanga begann seine Regierung mit der Verfolgung geringerer Häuptlinge und zwar derjenigen, welche Schüler und Anhänger der christlichen Mission waren. Die Missionäre selbst, in denen auch er heimliche Abgesandte der Königin von England sah, und denen er mehr und mehr Geschenke abzupressen hoffte, wagte er nicht anzutasten; ja er leugnete ihnen ins Gesicht, daß er die an den Christen verübten Greuelthaten befohlen habe. Die Missionäre suchten ihr eigenes Heil und das mancher ihrer Schützlinge durch reichlichere Gaben zu erkaufen. Trotz vier blutiger Christenverfolgungen 1885 und 1886, trotz der heimtückischen Ermordung des englischen Bischofs Hannington (1885) — die Missionsstation in Rubaga blieb verschont, ja sie erhielt sogar Erlaubnis, die Jugend wieder im Christentum zu unterrichten. Im Sommer 1885 wurden überdies die katholischen Missionäre von Ukumbi nach Uganda eingeladen. Die Ursache dieser merkwürdigen Thatsache muß in einer persönlichen Freundschaft des Königs zu dem französischen P. Lourdel gesucht werden; denn dieser berichtet, daß Mwanga schon zu Lebzeiten Mtesa's (1879) heimlich sich in der katholischen Religion unterrichten ließ. (Miss cath. 1886, S. 313.) Die Lehren der katholischen Kirche hat er keinesfalls besonders in sein Herz geschlossen; denn er verfolgte später die Schüler beider Konfessionen mit gleicher List und Grausamkeit. Man hat das Sicheindrängen der katholischen Priester in das von den Protestanten mühsam errungene Missionsfeld oft scharf getadelt. Nimmt man zu ihrer Rechtfertigung einerseits Rücksicht auf ihre Überzeugung von der „alleinseligmachenden“ Kraft der katholischen Kirche, so muß man andererseits über ihr erstes Auftreten in Uganda, also

zu Mtesa's Zeiten, mindestens erstaunt sein. Damals stachelten sie den zum Protestantismus geneigten Regierfürsten zum Mißtrauen auf. Lourdel sagte in Gegenwart von Mackay zu ihm: „Hunderte von Jahren haben die Protestanten zu unsrer Kirche gehört, aber jetzt glauben und lehren sie nichts als Lügen;“ worauf der Regier spöttisch bemerkte: „Jeder weiße Mann hat eine andre Religion; wie kann ich da wissen, was wahr und was falsch ist?“ (Mackay l. c. S. 107 ff.) Als 1881 Hunderte von Bagandas als verdächtige Anhänger der englischen Mission hingschlachtet werden sollten, und Mackay den Franzosen P. Livinhac und Lourdel, die als Reisende Zutritt bei Hofe hatten, bat, sich für die Rettung der Unglücklichen zu verwenden, da erhielt er zur Antwort: sie seien nur Gäste im Lande und ohne Einfluß; ohne eine mächtige Armee im Rücken hätten sie keine Lust, ihr Leben auf's Spiel zu setzen. (Mackay l. c. S. 168 ff.) Auch 1886 lehnten sie es ab, trotz der Bitten der protestantischen Missionäre, den König Mwanga zu bestimmen, das Leben von 40 zum Christentum übergetretenen Bagandas zu schonen. Erst später, als beide Konfessionen gleichmäßig durch die Greuel des Ugandafürsten zu leiden hatten, traten die katholischen Geistlichen hilfsbereit den protestantischen näher. Kein Laut von Mißgunst oder Gehässigkeit ist aus den Briefen zu entnehmen, weder aus den in der Church Mission Intellig, noch aus den in den Miss. cath. seit 1886 veröffentlichten; nur gegen die Mitte von 1890 tauchte die unnötige Befürchtung bei den Franzosen auf, die Engländer könnten ihre politische Übermacht zum Schaden der katholischen Mission mißbrauchen.

Von Mitte des Jahres 1886 an scheint Mwanga jeder Religion volle Freiheit gewährt zu haben. Die Jugend der Baganda drängte zu gleichen Theilen, wie Gordon berichtet (Church Miss. Int. 1889), zum Christentum und zum Islam. Die wieder beginnenden gewaltthätigen, keine Konfession verschonenden Grausamkeiten des Königs trieben das zur Verzweiflung abgehezte Volk zu den Troststätten der fremdländischen Gottheiten; das Wohlbefinden in den heimischen Sitten war erschüttert, die Furcht vor den heidnischen Geistern vernichtet. Die religiöse Bewegung bekam den Charakter einer revolutionären Gärung; von Monat zu Monat steigerte sich Mwanga's Mordlust und Raubgier. Er wurde derart zum abschreckenden Scheusal für die Masse seiner Unterthanen, daß kein einziger Speer für ihn sich erhob, als am 10. September ein kleiner Haufe entschlossener Männer sich zusammenthat und ihn aus seiner Hauptstadt nach den fernen Küsten des südlichen Viktoria Njansa vertrieb. Die Thatkräftigsten unter den Empörern waren die mohammedanisch Gesinnten; daher der unveröhnliche Haß, welcher heute noch Mwanga gegen die Araber beseelt. Die christlichen Missionäre, vor allem die katholischen, hatten vergeblich ihre Anhänger zu überreden versucht, sich in Demut den irdischen Leiden zu fügen und die Blicke nur auf das Jenseits zu richten. Aber auch die Missionäre erkannten die Unhaltbarkeit der Herrschaft Mwanga's an. So berichtete Livinhac (Mission kath. 1889. pag. 121):

„Mwanga haßte die Christen und suchte sie zu vernichten; er haßte alle, welche zu Gott beten, also auch die Mohammedaner. Er hatte durch seine Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten das ganze Volk zur Empörung gebracht.“

Kiwewa, der jüngere Bruder Mwanga's, wurde zum König erklärt. Seine Herrschaft war von sehr kurzer Dauer. Die Mohammedaner bemächtigten sich seiner und erfüllten ihn mit solchem Argwohn gegen die Missionäre, daß er diese am 16. Oktober 1888 aus Uganda nach Ukumbi und Usambiro vertrieb. Da er aber persönlich dem islamitischen Ritus sich nicht unterwerfen wollte, stießen sie ihn ohne weiteres vom Thron und ließen ihn wahrscheinlich vergiften. Zum Nachfolger erhoben sie Kalema, den älteren Bruder Mwanga's, der ihnen unbedingt ergeben war.

So war 1888 der Islam in Uganda zur Alleinherrschaft gelangt. Alle, welche die Beschneidung verweigerten, wurden mit rücksichtsloser Härte verfolgt.

In Scharen flohen Christen und Heiden aus dem Lande und fanden eine ärmliche Zufluchtsstätte in Busagala (westlich von Uddu.) Im Laufe der nächsten Monate sammelte sich dort eine solche Masse von Christen an, daß eine Hungersnot ausbrach. Da gedachten sie des gesegneten Ugandas mit Sehnsucht und beschloßen endlich, Mwanga zu bitten, sich an ihre Seite zu stellen und seinen Thron wieder zu erobern. Sie verziehen Mwanga die langjährigen Greuelthaten seiner Vergangenheit, erstens, weil nur ein Bahumafürst rechtmäßiger Herrscher von Uganda werden konnte und kein anderer Prinz königlichen Geblütes vorhanden war, um Kalema zu stürzen, zweitens weil Mwanga freiwillig und offenkundig zur christlichen Partei übergetreten war.

Mwanga hatte zuerst Zuflucht bei den Arabern in Magu gefunden, welche ihn wenigstens vor unmittelbarer Lebensgefahr beschützten. Aber er kam übel bei ihnen an. Sie konnten die von ihm an ihren Volksgenossen verübten Grausamkeiten nicht vergessen und vergeben; sie behandelten ihn wie einen Gefangenen mit wegwerfender Geringschätzung.

Als die christlichen Missionäre Ende Oktober die protestantischen nach Usambiro und die katholischen nach Ukumbi gekommen waren und das Elend Mwanga's erfuhren, boten sie ihm aus Mitleid ihre Hilfe an. Anfangs wagte der König nicht, den Arabern zu entfliehen; erst gegen Ende Dezember entschloß er sich, den wiederholten Bitten der katholischen Missionäre nachzugeben; er fand in Ukumbi die freundlichste Aufnahme. Als hier die Abgesandten der Baganda aus Busagala im Januar 1889 eintrafen und der König die Wiederherstellung des Christentums in Uganda versprach, stellten die Franzosen alle vorhandenen Feuegewehre ihm zur Verfügung. Die Engländer lehnten Mwanga's Bitte um Unterstützung rundweg ab; ihren Schülern widerrieten sie die Teilnahme an dem bevorstehenden Kriegszug. „Sie hätten kein Vertrauen in Mwanga's Versprechungen zu gunsten der christlichen Religion; auch fürchteten sie, daß er, zur Herrschaft wieder gelangt, die protestantischen Bagandas feindselig behandeln werde, da sie mehr als die katholischen an der Empörung sich beteiligt hätten“ (Church Miss. Intell. 1889 Juni.) Wägt man das Verhalten der französischen und englischen Missionäre gegeneinander ab, so muß man zugestehen: politisch klüger handelten die Franzosen. Denn wenn es gerade durch ihre Hilfe gelang, Mwanga den Thron zu erobern, so mußte künftig ihr Einfluß und ihre Macht weit diejenige der Engländer überflügeln.

Die Ereignisse der nächsten Jahre erfüllten nicht ihre Hoffnung auf Gewinnung des Übergewichts im Volke selbst; aber in der Person Mwanga's und in seiner Dankbarkeit gegen sie verrechneten die Missionäre sich nicht.

Der eigentliche Helfer in der Not war übrigens der Ireländer und Elfenbeinhändler Stokes, ehemals Mitglied der Church miss. Soc.: er schaffte Gewehre und Munition in großer Menge herbei, er entwarf den Plan zum Kriegszug, er war der unerschütterliche Wille und tröste dem anfänglichen Mißgeschick, er besaß das vollste Vertrauen der französischen Missionäre. Livinhac nennt ihn einmal: „ami dévoué de la mission“ (Miss cath. 1889, pag. 618).

Der Feldzug begann im Mai und endete am 5. Oktober 1889. Am 14. September hatten sich die katholischen Missionäre im Heerlager der Christen eingefunden und erst einige Wochen später die Engländer, welche plötzlich befürchteten, es möchten durch ihr grollendes Fernbleiben die eigenen Glaubensgenossen bei der kommenden Verteilung der Beute zu kurz kommen. Am 5. Oktober war Mengo, die Hauptstadt, erobert worden; erst am 12. Oktober zog Mwanga ein. Er ist kein Held; er vermeidet nicht nur die Gefahren des Kampfes, sondern auch die pestilenzialischen Ausdünstungen des Schlachtfeldes. Sein Amt war, die todesmutigen Heerführer zu belohnen; unter sie, die Protestanten und Katholiken, verteilte er die Würden und den Grundbesitz des Landes gleichmäßig, mit Ausschluß der heidnischen Häuptlinge, obwohl auch sie die Partei Mwanga's ergriffen hatten. Mit der Einsetzung der christlichen Aristokratie in die höchsten Stellen des Reiches war das Christentum — wie Peters' sich ausdrückt — zur „Staatsreligion“ erhoben worden, also schon Mitte Oktober 1889 und nicht erst auf Veranlassung Peters' im Februar 1890, wie man vielfach aus dessen Reisetagebuch irriger Weise entnommen hat. Das ist eine von allen Missionären bestätigte Thatsache. Übrigens war und blieb es mit dem Christentum als „Staatsreligion“ eine höchst fragliche Sache. Denn das Staatsoberhaupt selbst, Mwanga, trat weder damals noch später zum Christentum über. (Mgr. Hirth. 4. Oktober 1890. Mission d'Afrique. Bull. 86, pag. 57). Zu derselben Zeit und ohne das Zutun Dr. Peters' wurde damals auch die Abschaffung des Sklavenhandels ins Auge gefaßt. Das geht unzweifelhaft aus einem Schreiben hervor, das Mwanga auf Betreiben der katholischen Priester an den Kardinal Lavigerie im November 1889 richtete. „Schicken Sie mir Priester, um in ganz Uganda das Christentum zu verbreiten. Ich bin bereit, bei kräftiger Unterstützung durch die Weißen den Sklavenhandel in Uganda zu unterdrücken.“ (Miss. cath. 1890 pag. 303).

Die einige Tagemärsche nach Nordwesten zurück getriebenen Mohammedaner sammelten Anfang November neue Kräfte. Um der drohenden Gefahr mit Erfolg begegnen zu können, wandte sich Mwanga an den Engländer Jackson, welcher im Auftrage der ostafrikanischen Kompanie mit einer Karawane von 535 Mann (darunter 51 Askari) vom Masai-Land im August 1889 aufgebrochen und über Kosowa am 7. November in Kavirondo am Ostufer des Victoria Njansa eingetroffen war. Die englischen Missionäre hatten schon früher auf

dessen Hilfe hingewiesen. Jackson folgte der Aufforderung nicht, „aus Gründen der Klugheit“ — wie es in dem Auszug seines offiziellen Berichtes heißt (Proc. of the R. Geogr. Soc. London 1891. pag. 199)¹⁾; er schickte nur eine englische Flagge mit dem ausdrücklichen Bedeuten, daß, wenn Mwanga die Flagge annehme, so sei das ein Zeichen, daß er das englische Protektorat anerkenne. Mwanga nahm Anfang Dezember die Flagge wirklich an, trotzdem daß eine sofortige Unterstützung durch Jackson nicht zu erwarten war. Die katholischen Patres rieten übrigens schon damals dem König davon ab, da ihnen die Dazwischenkunft einer protestantischen Macht die Sache ihrer Konfession zu gefährden schien.

Gegen Ende November stürmten die Mohammedaner von Westen her wieder über das Land und vertrieben das christliche Heer aus der Umgegend der Hauptstadt. Heftiger Streit zwischen den Katholiken und Protestanten hatte die Widerstandskraft des neu aufgerichteten Reiches gelähmt. Nachdem es aber den Anstrengungen der Missionäre endlich gelungen war, völlige Eintracht unter beiden Parteien wieder herzustellen, und nachdem durch einen glücklichen Zufall Gewehre und Munition in beträchtlicher Menge vermehrt worden waren, schritt man zum Angriff und schlug am 11. Februar 1890 24 km westlich von der Hauptstadt die Mohammedaner aufs Haupt. (Ch. miss Int. 1890, pag. 624). Peters befand sich noch fern im Osten in Usogo. Wie im Oktober, so zögerte auch jetzt Mwanga wieder mit dem Einzug; so kam es, daß er 12 Tage nach der Niederwerfung des Feindes und nur einige Tage vor der Ankunft Dr. Peters' in der Hauptstadt eintraf. Wenn auch die Entscheidungsschlacht von den Bagandas allein 14 Tage vor der Ankunft Dr. Peters' geschlagen war, so hatte doch sein plötzliches Erscheinen an den Grenzen von Uganda entmutigend auf die Feinde gewirkt. Sein Eintreten für Mwanga schuf eine feste Grundlage für die Herstellung des Friedens und der Ordnung, wenigstens für die allernächste Zeit. Das erkannten auch die englischen Missionäre an; Walker schrieb am 14. März 1890 (Church Miss Int. 1890, pag. 624 und 626): „Das Herannahen Dr. Peters' war von günstigem Einfluß; der Feind hatte von ihm gehört; die Gerüchte übertrieben wahrscheinlich die Anzahl seiner Gewehre. Er hat mit dazu beigetragen, daß jedermann fühlt, die Besetzung Ugandas durch die Christen sei eine dauernde.“

Die Verhandlungen zwischen Dr. Peter's und König Mwanga sind bekannt; die Darstellung Dr. Peters' deckt sich im allgemeinen und in manchen Einzelheiten mit jener in den englischen Missionsberichten, während die französischen vollkommen darüber schweigen; nur macht jene den Eindruck, als ob die Partei der Katholiken die übermächtige gewesen sei. Das ist nur insofern richtig, als auf ihrer Seite der König stand; aber sein Wille bestimmte nicht mehr die Zukunft des Landes; die Häuptlinge gaben den Ausschlag und diese standen in

¹⁾ So lange die englische ostafrikanische Kompanie sich weigert, wie sie es thatsächlich gethan, Jackson's ausführlichen Bericht der Öffentlichkeit zu übergeben, so lange lasten die ehrenkränkenden Vorwürfe Dr. Peters' auf jenem.

nahezu gleicher Stärke sich feindselig gegenüber. Ihre Feindschaft trug einen ausschließlich politischen Charakter; nicht das Überhandnehmen der protestantischen oder katholischen Konfession wurde gefürchtet, sondern das Verdrängen von den Hofämtern und vom Besitz der einträglichsten Güter. Blutiger Kampf drohte auszubrechen. Aber dem versöhnlichen Zureden hauptsächlich der englischen Missionäre war die einstimmige Unterzeichnung des deutschen Abkommens und damit die endliche Herstellung eines, wenn auch unsicheren Friedenszustandes zu verdanken. (Ch. miss Intell. 1890. pag. 626). Nach dem Abzug Peters' aus Uganda hatte jedoch sein Vertrag mit Mwanga nur noch einen papiernen Wert; Kraft und Bedeutung hätte er allein durch die Anwesenheit einer deutschen Truppe behalten. Das zeigte sich, als Jackson Mitte April 1890 in Uganda eintraf und die Aufrechthaltung des formell nie abgelehnten englischen Protektorates verlangte. Die protestantischen Häuptlinge traten sofort von dem deutschen Vertrage zurück und bestanden so energisch auf der Annahme des englischen, daß selbst Mwanga, wenn auch widerwillig, zu Verhandlungen mit Jackson sich herbeiließ. Er bedurfte ja dringend der Hilfe der Jackson'schen Soldaten, um die abermals heranrückenden Mohammedaner zurückzuschlagen. Ebenso wie zu Peters' Zeit die Katholiken, hatten jetzt die Protestanten scheinbar die Oberhand. Jackson mußte Uganda Mitte Mai verlassen, ohne ein definitives Abkommen erlangt zu haben; aber er war so flug, ein Truppenkommando unter Kapitän Gedge zurück zu lassen, welches den Bagandas in den Kämpfen mit den Arabern wesentlich nützte und den einzigen Halt in dem trostlosen Zustand des Landes bot. Die unausgesetzten Kriege hatten die Bevölkerung stark gelichtet, die Bananenpflanzungen verwüstet, die Dörfer niedergebrannt; unaufhörlich entflammte immer von neuem der Hader unter den Protestanten und Katholiken; selbst in die neugebaute christliche Kirche nahm man die Waffen mit, aus Furcht vor verräterischem Überfall. Endlich traf am 29. Dezember 1890 Kapitän Lugard der englischen ostafrikanischen Gesellschaft mit frischen Truppen ein und schloß einen definitiven Schutzvertrag mit König Mwanga und seinen Großen. Die Protestanten hatten freilich gehofft, er werde die Katholiken und die katholischen Missionäre verjagen oder mindestens jene aus den höheren Stellungen verdrängen. Allein Lugard ließ sich nicht im geringsten durch Parteilichkeit bestimmen. Die französischen Missionäre rühmten sein vortreffliches Benehmen, seine Höflichkeit und seine Zuvorkommenheit. (Miss. cath. 1891, pag. 305 und 231). Der englische Bischof Tucker schlichtete unter Zuziehung der Patres Hirth und Livinhac die Streitigkeiten zwischen den Anhängern der beiden Konfessionen und schritt mit aller Energie, auf Grund der Beschwerden der französischen Missionäre, gegen die räuberischen Gelüste der protestantischen Häuptlinge ein.

Die Herrschaft der Engländer kann von segensreicher Wirkung für Uganda sein: gesicherte Verbreitung des Christentums, Unterdrückung des Islams und des Sklavenhandels, Aufhören der Massenhinrichtungen und Schutz vor den Feinden aus Uniro. Solche Früchte der Zivilisation würden mit Gewißheit und auf die Dauer unter dem absoluten Szepter Mwanga's nicht zu erwarten sein; „denn nie“ — sagt Jackson — „war ein Mensch weniger zum Herrscher

geeignet als er, der sich nicht um die Wohlfahrt seines Volkes, sondern nur um seine eigene Sicherheit und Befriedigung seiner Genußsucht kümmerte“. Als Deutsche haben wir keine Ursache, die Engländer um ihre Erfolge in Uganda zu beneiden. Sie sind ihnen teuer zu stehen gekommen und werden kostspielig bleiben, denn die Anwesenheit einer starken europäischen Truppenmacht ist absolut unentbehrlich, und diese verschlingt mehr, als Uganda in den nächsten Jahren zu leisten vermag. Blüht aber das Land wieder auf, so wird es die meisten seiner Reichtümer nach der deutschen Interessensphäre absetzen und von dort sich die europäischen Waren zur Befriedigung seiner gesteigerten Lebensbedürfnisse holen. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Sicherheit und die Bequemlichkeit des Handelsverkehrs im deutschen Ostafrika eher hergestellt sein als im englischen.

München.

Brix-Förster.



Zeitbeschwerden.

Das Philistertum.

Eine Krankheit des Jahrhunderts? Nein, wenn es eine Krankheit ist, das Philistertum, so laborieren an ihr sämtliche Jahrhunderte, die über das Menschengeschlecht dahingegangen sind. Auch tritt die Krankheit gar nicht immer bössartig auf, sie hat sogar bisweilen eine, man möchte sagen, gemütliche Form. Wie mancher frühere Student denkt nicht in späteren „Semestern“, wo ihm der Ernst des Lebens Vorlesungen hält, an das unschuldige „Philistertum“, das ihm eine Zeitlang sein Heim ersetzen mußte, dessen Luft er zu atmen und dessen Brot er zu teilen hatte, dessen Wesen ihm versinnlicht und verkörpert in dem Wort „Philisterium“ entgegentrat! Von diesem wollen wir nicht sprechen: es ist geweihter Boden, wenn auch oft gar wunderliche Kobolde mit häßlicher Frage sich darauf tummeln; es gehört nun einmal zum ordentlichen Hausrat eines ordentlichen Studenten — und es könnten Thränen Spuren, der Rührung oder der Wehmut, wer weiß? auf diesem Hausrat liegen. Solcher Gefühle müssen wir uns aber, wenigstens hierorts, ent schlagen.

Wir betrachten hier die andere, die unangenehme Figur des „Philisters“, die zusammengewachsen und zusammengeschmolzen ist aus einer ganzen Kollektion von widerlich duftenden und widerlich schmeckenden Chemikalien — eine Figur, die nur zu etwas gut ist, nämlich die Folie abzugeben, auf welche ihr Gegenbild sich um so leuchtender abhebt. Sie laufen zu tausenden umher auf den Straßen, diese Philister, man stolpert über sie in der Kirche, in der Schule, zu Hause, sie fehlen leider nirgends, selbst die Gelehrten und soi-disant Gebildeten liefern Exemplare zu der Sammlung, auch an den grünen Tischen der Diplomaten und Staatsmänner sitzt der Philister und bringt es sogar in Fragen, welche sich um das tägliche Brot und die leibliche Existenz drehen, zu Erfolgen; denn er kann sehr geschickt sein und eine feine Nase für die Witterung haben, wenn nur — sein Kohl dabei gedeiht. Hier liegt das Zentrum seines Wesens, der Kern und die Keimkraft, von der die Strahlen alle ausgehen, die sein vielseitiges Charakterbild ausmachen — das Philistertum erfreut sich nämlich einer beklagenswerten Vielseitigkeit — hier kann man ihn auch packen, (denn er klebt fest und zäh an jenem Mittelpunkt), wenn man ihn zur Auskunft über sein Wesen, zur Definition seiner selbst zwingen will. Und dennoch ist dieses nicht so ganz leicht. Oder deckt sich diese Kohlpflanzerei und Schollenfleberei

(welch' letztere auch in Sumpf und Morast denkbar) mit dem Egoismus? Mit dem gewöhnlichen — ja; aber es giebt noch eine andere Sorte von Egoismus, der zeitweise noch abstoßender wirkt, weil er sich in Geist zu drapieren weiß, durch geistige Mittel zu wirken sucht und sich den Schein der Uneigennützigkeit, der Menschenfreundlichkeit giebt, während jeder Atemzug nur um des lieben „Ich“ willen geschieht — also, um es kurz zu sagen, der Egoismus der Streber. Jeder Streber ist auch Heuchler, der eine freilich mehr, der andere weniger, aber jeder geht darauf aus, die Mitwelt über sein Wesen zu täuschen, und wenn auch für letztere, z. B. auf dem Gebiet der Gemeinnützigkeit, manche Frucht aus diesem Streben abfällt, so wird deswegen das Streben selber keineswegs geadelt, es ist und bleibt geistiger Hochmut, das heißt geistige Selbstsucht. Leider ist diese, selbst wenn man ihr bis auf den Grund sieht, in der heutigen Gesellschaft akkreditiert, man preist und vergöttert sie (allerdings bloß „auswendig“); es ist dies aber ein Zeichen, daß unsere ganze Gesellschaft von den Pilzen der Heuchelei durchseucht ist.

Der Kern des Philisters also ist jener geistverlassene Egoismus, der alles von sich fernhält, was den trägen Sumpf seines lieben stofflichen Ich in stärkere oder schwächere Wellenbewegung versetzen kann. Der Atem der Zeit darf nur insoweit hineinhauchen, als die leibliche Existenz zu ihrem Gedeihen Bewegung erfordert, aber auch diese Minimalbewegung geht Tag für Tag und Jahr um Jahr stets im gleichen Geleise und in der gleichen Richtung so ruhig und stetig wie der Zeiger am Zifferblatt. Alles Neue, Große, Ungewohnte ist verhaßt, denn es stört die Ruhe oder beschleunigt die Bewegung, es macht Herzklopfen, und dieses verkürzt das kostbare Leben. Ach, jene gute, alte Zeit, wo noch kein neugierigsüchtiger Redakteur und Zeitungsschreiber seine Fühlhörner ausstreckt, nach allen Gegenden der Windrose, um tagtäglich unsere Nerven mit Schauernachrichten zu bombardieren! Was geht es denn uns an, wenn sie sich hinten in der Türkei die Köpfe zerschlagen, oder wenn „drüben“ ein Dammbruch eine Stadt vom Boden wegrasiert? Und wenn wir's denn doch erfahren sollen — kommt es nicht immer noch früh genug? Muß es uns mit der Schnelle des Blitzes erreichen? Unsere Väter und Großväter, wie gut hatten sie's! Einmal in der Woche bekamen sie schwarz auf weiß (vielmehr schwarz auf grau) zu lesen, was der Zeit- und Weltgeist da oder dort ausgebrütet, was die große Here Historia für Unheil angerichtet hatte, oder — sie konnten's wohl auch abwarten, bis es ihnen auf Neujahr der Kalender summarisch und rubrikenweise vermeldete. — Aber wir wollen den Philistern beileibe kein Unrecht thun: es giebt auch eine Sorte, sie macht sich ein Vergnügen aus dem Zeitungslesen, sie läßt sich gern durchwühlen von den Schauern eines Schiffbruchs, einer Feuersbrunst, einer Überschwemmung, eines Massenmordes und anderer Greuel aus dem Hausregiment obgenannter Dame, weil — — nun ja, weil man sich ja nun des eigenen Lebens um so mehr freuen kann, so weit weg von jenen „fatalen“ Ereignissen. Wie natürlich, wie menschlich! Der Kontrast ist nicht bloß ein Kunstgesetz, er spielt auch eine Rolle im Leben des „Philisters“: Übrigens, mag man nun für das Zeitereignis Interesse haben oder nicht — man ist ja förmlich gezwungen, Tag für Tag seine Zeitung zu lesen, man kann ja nie wissen, ob nicht eine obrigkeitliche Bekanntmachung von wegen der Hunde oder gar irgend eines in Konkurs geratenen Schuldners oder gar einer heraufgeschraubten Steuer darin zu lesen steht, deren Unkenntnis die betreffenden Gläubiger, Hundebesitzer und Steuerzahler möglicherweise schwer schädigen könnte!! Die sogenannten „politischen“ Nachrichten aber zusamt der Sauce der räsonnierenden Zeitungsschreiber läßt man ungekostet, die verderben einem nur den Magen. Diese Begehrlichkeiten des „Lumpenpacks“ (tagtäglich wird ein neuer Brocken verlangt!), dieses Schweiswedeln der Machthaber gegeneinander, obschon sie sich lieber auffressen als streicheln möchten (hier kann man, in Parenthese, dem Philister nicht so ganz unrecht geben!), diese Geldverschwendung — — es muß ja einen ruhigen Bürger, der mit sich selbst und mit dem lieben Gott zufrieden bleiben will, aus dem Geleise bringen.

Kunst und Wissenschaft — sie machen den Menschen auch nicht zufrieden; im Gegenteil, je mehr einer weiß, desto mehr will er noch dazu wissen, und auch die Künstler wollen immer höher hinaus: neues, noch nie dagewesenes, unmögliches! Und letzteres finden wir heute sogar schön: Nixen, Meerweibchen, Fischmenschen, je scheußlicher, desto besser, in dicken Farbkleren

auf die Leinwand gestrichen, das findet Beifall. Da lob' ich mir, wenn denn doch eine Kunst gelobt sein muß, das Theater, wenn die Komödianten nämlich gut spielen; nur keine Oper! wo man vor lauter Singsang und instrumentalem Geräusch nicht versteht, was gekocht und was gegessen wird. Aber ein schönes Rührstück, wo's einem warm ums Herz wird, wenn man die Tugend belohnt sieht, wo man so recht „Mensch“ sein darf. Das nec plus ultra indessen für eine unverdorbene Menschenseele ist und bleibt eine sittsame und gleichwohl lustige Posse. Dieses kerngesunde, herzerquickende Lachen, das uns alle unreinen Gedanken radikal aus der Seele wegsegt, ist denn doch der Triumph aller Kunst, und ein Komiker, der mit den gehörigen Grimassen seine Kouplets, besonders die anzüglichen (aber, nota bene, nicht staatsgefährlichen!) abjingt, ist die Krone der Schöpfung. Wenn nur nicht — (jetzt fällt ein dicker Schatten auf die helle Freude unseres Philisters) — wenn nur nicht die Theaterzeit eine so unpassende, ordnungs- und familienwidrige wäre! Als ob nicht jeder anständige Mensch gern sein Nachtessen hätte! Die Essenszeit fällt aber mitten in die Vorstellung! Da bleibt man doch lieber zu Hause und trinkt nach dem Nachtessen, im Kreise „gleichgestimmter“ Freunde ruhig seinen Schoppen, raucht sein Pfeifchen (was ja im Theater, lächerlicherweise, verboten ist), spielt sein gewohntes „Domino“, unterhält sich, natürlich ganz in den Schranken christlichen Wohlwollens, ohne eine Spur von Übertreibung oder gar Verleumdung, über die leidigen Fehler und Schwächen von Nachbar so und so, über den Skandal in dieser oder jener Familie („von dem die Späßen auf den Dächern pfeifen“), immerhin mit der schützenden Klausel: „Ich will zwar nichts gesagt haben: aber —“ Und siehe, das Tagewerk ist vollbracht; es ist Zeit, daß der alte Adam sich zu Bette lege, um als derselbe Adam den morgenden Tag zu begrüßen, und, wenn es ein Sonntag ist, in entsprechender Stimmung den Kirchweg einzuschlagen und sich vom Geistlichen gratis Seele und Gewissen erwärmen zu lassen. Wie viel praktischer sind doch die Herren Geistlichen als die Theaterdirektoren! Kann es eine bequemere Zeit geben für ihre Leistungen als die zwischen Frühstück und Mittagessen, zwischen Genuß und Erwartung? — —



Litterarische Berichte.

Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuche von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall. Fünfte Auflage. Berlin 1890. Gebrüder Paetel.

Die Mitteilungen unseres verehrten Mitarbeiters Georg von Bunsen beziehen sich auf das Manuskript des ersten Teils vorstehenden Werkes, welcher „Wanderungen um Rom“ enthält.

Die Redaktion der Deutschen Revue.

Wer hat nur wohl zuerst die Fabel von der Wortfargheit des großen Strategen aufgebracht? Mir ist nie jemand vorgekommen, der ihn nicht geschwätzig und, soweit das in ihm lag, aufgeräumt gefunden hätte. Persönlich erging mir's mit ihm wie folgt: —

Nach dem Schlusse eines Mittagessens in befreundeter Familie zu Berlin im Jahre 1878 hatte er mich durch ein längeres Zwiegespräch ausgezeichnet. Da frug ich, wie es zugehe, daß er zu seiner bekannten Uebersichtskarte von den

Umgebungen des alten Rom keinerlei Text herausgegeben. Doch sei ein solcher, erwiderte er, geschrieben oder, richtiger gesagt, begonnen worden. Hernach habe der Tod des Prinzen Heinrich von Preußen und der Auftrag, für Ueberführung der Leiche von Rom nach Berlin zu sorgen, die Niederschrift unterbrochen. Sofort nach seiner Heimkehr in umfassende dienstliche Arbeiten gezogen, habe er später die Muße zum Abschluß jenes Geleitbandes nicht mehr gefunden. Auf meine Anfrage, ob er mir, einem geborenen Römer, in das begonnene Werk einen Einblick gestatten würde, sprach er den Zweifel aus, ob die Handschrift während des seitdem verflossenen Menschenalters nicht verloren gegangen wäre: suchen wolle er aber. Meine Erwartung, daß der Schatz mir nicht entgehen würde, war keine trügerische; bereits am nächsten Morgen ziemlich früh brachte eine Ordonnaiz das Erbetene an meine Thür. Ich wagte dann schriftlich dem Grafen Moltke gegenüber die Behauptung, daß Abschnitte darin

seien, die mir noch immer das regste Interesse, auch von der Person des Verfassers ganz abgesehen, wachzurufen geeignet erschienen. Als solche rief ich ihm den ersten Teil der Einleitung, — dann seine Anrede an etwaige Nachfolger im Ausarbeiten solcher Karten, — ferner das Kapitel über die Malaria, — endlich einzelnes aus den historisch-topographischen Abhandlungen ins Gedächtnis.

Das kurze Antwortschreiben — es ist das einzige, oder bis auf eines das einzige, das mir vom Grafen Moltke zuing, — durfte ich ja seines Einganges wegen nicht in den Druck geben. Der übrige Inhalt jedoch birgt, vornehmlich in den Wörtchen „redaktionelle Verbesserung“ eine so allerliebste Mahnung an alle Autoren, mögen sie nun Anfänger oder Meister heißen, und so viel Trost für Redaktoren auf jedem Gebiete, daß ich der Aufforderung des Herrn Herausgebers, es zu veröffentlichen, mich gern füge. Die Bescheidenheit Moltke's möge meine Unbescheidenheit unter ihren Fittigen decken.

Georg von Bunsen.

Berlin d. 20. Okt. 1878.

Gehrter Herr!

einer Feder, wie die Ihrige, wird es vielleicht gelingen aus meinen römischen Aufzeichnungen einzelne Fragmente von Interesse zusammen zu stellen. Strenge Sichtung und Ausscheidung des Meisten sowie redaktionelle Verbesserung würden freilich nöthig sein. Wenn Sie sich dieser Mühwaltung wirklich unterziehen wollen, so stelle ich das wieder angeschloßne Manuskript gern zu Ihrer Verfügung.

Ev. Hochwohlgeboren

ergebenster

Gr. Moltke.

„Unter fünf Königen und drei Kaisern“

von Thekla von Schöber, geb. von Gumpert. I. und II. Auflage. Glogau 1891. Verlag von Karl Flemming.

Die bekannte und mit Recht so beliebte Jugendschriftstellerin tritt hier in ihrem 80. Lebensjahre mit „Unpolitischen Erinnerungen einer alten Frau“ vor die „große Lesewelt“, die denn auch das „Kaleidoskop“ ihres Lebens des Anteils für wert gefunden haben muß, da innerhalb weniger Wochen zwei Auflagen des Buches nötig waren. Wer durch den Titel desselben oder durch die stolze Devise des Vorworts: „Dies Buch gehört der Kaiserin“ veranlaßt, geschichtlich Interessantes hier zu finden erwartet, wird freilich bald enttäuscht sein. Mit behaglicher Breite erzählt die alte Dame, was ihr gerade gut erscheint aus ihren mannigfachen Erlebnissen und Verbindungen, welche sie häufig mit hochgestellten oder bedeutenden Persönlichkeiten in Berührung gebracht haben, ohne doch etwas Wesentliches für deren Charakterisierung beizubringen. Dies trifft sowohl ihre in den Zeitungen genugsam

hervorgehobenen Notizen über die Prinzessin Elisa Radziwill und deren Verhältnis zu dem damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen, wie die Erwähnung Franz Schubert's, mit welchem ihr späterer Gatte, Legationsrat von Schöber, eng befreundet war. Das Buch beherrscht eine sehr schätzenswerte loyale Gesinnung, welche die Verfasserin nur vielleicht allzu häufig betonten läßt, wie Königliche oder sonstige Hoheiten die Gnade hatten, ihr freundliches zu erweisen. Wem das „Töchteralbum“ und „Herzblättchens Zeitvertreib“ noch in Erinnerung stehen, dem werden hier nicht selten Reminiscenzen begegnen. Auch verschleiert die Schreibweise keineswegs das eigentliche Arbeitsfeld der „Jugendschriftstellerin.“ — Die zahlreichen Briefe, Anzeigen u. a., welche die Verfasserin aus ihrem Archive mitteilt, werden in diplomatisch genauem Abdrucke überliefert; historische Dokumente sind sie darum nicht. Uns war besonders interessant ein Brief des Geographen August Schönborn, der an der Hand Goethe's dem jungen „Winkelschreiber“ sehr beherzigenswerte Winke für die beginnende Schriftstellerei giebt. „Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus. Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen!“ — Besondere Anerkennung gebührt der Verlagshandlung für die elegante und geschmackvolle Ausstattung des Buches.

Gr.

Stanley's Nachhut in Yambuya unter

Major Edm. M. Barttelot, mit den Tagebüchern und Briefen des ermordeten Majors Barttelot in Antwort und Widerlegung der von H. M. Stanley gegen die Offiziere der Nachhut der englischen Emin-Pascha-Ersatz-Expedition gemachten Anklagen, nach dem Tode des Majors Barttelot herausgegeben von Major Walter Barttelot, autorisierte Uebersetzung von E. Dypert, mit einem Bildnis Barttelot's und zwei Karten. Hamburg 1891. Verlagsanstalt und Druckerei-Aktiengesellschaft (vorm. J. F. Richter).

Forschungen und Erlebnisse im „Dunkelsten

Afrika.“ Geschichte der Nachhut der Emin-Pascha-Ersatz-Expedition von James S. Jameson, Naturforscher der Expedition. Nach dem Tode herausgegeben von Frau J. S. Jameson, mit 1 Karte und 98 Illustrationen nach Zeichnungen des Verfassers, autorisierte Uebersetzung von E. Dypert. Hamburg 1891. Verlagsanstalt und Druckerei-Aktiengesellschaft (vorm. J. F. Richter).

Beide Werke gehören eng zusammen. Die Verfasser derselben hatten eine gemeinsame Aufgabe zu erfüllen und sind fast gleichzeitig und durch dieselben Ursachen ihrer Pflichterfüllung zum Opfer gefallen. So finden wir denn in beiden Büchern wesentlich dieselben Thatsachen in gleicher Auffassung dargestellt. Nur die Art der Darstellung, der Stil und

die Behandlung des Stoffes und die Art der Herausgabe sind verschieden. Jameson's Tagebuch ist mit den sich inhaltlich an dasselbe anschließenden Briefen und Urkunden ohne wesentliche Zusätze gedruckt worden; die Behandlung des Stoffes ist breit und anschaulich, vielfach malerisch. Das Barttelot'sche Buch ist eine Tendenzschrift. In den Tagebüchern und Briefen selbst ist die Sprache kurz und prägnant; wenn das Werk trotzdem ungefähr denselben Umfang hat wie das Jameson'sche, so kommt es daher, daß der übrige Raum, abgesehen von einer Geschichte der Jugendzeit des Majors, von breiten, gegen Stanley gerichteten Betrachtungen des Herausgebers ausgefüllt wird. Die Berechtigung dieser Angriffe ist nicht zu bezweifeln. Nach den übereinstimmenden und durchaus glaubhaften Angaben beider Tagebücher, die nicht für die Veröffentlichung, sondern nur als Grundlage für die eigene Erinnerung der Verfasser geschrieben sind und die ganz unabhängig von einander geführt sind, hat Stanley seine Offiziere im täglichen Verkehre mit Roheit behandelt und sie dann in einer gefährlichen Lage sich selbst überlassen und ihnen eine so schwierige Aufgabe gestellt, daß Stanley die Schuld nicht von sich abwälzen kann, wenn sie an der Lösung dieser Aufgabe zu Grunde gegangen sind. Es ist ferner als erwiesen zu betrachten, daß Stanley seine Offiziere nach ihrem Tode verunglimpft hat, um sich selbst von den befürchteten Vorwürfen zu befreien. Dennoch aber geben diese polemischen Ausführungen dem Buche einen ephemeren Charakter. Die Nachwelt hat für die verschuldeten und unverschuldeten Leiden zweier junger Aventuriers nur ein geringes Interesse, besonders wenn dieselben vorher gewußt haben, daß sie sich an einer nicht gefahrlosen Unternehmung beteiligten; vielmehr wird das andauernde Interesse erst durch die Ergebnisse wissenschaftlicher Thätigkeit geweckt. Und diese sind, wenn man von Jameson's Sammlungen absieht, deren Wert aus dem Tagebuche nicht beurteilt werden kann, recht gering. Der lange Aufenthalt in Sambura hätte den Stanley'schen Offizieren gewiß eine genügende Gelegenheit geboten, das Leben und Denken der Eingeborenen zu studieren; und selten hat ein Forscher eine so günstige Stellung und so viel Mühe zu ethnologischen Untersuchungen gehabt wie diese; es wäre auch gewiß nicht unmöglich gewesen, die Eingeborenen der zunächst umliegenden Dörfer zu festen Gemeinden und zu Verbündeten zu organisieren: denn Wißmann hat solches unter viel schwierigeren Verhältnissen erreicht; und vielleicht hätten sie auf diese Weise unabhängig von den immer wortbrüchigen Arabern eine zur Nachfolge Stanley's geeignete Karawane zusammenstellen können. — Bei den vielen Vorwürfen, welche den Deutschen bezüglich ihres Verfahrens gegen die Eingeborenen ohne Grund von englischer

Seite gemacht werden, scheint es angemessen, die gleiche Frage auch den Engländern gegenüber zu stellen. Die Kannibalengeschichte, welche Stanley Jameson zum Vorwurf gemacht hat, ist nach S. 319 doch zum Teil richtig, wenigstens hätte Jameson sie verhindern können, wenn er mehr Energie und weniger Neugier gehabt hätte. Auf S. 271 schießt Jameson nach Eingeborenen, die ihn nicht angegriffen haben; S. 277 läßt er sich gefallen, daß die Expedition mit Trägern versorgt wird, die eigens zu diesem Zwecke aus der Heimat geraubt und zu Sklaven gemacht werden. Während in Barttelot's Werk mehrfach hervorgehoben wird, daß die Offiziere wirklich an die humanitären Zwecke des Unternehmens geglaubt und von Stanley's eigennütigen Zielen nichts gewußt haben, spricht Jameson doch S. 189 von Emin Pascha und seinem Elfenbein in einer Weise, die das Gegenteil vermuten läßt. — Die Uebersetzung hat einzelne Fehler, ist aber im ganzen lesbar; die Abbildungen bei Jameson sind gut gewählt und gut ausgeführt, die Ausstattung ist bei Jameson elegant, bei beiden angemessen.

K. F.

Die Zukunft des griechischen Sprachunterrichts auf den Gymnasien. Vortrag, gehalten in der XVII. Generalversammlung des Vereins von Lehrern höherer Unterrichtsanstalten zu Ost- und Westpreußen zu Danzig am 19. Mai 1891 von Dr. F. Bahusch, Professor am königl. Gymnasium zu Danzig. König 1891. Druck und Verlag von Wilhelm Dupont.

Die nunmehr bekannt gewordenen Beschlüsse der Konferenzen für die Reform des Unterrichts haben, wie ja vorauszusehen war, die verschiedensten Stimmungen erregt und mannigfache Aeußerungen derselben veranlaßt; besonders hat die Verkürzung des griechischen Sprachunterrichts auf den Gymnasien die größten Befürchtungen hervorgerufen. Die einen sehen nämlich in dieser Maßregel den Anfang zu dem Verfall aller antiken Bildung und somit alles wissenschaftlichen Lebens und hoffen auf eine Wiedererhöhung der Stundenzahl; die andern sagen, man müsse nun, da mit diesem verkürzten Sprachbetriebe nichts Gründliches mehr zu leisten sei, überhaupt das Griechische als obligatorisch aufgeben, es gewissermaßen als esoterische Lehre nur fakultativ betreiben und zum Eindringen in den Geist der Antike, zum Studieren der griechischen Schriftsteller gute Uebersetzungen anwenden. Für diese letztere Theorie tritt der im Abdruck vorliegende Vortrag von Bahusch ein, der auf das Vorhandensein vieler vorzüglicher Uebersetzungen der meisten griechischen Autoren und auf die durchaus fruchtbringende Benutzung derselben durch Schiller u. a. hinweist, welche nur auf diesem Wege

den Geist des klassischen Altertums erfasst und fruchtbar in sich verarbeitet haben. Wir stimmen dem Verfasser hierin nicht durchweg bei; was Schiller vermocht hat, ist tausend andern nicht gegeben, und es lassen sich gegen das Betreiben der antiken Schriftsteller nur mit Hilfe von Uebersetzungen auch sonst sehr viele Gründe anführen, deren Aufzählung und Besprechung hier zu weit führen würde, um so mehr, da diese Frage mit vielen andern ebenso streitigen zusammenhängt. Die Ausführungen des Verfassers sind aber so sachlich und gründlich, die Darstellung so klar und übersichtlich, das Thema im ganzen doch so wichtig und interessant, daß wir, da die Wogen der Schulreformbewegung doch noch nicht verlaufen sind, die kleine Broschüre angelegentlichst empfehlen.

C. S.

Ueber das Mysterium Magnum des Daseins von J. Frohschammer. Leipzig 1891. Verlag von Brockhaus.

„Die Frage ist (S. 112), ob sich auf Grundlage des philosophisch sicher Erkannten der ewige Urgrund alles Daseins und die Quelle aller Erscheinungen, insbesondere auch des Menschen, als persönliches Wesen, dem absolute Vollkommenheit eigen ist, erweisen lasse.“ Läßt sich auch ein einwandfreier Beweis nicht erbringen, so giebt sich doch auch der Verfasser redliche Mühe, jenen Glauben als einen vernunftgemäßen zu erweisen (140 f.), indem er zunächst zugestehet, daß der Religion (S. 52 u. 163) trotz aller historischen Kritik Realität und Wahrheit keineswegs abgesprochen werden kann. Vom Rechte dieser historischen Kritik macht der Verfasser leidenschaftslosen, aber eindringenden Gebrauch, in dem richtigen Bestreben, zur Reinigung des religiösen Bewußtseins in Bezug auf den Gottesbegriff und Kultus beizutragen (S. 54). Erweist die Wissenschaft mancherlei theologische Bestimmungen als unhaltbar, so gehe darum die christliche Religion selbst nach ihrer ethischen oder auch mystischen Seite noch lange nicht zu Grunde (166). Die Wissenschaft solle erstreben (S. 179), den religiösen Haß und Hochmut, der die Völker und Religionen trennt, zu mildern und dadurch die Wirksamkeit der Religion selbst zu erhöhen. Verfasser (dessen Bücher die katholische Kirche auf den Index gesetzt hat) schreibt frei von Dunkelheit. Im ersten Kapitel zeigt er zunächst die wissenschaftliche Unhaltbarkeit der religiösen Lösung des Daseins-Problems. Im zweiten Kapitel behandelt er die philosophischen Lösungsversuche; im dritten die Erkenntnis der göttlichen Persönlichkeit. Das vierte enthält unter dem Titel „zur Theodicee“ eine Rechtfertigung eines geläuterten Glaubens.

B.

Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs 1632 von Onno Klopp. Zweite Ausgabe des Werkes: Tilly im dreißigjährigen Kriege. Erster Band. Paderborn 1891. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

Die Kreise, in denen die dicken Bücher des Herrn Onno Klopp mit Beifall gelesen werden, dürften sich über die unverwüßliche Schreibseligkeit des trotzigigen Kulturkämpfers freuen, die ihnen wiederum einen Band von mehr als 700 Seiten zur Augen- und Herzensweide darbot. Allerdings ist es ein abgesungenes und abgespieltes Thema, das er vorträgt, denn das neue Buch ist lediglich eine Appretierung und Adjustierung der alten, 1861 erschienenen Biographie Tilly's. Die Geschichtsforschung, welche nicht nach vorgefaßten Tendenzen betrieben wird und keine Vorurteile mitbringt, hat nach sorgfältiger Prüfung dem düstern Kriegshelden einige lichtere Seiten zugestanden und ihn namentlich von dem durch die Tradition ihm zugeschriebenen Frevel der Zerstörung Magdeburgs zwar nicht ganz freigesprochen, aber doch nicht unmittelbar verantwortlich gemacht. Zu dieser gerechteren Anschauung hat der Verfasser den Anstoß gegeben. Allein damit sollte doch wohl angefaßt der ungeheuren Masse von Thatsachen und Urteilen, welche eben dieselbe kritische Forschung zurückweisen zu müssen glaubte, nicht so viel Staat gemacht werden. Herr Klopp, dessen verrannte Einseitigkeit und eigentümliche Methode selbst den Jesuiten zuweilen als übertrieben erscheinen dürften, verleugnet sich auch in dem neuen Werke nicht. Wer über die monströse Welt- und Geschichtsauffassung des Autors durch seine zahlreichen Schriften noch nicht aufgeklärt ist, der lese das einleitende Kapitel des oben genannten Buches, den Ueberblick über das sechzehnte Jahrhundert, um am Ende vor Herrn Janssen doch den Hut zu ziehen. Denn geistvoller ist er jedenfalls und hat trotz seiner einseitigen Anschauung doch immer noch mehr Sinn für die Bedeutung geschichtlicher Erscheinungen, während bei unserem Verfasser, wo nicht der leidenschaftlich entbrannte Kloppfechter durchleuchtet, eine überaus langweilige, triviale Breite hervortritt, wie sie in den Jesuitenschulen der früheren Zeit heimisch war. Die Biographie Tilly's bildet, wie gesagt, den Kern des neuen Werkes. Dazu ist eine Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges vorn angeschoben, und eine Darstellung des Krieges bis zum Tode Gustav Adolfs soll hinten angeleimt werden. Der erste Band schließt mit der Erzählung der Schlacht am weißen Berge und ihrer Konsequenzen ab.

C.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

22 AUG 91



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1891. Dezember

Vierteljährlich erscheinen drei Oktavhefte und
halbjährlich ein Kunstheft

Breslau und Berlin

Verlag von Eduard Trewendt

Breslau

Berlin

Expedition: Lanuzienstraße 60. Expedition: NW-Mittelstraße 26. 27.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

Dezember 1891.

	Seite
I. Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon XXXI.	257
II. Wilhelm Jensen: Die Schatzsucher. Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848. III.	278
III. Otfried Rippold: Sommerferien in Japan I.	312
IV. Theodor Wiedemann: Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's. II.	322
V. J. Schwabe: Goethe's Enkel	339
VI. J. Frohhammer: „Tu es Petrus“! II. (Schluß.)	347
VII. Berichte aus allen Wissenschaften	263
1. Unterrichtswesen: P. W. Forchhammer, Das höhere Unterrichtswesen.	
2. Kriegswissenschaft: Rogalla von Bieberstein, v. Verdy's Studien über den Krieg auf Grund des deutsch-französischen Krieges 1870/71.	
VIII. Litterarische Berichte	374
Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts von Rudolf von Gottschall. — R. F. Becker's Weltgeschichte von Prof. Wilhelm Müller. — L'ordinamento giudiziario militare von Ugo Conti. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlach's. — Die Berliner Dezemberkonferenz und die Schulreform von F. Hornemann. — Ein Streifzug durch Indien von Emil Selenka. — Geschichte Deutschlands von Berthold Volz. — Unsere Marine von C. W. Allers. — Das goldene ABC der Philosophie von Adolf Steudel. — Geschichte der preussischen Garde von Oskar Häring. — Schulstaub und Sonnenschein von Franz Dittmar. — Die hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen in Deutschland und im Auslande. — Die Tiererschule von Fedor Flinker und Viktor Blüthgen.	
IX. Gingejandte Neuigkeiten des Büchermarktes	380

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Zum Dezember erscheint die Kunstbeigabe zum 2. Halbjahr 1891 der Deutschen Revue. Dieselbe enthält eine photographische Nachbildung des Genrebildes von Benjamin Bautier, „Hinterlist“. Da das Kaiserliche Postzeitungsamt dieses im größten Format erscheinende Heft nicht befördert, so ist die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung gern bereit, dasselbe den geehrten Postabonnenten gegen Einsendung des Post-Abonnementscheines sowie der Portogebühr von 50 Pf. kostenfrei zuzustellen.

Breslau, Ende November 1891.

Eduard Trewendt.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XXXI.

Mit den in der Heimat verbliebenen Angehörigen und einigen näheren Freunden unterhielt Roon — sowohl während der italienischen Reise wie nachher — einen ziemlich lebhaften Briefwechsel; derselbe betraf wohl meistens seine Familie sowie die Erledigung schriftlicher Dinge, befaßte sich aber auch noch häufig mit den öffentlichen Angelegenheiten, da diese für den großen Patrioten auch „im Zuschauerraume“ von hoher Wichtigkeit blieben.

„Da sind wir glücklich über die Alpen!“ — schrieb er am 9. Dezember 1873 aus Bozen — „und Gott sei Dank! was mich betrifft mit dem Gefühl wachsender Genesung. Die ganze Gesellschaft ist wohl auf und guter Dinge. An Heiterkeit niemals Mangel. — Überschwängliche Freude am Naturgenuß, zumal bei dem weiblichen und jüngeren Theile meiner Begleitung; am meisten entzückt das „Dopperlein“¹⁾ . . . ich lasse mich pflegen und verziehen. . . Oft gedenke ich in Wehmuth der Heimath, meiner letzten Tage in Berlin, meines lieben und theuren Königs und aller der Meinen“

Vom 10. Dezember an waren die Reisenden einige Tage in Venedig. Am 16. Dezember schrieb Roon (an Blanckenburg) aus Florenz: . . . „ich fühle es fast wie eine Schuld, daß ich Berlin und das Kriegsministerium, den Schauplatz so mancher traulichen Plauderstunde, verlassen habe, ohne Dir förmlich Adieu gesagt zu haben vor meiner Wanderung in die Fremde. Aber glaube mir, es war mir physisch unmöglich. Vom 15. November bis zum 29. glaubte ich jeden Tag zehnmal zu ersticken, und bin wohl zehn Nächte hindurch nicht ins Bett gekommen. Dann nahmen mich die letzten Amputations-Maßregeln ganz in Anspruch, soweit ich Kräfte hatte. Am 2. Dezember — Deiner geliebten Mutter Geburtstag — war die schwere Stunde der Trennung von meinem frankem Könige; ich habe auch diese ausgehalten, und konnte mich endlich am 4. auf die

¹⁾ Fräulein M. Doppermann, langjährige Freundin und Stütze der Roon'schen Familie, welche sie auch durch hingebend treue Pflege des Feldmarschalls in seinen Krankheiten zu innigstem Dank verpflichtet hat.

Eisenbahn setzen und die Reise nach Wälschland versuchen. In sehr kleinen Tagesreisen gelangte ich am 10. glücklich nach Venedig, aber — Frost und Schnee fehlten uns bis heute — auch hier in Florenz! — nicht ganz, und sie drängen mich unaufhaltsam weiter nach dem Süden, um der Gefahr neuer Erkältung zu entgehen, so daß ich ohne die Erkrankung meiner Enkelin A.-M. schon morgen von hier weiter geeilt sein würde — und mir die Herrlichkeiten von Florenz und Rom bis zur Heimreise im Frühjahr aufspare. . . Es geht mir zwar momentan unglaublich gut, denn ich bin seit dem 5. d. fast ganz frei von Beklemmungen, selbst von Husten, aber ich war sehr hinfällig und abgESPannt und bin es in gewissem Grade noch immer; doch habe ich wieder etwas Lebensmuth gewonnen und hoffe wieder — im Vaterlande zu sterben. —

Sorrent oder Palermo? das ist jetzt die Frage! Palermo ist zwar das ärztlich gesteckte Ziel, aber meine Damen fürchten die Überfahrt. .

Eigentlich habe ich das Reisen satt, sehne mich nach dem gesegneten Einerlei einer idyllischen und sonnigen Existenz. Wenn man alt ist und sich recht alt fühlt wie ich, so ist bei dem steten Wechsel der Eindrücke, wären sie auch noch so interessant, keine rechte Freude: die Sehnsucht nach Ruhe überwiegt alles Andere. Am liebsten wäre ich daher sofort nach meiner Verabschiedung aufs Land gegangen, wären die klimatischen Nöthigungen für meine Gesundheit nicht in Betracht zu ziehen gewesen . . .

Gott ist so gnädig gegen mich gewesen, daß ich auch hoffen darf, wir werden uns im nächsten Frühjahr in Neuhof oder im Spätherbst in Krobnitz wiedersehen. Am ersteren Ort hoffe ich gegen den 1. Juni einzutreffen. Am 1. Juli muß ich wegen der Pacht-Übergabe an Wiszmann¹⁾ nach Krobnitz. . . Das kann sehr erfreulich werden für meine alten Tage. — —

Wenn ich von meinen patriotischen Sorgen heute schweige, so fehlen sie mir leider doch nicht! — Bismarck's Antwort auf meine herzlichen Abschiedsworte war geschrieben nach der gnädigen Königs-Ordre vom 9. d. Mts. Sie bespricht aber hauptsächlich seine eigene Lage . . . und läßt mich Manches vermissen. . . Sehr lebhaft verflagt er Dich bei mir wegen Deiner Ablehnung des Ministerpostens. —

Willst Du mich durch einige Zeilen Antwort erfreuen, so richte sie nach Neapel (Hotel Gran Bretagna), später nach Palermo (Adresse des deutschen Consuls G. Kopp).

Rom, 22. 12. 73.

. . . Wir sind seit dem 19. hier. H's Erkrankung nöthigte zum längeren Verbleiben in der „ewigen Stadt“, was dem Zweck meiner Reise insofern nicht ganz entspricht, als selbige Stadt, ungeachtet ihres unermesslich historischen Interesses, medizinisch betrachtet wegen ihrer schlechten Luft und wechselnden Temperatur keineswegs ein passender Stations-Ort für mich ist.

. . . Wir sind hier durch Reudell's auf das Liebenswertigste behandelt worden, haben vorgestern dort dinirt, gestern gefrühstückt, und der Hauptmann

¹⁾ Dieser, Moon's jüngerer Schwiegersohn, übernahm die Verwaltung des Gutes.

v. P. (Militär-Attaché) widmete sich als wohl unterrichteter Cicerone all' die Tage. Er hat uns überall herumgeführt und — wir haben in den zwei Tagen eine Menge von neuen Bildern gegen alte Namen eingetauscht. Von Weiterem konnte natürlich nicht die Rede sein. Als Dessert empfangen wir gestern auf dem Kapitol¹⁾ die schöne Aussicht auf die Stadt und das Albaner-Gebirge. Aber ich werde mich wohl aller Beschreibungen enthalten; das wäre ein mer à boire! —

Gestern sind wir hier sehr beunruhigt worden durch ein von den Zeitungen mitgetheiltes Telegramm, wonach im Befinden des Königs und Kaisers ein Rückgang eingetreten sein soll. Gott schütze und erhalte Ihn! ich habe Ihm gestern geschrieben. . .

Hier und in Florenz fand ich bei allen Personen, mit denen ich in Berührung gekommen, die größte Bereitwilligkeit, mir nützlich zu sein, auch mir Nachrichten über Palermo zu verschaffen. Es ist doch eine gar schöne Sache um einen guten Namen. General Menabrea, der mich gestern hier aufsuchte, bot mir die Dienste seines in P. wohnenden Schwiegersohns, Duca di Gela, dem er schreiben wollte, aufs freundlichste an; ich habe Dienstfertigkeiten immer abzuwehren, statt sie nachzusuchen. . .

Die Schwarzseherei hinsichtlich der Dauer des jetzigen Ministeriums kann ich nicht theilen, und wenn Gott uns den König erhält, werden alle wesentlichen Bestimmungen des Militär-Gesetzes vom Reichstage genehmigt werden. — —

Am 24. Dezember trafen die Reisenden in Sorrent ein, wo sie „entzückt und doch wehmütig“ das Weihnachtsfest feierten und einige Wochen blieben. Von dort schrieb Roon (am 31. Dezember) u. a.: „Meine Gesundheit verursacht z. B. keine Bedenken, der Husten incommodirt mich sehr wenig, die Athem-Noth ist fast verschwunden und zeigt sich in gewissem Grade nur bei'm Steigen. An der durch meine Vergangenheit und meine 71 Jahre begründeten Zerrüttung meines Nervenlebens, verbunden mit einer gewissen Mattigkeit wird freilich auch hier nicht mehr viel zu ändern sein; dennoch darf ich jetzt nicht heimkehren, das nordische Klima würde meine organischen Beschwerden erneuern. . . Uebrigens haben wir auch keineswegs unangenehme Reise-Erfahrungen gemacht; einige unbescheidene Bereicherungs-Versuche, die gelegentlich vorkamen, sind in der That das einzige, worüber zu klagen wäre; sonst sind und waren wir bisher aufs beste und zuvorkommendste behandelt. Die Eisenbahn-Verwaltung in Florenz gab uns bis Neapel einen Salonwagen, die Militär- und Civilbehörden bemühen sich um mich aufs höflichste, die Bevölkerung wirft mir einen „grand uomo“ nach dem andern an den Kopf, und hier in Sorrent brachten uns einheimische Sänger am Tage der Ankunft ein Ständchen, das die „Wacht am Rhein“ in deutscher Sprache sang. — Ich denke viel an meinen lieben kranken König, dem ich schon zweimal geschrieben, aber glücklicherweise wenig an die politischen Probleme der Gegenwart, zu deren Lösung ich Gottlob nicht mehr mit berufen

¹⁾ Auf welchem bekanntlich der Palast Casarelli — das Botschafts-Palais — liegt.

bin. Bismarck's Rede contra Gerlach habe ich indeß in Rom gelesen; ich fand sie geschickt und mit esprit gefaßt. —

Doch nun will ich schließen um Deine sowie meiner Umgebungen Ermahnung zu befolgen, wonach ich mich möglichst immer im Freien aufhalten soll. Die Sonne lacht wieder aus dem nun wolkenlosen Himmel auf den Drangenhain herab, auf den ich aus meinem Fenster blicke, und wenn Luft und See auch noch in lebhafter Bewegung sind und der Vesuv seinen weißen Schneemantel, in den ihn die vorgestrigte Tramontana gehüllt, noch nicht wieder ganz abgelegt hat, so will ich mich doch hinausmachen und auf jede weitere landschaftliche Malerei verzichten, in welcher meine Damen ohnehin das unglaublichste zu leisten nicht verfehlen werden, so unmöglich es auch ist, sich darin mit Pinsel und Palette, geschweige denn mit Tinte und Feder zu genügen . . .

(den 10. Januar). Die jungen Leute waren gestern in der blauen Grotte, wir Alten mit H. und A.-M. machten eine Spazierfahrt und erkletterten Capo di Massa, wo wir die herrliche Sicht über Land und Meer im goldenen Sonnenschein genossen . . . Wir reisen morgen ab, zunächst über Pompeji nach Neapel.“ —

In denselben Tagen empfing Roon zu seiner Beruhigung bessere Nachrichten über das Befinden seines geliebten greisen Monarchen und zwar durch dessen eigenhändige Zuschrift:

Berlin 9. 1. 74.

Sie haben mir seit dem Betreten des italienischen Klima's so, proposition gardée, gute Nachrichten von sich gegeben, daß ich hoch erfreut bin, daß Sie trotz Ihres Zustandes bei Ihrer Abreise dieselbe unternommen haben; und erwidere ich Ihre lieben Wünsche für mich bei'm Jahreswechsel indem ich die gleichen für Sie und die Ihrigen ausspreche!

Sie machen aber so viele ultra bescheidene Rückblicke auf Ihre Dienststellungen und auf unverdiente Belohnungen, daß ich fast schelten möchte, daß Sie mir es nicht überlassen, das Maaß jener Leistungen und Belohnungen abzumessen!

Unser Abschied, dann ein Abriß Ihrer Leistungen in den bedeutungsvollen 14 Jahren zeigten mir mit Wehmuth, daß ich Ihrer nunmehr entbehren soll, und Ihr Schmerz hierüber kann nicht tiefer sein als der meinige! Dank, nochmals Dank für Ihr aufopferndes, aber auch Segensreiches Wirken.

Was mich betrifft, so ist eine Réconvalescenz wirklich eingetreten; aber da ich schon Einmal so weit war, und durch den quälenden Husten auf 14 Tage zurückgeworfen auf Schlaf- und Appetitlosigkeit, kann man sehr découragirt werden, ob nicht nochmals eine Störung eintreten könnte! Seit vorgestern habe ich meine Ausfahrten, bei Sonnigen Tagen und 1—2 Grad Kälte, wieder begonnen, bis jetzt ohne Nachtheil! Aber was sind solche Tage gegen die Wärme, die Sie jetzt in Sorrento genießen! Sie machen eine verführerische Auspielung auf mich; aber wie kann ich darauf hören, wo wir in der Kammer der Reichstags-Schlacht entgegen gehen!

Mit den herzlichsten Grüßen für die Ihrigen, Ihr dankbarer König

Wilhelm.

Nach nur kurzem Aufenthalte in Neapel und glücklicher Ueberfahrt nach Sizilien setzte Roon die Mittheilungen an die Seinen in der Heimat fort:

Palermo, 25. 1. 74.

Olivazza, Serra di falco.

Vorgestern Nachmittag sind wir nach mancher Noth und manchem Zweifel hier eingezogen, wo wir uns schon recht wohl befinden und dem Erwachsen eines gewissen Heimathsgefühls entgegensehen, soweit ein solches Gefühl hier überhaupt aufkommen kann. Die Beschreibung unseres hiesigen ländlichen Eta-
blissements will ich flinkeren Federn überlassen, und nur einzelne Notizen hier verzeichnen, um dem Ganzen Farbe zu geben. — Wenn die Sonne scheint, können wir warme Kleider nicht ertragen. Wenn wir aber, wie heute, einen grauen Tag haben, so zeigt das Thermometer Morgens um 7 Uhr + 10° R. und um 11 Uhr wenig mehr. Bei gänzlicher Windstille vermisst man weder im Zimmer den Kamin, noch draußen den Ueberzieher, und windig ist es fast nie. — Wenn ich mich in meinem trefflichen Bett Morgens aufrichte und hinaus schaue durch die Glasthür meines anstoßenden Wohnzimmers, so blicke ich über die Wipfel von Lorbeerbäumen, Magnolien und Dattelpalmen hinweg auf das etwa 1/2 Meile entfernte blaue Mittelmeer im Osten und bei weiterer Umschau gegen N. u. Westen auf die zackigen Gipfel rauher Felsenberge, welche die Ebene von Palermo amphitheatralisch umschließen, im S. u. S. O. auf die thurmreiche Stadt. Auf dieser Seite unmittelbar unter den Fenstern das Leben und Treiben dieser unendlich zerlumpte und unglaublich beweglichen Bevölkerung, deren Costüme und Wesen, deren Geschrei und Geberden in ihrer Unbeschreiblichkeit und Eigenthümlichkeit den beobachtenden Nordländer mit immer neuer Unterhaltung versorgen. Wenn man nur Alles verstünde! Zwar wird von morgen ab ein italienischer Sprachlehrer bei uns aus- und eingehen, aber seine Unterweisungen werden nicht *anticipando* Früchte bringen; ob überhaupt? — jedenfalls unreife. —“

Ähnliches schrieb Roon auch an Blanckenburg, welcher seinerseits zuweilen Mittheilungen über die politischen Angelegenheiten in der Heimat nach Palermo gelangen ließ. In einem Briefe (vom 18. Januar) hatte er u. a. geäußert:

„Der Reichstag ist so zusammengesetzt, daß an einen befriedigenden Abschluß des Militairgesetzes nicht zu denken ist. Ich prophezeihe einen Zusammenknall oder ein Nachgeben des Königs und Bismarck's. Selbst hier in diesem Kreise war bei den Liberalen Stichwort: „zweijährige Dienstzeit““

„Daß die Sozialisten den Beweis geführt haben, daß sie kolossale Fortschritte gemacht haben, wußte ich vorher — meine Freunde wollten es nie glauben. . .“

Darauf antwortete Roon (am 4. Februar):

„Ueber Politik möchte ich grundsätzlich gar nicht sprechen und nur berichtigend bemerken, daß Du in Betreff des Militair-Gesetzes zu schwarz siehst. Der König kann in Betreff der Dienstzeit gar nicht nachgeben, ohne Sich, seine Minister und seine militärischen Grundsätze, im Hinblick auf die Vergangenheit an den Pranger zu stellen — ganz abgesehen von der technischen Unzweckmäßigkeit

und Berkehrtheit. Das wird auch B. einsehen, und wenn er sich mit Entschiedenheit vorspannt, so wird es ihm gelingen, den Wagen, trotz aller Disteln und Dornen, die die Opposition ansäet, und trotz aller Klüfte und Löcher, die sie auszuhöhlen versuchen wird, vorwärts und ans Ziel zu bringen. Eine tüchtige Armee — das muß ihm und seinem heutigen Gefolge klar sein — ist der einzig denkbare Schutz sowohl gegen das rothe, als gegen das schwarze Gespenst. Ruiniren sie die Armee, dann ist das Ende da; dann adieu Preußischer Kriegsrühm und Deutsche Herrlichkeit!“ — —

Später (am 5. Februar) hatte Blanckenburg der kirchlichen Wirren gedacht und dabei geäußert:

„Nun, Du hast das römische Wesen ja nun vor Augen und wirst wohl in keine Versuchung kommen, den Papismus als Christenthum zu idealisiren.“

Hierauf ging Roon (am 15. Februar) ausführlicher ein:

„Daß ich den Papismus nimmer ideal aufzufassen vermag, ist freilich sicher. Aber ich schätze ihn als wirksame Polizei-Institution, namentlich inmitten einer halbwildem Bevölkerung wie die sicilianische . . . Nachdem hier der moderne Staat Alles niedergerissen hat, was bisher die Rohheit in Fesseln hielt, ohne andere wirksame Schranken aufzurichten, muß man sich alle Tage wundern, daß sie nicht wilder und wüthender an's Licht tritt. Vom Aberglauben zum Unglauben ist immer nur ein kleiner Schritt. Hat man hier die heilige Rosalie bis auf Garibaldi abgöttisch angebetet, so hat man ihrem Marmorbilde damals den Kopf abgeschlagen und damit handgreiflich dem Aberglauben ein Ende zu machen geglaubt — damit zugleich aber die Kette zerrissen, an welcher die Bestie zu lenken und zu zügeln war. Den Katholizismus mit all seinen mannigfaltigen Verdummungs-Apparaten verächtlich zu machen, ist ganz leicht gegangen, wo aber ist innerhalb desselben die autoritative Kraft zu finden, durch welche die sittlichen Hebel des Christenthums in Wirksamkeit gesetzt werden? Der moderne Staat ist unfähig dazu; er bedarf eben sowohl als der antike des transcendentalen Moments; mit Gesetzesparagraphen allein ist da nichts zu machen. Mit dem menschlichen Richter glaubt jeder durch List oder Gewalt fertig zu werden, und mißglückt dies, so hat der Verbrecher blos Ungeschick bewiesen oder „Unglück gehabt.“ Der innere Richter aber wird in Inactivität versetzt, indem man die himmlische Gerechtigkeit ins Reich der Fabeln verweist. Diesen verderblichen Ausgang der Römischen Kirche zur Last zu schreiben, ist zwar vollkommen gerecht; damit aber wird dem Unheil der hereinbrechenden Verwilderung nicht gesteuert. Und — geht es uns, „den Regern,“ denn besser? Möchte man diese Frage auch mit ja beantworten, so wird man doch im Hinblick auf die zahlreichen Symptome derselben schweren Krankheit einzugestehen nicht umhin können, daß auch wir uns sehr ernstlich zusammen nehmen müssen, wenn wir nicht demselben Unheil verfallen wollen. Solche Erwägungen, die leider unsern Staatsweisen vielfach abhanden gekommen zu sein scheinen, sind die Entschuldigung für das Verhalten unserer conservativen Ultra's. Sie vergaßen und vergaßen indeß, daß der Irrenarzt sich zum Zwecke der Heilung den krankhaften Vorstellungen

des Patienten anbequemen muß, statt sich durch vergebliche Versuche, die Zwangsjacke anzuwenden, verhaßt oder lächerlich zu machen. Hätten die überzeugungstreuen Führer der Conservativen dies doch bedacht, zu rechter Zeit bedacht, so würden sie den Steuermann nicht genöthigt haben, nur nach Links zu schauen und das Schiff, in dem Bahn es zu retten, in die gefährlichste Brandung zu steuern. Ist es nun einmal darin, so müssen auch „alle Mann auf Deck,“ um es vor dem Untergange zu bewahren.

Daß meine Gedanken viel im Vaterlande weilen und auch ohne besondere Veranlassung oft auf das leidige politische Gebiet geführt werden, ist wohl natürlich. Mich erstaunt nichts in höherem Maße, als daß der allmächtige Mensch nicht von selbst auf die Nothwendigkeit sich gewiesen fühlt, zu versuchen, in wie weit dem aus dem Nihilismus stammenden und durch die moderne Entwicklung begünstigten Unheil etwa durch gesetzgeberische Maßnahmen zu wehren sei. Dem Throne, auf dem das heutige régime sich so selbstgefällig spreizt, sind die Beine halb durchgesägt, aber man scheint zu meinen, sie halten wohl noch und werden schon wieder von selbst zusammen wachsen. — Doch endlich genug von Politik — — —

Die nächsten Briefe konstatierten leider sehr ungünstige kalte Witterung und eine im ganzen wenig behagliche Existenz in Palermo. Die Wohnung war zwar schön und groß, aber auch sehr „lustig“, gut schließende Fenster und Thüren sowie brauchbare Öfen gab es nicht, so daß die kleine Kolonie recht tüchtig froh und mitunter — die Pelze brauchte um sich in den Betten zu erwärmen. Ein Brief vom 18. Februar berichtet von einer ganz kurzen günstigen Witterungsperiode, welcher Süd-Südwest- und Süd-Ost-Stürme folgten. „Sie bringen gelegentlich etwas Regen und auch warme Luft. Das Frieren wird daher nun wohl ein Ende haben, wenn es auch innerhalb der Mauern immer kühler ist als draußen. Jetzt eben tobt und rüttelt der Scirocco an den wackligen Fenstern, auf der andern Seite des Hauses aber ist es still und lieblich; ich trete auf die Terrasse und erfreue mich an den blühenden Bäumen und Sträuchern des schönen Gartens und messe (10 Uhr) in der Sonne 24° R. Wir sind alle wohl, wenn ich auch, seit der Südwind so bläst, etwas genirt bei'm Athemholen bin. Den gestrigen Fastelabend haben wir mit schönem Marsala-Bunsch und Pfannkuchen gefeiert und dabei — Andersen's Improvisator vorgelesen. — —

— — Du fragst, bei übrigens ziemlich richtiger Würdigung unserer hiesigen Verhältnisse, wie es denn mit dem Vertrage mit den briganti stehe, da Dir dieser Punkt noch Sorgen mache. Ich hoffe nicht zu irren, wenn ich darauf antworte, daß zwar mein geladener Revolver immer vor meinem Bette liegt und daß ich ihn einstecke, wenn wir einmal eine entferntere Ausflucht unternehmen, wie neulich nach Baghoria und Solent; daß auch die Landes-Einwohner gewöhnlich mit Gewehren auf den Landstraßen erscheinen und unser (kürzlich entlassener) Reise-Courier auf nächtlichen Gängen nach der Stadt seinen Revolver stets bei sich führte: daß ich indessen trotz alledem die hiesigen Verhältnisse nicht für gefährlicher halte als z. B. in einigen Theilen der Umgegend von Berlin. Als ich

neulich bei'm Heruntersteigen von Solent, einen unrichtigen Ziegensteig einschlagend, von der übrigen Gesellschaft ganz abgekommen war — was Mutter höchlich beunruhigt hatte — da stürzten, als ich nach dem Wege fragte, 5 Burschen aus einem einzelnen Hause auf mich los, aber nur — um mir aufs freundlichste ihre Dienste anzubieten und ihrer einförmigen Existenz die kleine Abwechslung zu verschaffen, die darin bestand, den alten Mann zu beschauen, der ihre Sprache zwar leidlich redete, sie aber nicht verstand. Einer holte mir mit Windeseile meinen Wagen, und alle zeigten sich für mein kleines Geschenk der verirrtten „Selenza“ sichtlich dankbar. Die Aufregung der Meinigen über mein kleines Abenteuer war viel schwieriger zu beschwichtigen als die Habgier meiner Wegweiser

Deine wohlgemeinten Reisepläne für unsere Heimkehr kann ich nicht gut heißen: 3—4 Wochen in Rom studiren? Bin ich deswegen in die Fremde gezogen? gesund wollte ich werden, aber nicht auf meine alten Tage noch antiquitätstoll und kunstwüthig. Mein gibier war immer die lebendige Gegenwart und von der historischen Vergangenheit nur so viel als nöthig, um jene richtig aufzufassen. In Rom werde ich daher auf der Heimreise nur so lange bleiben, als nöthig, um dem „Re — galantuomo“ mein Compliment zu machen, was ich unserm lieben alten Herrn versprochen habe. Die Osterzeit und der Carneval in Rom sind übrigens nichts mehr, seit Pio Nono sich als Gefangenen und die Italienischen Behörden als unter dem Banne betrachtet. Desterliche Ceremonien, die Beleuchtung der Peterskuppel u. s. w. finden nicht statt. — —“

Ein am 22. Februar aus Palermo geschriebener Brief enthält meistens geschäftliche Aufträge und schließt:

„Wir sind alle gesund, ungeachtet des nun schon seit 4 Wochen andauernden schlechten Wetters. Es stürmt und regnet . . und beeinträchtigt Aufenthalt und Bewegung im Freien. Aber auch G. fand in Genua und Mailand fußhohen Schnee . . Das hat M.'s Bedauern, daß wir nicht an der Riviera, sehr gemäßiget. Wir haben eben nur Pech, daß wir hier auf dies Ausnahme-Winter-Wetter getroffen sind. Nun wird's aber bald sehr schön werden „La speranza non muore.“ . .

. . „Eben Moltke's Rede gelesen, beneide ihn darum; und wenn B. nicht Alles dran setzt, um das (Militär-)Gesetz unverstümmelt durchzubringen — es wäre unverantwortlich. — —“

Palermo, 2. März 75.

. . . „Der Winter will noch immer nicht weichen, wahrscheinlich weil wir seine blühenden Gärten und milden Lüfte noch nicht genug bewundert haben . . . indessen nach allen Nachrichten von der Riviera ist es dort noch viel rauher; wir haben zwar Pech, daß wir es nicht besser trafen, aber einem Genügsamen scheint selbst dieses herrlich . . . Vorgestern waren wir in dem nahen Monreale zur Besichtigung der dortigen baulichen Herrlichkeiten und zum Genuß eines entzückenden Landschaftsbildes, des schönsten, das meine alten Augen je erblickten; ich werde suchen mir eine Photographie davon zu verschaffen, denn beschreiben

läßt sich so etwas gar nicht. Daß ich auf meine alten Tage noch so etwas Schönes sehen kann, ist doch eine ganz besondere Gnade unseres lieben Gottes. Den Dank dafür so recht warm im Herzen zu fühlen ist aber wohl eine noch weit größere und viel besonderere. Es ist ein Zeichen von wachsender Gesundheit und Kräftigung, und solche Reflexion regt ja vom Neuem zum Danken an. Dennoch denke ich recht viel an mein Ende — und ist das nicht auch zum Danken? Fertig zum Scheiden aber fühle ich mich dennoch nicht. Nein — ich möchte wohl noch eine mäßige Verlängerung der Gnadenfrist für den nun bald 71jährigen Pilger; nicht blos um meine irdischen Erinnerungen und Angelegenheiten besser zu ordnen, sondern auch und noch viel mehr, um mein himmlisches Konto richtiger zu stellen, wiewohl ich zuverlässig das Debet je länger desto größer befinden werde. Indeß — Gott sitzt im Regimente; mag Er also auch nach Seinem Willen den letzten Garnisonwechsel für mich anordnen — — —

Vielleicht daß die Anwesenheit eines andern hiesigen Kurgastes, des Grafen Sch. — S., der eigentlich schon seit Wochen im Sterben liegt . . . mir diese Todesgedanken erweckt — aber ich bin dankbar dafür; sie heilen auch — wie die linde, weiche Luft dieses irdischen Himmels mein irdisches Theil. — — — Es regnet bei steigendem Barometer munter und sanft weiter; dennoch will ich hinaus in die Luft, die gar zu herrlich ist. Darum nur noch viele freundliche Grüße — und wisset: im nächsten Monat treten wir mit Gottes Hülfe die Heimreise an!

In herzlicher Liebe Euer alter und getreuer Vater.

In einem andern Briefe äußerte sich Roon über die damaligen parlamentarischen Verhandlungen (betreffend Militärgesetz):

. . . „Die mir mitgetheilten Bemerkungen können mich darüber eben so wenig genügend orientiren wie die Zeitungs-Referate. Wenn ich sie lese, sind sie schon nicht mehr richtig. Jedes direkte Eingreifen in den Gang dieser Verhandlungen ist mir deshalb ganz unmöglich, ganz abgesehen davon, daß es meinem Schicklichkeitsgefühl zuwider ist, die Lage der Regierenden durch solche Versuche zu erschweren. Ich konnte nichts thun als bitten sich zu hüten, daß die große Sache, um die es sich handelt, durch unvorsichtig acceptirte Compromisse nicht compromittirt werde. Nach meiner Ansicht muß B. das Gesetz in irgend einer zweckentsprechenden Form durchtreiben; die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet es ihm; vermag er es nicht, so ist klar bewiesen, daß alles Kokettiren mit den National-Liberalen nur vom Uebel war — daß er falsch gerechnet hat. Seine jetzige Wiedererkrankung ist mir höchst bedenklich — Moltke wäre der Einzige, der an seine Stelle treten könnte, aber — er ist alt und wird nicht wollen.“ —

Am 26. März theilte Roon Dispositionen über die Heimreise mit, nach welchen er mit seinen Reisegefährten Palermo schon Anfang April verlassen wollte.

„Ich habe mich dazu entschlossen, weil ich die unruhige Sehnsucht der Meinigen in gewissem Grade zu theilen anfing. Gesellschaftlich ist Palermo

wirklich recht öde. Ein erquicklicher Verkehr mit den „wilden Eingeborenen“ ist nicht möglich. Die haute volée ist zu eng und einseitig. Die Verschiedenheit der religiösen Ueberzeugungen, der politischen Interessen, der Sprache und der absolute Mangel jeder schönen Humanität sowohl im Aeußeren als im Inneren dieser Menschen läßt es wirklich nicht zu, sich anders als bloß conventionell mit ihnen zu behaben. Die landschaftlichen Schönheiten und Sehenswürdigkeiten sind von uns zur Gemüthe genossen, und das Entzücken über Luft und Farben, Land und Meer, Licht und Glanz erleidet so viele Unterbrechungen, daß man sich immer wieder kalt gestellt fühlt, wenn man eben warm werden wollte. Nach einigen schönen Tagen lagen gestern und vorgestern die Berge umher wieder voll Schnee . . . Außer den Einheimischen könnten die Fremden uns noch fesseln . . . aber über einige wenige leidliche Exemplare sind wir nicht hinausgekommen . . . Ich erhalte mich mit meiner Gesundheit in leidlicher Mittelmäßigkeit, beanspruche aber von den beiden letzten Monaten meines italienischen Aufenthalts noch eine weit fühlbarere Reetablirung um „auf meine Kosten“ zu kommen. Der Mensch ist von Natur undankbar und unbescheiden. Als Siebziger müßte ich eigentlich befriedigt sein, allein „je mehr er hat u. s. w.“ — und das jung machende Brünnelein werde ich wohl auch in Wälschland nirgend entdecken.

Am Königs Geburtstage haben wir hier anwesende Deutsche — 24 bis 30 Personen — mitsammen im Gasthose getafelt. Ich wollte die Gesellschaft eigentlich hier zu mir ins wüste Schloß einladen, allein aus Mangel an allem nöthigen Zubehör mußte ich's aufgeben. Die Gesellschaft — Damen und Herren — war ein wenig bunt, aber, obgleich es meist Kranke, recht anständig heiter, und ließen wir nach dem Toast ein Gratulations-Telegramm nach Berlin abschwirren“ — u. s. w. (Letzteres wurde durch ein Telegramm Sr. Majestät an Roon huldreich beantwortet.) —

Noch mehrere solcher gemüthlicher Plauderbriefe aus Palermo folgten. Sie zeugten von zunehmender Gesundheit und oft von frischem Humor, so daß insofern der Zweck der Reise wohl erreicht schien. Indessen machte sich doch wegen des andauernd ungünstigen Wetters auch der Anmut zuweilen sehr deutlich Luft. „Uebrigens magst Du wissen“ (schrieb R. am 14. April, nun schon aus Neapel), „daß ich schwer geschädigt und um mein Geld betrogen worden bin und werde durch die schwindelhaften Versicherungen über die Schönheit des hesperischen Klimas. Der Glaube daran hat mich zu der weiten Reise nach Palermo veranlaßt, um dort — einen „ganz exceptionellen Winter“ zu verleben . . . Augenblicklich leiden wir alle noch an den Nachwehen der stürmischen Meerfahrt. Und hier? ja, einen blauen Himmel haben wir hier noch nicht gesehen; immer das schönste Grau, ohne uns Heimathsgefühle einflößen zu können. Der Scirocco, der uns empfindliche Kopfschmerzen und Erschlaffung verursacht, wechselt mit den heftigsten Stürmen aus Westen, die das Meer aufwühlen, an Pompejanische Katastrophen mahnen und uns den Schlaf rauben; tropische Regengüsse dazwischen; und alle diese Herrlichkeiten — nur ein Erdbeben fehlte noch, drohte aber diese Nacht ernstlich — mußte ich mit vielem Golde aufwiegen. — —

Gestern waren die Damen mit dem Doktor nochmals in Pompeji, heute im Museum; ich blieb zu Hause, weil ich mich nicht aufgelegt fühlte. — Vorgestern waren wir, bezwungen durch die unermüdlchen Anläufe des hiesigen commandirenden Generals, Grafen Pettinengho, im San Carlo Theater in seiner Loge, ohne uns sehr zu ergötzen. Morgen Mittag fahren wir nach Rom, die weiteren Ausflüge, zu denen man gut Wetter braucht, aufgebend. In Rom kann man sich, auch bei üblem Wetter, doch zweckmäßiger unterhalten, auch wenn man, wie ich, kein Kunst-Wütherich ist. — — Wegen des Militär-Gesetzes beruhige ich mich, weil ich jetzt hoffe, es wird eine annehmbare Einigung zu Stande kommen. Der politische Vortheil, den ich aus dem bisherigen decoussu ableiten möchte, ist die Spaltung der liberalen Parthei und die dadurch bei Bismarck keimende Überzeugung, daß er sich auf einen gebrochenen Stab nicht ferner stützen kann. Aber freilich! Wer hätte gern Unrecht gehabt? — Nun Gott befohlen! Grüße alle die lieben Unsrigen.“

Auch von Rom aus (18. April) ging der Feldmarschall auf nähere Erörterungen über die ihm natürlich sehr am Herzen liegende politische Lage in der Heimat ein.

. . . „Allerdings hätte ich gewünscht, den § 1 des Mil.-Gesetzes pur et simple angenommen zu sehen, und ich glaube, ich hätte, wäre ich noch im Amte, den Rath zu geben gehabt: „Wagen wir es, ob der Reichstag den Muth hat, den § zu verwerfen.“ Von hier aus kann ich aber gar nicht beurtheilen, wie groß oder wie klein die Chancen für die Annahme gewesen; ich glaube, ich würde das Amendement Bennigsen immer nur als pis-aller behandelt haben, u. es war m. G. kein hinlänglicher Grund für die Annahme desselben seitens der Regierung so zu sagen ventre-à-terre. Wozu sind denn die verschiedenen Lesungen? Andererseits: die Annahme der sog. Bethusy'schen Minimalziffer wäre auch nur ein pis-aller gewesen, m. G. aber ein minder annehmbares als das Bennigsen'sche Amendement! Was 7 Jahre gesetzlich bestanden hat, das kann man hinterher nicht abstreifen wie einen Handschuh . . . Nach 7 Jahren, während welcher man den Budget-Discussionen entrückt war und die Armee-Verwaltung aufs zweckmäßigste einrichten konnte, haben wir entweder unsichere politische Verhältnisse, wie heute — und wie könnte dann der Reichstag Reductionen beschließen? Oder wir sind vielleicht gar am Vorabend oder am lendemain eines großen Krieges und dann haben wir noch weniger zu besorgen; oder — das alte Europa ist wirklich in eine constante Friedens-Aera eingetreten — aber wer glaubt daran?

Wie dem auch sei — soviel ist klar, daß gerade bei der sehr unerwünschten Durchsichtigkeit der bezüglichen Vorverhandlungen jetzt nachträglich gegen das getroffene Abkommen nichts mehr zu machen sein würde, wenn ich es auch wollte und nach meinen Ansichten könnte — was, wie aus Obigem zu entnehmen, nicht der Fall ist. Dazu kommt, daß man Bismarck doch nur dann unmöglich machen oder ihm auch nur Schwierigkeiten bereiten dürfte, wenn man einen besseren Mann an seine Stelle zu bringen hätte. Aber wo ist ein solcher? Moltke? Schwerlich ginge er darauf ein. Manteuffel? halte ich für ganz unmöglich, bitte

mir die Gründe zu erlassen. — Wen sonst? ich weiß es nicht, absolut nicht. Was man daher auch gegen B., oder vielmehr gegen seine politischen Mittel einwenden mag: ich würde es immer für ein großes politisches Unglück halten, würde er jetzt durch Krankheit oder Rabalen zum Rücktritt gezwungen. Ich halte ihn so lange für unentbehrlich, bis ich einen besseren weiß, und ich weiß keinen. Die politischen Heißsporne, die ihn stürzen möchten, wissen nicht, was sie wünschen! Was nachher käme, wäre das Chaos (nach menschlichem Ermessen) und jeder Remplaçant würde gleichfalls Fehler machen und mißfällig werden, und die Fehler aus Unfähigkeit sind schlimmer, als alle anderen! — Und nun genug hiervon. —

Heute Morgen um 9 Uhr war ich bei König-Ehrenmann. Mein Vorurtheil war nicht günstig. Er hat mir besser gefallen als ich dachte, vornehmlich wohl wegen der, ich glaube, ungeheuchelten Verehrung für unsern theuren König. Demnächst habe ich Prinz Humbert besucht; dort traf ich es noch, daß ich seinen Sprößling traf, einen blonden strammen Jungen, der mir zutraulich die Hand gab.

Heute Mittag werden wir alle bei Reudell's sein, wo sich auch Patow's befinden. —

Florenz, 22. April 1874.

„Gestern Abend sind wir hier eingetroffen, ich kann nicht hinzufügen „ganz wohl.“ Es zeigt sich in meiner Compagnie eine große Abspannung, an der Rom mit seiner Mannigfaltigkeit von Ansprüchen auf die receptiven Nerven, der Scirocco zc. schuld sind, auch wohl die Anstrengung der Reise, wiewohl wir wieder in einem bequemen Salon-Wagen fortgeschafft wurden. An meiner Schlaflosigkeit in der letzten Römischen Nacht war wohl vorzugsweise das Militair-Gesetz schuld; ich hatte darüber — das Einzige was ich thun konnte — nach Berlin an eine mitbetheiligte Person geschrieben, aber lediglich aus Veranlassung der anderweitigen Conzessionen (Anzahl der Offiziere in- und außerhalb der Front), die das Parlament durch seine Beschlüsse der Regierung zumuthen zu wollen scheint. — — (am 24ten, nach mehrfacher Unterbrechung):

. . . Hier im schönen Florenz wehen schon wieder Lüfte, die an die Heimath erinnern; auch die Vegetation ist verwandter, als im Süden und in Rom . . . Wir sind entzückt von unserm hiesigen Aufenthalt. Die saubere Stadt in anmuthigster Lage, zahlreiche Kunstschätze, die Anwesenheit des Felgermann'schen Ehepaares u. s. w. sind die maassgebenden Momente dafür. Dennoch steht unsere Abreise für den 27ten bevor; für Mailand haben wir zwei Tage bestimmt und am 30ten, zur Feier meines Geburtstages, werden wir über den Lago maggiore fahren und in Ballanza eintreffen. Nach einigen Tagen geht's dann nach Lugano, der letzten Station im Süden der Alpen; der letzten — merke dies und — unsere Freude darüber! —“

In Ballanza erwartete den Reisenden eine große Geburtstagsfreude; ein von dem Kriegsminister von Rameke ihm „im Namen der Offiziere und Beamten“

feierlich adressiertes Gratulations schreiben, welches zugleich ein prachtvolles Andenken und Abschiedsgeschenk für den Gefeierten ankündigte.¹⁾

„Ich las“ — so antwortete Roon am 6. Mai aus Lugano — „und ich lese die warmen Worte der Anhänglichkeit und Ergebenheit, der Anerkennung und Theilnahme mit wahrer innerlichster Herzensbewegung . . . dieses werthe Dokument wird neben den von unseres gnädigen Königs Huld empfangenen Anerkennungs schreiben für alle Zeiten zu den Schätzen meiner Familie gehören.“²⁾

Dasselbe ist mir ein neues Sympton der oft erkannten freien Hingebung tüchtiger Männer und der wohlgeordneten Harmonie zwischen Haupt und Gliedern der thatkräftigen Institution, der ich — dank Ihrer selbstlosen Mitwirkung — 14 Jahre lang vorzustehen die Genugthuung hatte: jener bewunderswerthen Institution, welche, ebenso ein Produkt als ein Hebel der großartigen historischen Entwicklung unseres geliebten Vaterlandes, sich fort und fort zu ergänzen, zu verjüngen und zu erneuern hat, um in alter Treue, mit ungeschwächten Kräften dem großen Zwecke ihres Dasein's dienen zu können. Diesem Zwecke — das Heer, den starken Arm des Königs, immer fester zu stählen, die vaterländische Waffenschule immer zweckmäßiger und leistungsfähiger zu gestalten und zu entwickeln, um durch eine unübertroffene Organisation der gesammten Volkskraft für den Krieg dem Vaterlande den Frieden zu sichern: — diesem Ziele nah und näher zu kommen, als der eigentlichen Aufgabe jedes preußischen Kriegsministers, war mein Streben während des großartigsten Abschnitts meiner nun beendeten langen Dienstlaufbahn. Darin durch das nicht nur unermüdliche und aufopfernde, sondern auch verständnißvolle und erfolgreiche Mitwirken so vieler ausgezeichneten Männer, in Krieg und Frieden, unterstützt, gehoben und gefördert worden zu sein, gehört zu den befriedigendsten Erinnerungen meines nun geschäftslosen Alters“

Das Ehrengeschenk bestand in einer etwa einen Meter hohen blauen Porzellanvase, welche auf der Vorderseite die Ansicht des Kriegsministerial-Gebäudes (Gartenfront) — der Stätte von Roon's persönlichem Streben und welthistorischem Schaffen — zeigt und auf der Rückseite eine kurze Widmung trägt.

Feldmarschall Roon erklärte am Schlusse des obigen Schreibens, daß er „auch dieses Zeichen der werthen Anhänglichkeit mit herzlicher Befriedigung dankend annehme“ und bat, allen Gebern „diesen Ausdruck aufrichtigen Dankes und seiner nie erlöschenden Sympathien zum Ausdruck zu bringen.“ —

Noch viele andere herzliche und werthe Grüße und Wünsche zu diesem in der Fremde gefeierten Geburtstag brachten zahlreiche Telegramme und Briefe aus der Heimat; zu den letzteren gehörte auch wieder eine ausführliche Zuschrift des Herzensfreundes Blanckenburg. Darin heißt es u. a.:

„Mittlerweile bin ich 3 Tage in Berlin gewesen und zwar gerade nachdem soeben der Compromiß geschlossen war. Ich sage über die Auffassung des Militärs

¹⁾ Bei seiner Abreise im Dezember 1873 hatte Roon sich alle ihm noch in Berlin zugegacht gewesenen Ovationen u. bestimmt verboten.

²⁾ Dies ebenso sinnige wie kostbare Andenken ist — als Pendant zu einer ähnlichen Pracht-Vase mit dem Porträt König Wilhelm's des Ersten — gleichfalls in Krobniß als ein hochgeschätztes Familien-Erbstück aufbewahrt.

nichts. Meine Ansicht kennst Du, daß ich nie geglaubt habe, daß die Liberalen den § 1 annehmen würden d. h. als Gesetz bis zur gesetzlichen Abänderung. Wenn man der Meinung war, daß es möglich war, so irrt man. Auflösen — ja — dann war es möglich. Die politischen Gründe, die B. hatte, dies nicht dem König zu rathen, werden Dir klar sein. Er mußte natürlich dann sicher abgehen, da er dann unmöglich eine regierungsfähige Parthei wieder bekommen konnte — nach seiner Meinung. Ich denke darüber anders. Aber die Meinung, daß durch dies Abkommen materiell Armee und Königthum geschädigt wären, theile ich nicht und halte die Kreuzzeitungs-Artikel in dieser Beziehung für sehr unüberlegt

Noch will ich Dir schreiben, wie ich B. gefunden habe, an dessen Krankenbett und zuletzt =Stuhl ich die drei Tage viele Stunden allein gesessen habe. Ich hatte keine Antwort von ihm auf mehrere Briefe seit meinem Minister-Refüs gehabt, ich fürchtete, er würde sich erregen auch gegen mich, wenn ich irgend auf die und politische Fragen überhaupt einging; und hatte die Absicht, ihm nur zu beweisen, daß wir auch Freunde sein könnten trotz abweichender Meinungen in politicis. Aber nichts von dem — ich fand ihn ganz anders als ich dachte. Er war geistig ganz frisch — körperlich völlig hinfällig, unfähig allein zu stehen vor Schwäche . . . Nach einigen Einleitungen erwähnte er ohne jede Erregung seines Briefes an Dich und des mich betreffenden Inhaltes. Er entschuldigte sich bei mir gleichsam dafür und fügte sehr bezeichnend hinzu: „Dein Refüs war mir ja nicht unerwartet und politisch nur zu erklärlich! Nachdem Noon als einzig führende Brust fort war, langte ich nach Dir, um doch eine Seele zu haben etc.“ Es war nicht angethan tiefer in die Lage einzusteigen, da er zum Widerspruch noch viel zu krank war. Das Ende vom Liede seiner Anschauungen über den Kulturkampf ist natürlich, daß Falk's Stunden gezählt sind, d. h. das ist meine Auffassung. B. ist ja selbst daran Schuld, daß Falk die Peçe geht, die er geht, aber er wird sich überzeugen müssen, daß der Weg, den F. jetzt führt, in die Sackgasse geht. Bismarck hat mich im Dezember gegen Falk fallen lassen und hat jetzt im März das Land (obligatoria) gegen ihn geopfert — und jetzt?? Der juristisch feine Fr. sagt über das Internirungs-Gesetz: „an einem solchen Orte möchte ich wohl ein Wirthshaus haben! Die Wallfahrer werden dort schön kneipen!“ Wenn also auch das nichts hilft — was dann? Gerade die obligatoria helfen den Römlingen bei diesem Kampfe sehr. Sie können zu legitimen Kindern kommen, wenn sie auch keinen vom Staate anerkannten Pfarrer haben! In den 30er Jahren mußten die armen Lutheraner auswandern, weil das staatliche Wort „Concubinat!“ ihnen zu furchtbar war. —

Was ich bei dieser letzten Compromiß-Katastrophe am meisten bedaure, das ist die Art und Weise, wie es in Scene gesetzt ist. Das hat die Conservativen seit 1867 ruinirt und wird jetzt die Nationalliberalen ruiniren, nachdem man Bethusy und Genossen parlamentarisch völlig vernichtet hat. Das schadet dem Ansehen der Regierung: erst alle Organe, auch Commissare hineinzusetzen und dann plötzlich: linksunfehr! Das beklage ich, aber nicht den materiellen Inhalt des Gesetzes.

Doch nun genug. Ich lese keine einzige Rede mehr; dagegen habe ich 25000 Eschen gepflanzt. —
Dein Moriz.

Roon dankte und antwortete (Lugano, 21. Mai 74):

„Geliebter Moriz! Heute drängt es mich zunächst, Dir zu Deinem nahen Geburtstage zu gratuliren, indem ich Dir zugleich ebenso danke für Deine Glückwünsche zu meinem vollendeten 71. Jahre; Du aber trittst am Pfingstmontage in Dein 60! — Wie oft ich noch dergleichen Wünsche mit Dir austauschen werde — Gott der Herr allein weiß es — aber daß wir am Ende meiner Tage durch das nothgedrungene Aufgeben unseres gemeinsamen Mittelpunktes Berlin um den Genuß zu kommen bedroht sind, den mir wenigstens unser öfteres Ersehen und Aussprechen gewährte: das ist mir besonders leid; denn Briefe — geschrieben wir sie auch lieber — geben keinen vollen Ersatz. Daß ich einsamer Alter die Entbehrung schwerer empfinde, ist leicht erklärt. In meinen Jahren flieht man keine neuen Freundschaftskränze; man trauert nur über die verwelkten und verwelkenden . . .

Die Mittheilungen in Deiner Bußtags-Gratulation über Berliner Verhältnisse waren mir ja sehr interessant. Verzeihe mir aber, wenn ich in diese Materie nicht hineinsteige, sondern mich nur auf das Eine beschränke, daß es mich herzlich erfreut und gestärkt hat, in deinen Auffassungen und Urtheilen den Wiederhall, ja das Spiegelbild der meinigen zu finden, so unbekannt sie Dir auch sein mußten, da ich mich gegen Dich ad hoc noch m. W. nie geäußert hatte; Du wurdest dabei allein durch unsere innerliche Uebereinstimmung in politicis und durch Erinnerungen geleitet, die auf diesem gemeinsamen Boden gewachsen waren. Deine Mittheilungen über die Person unseres berühmten Freundes waren mir natürlich in hohem Grade interessant, aber nicht überraschend. Ob er innerlich wirklich selbst glaubt, daß die Schuld an allen politischen Mißerfolgen immer nur Andere tragen? — — —

Die Erfolge von 66, oder vielmehr die an diese Erfolge geknüpften Illusionen von allgemeiner Versöhnung der politischen Gegensätze, haben uns das erste Bein gestellt, so daß unsere Politik in's bedenklichste Stolpern und Schwanken gerathen, woraus uns zu erretten der Heldenprung von 1870/71 nicht gedient hat; die damit verknüpfte Berauschung verhinderte die Rückkehr zu gesunder Nüchternheit, und so taumeln wir denn, an Abgründen hin, weiter. Die Mai-Gesetze sind m. E. nothwendig geworden, weil in der Sieges-Betäubung von 70 versäumt worden war, nach dem Infallibilitäts-Beschluß sofort diplomatisch zum Kriege mit Rom zu schreiten durch die Erklärung: „die Römische Kirche von ehemals existirt nicht mehr, also auch unsere Verträge mit derselben nicht!“ Da man dies versäumt und den legislativen Feldzug begonnen, kann man nicht ohne Selbstvernichtung letzteren aufgeben. Daran würden nicht bloß Falk, sondern auch größere Vögel die Schwingen brechen. — Aber ich wollte ja nicht kannegießern: politisch Leid — leidig Leid! ich sänge lieber mit Schäffer: „Still liegen und einsam sich sonnen — ist auch eine wackere Kunst.“ — — —

In Lugano war Roon mit seinem ganzen Gefolge schon in den ersten Tagen des Mai eingetroffen. Mehrere Briefe an die Seinen in der Heimat bezeugten damals sein relatives Wohlbefinden. Dort erreichte ihn auch wieder ein Brief Seiner Majestät des Königs (aus Berlin vom 8. Mai):

„Mit Freuden erfahre ich durch Ihren Sohn, daß Sie bereits in Lugano auf der Rückreise eingetroffen sind und sich im Ganzen wohler befinden; Gott gebe ferner Besserung auch im nordischen Klima!

Ich habe schwere Tage durchlebt! Das Ehegesetz, über das ich denke wie Sie, ist mir nicht möglich gewesen zu hemmen, da auch der F. B. sich für dasselbe entschied, obgleich ich trotz meiner Hinfälligkeit noch 2 mal dagegen schrieb und auf die facultative Ehe hinwies — vergeblich!

Jetzt ist eine 2te Catastrophe beim Militair-Gesetz eingetreten. Die Frage hatte sich so zugespitzt, daß die Alternative stand: Conflict oder Herabminderung der Kopfzahl von 401000 M. auf 350000. Da zog ich die Erste Ziffer vor, die ich überall laut als die Nothwendigkeit hingestellt hatte, und fügte mich in das septennat mit schwerem Herzen! Aber freilich in unseren Tagen sind 7 Jahre fast $\frac{1}{2}$ Jahrhundert, wenn man an die 7 Jahre von 1863 bis 1870 denkt! So haben wir für 7 Jahre die Armée-Organisation intact, und nach 7 Jahren stehen wir vielleicht vor oder schon nach einem neuen Krieg; wenn nicht, so wächst die Population doch, und dann muß 1 pro Cent Wehrpflichtiger doch erhöht werden. Hoffentlich werden wir bald mündlich das Alles noch erörtern. Bis dahin sage ich Ihnen Lebe-wohl und auf Wiedersehn,

Ihr treu ergebener

Viel Liebes den Ihrigen!

Wilhelm.

Die Mittheilungen aus Lugano, welche Roon und die Seinen in die Heimat gelangen ließen, besprachen auch ferner nur Geschäfts- und Familien-Angelegenheiten und bestätigten körperliches Wohlbefinden sowie auch sonst Zufriedenheit mit dem schönen Aufenthalte in dem behaglichen Hotel du Parc. Ende Mai wurde dann die dennoch allerseits ersehnte Rückreise in die liebe deutsche Heimat angetreten. In kleinen Tagereisen, über Bellaggio, Chiavenna, Thufis, Ragaz, Lindau, Nürnberg langten die Reisenden am 4. Juni in dem idyllischen Neuhof am Fuße der Koburger Feste an.

Während der nächsten Wochen und Monate widmete sich Roon — nachdem er für die Einrichtung der eigenen Häuslichkeit noch vielfach in Anspruch genommen worden war — ausschließlich seiner Familie, indem er die Besuche der verheirateten Kinder-Paare, zum Teil auch der Enkel empfing. Auch andre liebe Freunde kamen, sich den hübschen, stillen Ruhesitz des Feldmarschalls anzuschauen. Es folgte dann im August eine Reise nach Berlin, von wo aus Roon (am 19.) der Gemahlin über sein Wiedersehen mit dem geliebten Könige (in Babelsberg) berichten konnte, nachdem er dort von beiden Majestäten huldreichst empfangen worden war. — Auch seine in Potsdam wohnenden verheirateten Kinder (v. Brauchitsch) hatte er dort besuchen können. —

Neuhof war zum Winteraufenthalt nicht geeignet, Anfang November finden wir daher Roon mit den Seinen in Krobütz, wo das umgebaute und erweiterte Herrenhaus im Laufe des Sommers fertig gestellt worden war. Auch hier war noch vieles für die neue Einrichtung zu thun, und leider wurde der Hausherr in jenen Wochen darin vielfach durch heftige Anfälle seines alten Leidens — entstanden durch Erkältungen auf der Reise — gestört. Besorgt über diese Nachrichten schrieb ihm auch Blanckenburg, der dabei von seinem Ergehen einiges mittheilte (22. November):

„Wir leben hier in Zimmerhausen unglaublich still und ganz unpolitisch; ich kann mich nicht mehr entschließen, den Reichstagswegen nachzuspüren, die ich verlassen habe. Für mich existiren die Debatten gar nicht mehr. Dagegen habe ich die neueste Auflage von Ranke's Päpsten verschlungen. Möchten doch alle Lutheraner das nun lesen und lernen, wer ihre Feinde sind, und daß mit den römischen Mächten kein Bund zu flechten! Aber möchten auch die Regierenden lernen, daß die Römer noch nie so stark gewesen sind wie jetzt, und daß sie mit einfacher Gewalt nicht zu zwingen sind“ . . .

Erst Mitte Dezember erholte sich Roon von seinem Leiden so weit, daß er den brieflichen Verkehr mit den Seinen wieder aufnehmen konnte; in einem Schreiben an Blanckenburg (von 14. Dezember) äußerte er u. a.:

„ich bin zwar, wie es mir scheint, in der Genesung — schwach aber bin ich noch sehr, denn ich bin alt, und weil ich dies unabänderlich bin, so bleib' ich auch unabänderlich schwach und stümperig, und das hat auch sein Gutes. Solch' ein Zustand weist nach jenseits, wo wir hingehören und heimisch sein sollen, nicht auf die irdische Pilgerbahn. Aber — der Mensch ist ein Vogel ohne Flügel. So oft er auch nach Oben aufplattert, so oft fällt er auch auf den gemeinen Boden dieser armen und doch so lieben und schönen Erde zurück; und so fehlt es nicht an Beschämung und Unzufriedenheit: die Flügellähme erzeugt die Scham, und die Unfähigkeit zu allem irdischen Thun die Unzufriedenheit. Daß ich in den sogenannten großen Dingen dieser Welt nicht mehr mitspielen kann, ist erträglich, ja erfreulich; daß ich aber auch für die kleinen nur noch ein Brack bin, kein Lüstchen zu ertragen, nicht mich nach Lust und Gefallen zu rühren und zu bewegen vermag: das, das ist schwer und schmerzlich — wiewohl auch dafür zu danken ist, da es lehrt und mahnt, wohin ich gehöre, worauf ich zu denken und mich zu bereiten habe . . .

Es ist wunderbar still, friedlich und einsam rings um mich her; und Berlin, wo der Reichstag wirbelt, der Partheizank tobt, Harry Arnim vor seinen Richtern sitzt und alle Teufel des Egoismus mit einander ringen und die Feuerbrände des Sozialismus schwälen, ist weitab, und ich habe persönlich nichts, gar nichts mit all' den Wirrsalen zu thun und mich meiner Neutralität nicht zu schämen, der ich nach redlichem Mitkampfe außer Gefecht gesetzt worden bin. „Gott sitzt im Regimente!“ Das ist mein Trost und meine Hoffnung, wenn ich die Schwüle drohender Wetter empfinde und an ihre Entladung, die ich nicht mehr erleben werde, und an das Schicksal der Nachbleibenden gedenke und an

die Lösung der kirchlichen und gesellschaftlichen Fragen und Conflict: unser Herr = gott Selbst, nicht Kaiser und Kanzler und Reichstag. — — Uebrigens scheint mir Bismarck jetzt in besserer und gesunderer Fahrt, als seit lange. Bei meinem letzten Ersehen mit ihm — am 2 t. v. M. während meiner Anwesenheit in Berlin — fand ich ihn objektiver, zufriedener und bei aller gewohnten Lebhaftigkeit unaufgeregter als je — vollkommen auf der Höhe seiner Stellung, in völliger Uebereinstimmung mit dem Allerhöchsten; und in den Reichstagsgefechten war er brillanter und siegreicher als in den Vorjahren, und deshalb — meine ich — wird er auch nicht wieder erkranken. — —“

„Geliebter Moritz! Du siehst den alten Fuhrmann, der, wenn er auch nicht mehr fährt, doch — nach dem Sprichwort — noch gelegentlich mit dem Peitschenknallen sich erlustigt . . .“

Im Winter 1874/75 hatte Roon auch in Krobnitz viel Besuch, besonders von seinen verheirateten Kindern und den Angehörigen der Braut seines jüngsten Sohnes Wilhelm (welcher sich kürzlich mit Fräulein Mally von Beschau verlobt hatte). — In derselben Zeit wurde er wieder durch einen gütigen Brief des Königs (der ihm, wie alljährlich, ein sinniges Andenken auf den Weihnachtstisch hatte legen lassen) herzlich erfreut:

Berlin 5. 1. 75.

„Sie haben mir eine große Freude durch Ihren Dank- und Wunsch-Brief bei Weihnachten und zu Neujahr gemacht. Ihnen kann ich im neuen Jahr nur befestigtere Gesundheit und weniger Familien-Trauer wünschen! ¹⁾ — Sie haben über mich richtige Gesundheits-Mittheilungen erhalten. Ich habe die Manöver- und Jagd-Campagne sehr gut überstanden und fühle mich fast kräftiger als in der letzten Zeit vor der schweren Erkrankung.

Was ich von der Armée sah, hat mich überaus befriedigen müssen. Alle Truppen die ich sah, 107 Bat., 140 Escadr., 72 Geschütze sind von einer Gleichmäßigkeit und fortschreitender Ausbildung, die von dem nie ruhenden Fleiße aller Glieder zeugt. Der Reichstag ist im Allgemeinen généreux für die Armée gewesen und hat, was ich anerkennen muß, Piétäts-Gefühle, wenn es ihm auch schwer wurde, gezeigt (Gardes du Corps und Lohn-Erhöhung der alten Garde-Regimenter), — so daß wir Manches erreichten, was sehr zum Besten der Armée gereichen wird, so daß wir die nächsten 6 Jahre ruhig verleben können, d. h. wenn Frieden bleibt.

Das Alles sind die Früchte der Saat, die Sie mir säen halfen, und gewiß mit Genugthuung sehen!

Mich den Ihrigen angelegentlichst empfehend

Ihr dankbarer

Wilhelm.

* * *

Eine Reise nach Berlin, welche Roon im Februar 1875 geplant hatte, mußte wieder aufgegeben werden. Seine Gemahlin ging Anfang März dorthin, wo die Eltern (bei ihrem ältesten Sohne) damals ein permanentes eigenes Absteige-

¹⁾ Zwei Enkeltöchter K.'s waren im Herbst 1874 einer ansteckenden Krankheit erlegen. — D. S.

quartier hatten — aber allein. Mit bezug darauf schrieb Roon an Blankenburg (Krobnitz, am 26. Februar 1875) u. a:

„Insofern Dein l. Brief vom 22. d. Dein Nichterscheinen in Berlin für den Fall meines Dortseins entschuldigen sollte, war er freilich gegenstandslos, denn ich war nicht dort und werde auch Anfang März schwerlich hingehen. So lange ich noch unter Gottes Sonne umherschleiche, muß ich mich ganz stille verhalten. Berlin aber ist mir zu laut und die dortige unvermeidliche Verkehrs-Friction zu aufreibend für mich. Vater Thadden und Vater Wrangel freilich, auch der König — können das, ich aber nicht. Vielleicht — komme ich noch einmal wieder zu mehreren Kräften, vielleicht aber — — wie Gott will! — —

Ueber Bismarck's von den Zeitungen, in Ermangelung anderen Futters, breit ausgeblasenen Rücktritt beunruhige ich mich nicht. Hat Prometheus das Feuer geraubt, so muß er sich nun auch die Fesseln und den Geier gefallen lassen. Alle Stellvertreter, die ihm die Meinung der vulgären flatschenden Menge setzen möchte, sind — — unmöglich! Der Kampf mit den Ultramontanen, der so alt wie das Christentum in Europa, muß von ihm durchgekämpft werden . . . es kann gar nicht darauf ankommen, was er lieber möchte oder seine Familie! Man nascht nicht ungestraft von dem Baume der Unsterblichkeit. Wollte er jetzt rebus sic stantibus — um jeden Preis in das Behagen des Landlebens, so würde er ganz abgesehen von der übernommenen schwerwiegenden Verantwortlichkeit für das Begonnene, sich selbst den Kranz von der Schläfe reißen, den ihm das Publikum vindizirte. — Doch — was schere ich mich darum? Ein alter Mann thut wohl besser an seiner Seelen Seeligkeit zu denken, als an all' die Irrthümer und Verwirrungen dieser Zeitlichkeit.“ — — —

Blankenburg antwortete (am 12. März):

. . . „Gestern war hier (in Stettin) großes Jubiläum des Chef-Präsidenten und habe dabei Friedberg (den Justizminister) gründlich gesprochen. Nicht ohne Interesse für Dich wird es sein zu hören, daß man in den Kreisen, die Fr. vertritt, gar nicht an Bismarck's Rücktritt denkt und daß der Kronprinz in diesen Tagen gründliche und für ihn befriedigende Aussprache mit B. gehabt hat. Er schmeichelte sich zu wissen, daß Rom anfängt nachzugeben — fürchte sehr, daß dies auf Täuschung beruht.“ — — —

Roon's Stillleben in Krobnitz wurde damals „bei herrlichstem Winterwetter“ und auch später zuweilen durch Besuche der Nachbarn, empfangene und erwiderte, unterbrochen, soweit seine schwankende Gesundheit dies zuließ. Die Umgegend seiner Besizung zeichnete sich durch zahlreiche und sehr sympathische Nachbarhäuser aus, unter denen das von der Familie des Prinzen Reuß bewohnte gastliche Zänkendorf einen oft und gern aufgesuchten Mittelpunkt bildete. Mit dem allgemein verehrten greisen Haupte dieser Familie und dessen durch Geburt und Geist gleich erlauchter Gemahlin, sowie auch mit Herrn und Frau von W. auf Deutsch-Paulsdorf fühlte Roon sich, durch Übereinstimmung der Anschauungen und Neigungen, in ganz besonders herzlicher Freundschaft und Zuneigung verbunden; er hat es oft ausgesprochen, wie wohlthuend dieser äußerlich einfache,

wahrhaft gemüthliche Verkehr für ihn sei und wie sehr er es beklagte, daß seine Kränklichkeit ihn verhinderte, den Genuß so erfreulichen und erfrischenden Umganges sich so häufig zu verschaffen, als er es wohl gewünscht hätte. In feierlicher Weise pflegte er nur selten Gäste bei sich zu sehen; das höchste patriotische Fest: den Geburtstag seines teuren Kaisers und Königs, ließ der alte Feldmarschall indessen niemals ungefeiert vorübergehen. An diesem Tage nahm er es gewissermaßen als sein Recht in Anspruch, die sämtlichen Nachbarn zu frohem Mahle um sich zu versammeln und bei diesem Anlasse der allgemeinen Begeisterung in herzlichen, kernigen Worten Ausdruck zu geben. —

Seiner Familie, dem Wohle jedes einzelnen Angehörigen sowie seiner Dienstleute widmete er fortgesetzt die größte Teilnahme, Sorgfalt und Liebe. Wohl war sein ganzes Wesen ernst, streng und Ehrfurcht gebietend, so daß manche ferner Stehende ihm gegenüber über das Gefühl einer gewissen scheuen Ehrerbietung nicht hinausgekommen sein mögen. Aber wer ihm näher treten und öfter begegnen durfte, der empfand — und war es auch nur ein geringer Tagelöhner oder eine arme Garten-Arbeiterin — gar bald die warme Güte und wohlwollende Freundlichkeit seines Herzens, welche durch das ernste, stramme Wesen hindurch leuchtete und alle Angehörigen und Untergebenen veranlaßte, ihrerseits mit verehrungsvoller Liebe und Dankbarkeit zu ihm aufzublicken. — War er somit ein musterhafter Haus- und Familien-Vater — so betrachtete er, für seine Person stets so anspruchslos wie in seiner Jugend, seinen irdischen Besitz jederzeit nur als dargeliehenes Gut, zu dessen sorgsamer Verwaltung er als getreuer Haushalter verpflichtet sei. In diesem Sinne leitete er seine Geschäfts-Angelegenheiten, denen er sich in seiner Muße jetzt mehr widmen konnte, mit peinlicher, treuer Gewissenhaftigkeit. Zuweilen — in seinen letzten Lebensjahren — machte er sich auch ernste Sorgen, wenn der Erfolg — wie er behauptete durch eigene Schuld — seinen treuen Bemühungen manchmal nicht zu entsprechen schien, und er daher nicht ersprießlich genug für die Zukunft der Seinen vorgesorgt zu haben meinte. Auch seine Briefe behandeln vielfach dieses Thema. Allein ebenso sehr bezeugen sie — zumal diejenigen an Frau und Kinder — wie ernstlich er innerlich fortgesetzt auf die Bewahrung und Erwerbung himmlischer Güter bedacht war. Er beschäftigte sich vielfach mit Todes-Gedanken und wies, die Seinen in rührendster und liebevollster Weise im voraus für diesen Fall tröstend, immer wieder auf das Eine, was ihm und uns allen Not sei, hin. Aus allen solchen Aeußerungen ging deutlich hervor, wie er alle irdischen Sorgen, bei aller momentanen Berechtigung, doch für völlig bedeutungslos ansah im Vergleiche zu den idealen Schätzen und himmlischen Zielen.

„Auf irgend eine Weise“ — schreibt er z. B. (März 1875) „muß ja der Tod eines alten Menschen immer herbeigeführt werden. Es ist ja nur bei Wenigen so wie bei'm Ausläuten einer Glocke, deren letzter Ton verhallt, wenn die letzte Kraft zu ihrer Bewegung aufhört. In dem wunderbar construirten Hause, in dem unsere Seele hienieden wohnt, giebt es ja immer Constructions-Fehler und abgenutzte Pfeiler und Decken, so daß man sich nicht wundern darf, wenn solch'

ein altes Haus plötzlich einfällt; das ist vielmehr ganz in der Ordnung, und es kommt nicht darauf an, das Gehäuse zu conserviren, sondern vielmehr dessen unsterbliche Bewohnerin heil und rein aus dem irdischen Heimfall in die ewigen Hütten zu retten. Das ist die Aufgabe, die allein durch Gottes ergänzende Barmherzigkeit zu lösen ist, die allein wichtig ist und unendlich viel bedeutender und wichtiger, als die Erhaltung dieser unserer irdischen Hütte! . . .

Die Abnahme der Kräfte, die ich empfinde, gemahnt mich ernstlich an die Bezahlung meiner Schulden; und wie viel, wie unendlich viel bin ich Euch Allen — an Liebe schuldig geblieben, so daß ich es gar niemals werde voll bezahlen können. Aber ich will ja nun nachträglich Capital und Zinsen hergeben, was ich vermag; ich weiß ja, daß ich zu Nachzahlungen keine lange Frist mehr habe, um so weniger, als ja auch die Gegenwart ihre eigenen Zahlungs-Ansprüche hat. Aber es ist mit der Liebe wie mit der Sonne oder wie mit einem unschätzbaren Solitär: man kann sie nicht stückweise genießen wie ein schmackhaftes Gericht, sondern nur voll und ganz — oder gar nicht. Daher wird's auch mit dem Nachzahlen überhaupt nichts sein, sofern dies nicht durch Fernhalten aller Schleier und Wolfenschatten und mit dem immer gleichen Sonnenglanz und vollen Brillantfeuer in der Zukunft mit geschehen kann. . . .

Glaube aber nicht etwa, daß ich mit Bestimmtheit an ein nahes Scheiden oder an ein plötzliches Ende glaube . . . ich hoffe vielmehr von Gottes Gnade, daß Er mir — da ich innerlich noch keineswegs vollkommen marschbereit — noch eine Frist gönnen werde, um Versäumtes möglichst nachzuholen. — — Dennoch ist es gut, daß wir an Unvermeidliches oft und gern gedenken und alle Furcht und Angst in seelige Hoffnung verwandeln. Es ist daher keine Sorge in mir, daß Dich das Aussprechen solcher Gedanken traurig mache, so ernsthaft und tief bedeutungsvoll sie auch für uns und alle Betheiligten sein mögen." —

Von so ernsten Gedanken bewegt, hatte Roon auch seine Glückwünsche zum Geburtstage an den gnädigen Monarchen gerichtet, sich zugleich entschuldigend, daß er wegen mangelnder Gesundheit auch diesmal nicht im Stande gewesen sei, persönlich zur Gratulation zu erscheinen. Der König dankte wieder eigenhändig für „die lieben Zeilen“ und schloß: „l'homme propose et Dieu dispose, und so muß man hinnehmen, was Dieser sendet! Daher ist der Blick in die Vergangenheit immer sicherer und dann kann ich freilich nur mit tiefem Danke die unbegrenzten Gnadenbezeugungen des Himmels erkennen, die Er mir in der letzten Zeit zuwendete, und die Sie in nie ermüdender Arbeit und Thätigkeit vorbereiten und herbeiführen halfen! Freilich muß ich mit Schmerz sehen, daß Sie dem Vaterlande und mir Ihre Kräfte und Ihre Gesundheit opferten! Möge den Lohn für Ihre Handlungen Ihr Gewissen Ihnen selbst gewähren, während Sie meines Dankes mehr als gewiß sind!

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

(Fortsetzung folgt.)

R. v. D.



Die Schatzsucher.

Eine Begebenheit aus dem Jahre 1848

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Es ist mir doch, als ob ich dieser Pflanze — ich meine, dem Gesicht des Fräulein Heidelerche — früher schon einmal irgendwo begegnet sein müsse,“ hatte der Professor Anton Schabacker ohne ein weiteres Interesse, aber mit einer gewissen Überzeugung gegen Hanne Sofse geäußert, und da diese sich nicht verpflichtet gehalten, daraus vor ihrer jungen Samtniederschwester ein Geheimnis, zu machen, war die Folge gewesen, daß Gertrud sich auf ihr Zimmer begeben und vor sich hin gesprochen hatte: „So müssen wir uns wohl entschließen, dein Todesurteil auszufertigen; es thut mir leid, doch tu l'as voulu, und jeder ist sich selbst erst einmal der Nächste.“ Und weil sich dies gerade an einem Sonnabend zugetragen, zog es des Weiteren nach sich, daß um einige Stunden später der wöchentliche Frachtfuhrmann bei seinem Wiederabrupeln vom Dreiangel unter den sehr wenigen seiner Beförderung anvertrauten Schriftstücken einen Brief mit der Adresse: „An das wohlgeborene Fräulein N. Rosenbach in Berlin, Königsstraße Nr. 137“ mit sich auf die Heerstraße hinausnahm. Seinerseits jedoch hatte auch er etwas im Dreiangel hinterlassen, nämlich das neueste kleinstädtische Wochenblättchen, welches zwischen wichtigen Geburts-, Todes-, Hochzeits- und Feuerschadensfällen seines Erscheinungsortes noch die Nachrichten übermittelte, daß von dem deutschen Volksparlament in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. der Erzherzog Johann von Oesterreich mit großer Stimmenmehrheit zum „Reichsverweser“ erwählt worden sei, sowie daß neuerdings an zahlreichen Orten losgebrochene Aufstände noch zweifelhaft machten, ob das zukünftige Regiment in Deutschland ein monarchisches oder ein auf breitester republikanisch-demokratischer Basis aufgerichtetes sein werde. Über das etwa Wünschenswertere von diesen beiden möglichen Fällen sprach das Blättchen sich in bescheidener Zurückhaltung nicht weiter aus, sondern ging auf den Stand der Futterrüben über, den es bis jetzt freudig als ausgezeichnet hinstellen zu können erklärte. Und es ließ sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß von seinen sämtlichen Mitteilungen diese letzte auch im Dreiangel das meiste oder einzige Interesse erregt haben würde, wenn sie den In- und Umwohnern desselben zu Gesicht geraten wäre.

Das geschah indes nicht, denn Daniel Alfilas hatte sich beim Anhalten des Frachtwagens sogleich des Blattes bemächtigt und, ohne daß es von irgend jemandem entbehrt wurde, sich damit in einen einsamen alten Dünemwinkel am Gartenrande der Wirtschaft zurückgezogen. Sein Verfahren mit dem Stück graugelblichen Löschpapiers bot entschiedene Ähnlichkeit mit dem eines Ameisenlöwen, der auf das Herunterpurzeln seiner Beute gelauert, um ihr das Blut auszusaugen, doch regte andererseits sein Gesichtsausdruck beim Lesen auch zu dem Gleichnis

an, daß er zwischen die halbausgelaufenen schwarzen Buchstaben des Blättchens wie unter stumme Schatten der Unterwelt niedersteige, denen er erst durch die Blutfülle seines Verständnisses geheimnisvolles Leben und Sprache einflöße. Als er zuletzt aufstand, schob er das zusammengefaltete Blatt in seine Brusttasche, und in der Ausführung dieser Bewegung sprach sich eine große, kundgebende Ruhe aus, daß er volle Fassung dem gegenüber in sich trage, was kommen werde und müsse. Nach gewohntem Brauch begab er sich zur Herrengaststube, doch vielleicht zum erstenmal seit dreißig Jahren trieb eine Übermacht seines Innern ihn bereits nach dem zweiten Glase Braumbier zum Aufbruch. Ernstes Grüßes verabschiedete er sich von den Zurückverbleibenden und schritt, vorahnungsvoll und bereit, Poppenrode entgegen.

Es war eine ziemlich dunkle, allein nicht völlig lichtlose Nacht, denn die erste, dünne Mondichel stand schräg gegen West hin am Himmel. Die Frösche quakten noch, und die Rohrdommel ulkte von fern, als ob ihnen die Welt keinen andern als den gewöhnlichen Eindruck erzeuge. Der Fortwandernde sprach vor sich hin: „Vielleicht ist die unwissende Kreatur zu beneiden.“

Da kam etwas Dunkles, eine Menschengestalt, in absonderlicher Gangart gegen ihn heran. Sie schien sich zum Zweck gesetzt zu haben, gleichmäßig von beiden Rändern der Heerstraße Kenntnis zu nehmen, denn sie begab sich in einer fortlaufenden Korzieherlinie von links nach rechts und wieder umgedreht quer über den Weg vorwärts. Nun ward es eine untersekte, breitrückige Manns-person, deren Kleidung sich nicht deutlich unterscheiden ließ, nur brachte ein hellerer Doppelschimmer an den Knien auf die Vermutung, daß er der nämlichen Grundbeschaffenheit an Substanz und Farbe mit den breiten, unbestiefelten Barfüßen entstamme. Auf dem Kopfe trug der Wanderer etwas, das sich wie ein Stück eines schwarzverrußten, vielfältigst eingebeulten Ofenrohrs ausnahm, und die Hand hielt einen gleichfalls, nur in sehr verdicktem Maße, korzieherartiger Stocf. Diesen stemmte er jetzt hinter sich auf den Boden, nutzte ihn als einen offenbar höchst wünschenswerten Stützpunkt für die Endglieder seiner Wirbelsäule und sagte, dem Schulmeister zugleich mit einer kratzigen Baßgurgelstimme einen Schwall von Schnapsdunst ins Gesicht werfend: „Manu? Nu wird's Zeit, sag' ich. Was sagst du? Schleesack, sag' ich, nu wird's Zeit.“

„So? Wird es Zeit?“ wiederholte Daniel Ulfilas ohne ein Anzeichen der Überraschung über die verwunderliche und unbräuchliche Anrede. „Und, wenn mir die Frage verstattet ist, wozu wird es Zeit?“

„Dumm's Vieh — Zeit wird's, daß alles umgekehrt wird. Das Unterste muß zu oberst und das Oberste muß zu unterst —“

Der Antwortende schien seine Meinung durch eine bildliche Darstellung näher erläutern zu wollen, denn er reckte eine geballte Faust über sich, rutschte dabei aber a tergo oder cum posticis von seinem Knotenstocf ab und stand im Begriff, sofern sein Kopf das Oberste an ihm bildete, dies mit dem Untersten seiner Fußsohlen in bezug auf die Bodennähe zu vertauschen. Hiervor bewahrte ihn jedoch ein hilfreiches Zugreifen des Lehrers, der seine Unterstützung ernst mit

den Worten begleitete: „Das ruht doch wohl noch als ungewisse Entscheidung in der Wage des Schicksals. Und darf ich den Namen desjenigen erfragen, den es mir auf diesem Wege entgegen sendet?“

„Schleesack hab' ich gesagt. Schleesack heiß' ich, und wer mir einen andern Namen geben will, der soll's mit mir zu thun kriegen.“

„Das verhüte meine Achtung vor dem Auserkorenen der noch unentschleierten Vorbestimmung,“ fiel Daniel Ulfilas ein, während der andere, mit dem linken Bein einen Halbkreis um seinen Stock schlagend, etwas zungenbrüchig hervorbrachte:

„Hier herum hat mal ein Dreibein gestanden —“

„So? Ein Dreibein?“ wiederholte der Hörer.

„Da hat mal einer, der daran gebammelt, vorher einen Schatz eingegraben gehabt. Man soll alle, die Kronen auf'm Kopf haben, daran baumeln lassen.“

„So? Einen Schatz? Und das also ist die Meinung derjenigen, die ihren Abgesandten hierher berufen?“

„Das sag' ich, Schleesack, und nu wird's Zeit. Morgen soll's losgehen, herauszuriechen, wo's Dreibein gestanden. Nu aber, wo is der Kümme! Kümme und Kammer! Groschen, sagst du? Groschen, sag' ich, für Kümme und Kammer, acht Tage lang. Hier!“

Der nächtliche Wandersmann, Namens Schleesack, platschte mit der Hand in der Gegend seines rechten Oberschenkels auf einen Hosensbehälter, der durch ein überraschendes Klirren offenbar ziemlich vieler darin angestauter kleiner Münzen antwortete. Beipflichtend versetzte der Schulmeister: „Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ein Bevollmächtigter des großen Prinzipes der Freiheit und Gleichheit auch mit den äußeren Hilfsmitteln für die Durchführung seines Auftrages versehen ist. Zur rechten Hand an dieser Heerstraße befindet sich in etwa viertelstündiger Entfernung von hier der Gasthof zum Dreiangel, welcher allen berechtigten Forderungen des Einkehrenden entsprechen wird.“

„Denn dreh' mich mal herum! Das is meine rechte Faust und das Mondkalb is links. Dreibein und Dreiangel! Nu wird's Zeit. Und bammeln müssen sie alle, wie der, welcher den Schatz eingegraben hat. Kümme und Kammer, sag' ich, Schleesack.“

Damit löste der Sprecher sich von seinem bisherigen Halt ab, schoß zunächst mit sternschnuppenartiger Fallgeschwindigkeit seitwärts an den linken Grabenrand, dann im Zickzack über die Straße zur rechten hinüber und entschwand aus den nachblickenden Augen Daniel Ulfilas'. Tief gedankenvoll setzte dieser nun seinen Weg fort, scheinbar lag die Welt wiederum wie in jeder Sommernacht früherer Jahre um ihn. Doch mächtiger als zuvor noch drängte es ihn zur Erreichung seiner Burgkemenate, so daß er weit ausholenden Schrittes durch die Stille dahinflasterte. Fast traf er an den ersten Lehmhäusern Poppenrodes ein, als ihm nochmals die Gestalt eines Fußgängers entgegenkam und ihn artigen Tones anprach: „Entschuldigen Sie, ist hier irgendwo ein Gasthaus zum Übernachten in der Nähe?“

Nach der Stimme mußte der Fragsteller ein noch jugendlicher Mann sein; der Angesprochene sammelte sich in kurzem Schweigen, dann entgegnete er ruhig:

„Bildet etwa der Gasthof zum Dreiangel auch für Sie das Ziel Ihres Weges?“

„Dreiangel? Meinetwegen, wenn keine Fußangeln drin liegen. Eine hübsche Gegend hier, besonders wenn man nichts mehr davon sieht; ein bißchen afrikanisch. Einen Löwen drin ausfindig zu machen, hält freilich nicht leicht.“

„Einen Löwen?“ wiederholte Daniel Ulfilas gedehnt. „So? Sie suchen einen Löwen?“

„Oder eine Löwin“, lachte der Fremde, „oder einen Schatz, den ich aus dem Sande graben möchte, es kommt alles auf dasselbe heraus. Aber das Land hat hier mehr Quadratmeilen, scheint mir, als anderswo, und ich siebe seit bald einer Woche täglich ein paar Billionen Sandkörner umsonst durch. Sie sind wohl in der Gegend bekannt, ist Ihnen vielleicht zufällig eine — nun sagen wir, so eine Art von Märchenprinzessin zu Gesicht geraten, die gewissermaßen wie vom Himmel gefallen, plötzlich hier angekommen, etwa um Milch zu trinken oder etwas Derartiges?“

Eine Stille von einigen Atemzügen trat ein, dann versetzte der Poppeneroeder Gelehrte mit sicherer Überschauung und Bemessung der Sachlage: „Eine Verhehlung des Thatbestandes ist mir nicht geboten. Die Prinzessin befindet sich seit einiger Zeit schon im Gasthof zum Dreiangel.“

„Welche Prinzessin? Sind Sie ein bißchen —?“

Der Entgegnende verschluckte indes ein noch beabsichtigtes Wort seiner letzten Frage und fügte statt dessen nach: „Hält sich wirklich seit etwa zehn Tagen eine Ihnen unbekannte junge Dame in Ihrem Dreischwengel oder Dreiangel oder wie das Ding heißt, auf? Beschreiben Sie mir doch einmal, wie sie aussieht!“

Daniel Ulfilas erwiderte mit Achtung befundendem Ton: „Sie belieben Ankenntnis der Persönlichkeit zu besitzen; es steht mir nicht zu, einem Zweifel darüber Raum zu geben, sondern Ihrer Anforderung Genüge zu leisten.“ Er entwarf die verlangte Schilderung in genauester Weise, bis der Zuhörer ihm ins Wort fiel:

„Kein Zweifel, es ist richtig!“

„Daß es richtig sei, unterliegt wohl allerdings keinem Zweifel,“ bemerkte der Schullehrer mit einem durch leises Lächeln geminderten Ernst.

„Also hier — endlich! Sie sind ein Mann von unschätzbaren Kenntnissen. Und wie benennt sie sich?“

Der Fragsteller schüttelte auf die Antwort den Kopf. „Es ließ sich denken, das ist nicht ihr wirklicher Name.“

„Natürlich nicht.“ Daniel Ulfilas hielt eine Sekunde inne, eh' er hinzusetzte: „Und steht die Erkundigung in meiner Befugnis, mit welcher Namensbezeichnung ich Sie anreden darf?“

„Mich?“ Der Fremde sann einen Augenblick nach — „Sagen wir, Hainfeld — Erich Hainfeld.“

„So? Sagen wir,“ betonte der Lehrer leicht, doch verständnisvollen Nachdrucks. „Und wäre ingleichen auch die Frage noch verstattet, welcher Stadt wir Ihre hiesige Anwesenheit verdanken?“

„Woher? Sagen wir aus Wien.“

„Sagen wir, aus Wien. Jegliche Vorschrift in diesen Richtungen ist bei mir der strengsten Beobachtung versichert.“

„Sie scheinen auch ein Mann von raschem Verständnis und der schätzenswerten Eigenschaft, nichts zu sagen, was er nicht weiß. Ich vermute, dem Bildner der Jugend dieses beglückten Himmelsstriches begegnet zu sein.“

„Vermittelst dieses Berufes hat mich in der That die Vorbestimmung für die gegenwärtige Zeit an diesen Platz gestellt,“ bestätigte Daniel Ulfilas.

„Nun, dann ersuche ich Sie, vor der Hand auch die Wahrung meines In-cognitos als Nebenberuf damit zu verbinden. Und wie weit ist es bis zu dem Engel, dem Dreiengel, meine ich?“

„Die Wegeslänge beträgt für üblichen Fußgängerschritt noch die Hälfte eines Stundenmaßes. Ich werde mich der Ehre theilhaftig machen, als Führer in den Dreiengel zu dienen.“

„Nein, das wollen für heut lieber unterlassen“, fiel Erich Hainfeld ein. „Giebt es hier herum nicht sonst ein Quartier, bis der Morgen und reiflichere Überlegung kommt?“

„Ich verstehe.“ Der Befragte dachte nach und fügte hinzu: „Wenn ich einen der Räume meiner Burgbehausung nicht als ungeeignet in Vorschlag bringen dürfte, doch ermangelt sie leider in beträchtlichem Maße derjenigen Einrichtungen, welche ihr ein Anrecht auf solche Auszeichnung zu begründen im stande wären.“

„Vorzüglich, ich bin Ihnen sehr dankbar und mit allem zufrieden. Sicherlich habe ich in diesem Jahr schon ein unbequemerer Ruhelager gehabt. Wenn ich mich auf eine Bank legen kann mit einem alten Pappdeckel unter'm Kopf, werde ich in dem Bewußtsein, mein Wegziel vor mir zu haben, wie ein König schlafen.“

„Oder wie ein Kaiser,“ änderte der Schullehrer die letzte Parallele leise ab; „ja, in der That ein seltsames Jahr.“

Er führte seinen wohl unerwarteten, doch ihn nicht überraschenden Gast dem altersschwachen Pfarrhause von Poppenrode zu, setzte vermittelst Feuersteins und Stahls, Zunders und Schwefelfadens seine antike Dreifußlampe in Brand und ließ dadurch die Erscheinung Erich Hainfeld's zum ersten Mal unterscheiden. Es war ein schlankstattlicher junger Mann, wohl gegen die dreißig, mit körperlich sehr einnehmend gebildeten und geistig sehr lebensvollen Gesichtszügen, die eigentlich kaum eine Schönheitseinbuße dadurch erlitten, daß sich auf der linken Seite eine noch ziemlich frische Hiebnarbe von der Nasenwurzel schräg über die Stirn zum dunkelbraunen, etwas eigenwillig aufgerichteten Haar hinwegzog. Der rote Strich kam erst zum Vorschein, als er seinen breiten Kalabreserhut abnahm; sonst trug er über einem leichten, hübsch fleidenden Sommeranzug eine Reiseumhängetasche zur Mitnahme des für eine längere Fußwanderung Unentbehrlichen und einen Handstock aus Rohr von ungewöhnlicher Dicke. Seine gleichfalls braunen Augen

mochten zu andrer Zeit von heitrer, sorgloser Gemüthsart sprechen, jetzt lag Tagesmüdigkeit in ihnen, und ihr Inhaber drückte auch mit dem Munde den Wunsch nach möglichst schnellem Zurruhekommen aus. Bereitwillig wollte der Schullehrer ihm sein Bett für die Nacht überlassen, doch der Gast lehnte das Anerbieten mit hurtiger Entschiedenheit ab: „Nein, ich danke verbindlichst, will Sie nicht berauben,“ und machte rasch in einem halbverfallenen Nebenraum der Burgkemenate eine alte Wandbank ausfindig, die allen seinen gegenwärtigen Anforderungen genüge. „Die großen Heereslenker zogen allerdings häufig eine harte Feldlager-ruhstatt dem verweichlichenden Einfluß eines seidenen Daunenbettes vor,“ bemerkte Daniel Ulfilas mit einem kurzen Aufblick nach der Stirnmarke seines Gastes und trug einen seiner Schweinslederfolianten herbei. „Was soll der alte Schmöker?“ frug der junge Mann. Den dicken Band auf das Oberende der Bank legend, erwiderte der Poppeneroder Gelehrte: „Es ist nicht bedeutungslos, worauf der Gedanke des Hauptes sich zur Ruhe begiebt, und keine Fügung eines blinden Zufalles, daß dieses Werk sich zu dieser Stunde an dieser Stätte befindet.“ — „Wahrhaftig, Sie haben recht, gar kein so übles Kopfkissen,“ lachte Erich Hainfeld, ein wollenes Tuch aus seiner Tasche holend und über den Schweinslederdeckel hinbreitend. „Wenn der alte Bursche mich im Traum etwas unterstützt, mir an die Hand zu geben, wie ich die Sache am besten angreife, werde ich ihm recht dankbar sein.“ Er streckte sich auf die Bank hin und fügte nach: „Köstlich — wie auf einem fürstlichen Lager — ich glaube, daß ich mit Ihrer Einwilligung mein Nachtstandquartier hier aufschlage. Gute Nacht, mein wertester Gastfreund! Sie haben wohl viele Schafe in Ihrer Gegend — sehr nützliche Tiere — es muß interessant sein, mit ihnen in nähere Beziehung zu treten — darüber können wir morgen vielleicht —“

Weiter kam indes Erich Hainfeld nicht, denn die Augen fielen ihm zu, und die letzten Worte hatte er schon halb im Schlaf gesprochen. Den Atemzug anhaltend, betrachtete der Schullehrer noch eine Weile die Züge des jetzt reglos vor ihm Liegenden, dann kehrte er in seine Burgkemenate zurück. Die Poppeneroder Kirche erfreute sich seit langem keines im Gang befindlichen, im übrigen für die Dorfsinsassen auch höchst überflüssigen Zeitmessers mehr, doch von dem Altenhagener Turm schlug die Uhr Mitternachtsstunde herüber. Einige Augenblicke schaute Daniel Ulfilas durch die Scheibenlücken seines Fensters zu den über ihm wandelnden Himmelsgestirnen in die Höhe, dann setzte er sich an seinen dreibeinigen, wackelnd gegen die Wand gestützten Tisch, tauchte seine Gänsekielfeder tief in den Napf mit selbstverfertigte Dinte und schrieb auf einen großen, grauen, körnigen Papierbogen:

„Als in der Sommersonnenwendnacht des Jahres A. D. 1848 erachte ich es für meine Pflicht gegen die Nachwelt, ihr in getreulicher und völlig unparteiischer Aufzeichnung dies Dokument über den gegenwärtigen Stand der weltgeschichtlichen Frage zu hinterlassen.“

Das große Geheimnis, an welcher Stelle des Bodens der Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen und Baiern nach seinem Sturz durch den Kaiser

Barbarossa die Reichskleinodien vergraben hat, besteht noch wie bisher. Er übernahm sie von seinem in der Reichsacht verstorbenen Vater, Herzog Heinrich dem Stolzen, der, mit ihrer Aufbewahrung betraut, ihre Auslieferung verweigerte. Vor seiner Flucht nach England ver barg Heinrich der Löwe, wie meine Forschungen ergeben, die deutschen Krönungsinsignien, um diese für sich selbst oder nur für einen Kaiser, dessen Wahl ihm genehm sein würde, zu erhalten. Er starb jedoch, ohne dies Ziel zu erreichen; so wurden alle späteren Kaiser nicht mit der echten, sondern mit einer nachgebildeten Krone auf dem Thron erhoben. Es ist meinen Untersuchungen weiter gelungen, als unzweifelhaft festzustellen, daß die alten Reichskleinodien damals innerhalb der Mauern jener großen Stadt und Residenz Heinrich's des Löwen vergraben worden sind, deren ehemaligen Umfang die heutigen Dörfer Poppenrode, Altenhagen und Helbertshusen kennzeichnen und die als letzten Überrest ihres Mittelpunktes und Fürstenschlosses den Gasthof zum Dreiangel hinterlassen hat. Meine gegenwärtige Vermutung über den Fundort hat sich dahin gestaltet, daß dieser westlich vom triangulo in dem ehemaligen Bereich der spurlos untergegangenen vierten Vorstadt zu suchen sei. Die beweiskräftigen Argumente für diese Annahme habe ich an anderer Stelle meiner Aufzeichnungen ausführlich niedergelegt.

Ich befinde mich jedoch; nicht allein im Besiße des erwähnten historischen Geheimnisses, sondern erkenne seit dem Ablauf der letzten Wochen, daß ich dasselbe mit denjenigen teile, welche bei der nunmehr bevorstehenden Wiederaufrichtung des alten deutschen Kaiserreiches von der Vorsehung zu Mitbewerbern um die verlorene Krone auserkoren worden sind. Es haben zu diesem Behuf die gegeneinander streitenden, mehr oder minder berechtigten Anspruchserheber ihre Bevollmächtigten hierher entsendet, um unter meiner ortskundigen Beihilfe die seit sechs Jahrhunderten im Schoße der Erde ruhenden Reichskrönungsinsignien an das Licht des Tages zurückzuführen, und zwar bestehen diese Wettbewerber:

1. Aus dem Abgesandten des derzeitigen Königs von Preußen. Er verbirgt sich unter dem Namen eines Professors Anton Schabacker aus Berlin und bezeichnet den von ihm gesuchten Schatz als *Menyanthes trifoliata*.

2. Aus Ihrer Königlichen (mutmaßlich gleichfalls preußischen) Hoheit, der Prinzessin Andromeda. Sie benennt sich Gertrud Heidelerche und erklärt, des Milchtrinkens halber für ihre Gesundheit hier Aufenthalt genommen zu haben.

3. Aus einem Vertreter des entgegenstrebenden österreichischen Kaiserhauses, nach höchster Wahrscheinlichkeit dem zum Reichsverweser erwählten Erzherzog Johann. Er verfolgt seinen Zweck unter dem Namen Erich Hainfeld aus Wien und verweilt gegenwärtig als Gast unter dem Schutze meiner Behausung.

4. Aus einem mit Vollmacht Ausgerüsteten der republikanisch-demokratischen Partei, welcher beauftragt ist, sich des vergrabenen Schatzes im Namen der Souveränität des deutschen Volkes zu versichern. Er nennt sich und heißt vermutlich auch Schleesack.

Ich stehe diesen zwieträftig-feindlichen Bewerbern parteilos gegenüber. Die über mir waltende Bestimmung legt mir dies als Pflicht auf, und ich leiste ihr Folge. Mein persönlicher Wunsch neigt sich nicht dem Sinne des demokratischen Prinzipes zu, er würde in einer Vereinigung der sich widerstreitenden Interessen Preußens und Oesterreichs durch meine Beihilfe das erfreulichste Ausgangsziel erkennen. Ich werde zu bemessen wissen, was mir in dieser Richtung verstattet ist und was der Wille des Schicksals mir verbietet. Aber ich habe für die künftige Geschichtsforschung und zur Kenntniss für nachfolgende Geschlechter die heutige Phase der bevorstehenden großen Entscheidung hier aufgezeichnet und mit meiner Unterschrift versehen.

in fidem

Daniel Alfilaš. m. p.

Boppenrode, am Frühmorgen des 22. Juni, des Jahres 1848.

* * *

Es konnte in der That nicht wohl einem Zweifel unterliegen, daß in und um den Dreiangel eine Anzahl von Persönlichkeiten zur Auffuchung eines in der Gegend befindlichen oder vermuteten Schazes eingetroffen war. Der Professor Schabacker betrieb sichtlich und unermüdlich seine Nachforschungen vom Morgenrot bis zur Abendröte, wo immer nur Froschstimmen aus einem Sumpf quakten oder die weißen Haarschopfe des breitblättrigen Wollgrases das Vorhandensein einer moorigen Bruchniederung ankündigten. Ingleichen verlegte auch Klas Schleesack — wie er auf Befragen seinen Vor- und Zunamen angegeben — sich allmorgendlich auf die Suche. Er nahm sich auch im Tageslicht weder sehr anmutsreich, noch besonderes Zutrauen einflößend aus; seine Kartoffelnase erschien aus einiger Entfernung selbst wie ein Rubin oder Karfunkelstein der Reichskleinodien, man sah, daß er so wenig äußerlich als innerlich jemals mit ungebranntem Wasser in Berührung trat. sein Kamm war ihm als Ausläufer der Hände angeboren, und was er ziemlich euphemistisch als Bedeckung seiner Gliedmaßen an sich trug, redete von vielfältigster intimer Bekanntschaft mit Straßengräben, Wegpfützen und Erdbodenarten aller geologischen Unterschiede. Aber der klimpernde Inhalt seiner Tasche stellte sich als in Wirklichkeit vorhanden und aus richtigen gangbaren Drittehalb-, Fünf- und selbst Zehn-Groschenstücken bestehend heraus, und Peter Sötebier war trotz seinen Mängeln in bezug auf weltgeschichtliche Begriffe ein zu praktischer Philosoph, um an Außendingen Anstoß zu nehmen, die nur das unscheinbare Substrat einer inneren Wertsubstanz bildeten, oder in der Sprache des Alltagslebens zu reden, an einer zerrissenen Hose, deren Tasche eine Anzahl von Thalern in kleiner Münze beherbergte. Durch welche Vorgänge dieselben dort hinein gelangt sein mochten, ging die aufs Zweckmäßige gerichtete Erkenntnisswissenschaft des Dreiangelwirthes ebenfalls weit weniger an, als in welcher Weise die Groschen wieder in eine andre Tasche hinüber wandern möchten. Er hielt dafür die seinige durchaus am geeignetsten und hatte infolge

dieser Anschauung Klas Schleesack bereitwillig einen mit Spinnweben austapezierten Bodenverschlag zusamt einem alten Strohsack überlassen, wie er denn auch gegen sofortige Bezahlung dem Gaste ohne den geringsten Einwand in der Schenkstube die verlangten festen und flüssigen Nahrungsmittel verabfolgte. Doch auch mit förderndem Beirat kargte Peter Sötebier seinem neuen Hausinsassen gegenüber nicht. Dieser hatte sich am ersten Morgen erkundigt, wo in der Gegend ehemals ein „Dreibein“ gestanden habe. An dem wäre einmal in einem Krieg, der dreißig Jahre lang gedauert, einer gehängt worden, der habe vorher daherum etwas in die Erde eingegraben, und das wolle er, Schleesack, herausholen, denn an ihn sei die Wissenschaft davon gekommen. Dazu nickte Peter Sötebier höchst beipflichtend, ohne irgend welchen Eigennuß eines Begehrens der Anteilnahme an dem Schatz kundzugeben, bezeichnete eine Stelle, die noch „der Galgenbruch“ benannt werde, weil dort vor Zeiten einmal eine Richtstatt gewesen sein solle, und sprach seine Zuversicht aus, daß bei andauerndem Nachgraben das Auffinden dort gelingen müsse. So zog Klas Schleesack an jedem Morgen mit Knotenstock und Spaten nach dem ziemlich entlegenen Galgenbruch, wühlte hier eifrig ein paar Stunden in dem muddrigen Grunde herum und that alsdann zur notwendigen Stärkung einen Schluck aus seiner mitgenommenen Rummelflasche. Dieser Schluck besaß indes die Eigentümlichkeit, niemals vor dem letzten in der Flasche vorhandenen Tropfen zu enden, und der letztere Umstand führte mit sich, daß der Durstinhaber täglich danach sofort umtorfelte und an der Stelle, wo er hingefallen war, schnarchend liegen blieb, bis die kühlere Abendluft ihn aufweckte und zum Dreiangel zurückstolpern ließ. Teilnehmend empfing ihn der Wirt hier mit der Frage: „Heut' noch nicht gefunden? Na, morgen wird's gewiß,“ und er strich die von Klas Schleesack entrichtete Baarzahlung für Logis, Kost und Schnaps ein, als ob er darin eine sichere Beglaubigung für das unzweifelhafte Vorhandensein eines zu erhebenden Schatzes empfinde. Eines Tages that er behaglich der Nachsuche nach dem letzteren gegen Daniel Alfilas Erwähnung, worauf dieser erwiderte: „So, so, als einen Schatz aus dem dreißigjährigen Kriege bezeichnet der Bevollmächtigte Schleesack das Ziel seiner Forschungen? Es sieht Eurem betrübenden Mangel an Erfassung der historischen Vergangenheit ähnlich, Sötebier, dieser Angabe Glauben beizumessen.“ Ein leichtes Lächeln bedauerlichen Mitleids umfräufelte die Lippen des Sprechers, doch wich rasch wieder dem Ernst der ihn im Innern bewegenden Gedanken, während Peter Sötebier einfältig antwortete: „Ja, es ist eben unterschiedlich mit der Klugheit, jeder muß es so auf seine Manier anfangen, daß er's zu was bringt.“

Er konnte damit nicht auf die von Erich Hainfeld befolgte Manier hindeuten, denn er wußte nichts von einer Existenz desselben, aber die Art und Weise, wie dieser dritte junge Schatzsucher seinem Zwecke nachtrachtete, unterschied sich allerdings vollständig — bildlich und wörtlich wie Tag und Nacht — von dem seiner Mitstrebenden. Er war auch später nicht im Dreiangel eingekehrt, sondern als Gast in der Behausung des Poppenroder Gelehrten verblieben, wo der letztere ihm im vollsten Verständnis dieses Verhaltens durch Einkauf die

notwendigen Nahrungsmittel zubrachte. Zumeist hielt Erich Hainfeld sich den Tag hindurch im Hause auf und vertrieb sich die lange Zeit mit der Durchlesung der alten Schweinslederbände Daniel Ulfilas', bis die Sonne schräg gegen den Heidehorizont niederstieg. Dann brach er, einem ausschwirrenden Dämmerungsfalter ähnlich, auf, freiste in weitem Bogen um das Dorf Altenhagen hin gen Süden, wich scharfäugig auf tausend Schritte jeder etwa aus der Einsamkeit auftauchenden Menschengestalt aus und verschwand mit dem Hervorkommen des Zwiellichts spurlos stets in der nämlichen Richtung zwischen alten Dünenwellen der Gegend. Nur ein Mensch auf Erden wußte, wo er sich zu dieser Zeit befinde, und zollte diesem Aufenthalt seine höchste Billigung. Es war das Daniel Ulfilas, der nicht allein für die Ernährung seines Hausgastes Sorge trug, sondern ihm auch mit Rat und That für die Absicht seiner Hierherkunft behilflich gewesen. Zwar hatte Erich Hainfeld ein Verlangen nach etwas geäußert, das den Schullehrer anfänglich in sprachloses Erstaunen versetzt, aber schnell war ein Lichtstrahl der Erkenntnis in seinem Kopfe darauf gefolgt und die weltgeschichtliche Bedeutung der von ihm begehrten Mitwirkung zu voller Klarheit in ihm aufgegangen. Die Veranstaltung des Geforderten war freilich erheblichen Bedenken begegnet, aber die Überredungskraft des Schulmeisters, von freigebiger Geldspende seines Gastes unterstützt, hatte die Schwierigkeit aus dem Wege geräumt und die Erreichung des von Erich Hainfeld geäußerten Wunsches oder Willens ermöglicht. So machte dieser sich stets mit dem Schwinden des Tages auf den Weg nach seinem Ziele und benutzte, vielleicht als sachkundigster Schatzsucher, nur die Dämmerung und die nachfolgende nächtliche Dunkelheit für seine prüfende Thätigkeit. Nach dem Einbruch der Nacht tauchte er allemal in der Gegend seines abendlichen Verschwindens wieder auf und wanderte von Helbertshusen her auf der Heerstraße zum Dreiangel entlang. An dem Vorhandensein dieses trefflichen Gasthofes bewies er entschiedenes Interesse, und nicht nur an der äußeren Bauart, sondern auch an der inneren Einrichtung desselben, denn er suchte bald da, bald dort von außen einen Einblick in die erleuchteten Fenster zu gewinnen. Dagegen schien er keine besonders günstige Meinung über die Getränke Peter Sötebier's zu hegen, oder im allgemeinen für die Anlockung durch solche unempfindlich zu sein, da er stets, ohne in der Wirtschaft vorzusprechen, das eine Mal früher, das andre Mal später den Weg zu seinem nächtlichen Unterstand in Poppenrode fortsetzte.

Von den nicht in den Gemarkungen der drei Dorfschaften heimatberechtigten, doch zur Zeit darin anwesenden Persönlichkeiten blieb sodann, nach Abrechnung der drei genannten Schatzsucher, noch übrig, Gertrud Heidelerche, die Mitbewohnerin des Dreiangels und neue Mitförderin des weiblichen Unterrichts daselbst. Inwiefern sie gleichfalls ihre Bestrebungen auf die Gewinnung eines Schazes gerichtet hielt, ließ sich aus ihren Handlungen nicht wohl bemessen. Jedenfalls erregte keine derselben den Eindruck einer dahinzielenden suchenden oder aktiven Thätigkeit, sondern diese beschränkte sich bei ihr offenbar auf die Passivität des Abwartens, ob nach einer allerdings vulgären, aber doch auch märchenhaften

Redewendung die gebratenen Tauben ihr in den Mund fliegen, d. h. der Schatz, dem erfreulichen Vorbild des Mohammed nachahmend, zu ihr kommen werde. Sie setzte unterschiedslos ihre bisherigen Beschäftigungen fort, zog am Morgen Vorteil für ihre hauswirtschaftlichen Kenntnisse aus den Unterweisungen Hanne-Soffe's, erfüllte im weiteren Verlauf des Vormittags die Dorfmadchen mit einem ihnen bisher unbekanntem und in Anbetracht des nach dieser Richtung sonst nicht gerade förderlichen Jahres überraschenden Autoritätsrespekt und genoß die schweigsame, ernste Bewunderung, sowie die rechtwinkligen Verbeugungen Daniel Uffilas' beim Betreten und Verlassen des Schulraumes. Am Nachmittag wanderte sie zu ihrem gewohnten Lieblingsplatz in die Heide, streckte sich dort hin, dachte möglicherweise mancherlei, ohne daß die über ihr fortziehenden Wolken erfuhren, was, und wartete, bis das Dämmerlicht und mit diesem Christoph Dffenkop zusamt seiner Haidchnuckenherde dahergezogen kam. Mit ihm pflog sie dann ein viertel oder halbes Stündchen ihre einseitige Zwiesprache, als ob sie zu der weißen Baumdrhas rede, er gab ihr nickend recht oder kopfschüttelnd unrecht, sie schlenderte zum Dreiangel zurück, wo sie nunmehr im Halbmondlicht noch eine Weile im Garten mit Wolfgang Schaffenrath auf- und niederschritt, mit seinen Anschauungen der Erdendinge täglich mehr übereinstimmte und ihm ebenso täglich mehr das Gefühl einflößte, daß ein solches Hin- und Herwandeln das Lieblichste auf der Erde für denjenigen sein müsse, als dessen Stellvertreter er sich allabendlich hier an ihrer Seite befinde. Danach ging Gertrud Heidelerche auf ihr Zimmer und schlief die Nacht hindurch oder that dies auch nicht, sondern wachte nach einiger Zeit wieder auf und sah vom Bett aus nach den Sternen, die ihr ins Fenster schauten, hinaus. Darüber verging manchmal eine Stunde und mehr, bis sie sich zuletzt mit einem leisen Seufzer über dies nicht wieder einschlafen können umdrehte und dadurch meistens bald zu dem erwünschten Resultat gelangte, daß ihre Augen sich das nächste Mal statt zu dem Sterngeflimmer in die helle Juni- oder nunmehr Julimorgensonne aufschlugen.

Diese Hochsommertage besitzen jedoch, zumal unter jener nordischen Breite, an sich eine außerordentliche Länge, und im gegebenen Falle wurden sie durch das Warten auf die gebratenen Tauben oder irgend ein sonstiges märchenhaftes Ereignis keineswegs verkürzt. Schon einmal hatte Gertrud dadurch einen Beistand gegen die zu zahlreichen Tagesstunden gesucht, daß sie sich Daniel Uffilas als Kollegin zugesellt, aber auf die Dauer büßte dies Palliativmittel von seiner Wirkungskraft ein, und ebenso konnte sie nicht täglich interessanten Stoff zu einer längeren brieflichen Unterhaltung mit Fräulein Franziska Langenfeld auf-treiben. Es erfüllte allerdings gewiß mit einem erhebenden Gefühl, sich um die grammatikalischen und orthographischen Begriffe eventueller dereinstiger Mütter zukünftiger Heidschnuckenzüchter verdient zu machen, sowie es unfraglich sehr schön war, die Sonne über der weiten Fläche auf- und niedergehen zu sehen, den Wind in den Föhren summen und den Kiebitz über dem Moorbruch schreien zu hören. Allein die Gewöhnung bleibt nach mehrfachen Aussagen die andre Mutter oder die Amme des Menschen, und eines Morgens wurde Gertrud Heidelerche

von so heftigem Durst nach der Milch derselben angefaßt, wie das vorherige Leben ihr solche stets in reicher Auswahl von Gefäßen dargeboten, daß sie sich zur Stillung ihres Verlangens zum erstenmal auf den breiten, rechtwinklig von der Heerstraße abzweigenden Sandweg begab. Diesen entlang wandernd, traf sie nach einem halben Stündchen in dem Dorfe Altenhagen ein, erkannte ohne viele Nachfrage alsbald neben der Kirche das freundlich grün umspommene Pfarrhaus und trat in dasselbe ein. Der Pastor Wolfgang Schaffenrath befand sich indes, von einem Amtsgeschäft nach Helbertshusen fortgenötigt, nicht anwesend, und auch sonst regte sich nichts Lebendiges im Hause, so daß die vergeblich da und dort Anklopfende suchend durch eine Hinterthür hinausging. Sie gelangte auf diese Weise in den Kleinpoppenrode benannten Pfarrgarten, und hier stand Katharina Hollerbusch mit der Pflege einiger ihrer Lieblingspflanzen beschäftigt, gab im ersten Augenblick auf die in der gegendüblichen Sonntagstracht Erscheinende nicht sonderlich acht, sah ihr dann jedoch mit einem Ausdruck höchsten Erstaunens ins Gesicht.

„Ist der Herr Pastor nicht zu Hause?“ fragte Gertrud.

Die Angeredete schüttelte nur mit dem Kopf und jene fügte nach: „Das thut mir leid, ich wollte mir einmal Haus und Garten von ihm zeigen lassen. Er hat öfter davon gesprochen, und soweit ich gesehen, gefallen beide mir wirklich recht gut. Sie sind wohl die alte Wirtschafterin des Herrn Pastors?“

Die Sprecherin hatte im letzten Satz das kleine Beiwörtchen gedankenlos und jedenfalls ohne alle Absicht so hinzugefügt, wie sie es aus dem Munde Wolfgang Schaffenrath's einigemal vernommen. Es bedurfte keines absonderlich geschärften Sinnes, um dies mechanische Nachsprechen herauszuhören, und das Ohr Katharina's faßte es offenbar sogleich demgemäß auf, denn sie antwortete, wie erschreckt mit der Zunge anstoßend:

„Die alte — hat jemand Ihnen gesagt, daß ich die alte Wirtschafterin des Herrn Pastors bin?“

Der Jungen kam das Bewußtsein, ihr sei das Wörtchen etwas unbedachtsam entflohen, sie versetzte gutherzig:

„Der Herr Pastor hat damit natürlich nur gemeint, daß Sie schon lange treu bei ihm im Dienst gestanden, denn von wirklichem Greisenalter ist ja bei Ihnen noch nicht die Rede.“

„Bei ihm treu — im Dienst — gestanden?“ wiederholte Katharina Hollerbusch, mühsam die Silben artikulierend. „Hat er das — und woher — wenn ich fragen darf — sind — sind —?“

„Ich wohne im Dreiangel,“ entgegnete Gertrud Heidelerche auf die nicht zum Ende gelangende Frage.

„Schon — wenn ich fragen darf — schon — länger?“

„Ja, gut vierzehn Tage. Ich will Sie bei Ihrer Besorgung nicht aufhalten, liebe Frau —“

In ein wenig großstädtischem Ton einer jungen Dame kam es von den Lippen der Antwortenden, und sie fügte drein: „Es war meine Absicht, den

Herrn Pastor um ein Buch aus seiner Bibliothek zu bitten, — nein, bleiben Sie ruhig bei Ihrer Arbeit — ich stehe auf so vertrautem Fuß mit dem Herrn Pastor, daß ich wohl auch selbst in sein Zimmer gehen und mir ein Buch auswählen darf. Sie können nur sagen, Gertrud sei hier gewesen und habe es mitgenommen.“

Gleichmütig drehte die Sprecherin sich und ging wieder in's Haus zurück, wo sie sich in der Arbeitsstube des Pfarrers einen Band Goethe'scher Gedichte mit „Hermann und Dorothea“ aussuchte und, im Gehen darin blättern, zum Dreiangel zurückwanderte.

Katharina Hollerbusch hatte ihr nachfolgen wollen, aber die Beine zitterten ihr so stark, daß sie nach ein paar Schritten innehalten und sich auf die kleine Bank niedersetzen mußte, wo sie im Frühling abends mit Wolfgang Schaffenrath dem Gesang der Nachtigall zuzuhören pflegte. Sie hielt ihre Gießkanne dabei noch in der Hand, doch ohne zu bemerken, daß dieselbe den Blechhals schief herunterbog und aus der Brause eine Douche auf ihr Kleid niederregnen ließ, als ob sie selbst eine im Vertrocknen begriffene, dringend der Einschwemmung bedürftige Pflanze sei. Denn der Mund der treuen Pfarrhausverwalterin wiederholte ein halbes Duzendmal vor sich hin: „Ger — trud — Ger — trud —“, und dann brachte er wie mit gebrochener Zunge hinterdrein hervor: „Die kleine Hexe — sagte er es nicht — an dem Abend — vor vierzehn Tagen — als die Gertrud Magerjupp hergeschickt — die kleine Zauberin — von den Truden käm's her. Und jeden Abend ist er seitdem im Dreiangel — wegen des Professors, sagt er — und auf vertrautem Fuße steht sie mit ihm — und ich bin seine alte Wirtschaftlerin — die treu bei ihm im Dienst gestanden — und ich kann ruhig bei meiner Arbeit bleiben — und das Haus und der Garten gefallen ihr gut — sie wollt' sich's einmal ansehen —“

Die abgebrochen herauskommenden Sätze thaten kund, daß die Sprecherin ebenso durch etwas aus ihrem geistigen oder gemüthlichen Gleichgewicht gebracht worden, wie sie das körperliche verloren gehabt, und so blieb sie, wohl zum erstenmal seit bald dreißig Jahren, am hellen Tage unthätig auf der kleinen Bank sitzen und sah insofern mit groß-reglosen Augen vor sich nieder, als sie dieselben eine Stunde lang nicht von dem weißen Wegsand vor ihren Füßen verwendete. Nur ab und zu einmal zuckten ihre Lider mit einem kurzen Blinzeln zusammen, weil sie einen großen, zwischen ihnen aufquellenden Tropfen hindurchlassen mußten. Sie vollbrachten das mechanisch, er fiel genau an die Stelle seiner Vorgänger und Nachfolger auf den Gartenboden herunter, der ihn gewohnheitsmäßig phlegmatisch einsog und offenbar nicht den geringsten Unterschied zwischen dieser und der sonst von oben zu ihm herabgeratenden Flüssigkeit machte. Aber dann fuhr der Kopf der Sitzenden erschrocken in die Höh', denn vom Hause her scholl ein Fußtritt, und die Stimme des heimgekehrten Pastors Wolfgang Schaffenrath sagte

„Es ist fürwahr eine Sommerwärme, der meine Altersjahre doch noch nicht genug winterlichen Widerstand entgegensetzen, sondern mich die Sonne kaum minder heiß empfinden lassen als in der Jugend. Aber im Grunde ist es schön

und köstlich, daß es einem so geschieht; bist du noch hier draußen, liebe Käthe? Deinem Gefühl scheint es nicht in gleicher Weise zu ergehen, denn du sitzt ja in der schattenlosen Strahlenhitze und ohne eine schützende Bedeckung des Kopfes. Dessen solltest doch lieber auch du dich nicht unterfangen —“

„Ach, ich bin ja alt genug dazu, daß es mir nichts mehr schaden kann,“ erwiderte die Gewarnte mit einem leicht schluchzend aufziehenden Stimmenklang.

„Nun, unsere Jahre bewegen sich doch ziemlich auf gleicher Stufe,“ gab er zurück, „und wie gesagt, ich fühle nicht Schnee genug auf dem Haupte, um schon einen natürlichen Schutz wider eine Entzündung desselben zu besitzen.“

„Nein, du wohl nicht, das ist ja auch natürlich. Mit fünfzig Jahren ist ein Mann ja immer noch jung — und kann — und unsereins ist eine alte — eine alte Frau — ein altes Mädchen, meine ich natürlich.“

Die Sprecherin gab sich unverkennbar Mühe, so gleichmütig als möglich zu reden und den schluchzenden Ton von vorhin nicht wieder heraufkommen zu lassen. Doch trotzdem klang er fast noch vernehmlicher durch die Sonnenstille des Gartens, so daß der Pastor verwundert entgegnete:

„Was hast du, liebe Käthe? Ist dir in meiner Abwesenheit etwas zugestoßen?“

„Mir? Nein — was sollte mir — mir ist gar nichts.“

Ziemlich dieselbe Erwiderung war's, die er ihr vor vierzehn Tagen einmal bei seiner abendlichen Rückkunft gegeben, und auch die Begleitumstände der Antwort stimmten überein, denn sie hob den Blick zu ihm auf, ließ denselben jedoch mit einer befangenen Unsicherheit nur kurz an ihm vorübergehen. Ihr flüchtiges Emporrichten des Kopfes hatte jedoch ausgereicht, Wolfgang Schaffenrath zu der Entgegnung zu veranlassen:

„Es will mich doch fast bedünken, liebe Käthe — deine Augen erscheinen, als ob eine Feuchtigkeit darin angesammelt sei —“

Nun ging ein gezwungener Versuch des Lächelns um den Mund Katharina Hollerbusch's, wie sie einfiel: „Das glaub' ich wohl — ich habe mir vorhin — eben eh' du kamst — aus Unvorsichtigkeit mit der Brause selbst Wasser über den Kopf gegossen. Davon ist wohl noch ein bißchen in den Augen geblieben — nun will ich aber in die Küche — um meinen Dienst zu versehen. Ich habe ihn doch — seit dreißig Jahren — immer treu geleistet — nicht wahr, Wolfgang, — das Zeugnis kannst du mir doch geben? — und, was an mir liegt — so will ich ihn gewiß auch fernerhin — mir nichts zu Schulden kommen lassen —“

„Aber, liebe Käthe — du redest sonderbarlich, als ob die Sonne wirklich dich im Kopfe ein wenig verwirrt gemacht habe, gleichwie wenn du hier im Hause als eine Pfarrhauswirtschafterin im Dienst gestanden seiest. Mir ist in letzterer Zeit zu öfterem auch der Gedanke gekommen, daß deine treue Fürsorge für mich allgemach deinen Jahren beschwerlich fallen möge, so daß ich sie dergestalt fürder nicht mehr in Anspruch nehmen dürfe, sondern mich danach umthun müsse, eine jüngere Kraft, sei es nach deinem Wunsche zur Unterstützung oder zur völligen Ablösung für dich, zur Führung des Hauswesens heranzuziehen. Es wird eine

solche sich ja durch die Nebeneinkünfte von Poppenrode und Helbertshusen bei richtiger Wahl jetzt wohl verstaten lassen —“

„Eine jüngere Kraft — so, daran hast du gedacht, Wolfgang? Das ist ja sehr — sehr — fürsorglich von dir — das habe ich eigentlich nicht verdient, Wolfgang. Eine jüngere Kraft zur Führung des Hauswesens — um mich völlig abzulösen — ja, das ist's wohl, was meine Jahre, wie du sagst, mit sich bringen. Aber für die Küche fortsorgen kann ich wohl noch und wird's dir recht sein; ich weiß ja seit dreißig Jahren, wie's dir am besten schmeckt — und das lernt sich doch nicht so schnell von der jüngeren Kraft. Es ist hohe Zeit, Feuer für das Mittagessen anzumachen — ich will —“

Katharina lief eilends ins Haus, während der Pastor ihr kopfschüttelnd nachblickte und halblaut zu sich selbst sprach: „In mancherlei Hinsicht erweist dieses Jahr sich in der That als ein verwunderliches, dessen Thun und Treiben den Menschenköpfen nicht überall ganz verständlich fällt.“

Vielleicht begriff Wolfgang Schaffenrath ein wenig auch seinen eignen Kopf darunter mit, jedenfalls aber erstreckte seine Anmerkung ihre Richtigkeit auf das heutmittägliche Behaben der beiden langjährigen gemeinsamen Hausbewohner. Sie löffelten, sich stumm gegenüberstehend, ihre Suppe aus, welche beiden kein Bedürfnis, sondern von jedem nur gegessen zu werden schien, um vor dem andern kein auffälliges Betragen an den Tag zu legen. Ein doch einmal angeknüpftes Gespräch kam nach wenig Worten wieder ins Stocken, und die Augenpaare wichen sich mit einem schweigsamen Zugeständnis aus, daß die alten Tischgenossen zum ersten Male von nicht ausgesprochenen und nicht mitteilbaren Einzelgedanken beschäftigt würden. Ein solches Verhalten hatte allerdings in ihren jüngeren Jahren wohl bereits stattgefunden, aber damals war es ein Verschweigen dessen gewesen, was jeder in dem andern gleicherweise vorhanden wußte, während jetzt diese Übereinstimmung sich augenscheinlich in ihr Gegenteil umgewandelt hatte. Der Pastor begab sich nach der Mahlzeit in seine Stube, um sich gewohnheitsmäßig etwas zum Nachmittagschlummer hinzustrecken, Katharina Hollerbusch dagegen machte eine völlige, noch niemals erhörte Ausnahme von ihrem Tagesbrauch, indem sie, anstatt das Mittagsgerät zu säubern, dies gleichgültig seinem Zustande auf dem Küchentisch überließ, nach ihrem alten, noch aus jugendlichen Tagen herstammenden Schäferhute griff und geräuschlos auf den Zehen das Haus verließ. Sie schien südwärts in die Heide hineinspazieren zu wollen, bog indes bald rechtwinkelig aus, so daß sie auf den breiten Sandweg gelangte, und lief in diesem hurtig wie ein trippelnder Brachvogel weiter, dem Gasthof zum Dreiangel entgegen.

Hier bildete sie einen nur seltenen, doch immerhin genau mit der Hauseinrichtung vertrauten Besuch und fand auf ihre Nachfrage nach der Wirtstochter diese unten im kühlen Milkeller auf. Zu den Eigenschaften Hanne-Soffe's zählte auch eine ihr ziemlich geläufige Nachachtung der Horazischen Vorschrift des „nil admirari“, ohne daß sie von solcher klassischen Formulierung derselben je etwas vernommen gehabt, und sie empfing die Ankommende sonder Über-

raschung über das Ungewöhnliche ihrer Hierherkunft. Die Pfarrhauswirtschafterin äußerte, daß sie einen kleinen Nachmittagsspaziergang gemacht, erkundigte sich, jedoch in Anbetracht der Wichtigkeit dieser Frage nur etwas kurz, wie die Milch sich in der Sommerwärme halte, und ging auf das außergewöhnliche Ereignis über, daß der Dreiangel seit einiger Zeit Wohngäste beherberge. Das bestätigte Hanne-Soffe, indem sie Auskunft über den Professor Schabacker, sowie Klas Schleesack gab, dessen zeitweiliger Mitbewohnereigenschaft sie indes weniger Anerkennung als ihr Vater entgegenbrachte. „Und habt Ihr nicht noch mehr Leute im Haus, Kind?“ fragte Katharina Hollerbusch obenhin, „ich meinte, ich hätte davon gehört.“ — „Nein, sonst bloß noch die Bruders- oder Schwesters- tochter des Herrn Pastors oder was sie für Verwandtschaft mit ihm hat.“ — „So — ja natürlich — die — Schwesterstochter ist's — die Gertrud. Und sieht der Herr Pastor wohl einmal nach ihr, wenn er abends hierherkommt, und ist freundlich gegen sie? Ich bin eigentlich etwas in Sorge darum, weil er sie nicht zu uns ins Haus genommen hat.“ — „Das brauchen Sie gar nicht zu sein, Fräulein Hollerbusch,“ antwortete Hanne-Soffe, beruhigend mit dem Kopf schüttelnd, „der Herr Pastor ist jeden Abend gewiß eine Stunde lang allein mit ihr im Garten und da sind sie, wie man's spricht, ein Herz und eine Seele.“ — „So — na, das ist ja schön, Kind — nun muß ich auch wohl wieder gehn. Und warum meinst du wohl, daß sie eigentlich hier ist und wie lange sie noch bleibt?“ — „Ich glaube,“ erwiderte die Befragte lachend, und ihre Augen lachten in dem Schattenlicht des Kellers blauen Aufglanges verständnisvoll mit, „ich glaube, um zu lernen, was für eigene Hauswirtschaft und eine Brautchaftsaussteuer notwendig ist, denn davon wußte sie, als sie herkam, noch blutwenig.“ — „So — ja, das ist —“ Katharina Hollerbusch schluckte einmal — „ist ja für ein Mädchen auch sehr notwendig — na dann — dann gieb nur acht, daß die Milch dir nicht zusammenläuft, Kind — es ist so warm in dem Jahr — der Herr Pastor sagte es — auch — heute Vormittag —“

Nun lief sie wieder durch Sand und Sonne gegen Altenhagen zurück, halb atemlos ab und zu vor sich himmelmelnd: „Eine Schwesterstochter — oder eine Bruderstochter — wenn man keine Schwester — oder Bruder — auf der Welt hat — gar keinen Verwandten — keine Seele — auf der ganzen Welt. Wolfgang — und nach dreißig Jahren — Wolfgang — Gott im Himmel, was für ein Jahr ist das —“

Die runden Tropfen kamen wieder zwischen den Wimpern heraus, sie wischte dieselben im trippelnden Lauf mit dem Handrücken weg, dann bog sie vom Weg ab, um unbemerkt seitwärts her in den Pfarrgarten zurückzukommen.

Der Pastor öffnete erst ein Weilchen nach ihrer Rückkehr die Augen und hörte sie nach gewohnter Weise in der Küche mit den am Mittag gebrauchten Gerätschaften hantieren; der erquickliche Schlummer hatte ihm ihr absonderliches Behaben im Gedächtnis verwischt, und als der Abend heranrückte, sagte er, mit Stock und Hut zu ihr ins Wohnzimmer tretend, freundlich im alten Ton: „Ge-

habe dich wohl, liebe Käthe, ich werde nur noch ein wenig zum Dreiangel hinübergehen."

Die Angesprochene saß mit einer Näharbeit beschäftigt, ihre Züge bekundeten nichts Ungewöhnliches mehr, und sie versetzte:

"Ist dir denn die Unterhaltung mit dem Professor Schabacker so interessant?"

"Nun ja, nun ja — in ihrer Art; es läßt sich mancherlei an Kenntniß aus ihr entnehmen."

"Das klingt ja, als ob du vom Apfelbaum des Paradieses redetest; früher gefiel es dir besser hier in unserm Garten."

Wolfgang Schaffenrath räusperte sich einmal. "Das Nämliche ist sicherlich auch jetzt noch der Fall, liebe Käthe, doch die Abwechslung läßt uns eben das in unserem Besitz Befindliche noch mehr schätzen."

"Ich glaube, daß diese — Abwechslung — ich meine, der allabendliche Gang zum Dreiangel dir gar nicht besonders zuträglich ist."

"Früher warest du der gegenteiligen Meinung, liebe Käthe, und pflegtest selbst mich zu der Abendwanderung dorthin zu überreden."

"Ja — aber allmählich in deinen Jahren — man achtet leicht nicht genug bei so — interessanter — Unterhaltung darauf, wie viel Gläser man genießt —"

"Das Braumbier bildet gewißlich ein sehr harmloses Getränk, liebe Käthe."

"Ja — aber es ist nicht alles so harmlos — ich meine — du trinkst auch gewöhnlich noch einen Rummel dazu — thust du das etwa nicht?"

Die Fragstellerin sah auf und dem vor ihr Stehenden mit prüfenden Augen ins Gesicht, als ob sie den Versuch einer Ableugnung von ihm voraussetze und demselben durch ihr Anblicken zu begegnen trachte. Die Augen des Pastors hielten sich ihr ebenfalls entgegengewandt, wichen jedoch an den ihrigen vorbei, und er versetzte ein wenig unmutig:

"Nun, ich habe darüber doch nur mir selbst Rechenschaft abzulegen, liebe Käthe, ob für meine Gesundheit daraus eine Schädlichkeit entspringt."

"Das kommt mir eben so vor, Wolfgang — du bist in den letzten Wochen anders als früher und hast dich wahrscheinlich — ohne daß du es weißt — gewöhnt, mehr als einen Schnaps zu dir zu nehmen. Das ist sehr schädlich und führt —"

"Aber, liebe Käthe, mir scheint, daß du mich der Unenthaltbarkeit im Trunke bezichtigst."

"Und kostspielig ist es auch, wo wir uns doch so haben einschränken müssen, daß wir nicht im stande gewesen — ich meine, es wäre sparsamer und für dich zuträglicher und auch ich hätte wohl ein Anrecht darauf, daß du nicht in den Dreiangel gingest."

Es klang eine mit mehrfältigen Vorhaltungen untermischte Anforderung aus der letzten Erwiderung Katharina's, und vielleicht hätte der Pastor Wolfgang Schaffenrath ihren Einwänden eine gewisse Berechtigung zuerkannt, wenn nicht durch ein wenig Schuldbewußtsein einer seit Wochen vor ihr fortgesetzten Ver-

heimlichung der in ihm angeregte Unmut zu einer Steigerung gediehen wäre. Diese eigne Gemüthsverfassung ließ ihn ihre letzte Antwort nicht ganz mit dem gewohnten ruhigen Gleichmaß seiner sonstigen Beurteilung irdischer Vorkommnisse aufnehmen, sondern mit einiger nachdrücklicher Entschiedenheit jetzt entgegen:

„Es will mich bedünken, liebe Käthe, daß du dich in einem mehrfältigen Irrtume befindest, insofern die Veränderung, welche du an mir wahrgenommen zu haben vermeinst, wohl auf einer in deinem eigenen Wesen heute hervorgetretenen beruhen dürfte. Alsdann, daß wir nicht zu demjenigen in den Stand versetzt gewesen, was du andeutungsweise berührt hast, so entsprang solche Entsagung doch nicht allein der Geringsfügigkeit meiner Pfarreinkünfte, sondern in gleichem der betrübenden Thatsächlichkeit, daß deine Lebensumstände keinerlei Erhöhung derselben zu bewirken in der Lage waren. Ein Mädchen, welches, wenn auch nur ein Weniges in dieser Hinsicht mit sich gebracht, hätte ich als Frau in dieses Haus hineinzuführen vermocht; daß ich bis zum heutigen Tage auf ein solches Eheglück Verzicht geleistet habe, wirst du mir billigerweise nicht zum Vorwurfe anzurechnen gewillt sein. Aber da ich demgemäß bis heute von dem natürlichen Wunsche einer Verheirathung abstehen gemußt, folgert wohl daraus, daß es mir auch nicht auferlegt sein kann, unter der Vormundschaft oder dem — wie man sagt — dem — Pantoffel einer Frau zu stehen, vielmehr meine Lebensführung von meiner eigenen Bemessung abhängig zu erhalten. Das, liebe Käthe, wird dir bei einigem Nachdenken wohl auch als das Richtige zur Erkenntnis gelangen, und ich glaube zu diesem Behufe eben zweckdienlich zu handeln, wenn ich dich für ein Stündchen allein belasse und noch ein wenig in den Dreiangel hinübergehe.“

Damit führte Wolfgang Schaffenrath die letztgeäußerte Absicht aus, und wenn er auch seinem Stimmenklang und dem Ausdruck der Züge nach ohne jede Erregung gesprochen hatte, so war doch heut Abend zum ersten Mal seit dreißig Jahren ein Ton der Uneinigkeit und der Mißbilligung zwischen den alten Hausgenossen durch die sonst so still-friedliche Wohnstube aufgeklungen. Das Jahr 1848 hatte aus seiner großen Vorratskammer von unruhigen Geistern auch in diesen abgeschiedenen Weltwinkel des Altenhagener Pfarrhauses einen kleinen Unfriedensstifter hineingeschickt, und Katharina Hollerbusch sagte, ihrem „lieben Wolfgang“ durch das Fenster auf den Weg zum Dreiangel nachblickend, aus halb tonlos verschmürter Kehle vor sich hin:

„Bis heut hat er auf das Eheglück Verzicht geleistet — weil er so arm war und ich auch. Aber es giebt ja Mädchen, die Vermögen haben — und — für ihn — ist es ja noch nicht zu spät — und ein natürlicher Wunsch, sagt er — ist es — und das muß ich in diesem fürchterlichen Jahre noch erleben.“

Sie besserte mit schwarzem Zwirn eine von der Zeit fadenbrüchig ange nagte Stelle in dem pastoralen Summar aus, und es fiel auch jetzt wieder ein Tropfen auf ihre Arbeit herunter. Doch war es diesmal kein wasserheller, sondern ein roter, denn sie hatte sich mit der Nadel in den Finger gestochen, und

Daniel Alfilaß hätte verständnisinnig geäußert, wie ein Symbol des weltgeschichtlichen Jahres, hebe sich der rote Blutstropfen von dem dunklen Untergrunde des Priestertalares ab.

* * *

Gertrud Heidelerche hatte sich zur Bekämpfung ihres Stundenüberflusses nicht ohne Vorbedacht aus dem Bücherschatz des Altenhagener Pfarrhauses „Hermann und Dorothea“ ausgewählt. Es war ein Gedicht, das sie besonders liebte, dessen stiller, ländlicher Handlungsort außerordentlich zu ihrem gegenwärtigen Aufenthalt paßte, und überdies besaß die darin geschilderte Zeit manche Ähnlichkeit mit der jetzt seit vier Monaten die Welt und die Menschengemüter regierenden. Nicht als ob Gertrud darum Sympathien für diese Zeit in sich getragen hätte; im Gegenteil verabscheute sie die zu jenem Vergleich Anlaß gebende Beschaffenheit derselben in reichhaltigstem Maße und las mit ausgefuchter Vorliebe diejenigen Stellen der Goethe'schen Dichtung, welche sich über das Glück eines friedlichen Daseins, weitab von allem Widerstreit und Kampfgetöse politischer Meinungen aussprachen. Ihr redeten die Worte des „edlen, verständigen Pfarrherrn“ aus der Seele:

„Ich weiß es, der Mensch soll
 Immer streben zum Bessern; und, wie wir sehen, er strebt auch
 Immer dem Höheren nach, zum wenigsten sucht er das Neue.
 Aber geht nicht zu weit! Denn neben diesen Gefühlen
 Gab die Natur uns auch die Lust zu verharren im Alten
 Und sich dessen zu freu'n, was jeder lange gewohnt ist.
 Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig.
 Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
 Denn die Tage sind kurz, und beschränkt ist der Sterblichen Schicksal.“

Der Pastor Wolfgang Schaffenrath erinnerte die Lesende unwillkürlich an den Urheber dieses Ausspruches, und in dem Kopf oder Köpfchen Gertrud Heidelerche's steckte etwas Philosophisches, das sie völlig mit der Weisheit der obigen Verse übereinstimmen ließ. Die „Lust im Alten zu verharren und sich dessen zu freuen, woran sie sich gewöhnt hatte,“ war ihr eingeboren; sie verstand darunter die Welt oder das Leben, wie sie beides sich seit Kindertagen in ihrem Gefühl und ihrer Phantasie zur Vorstellung gebracht. Diese beruhte auf einem schönen, friedfertigen, poetischen Verlauf des Daseins, am liebsten in ländlich idyllischer Ruhe, die sie aus ihren Lieblingsdichtungen kennen gelernt und nach der sie um so lebhafter Verlangen gehegt, als sie ihr Leben bis dahin fast immer nur im Gelärm der großen Stadt zugebracht hatte. Allerdings wußte und empfand auch sie dabei, daß es sich noch „zum Besseren und dem Höheren nachstreben“ lasse, und daß insofern auch das Eintreten „des Neuen“ erwünscht fallen könne. Aber dies mußte sich harmonisch mit dem in ihr die Grundlage bildenden „guten Zustande“ des Alten verbinden, mußte vor allem „natürlich und vernünftig“ sein. Und das war, nach ihrer Auffassung, die gegenwärtige Zeit keineswegs, vielmehr im allerhöchsten Grade widernatürlich und unvernünftig. Die Zeit dachte gar nicht daran, daß „die Tage kurz und der Sterblichen Schicksal be-

schränkt“ seien, und gleicherweise sah sie nicht ein, „daß der Mensch nur wenig bedürfe und sich nicht vieles wünschen solle,“ was ihn nicht angehe und nicht allein nichts zu seinem Glücke beitrage, sondern nur geeignet sei, es zu schädigen oder gar zu Grunde zu richten. Diese thörichte Verständnislosigkeit der Zeit für das Natürliche und Vernünftige hatten Gertrud Heidelerche aufs äußerste verdrossen, ja in Empörung versetzt, und obwohl allerdings die Bewerbung des Herrn Staatsanwalts und Freiherrn von Landschade um ihre Hand oder ihr Vermögen den entscheidenden Anstoß für ihre etwas unbräuchliche Auswanderung aus Berlin gegeben, so hätte sie den täglichen Vorstellungen ihres Vaters wohl noch länger Gleichmut entgegengesetzt, wenn nicht die schon vorhandene innerliche Entrüstung über die widersinnige Zeit hinzugetreten wäre, um sie davonzutreiben und sie zu dem abenteuerlichen Entschluß zu veranlassen. Sie hatte es an Fräulein Franziska Langensfeld geschrieben. Auch dafür war entschieden die Luft des Jahres 1848 mit verantwortlich, das einmal in allen Menschenköpfen mehr oder minder Unherkömmliches, Seltsames und Verrücktes ausbrütete.

So genoß die junge Durchgängerin nun die idyllische, ländliche Ruhe ihrer oftmaligen Sehnsucht, machte sich aus stichhaltigen Gründen um eine etwaige Besorgnis ihres Vaters für sie durchaus keine Unruhe und vertiefte sich seit heut Vormittag ganz in die dichterischen Schönheiten und die zeitgemäßen oder, wie der Jargon der Zeitungschreiber sich ausgedrückt hätte, wiederum aktuell gewordenen menschlich-politischen Betrachtungen von „Hermann und Dorothea“. Sie hatte das Buch zu ihrer nachmittägigen Hinlagerung in die Heide mit sich genommen und fand darin noch manches, das ebenfalls eine gewisse und interessante „Aktualität“ besaß. Wenigstens ging ihr ein unwillkürliches Lächeln um die Lippen, als ihr Blick auf die Verse fiel:

„ — — ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rote Laß erhebt den gewölbten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Nieder ihr knapp an;
Saubere hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmut;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Girund;
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt,
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Lage der Rock an
Und umschlingt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.“

Die Heide umher bot keinen Spiegel dar, aber die Schilderung Dorothea's durch Johann Wolfgang Goethe konnte beinahe die Dienste eines solchen für Gertrud in dem Sonntagsstaat Hanne-Soffe's vertreten. Der „rote Laß“ fehlte freilich, doch hob das schwarze Nieder den gewölbten Busen darum nicht minder, und wenn die silbernen Nadeln auch gleichfalls nicht vorhanden waren, so stand doch zu wetten, daß der leicht geschlungene Haarknoten den Schönheitsvergleich mit den starken Zöpfen Dorothea's unbesorgt aufnehmen konnte. Und, was das Übrige anging, war die Übereinstimmung in der That ohne alle Anstrengung der Phantasie aufs leichteste herstellbar.

„— — Ihr werdet sie bald vor allen andern erkennen,
Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr eine vergleichbar,“

sagten die vorangegangenen Verse und unfraglich mit dem nämlichen Recht hier wie dort, nur daß das Wörtchen „Bildung“ auf die Gesichtszüge Gertrud's wahrscheinlich noch in erweiterter Bedeutung angewendet werden konnte, als diejenigen der „starken Schrittes mit langem Stabe die beiden Ochsen lenkenden“ Dorothea darauf ihrerzeit Anspruch erhoben hatten.

Die Lesende ging mit den Augen noch um ein paar Verse in der Beschreibung weiter zurück, die Hermann von dem Mädchen, mit dem er zusammengetroffen war, entwarf und las:

„Hätt' ich allein zu thun, so ging ich behend zu dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entschiede die Gute mein Schicksal.“

„Mit wenigen Worten?“ wiederholte sie laut vor sich hin. „Das wäre doch wohl fraglich gewesen, denn, wie ich glaube, ist das eigentlich nicht Mädchenart und jedenfalls auch nicht unter allen Umständen empfehlenswert. Wenn ich mich richtig erinnere, hat Dorothea es nachher auch nicht so kurz gemacht, sondern noch ziemlich viel Worte gebraucht, um sich zu vergewissern, daß sie wirklich keinen bedenklichen Mißgriff begehe.“

Es fing an, abendlich zu werden, und ein leiser Windhauch bewegte nickend die oberen Gezweige der Birken und Föhren umher, als ob sie dieser Meinung nur beipflichten könnten. Sonst war alles weithin still und reglos wie immer.

Wie schilderte der Dichter eigentlich den Hermann? Gertrud suchte eine Weile vergeblich, bis sie „der wohlgebildete Sohn“ fand.

Ja, das ließ sich voraussetzen und traf natürlich zu. Ein Mädchen, wie Dorothea, verliebte sich selbstverständlich nicht in einen mißgestalteten jungen Mann.

Auch „sinnig“ und „edel“ ward er mehrfach genannt.

Nun, das war er im Grunde wohl auch. Ohne diese Eigenschaften hätte die Liebe zu ihm ebenfalls nicht entstehen können.

Dann hieß er einmal „verständlich.“

Das war stark, denn darauf hatte er in der Vorstellung Gertrud Heide-lerche's am allerwenigsten Anspruch. „Der Verstandlose — Unsinnige — Besessene“ wäre die richtige Kennzeichnung gewesen.

Wodurch konnte nur ein so widersprechendes Beiwort für ihn begründet werden? Sie suchte und fand:

„Lächelnd sagte darauf der Vater: So hör ich dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort hast du mir selten gesprochen.“

Was hatte Hermann denn gesagt? Ihr Blick hob sich zu den vorhergehenden Versen:

„Lieber möcht ich als je, mich heute zur Heirat entschließen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorsteht.“

Das klang allerdings „verständlich“ und rechtfertigte die Beilegung dieses Epithetons. Nur täuschte der Vater sich in seiner lobenden Auffassung dieser

Worte; sie waren rein theoretischer Natur, in der Wirklichkeit verhielt das Thun und Treiben Hermann's sich ganz anders.

Gertrud legte das Buch zur Seite; ihr Verlangen nach dem Inhalt desselben zeigte sich vorderhand gestillt, es ward außerdem auch zu dämmrig, um noch weiter zu lesen.

Mechanisch blickte sie sich um. Nach den Lichtverhältnissen hätte Christoph Offenkop mit seiner Herde schon hier sein müssen; zum erstenmal seit vierzehn Tagen blieb er länger aus. Vielleicht auch trieb er seine Schafe heut auf einem andern Wege zum Nachtpferch in Helbertshufen.

Doch nun tönte das blecherne Gebimmel der Leithammelglocke durch Ginster und Heidekraut heran. Toffel kam nur um ein wenig verspätet, seine Heidschnucken schienen etwas eigenwilliger und unfolgsamer als sonst zu sein, sie drängten sich manchmal schnuppernd gegen ihren „Master“ zusammen und lösten sich in unruhigen Sprüngen wieder auf. Aber dann lehnte der lange, weiße Mantel nach gewohnter Art an dem Kieferstamm, die Tiere rupften sich rundum einen letzten Abendimbis vom magern Boden, und alles war, wie es sich in der Zwielihtsstunde hier gehörte.

Gertrud hegte mehr und mehr ein Gefühl eigentümlicher Zuneigung für ihren schweigsam-schüchternen, hübscher und feiner als die sonstigen Dorfsöhne gearteten Dämmerungsgesellschafter. Wenn sie auch kaum etwas und im gegenwärtigen, schon tiefem Dunkel gar nichts von seinen Gesichtszügen wahrnahm, so wußte sie doch von der einmaligen, deutlichen Anschauung her, was der alte, niedergekrämpfte Filzhut überdeckte, und daß seine äußere Erscheinung auch einer entsprechenden innern, mit einer natürlichen, poetischen Empfindung begabten Gemütsbeschaffenheit zur Herberge diene. Vielleicht steckte ein wenig Neigung zum Belehren im Geblüt Gertrud Heidelerche's, wie hin und wieder in demjenigen ihres schönen Geschlechts überhaupt, und hatte sie ursprünglich auf die Idee gebracht, sich als Schulmeisterin die Zeit zu verkürzen; anderseits aber fühlte sie sich heut selbst besonders lebhaft von dem Trieb erfüllt, die Gedanken, welche sie den Tag hindurch beschäftigt hatten, sich einmal laut vorzusagen oder, wie die zutreffende Redewendung lautet, an den Mann zu bringen, wenn in diesem Falle der letztere auch eigentlich nur durch eine mythologische, männliche Dryas vertreten wurde. Und jedenfalls vereinigte sich dies alles augenblicklich in ihr, um sie auf den Einfall zu bringen, ihren Abendgenossen über den Inhalt von „Hermann und Dorothea“ mittelst freier Wiedergabe zu unterrichten. Sie fragte, ob sie ihm eine Geschichte erzählen solle, wozu er gewohntermaßen stumm nickte, und sie begann: „So höre gut zu, Christoph!“ Denn sie hatte schon vor einer Woche einmal gesagt, es klinge ihr so unpassend zu allem, ihn „Sie“ zu heißen, sondern mit seiner Einwilligung werde sie ihn auch „du“ nennen, wie alle es hier unter einander thäten; sie sei ja auch ein Landmädchen, wie die andern, und er spreche freilich nicht, aber wenn er es thue, habe sie nichts dawider, wünsche vielmehr, daß er sie dann gleichfalls mit „Du“ anrede, als ob sie seine Schwester oder sein Schatz wäre. Dazu hatte sie gelacht und gefragt: „Hast

du denn einen Schatz, Christoph?" doch weder ein Nicken noch ein Kopfschütteln darauf zur Antwort erhalten, da Toffel nur unbeweglich nach dem dunklen Horizontrot mit der dunklen Silhouette des Dreiangels darin hinübergesehen.

So erzählte Gertrud ihm heut die Geschichte von „Hermann und Dorothea“, indes wohl schon aus Gewöhnungsannahme ihres neuen Lehrerinnenberufs in vollständigster katechetischer Form, indem sie ihren Bericht fortwährend durch Fragestellungen unterbrach:

„Glaubst du, Christoph, daß in derartigen, unruhigen Zeiten ein Mann, wenn er ein Mädchen wirklich lieb hat, sich um etwas Andres als um sie bekümmern darf?“

Darüber mußte der Befragte ein paar Augenblicke nachdenken und dann verneinte er mit einem Kopfschütteln.

„Ist es nicht ganz unsinnig und geradezu abscheulich, Christoph, wenn ein solcher Mann statt dessen für Dinge, die ihn gar nichts angehen, mit andren tollen Lärmmachern zusammen seine Gesundheit und sein Leben aufs Spiel setzt?“

Das beantwortete der Befragte nach abermaligem Überlegen mit einem Nicken.

„Muß das Mädchen daraus nicht zu der Überzeugung kommen, Christoph, daß er sie gar nicht wirklich liebt, da solche Dummheiten ihm wichtiger dünken als sie, und ihm ganz gleichgültig scheint, ob er lebendig ist oder totgeschossen wird?“

Für diese Meinung konnte der Befragte sich nicht entscheiden; er schüttelte.

„Aber hat das Mädchen nicht recht, Christoph, wenn sie ihn wirklich mit ganzem Herzen geliebt hat und einsehen muß, wie wenig das für ihn bedeutet — wenn sie dann all' ihre Liebe zu ihm verbirgt und ihn von sich wegschickt und ihm sagt, er möge ihr nicht wieder vor Augen kommen, bis er — Gott weiß was — gethan, um zu beweisen, daß seine Liebe wirklich das Wichtigste für ihn auf der Welt sei?“

Die Entscheidung darüber stieß augenscheinlich auf eine Uneinigkeit in der Empfindung des Befragten. So viel sich erkennen ließ, bejahte und verneinte sein Kopf fast zugleich, doch es hielt schwer, in der Dunkelheit noch andres als den Schimmer seines Mantels deutlich zu unterscheiden. Trotzdem indes setzte Gertrud Heidelerche noch eine Zeit lang ihre Erzählung zusamt den Unterbrechungen fort, obwohl ihre katechetischen Fragen vermutlich bei jedem litterarisch mehr bewanderten Zuhörer zumeist nur verwundertes Kopfschütteln als Erwiderung bewirkt haben würden, denn es war beinahe ausnahmslos nicht wohl abzusehen, wie die Geschichte Hermann's und Dorothea's eigentlich zu ihnen Veranlassung geben könne. Aber Christoph Ossenkop zählte offenbar nicht zu den so genauen Kennern der Goethe'schen Dichtung, daß er diese Inkongruenz zu beurteilen und von ihr in Erstaunen gesetzt zu werden vermochte. Ruhig hörte er zu, bis Gertrud sagte: „Es wird spät, wenn du morgen Abend kommst, will ich dir weiter erzählen; gute Nacht, Christoph!“ Da nickte er noch einmal und entgegnete leisestimmig wie stets: „Gute Nacht!“

Seine Heidschnucken schienen sich anfänglich um seine Aufbruchsabsicht nicht bekümmern zu wollen, doch als er mit dem langen Schäferstock den Leithammel aus seinem Phlegma aufpurrte, setzte dieser sich gewohnheitsmäßig dem Pferch zu in Bewegung, die Herde folgte dem Gehimmel nach und verschwand rasch in der beinahe schon völlig eingebrochenen Nacht. Gertrud begab sich auf dem ihr bereits bis ins kleinste vertrauten Wege zum Dreiangel zurück, doch sie war müde vom langen Tage heut, auch vielleicht von der anhaltenden Beschäftigung mit „Hermann und Dorothea“ und legte sich, nachdem sie ihre ländliche Abendkost verzehrt, ohne mehr in den Garten hinunterzugehen, zur Ruhe. Daraus entsprang halb eine Enttäuschung und halb eine Beschwichtigung für Wolfgang Schaffenrath, der seiner lieben Rätthe wahrheitsgemäß heut bei der Heimkunft mitteilen konnte, daß er nur durch die interessante Unterhaltung des Professors Schabacker so lange gefesselt worden sei.

Wie seit dem Eintreffen des letzteren allabendlich, sah es in der Herrensaststube aus und ging es drin zu. Das Löschpapierherbarium des Botanikers schwoll zu stärkerer Verdickung, ohne daß es ihm bis jetzt gelungen war, den Fundort des Schazes zu ermitteln, auf welchen seine tägliche Umsuche sich gerichtet hielt. Ab und zu ließ Daniel Ulfilas ein bedeutungsschweres, doch verständnißschwieriges Wort fallen, oder begleitete mit einem bedauerlich-geringschätzenden Achselzucken eine Äußerung Peter Sötebiers, der das aus der Stadt angelangte Wochenblättchen gelesen und daraus die Meinung geschöpft hatte, „mit dem Kram draußen in der Welt bliebe wohl alles beim Alten, das Bier sei von der Sommerhize ein bischen ins Gären gekommen, aber, wenn die Faßreifen nur festhielten, so habe das weiter nichts zu sagen.“ Peter Sötebier war der einzige, den die Luft des besondern Jahres offenbar in keinerlei Richtung anders als sonst berührte, während selbst Haune-Soffe sich einem heimlich wirkenden Einfluß derselben nicht entziehen konnte. In bemerkbarer Weise hatte sich ihr ein Ungedulderreger ins Blut eingemischt, der sie ab und zu vor die Thür in die halbhelle Mondnacht hinaustreten und die Heerstraße gegen Helbertshufen entlang schauen ließ. Auf dieser regte sich — eigentlich selbstverständlich — nichts, als daß einmal ein geisterhafter, weißer Schein in der Ferne auftauchte und, langsam herankommend, sich allmählich zu dem Mantel Christoph Dissenkop's verdeutlichte. Manchmal anhaltend und nur zögernden Schritts weiter gehend, wanderte er jedoch nicht, wie sonst, nur einigemale an dem Dreiangel vorüber, sondern schließlich sogar in denselben hinein; die Luft des Jahres hatte sichtlich bei ihm einen verschwenderischen Einfall hervorgerufen, der ihn nach der sichern nächtlichen Unterbringung seiner Heidschnucken sich noch zu der Dreierausgabe für ein Glas Braumbier aufschwingen ließ. Auch Haune-Soffe war über dies Abweichen von seiner sonstigen unverbrüchlichen Sparsamkeit äußerst, doch entschieden nicht mißbilligend erstaunt und fragte lachend: „Hast du einen Schatz gefunden, Stoffel?“

Denn sie wich darin von dem Brauch der Gegend ab, daß sie bei ihrem freilich nicht häufigen Zusammenkommen mit ihm seiner allgemeinen „Toffel“-Be-

nennung auch das seinem Taufnamen von Rechtswegen zukommende S vorsetzte. Er hatte den Filzhut abgenommen, so daß man sehen konnte, wie es bei ihrer Frage rot über sein Gesicht herausschoß, und er entgegnete stotternd:

„Einen Schatz? Wie sollt' ich zu einem Schatz kommen?“ — „Wer nicht danach sucht, der find't ihn freilich nicht,“ meinte die Tochter Peter Sötebier's, mit der Schulter zuckend; „wirßt doch nicht glauben, daß er von selber zu dir läuft.“ In der Schenkstube war niemand sonst als Klas Schleesack, der von seiner Tageschatzgräberei einen mörderlichen Durst mit heimgebracht und gelöscht hatte, infolgedessen er vor seinem Rümmelglase die Ellbogen breit auf den Tisch und seinen schnarchenden Kopf darauf gelagert hielt. Er bildete in dieser Erscheinung einen stark zu seinen Ungunsten ausschlagenden Gegensatz mit dem jungen Master, denn wenn der Mantel des letzteren auch nicht gerade hermelinartige Weiße mehr besaß, so hob sich der unbedeckte Kopf darüber doch so hübsch und fein geartet in die Höh', daß es, noch besonders bei der kärglichen Beleuchtung der Stube, für empfängliche Augen nicht übermäßiger Phantasieanstrengung bedurfte, um sich einen jungen, als Schafhirt verkleideten Märchenprinzen unter ihm vorzustellen. Er saß und nippte ab und zu schnell an seinem Braumbier, wenn Hanne-Soffe die Augen nach ihm aufschlug und dabei den seinigen begegnete, die sich stumm zu ihrem Sitz hinübergerichtet gehalten hatten. Sie ward durch keine Pflicht zum Verbleiben in der Schenkstube genötigt, sondern hätte drüben in der Herrengaststube von der lehrreichen Unterhaltung Vorteil für ihre Bildung ziehen können. Aber ähnlich wie Gertrud Heidelerche schien sie mehr Gefallen an derjenigen mit Christoph Dffenkop zu finden, so einseitig diese Zwiesprache sich allerdings auch hier gestaltete. Denn das Reden fiel fast ausschließlich ihr zu, er versuchte wohl hin und wieder einmal, es über das Nicken und Kopfschütteln hinauszubringen, aber sobald sie ihn ermunternd dabei ansah, verfiel er ins Stocken und Stottern, und das einzige, was ihm verständlich über die Lippen kam, war, „daß er zu arm sei, um jemals hoffen zu können“ — aber was er nicht hoffen konnte, brachte er schon wieder nicht heraus. Und in den hellen Augen Hanne-Soffe's stand dann und wann deutlich und verdrießlich die Wiederholung der von ihr an Gertrud gerichteten Bemerkung zu lesen, er sei von so jungenhafter Schüchternheit, daß es an eine Dummheit grenze, die sich nur durch seinen täglichen, ausschließlichen Verkehr mit den Schafen erklären lasse.

Nach seinem abendlichen Brauch kam draußen von Helbertshusen her auch Erich Hainfeld vorüber, hielt, wie er dies pflegte, eine Zeit lang an, um sich aufmerksam die äußere Bauart, sowie die innere Einrichtung des Dreiangels zu betrachten, wobei er auch einen Blick zu dem bereits dunkel gewordenen Fenster Gertrud Heidelerche's hinaufwarf und alsdann die Heerstraße gegen Poppenrode weiter verfolgte. Um eine Stunde später schlug Daniel Alfilas gleichfalls den nämlichen Heimweg ein, setzte sich jedoch in seiner Burgkemenate noch, bevor er das Lager aufsuchte, an den wackelnden Wandtisch und vervollständigte seine täglichen Aufzeichnung für die Nachwelt durch den Bericht:

„So ist es mir denn erfreulich gelungen, durch meine Vermittelung die hocherwünschte Annäherung zwischen dem kaiserlichen Hause von Oesterreich und dem königlichen Hause von Preußen ins Werk zu setzen. Es erscheint dies Verdienst von um so größerer weltgeschichtlicher Bedeutung, als jene Annäherung auch von seiten Ihrer königlichen Hoheit offenbar ohne Vorwissen des außerordentlichen Abgesandten der preussischen Krone stattfindet, und es fände nicht zum erstenmal in der Universalhistorie statt, daß über diplomatische Kunst hinüber durch menschliche Zuneigung jugendlicher Träger der Zukunft eine Vereinigung scheinbar unversöhnlicher Zwietrachtigkeit größter, politischer Gegensätze erzielt wurde. Hoffen wir dieses und verwenden wir alle uns zu Gebote stehende Fähigkeit darauf, den völkerbeglückenden Abschluß einer solchen Verbindung zu fördern! Aber bemerkenswert für nachkommende Geschlechter und ihre Forschung in der Vergangenheit bleibt, welch' geringer Mittel und nichtiger Persönlichkeiten die Vorbestimmung sich zuweilen zur Erreichung ihrer höchsten Zwecke bedient. So verzeichne ich hier, daß der Geldaufwand für die Erlangung eines notwendigen und gefügigen Werkzeuges der Hände des waltenden Schicksals nur die Summe von 10 Thalern erfordert hat, welche vielleicht den Frieden Europas zu erhalten bestimmt und am heutigen Tage von mir im Auftrage Sr. k. k. Hoheit an jene scheinbar zu den bedeutungslos-niedrigsten Menschengeschöpfen des Erdballs zählende Persönlichkeit behündigt worden ist.“

* * *

So absonderlich nun auch das merkwürdige Jahr im allgemeinen wie im einzelnen auf Menschenköpfe einwirkte, unterschied es sich doch mit bezug auf die letzteren im Grunde weit weniger von seinen Vorgängern, als es der überwiegenden Mehrzahl der in ihm Lebenden vorkam. Es war nur ein sehr fruchtbares Jahr und ließ alle vorhandene Keim Saat außergewöhnlich zum Gedeihen kommen. Und wie dies alsdann vorwiegend geschieht, zog das Unkraut der Selbstsucht und Eitelkeit, des Unverstandes und der Habgier den meisten Vorteil davon, und wo in heimlichem Winkel eine Narrheit fortgewuchert war, da schoß sie in Kraut und Blütenpracht des Blödsinns auf, wie man sie vielleicht seit einigen Lebensaltern nicht mehr so bewundern gekonnt. Das eigentliche Wesen der Menschen indes hatte sich durch die reichere Entwicklung ihrer natürlichen Anlagen keineswegs verändert; einige Millionen machten sich das Vergnügen, ihre Kehlen zu einem gemeinsamen Stimmkonzert anzustrengen, und was sie damit zum Gehör brachten, war auch ein mehr oder minder gemeinsames, nach manchen Richtungen vernünftig berechtigtes, zum größeren Teil unüberlegtes, unzuträgliches und unmögliches Begehren.

Aber inmitten dieses Gelärms dachte in der Stille seines Kopfes oder Herzens jeder doch wie zuvor hauptsächlich an sich fort, an seine vorher gehegten und gepflegten Wünsche, Pläne, Hoffnungen und Erwartungen, und je nachdem, ob die Eigenart des Jahres 1848 diese zu fördern oder zu schädigen verhieß, fand es im Innern der Beteiligten anerkennenden Beifall oder mißbilligende

Verwerfung. Der Mensch war keine Pflanze, die man nur so aus ihrem Boden reißen und auffordern konnte, sich anderswo mit ihren Wurzeln wieder festzufangen; er erklärte sich gern bereit, neues, wünschenswertes sich anzueignen, aber was er hatte, wollte er auch nicht lassen. Und so ging denn am Ende, trotz dem brausenden Wellenschlag an der Oberfläche, der Unterstrom des Lebens, d. h. das eigentlich Bestimmende und Wichtige desselben überall in alter Weise gleichmäßig fort; man verlangte seine tägliche Mittagsuppe, die nach wie vor mit Wasser gekocht wurde, addierte und subtrahierte nach der hergebrachten Rechenmethode, wurde durch das Fazit befriedigt oder mit Mißvergnügen erfüllt und suchte im letzteren Falle nach den geeignetsten Mitteln umher, der Unzulänglichkeit des Rechnungsergebnisses abzuhelpfen.

Das hatte Gertrud Heidelerche gethan und sich infolgedessen in die stille Heidewelt des Dreiangels verpflanzt, ohne indes damit sämtliche Wurzeln aus dem von ihr verlassenen Erdreich herausgezogen zu haben, und ebenso that es in der Nr. 137 der äußerst lauten Königstraße in Berlin das Fräulein N. Rosenbach. Unter ihren Fenstern trieb die Menschenmenge sich in großer Aufregung über die eingetroffene Nachricht vorbei, daß der deutsche Bundestag sich aufgelöst und sein Amt in die Hände der Frankfurter „Zentralgewalt“ niedergelegt habe, und die Befürchtung vor einer vollständigen Herrschaft der Anarchie, wie vor einem schließlichen Obfiegen der Reaktion durch Militärgewalt bewegte wechselweise die Gemüter und Stimmbänder von vielen Tausenden. Das war der hohe Wellenschlag der Zeit; allein dem gleichmäßig fortverbliebenen Unterstrom des Lebens gemäß, ward das Gemüt des Fräuleins N. Rosenbach nicht von den in Frage stehenden großen Grundrechten des deutschen Volkes, sondern von einem eben in ihre Hände gelangten, kleinen Briespapierstückchen bewegt. Sie besaß Muße dazu, den Schriftinhalt desselben zu lesen und wieder zu lesen, denn obwohl sie die Vorsteherin eines hochangesehenen Instituts für junge Damen aus den besten Familien war, hatten die letzteren sie doch vorderhand ihrer bildenden Wirksamkeit überhoben, da die Unsicherheit der Zustände eine Aufbewahrung der hoffnungsreichen Töchter im Schoße des Elternhauses allgemein für zweckentsprechender erachten ließ. Vielleicht hatten sich diese unverhofften Ferien nicht ganz gegen die geheimen Herzenswünsche der letzteren ereignet, so daß sie dem ungefügigen Jahre ein sympathisches Gefühl entgegenbrachten, und dergestalt saß die weitrenommierte Pensionsleiterin gegenwärtig wie eine Waisenuutter ohne Waisen im leeren Unterrichtsraum neben einer großen kolorierten Wandkarte von Deutschland, der es der politischen Gestirnkongstellatien nach bestimmt schien, mit nächstem in ihrer Färbung beträchtliche Veränderungen zu erleiden. Doch auch solche, alle Fundamente der geographischen Wissenschaft tiefbedauerlich untergrabende Aussicht vermochte augenblicklich keine Wirkung auf Geist und Gemüt der Vereinsamten auszuüben, sondern sie las zum zwölften Male den kurzen, ihr vor einem Viertelstündchen vom Postboten überbrachten Brief:

„Er befindet sich hier [und sucht nach einem Schatz. Wer? brauche ich einem ahnungsvollen Gemüte nicht zu erläutern, und für das Wo wird einem

der hervorragendsten geographischen Geister unserer Tage das dunkle Hauskreuz auf der nachstehenden Kartenzeichnung genügen."

Hier schloß sich den Schriftzeilen eine von der Stadt Berlin ausgehende und durch einige gleichfalls benannte, kleinere Städte fortlaufende punktierte Linie an, welche schließlich an ihrem Endpunkte in der Mitte zwischen drei Ortschaften in das erwähnte Kreuz einmündete. Danach folgte noch wieder der kurze Briefteil:

"Der Schatz, dem er nachgeht, soll in frischester Blüte stehen und ein höchst anmutiges Naturkind sein. Hiervon Nachricht zu geben, fühlt sich jemand verpflichtet, der es ruchlos findet, einen wirklich unschätzbaren Schatz, wenn er auch ein bißchen eingerostet ist, ungehoben weiter rosten zu lassen."

Augenscheinlich hatte der Absender seine Mitteilung mit verstellter Hand abgefaßt, welche der Lesenden auch nicht den leisesten Anhaltspunkt über den Urheber des verwunderlichen Schriftstückes gab. Fräulein Rosenbach mochte ihrem Namen einmal nicht zur Unehre gereicht haben, allein es war jedenfalls bereits einige Zeit darüber verflossen. Wie viel, ließ sich aus ihrem Äußern nicht mit taufbuchartiger Zuverlässigkeit ermitteln, und auch ihre nächsten Freundinnen waren nicht genauer darin eingeweiht als durch eine ihr einmal unvorbedacht entglittene Äußerung, nach der sie während der Julirevolution schon in politisch urteilsfähigen Jahren gestanden haben mußte. Sie trug noch die lockenhast um das Ohr gebogenen Haarflechten, mit denen damals die weibliche Jugend die männliche in Entzücken versetzt hatte, und wenn man, jenes historische Ereignis in Rechnung ziehend, annahm, daß sie hoch in den Neununddreißig stehen müsse, war es billig, zuzugeben, sie habe sich im ganzen nicht schlecht konserviert. Das Einzelne wies vielleicht bei näherer Untersuchung kleine Defekte auf, aber es gehörte unbedingt ihr, wenn nicht mehr durch Naturmitgift, so doch durch redlichen Wiedererwerb, und der Übergang zwischen diesen beiden Arten von leiblichen Besitztümern ließ sich für den Blick, der sie in vollendeter Tages toilette antraf, nirgendwo mit absoluter Sicherheit feststellen. Ihre Gesichtszüge sprachen sehr viel Bildung und ihre Mundwinkel eine gewisse thatkräftige Entschlossenheit aus, wie beide Eigenschaften für die Berufsthätigkeit einer Institutsvorsteherin als unumgänglich vorauszusetzen waren. Dagegen besaß ihre Stimme einen etwas lispelnden, vor zu starker Tonfülle „apprehensiv“ zurückschreckenden Klang, in harmonischem Accord zu ihren Bewegungen stehend, welche das Bewußtsein und die Würde jungfräulichen Zartgefühls als ein Mustervorbild für die Töchter angesehenen Familien zum Ausdruck brachte. Nur erwies sich der gegenwärtige Moment für die Würdigung aller dieser physischen und ethischen Vollkommenheiten nicht eben günstig, denn augenblicklich saß Fräulein Rosenbach nach der zum zwölftenmal vollendeten Durchlesung des anonymen Briefes in einer etwas zugleich von den Musen und Grazien verlassenen Aufregung ihrer äußeren Erscheinung und inneren Verfassung da.

Doch nun tönte die Thürglocke draußen, einen Besuch anzumelden, der selbstverständlich an diesem Orte nur der weiblichen Hälfte des Menschengeschlechtes

angehören konnte, und der Empfang der Eintretenden von seiten des Fräuleins Rosenbach ließ auf einen ehemaligen dankbaren Zögling ihrer Bildungsanstalt schließen. Es war eine junge, hübsche, dunkelköpfige und elegant gekleidete Dame, in deren Adern nach der Farbe des Teints, der Haare und der Augen einige Tropfen entweder südlicheren oder morgenländischen Blutes dem germanischen beigemischt schienen; ihr Blick konnte an den einer Taube erinnern, doch erregte ein kurzes, lebhaftes Aufblinken im Hintergrunde der Lider zuweilen Zweifel, daß die Inhaberin völlig zu dieser sanften und unschuldsvollen Geschöpfungsgattung zu zählen sei. Der Weg hatte sie vorbei- und ihre Anhänglichkeit sie ins Haus geführt, um sich nach dem Wohlbefinden derjenigen zu erkundigen, welcher ihre feinen Sitten und ihre geistige Förderung so vieles verdankten; ein teilnehmender Zug in ihrem Gesicht sprach von der Voraussetzung, daß ihre verehrte Lehrerin sich nicht ganz des erwünschten Gemütszustandes erfreue. Sie mußte sich darüber bereits in Kenntniß befinden, allein der bedauerliche Ausdruck in ihren Zügen flößte den Verdacht ein, ebenfalls nicht ausschließlich taubenfrommem Mitgefühl zu entspringen. Die Pensionatslenkerin zeigte sich indes durch den Besuch sehr gerührt, schloß unter sorgfältiger Wahrung ihrer Ohrhaarflechten vor einem „Derangement“ die Ankommende in die Arme, hauchte einen Kuß auf die linke Wange derselben und sagte: „Ma chère Françoise, wie hübsch von Ihnen, daß Sie meiner auch in dieser abscheulichen Zeit noch gedenken. Horreur, en effet! Affreux, abominable!“

Doch die Angesprochene entgegnete; „Sie wissen, Mademoiselle, ich finde es nicht so schlimm, sondern hübsch, daß wir einmal eine Zeit haben, die ein bißchen anders als sonst ist und in der jemand zeigen kann, daß er Mut, Begeisterung und Opferwilligkeit für Freiheit und Fortschritt in sich trägt.“

„Aber dear Francis!“ fiel Fräulein Rosenbach ein. „Ich weiß ja freilich, daß Ihr jugendliches Gemüt für diese Freiheitshelden und Barrikadenkämpfer eine Sympathie empfindet. But, my dear, how dissolately and bloody-minded they are! Shocking! Ich begreife Ihre affection für solche Leute nicht, Francis, denn ich habe sie Ihnen doch nicht eingeflößt.“

Françoise oder Francis drückte ihre Oberzähne ein bißchen auf die Unterlippe und versetzte dann mit reumütigem Gesichtsausdruck:

„Nein, sicherlich nicht, Mademoiselle; es ist nur eine Verirrung meines noch unreifen Geschmacks, gegen die ich von Ihrer Reise Beihülfe erhoffe. Darum habe ich mir erlaubt, bei Ihnen vorzusprechen, und um zu fragen, ob Sie vielleicht beruhigende Nachricht bekommen haben?“

„O Francesca, cara mia!“ erwiderte die Befragte, ihr gesticktes Taschentuch hervorziehend und einen Moment über ihre Augenlider drückend, *Che è tempo pieno di cure! Orribile!* Und in welcher Sorge muß man sich um jemanden befinden, über dessen Aufenthalt man — *incomprensibile* — keinerlei Kenntniß besitzt.“

Ein kurzes Zögern machte sich in der Miene der Sprecherin bemerklich, während die junge Dame leichthin entgegnete: „Ja, darin geht es mir ebenso,

Mademoiselle." Aber dann streckte die letztere ihre Hand abermals nach der Tasche, zog diesmal den vor kurzem erhaltenen Brief hervor und fuhr, denselben ihrer früheren Schülerin hinreichend, fort:

"Etwas, eine — eine -- unverständliche Botschaft ist mir doch heute nach Ablauf von fast drei Wochen zugegangen, liebe Franziska, und da ich weiß, welche Dankbarkeit Sie für mich in Ihrem Herzen behüten und daß Ihr Kopf zu einem flugen Räte befähigt ist, so mache ich kein Geheimnis vor Ihnen daraus, liebes Kind —"

Das liebe Kind nahm den anonymen Brief, überlas ihn und preßte seine niedliche Zahnreihe noch fester auf die Lippe als vorher.

"Begreifen Sie denn das, Fränzchen?" fragte Fräulein Rosenbach. "Ich verstehe gar nicht, was mit einigem gemeint ist."

"Womit nicht, Mademoiselle?"

"Zum Beispiel, hier" — die von einem schlichten Goldreif geschmückte Hand der Antwortenden deutete auf den Schluß des Schriftstückes — „mit dem ‚unschätzbaren Schatz, wenn er auch ein bischen angerostet ist‘ —"

"Nein, das verstehe ich auch nicht," antwortete die Befragte kopfschüttelnd und überaus ehrbar aufblickend. Doch sie drehte sich danach mit plötzlicher Hast um, ihr sichtlich nach einem Beistand für die nicht mehr ausreichenden Zähne umherfuchender Blick fiel auf die Zimmerwand, und sie stieß rasch hinterdrein:

"Da ist ja die Karte, auf der wir so viel unvergeßliche, genuß- und lehrreiche Stunden mit Ihnen zugebracht haben, Mademoiselle, und so können wir ja gleich einmal die kleine Zeichnung in dem Briefe auf ihre Richtigkeit prüfen. Hier liegt Berlin — und nun läuft die Weglinie so fort, um bei dem schwarzen Hauskreuz anzulangen. Da kommen wir, westwärts weiterwandernd, aus den menschenbewohnten Ländern, wie Homer ja wohl so schön sagt, in leere, weiße Flecke hinein —"

Die mit dem Finger auf der Wandkarte der Richtung Nachgehende brach ab, hielt die großerweiterten Augen auf einen Teil des Königreiches Hannover geheftet und wiederholte:

"Weiße Stellen auf der Karte — von Afrika — wo keine Namen stehen, sondern dafür die wilden — aber noch nicht völlig schwarzen, erst halb angerösteten — Menschen hausen. Wer sagte das doch? Das war nicht Homer."

"Quest-ce-que vous pensez, Françoise?" fragte die Institutsvorsteherin.

"Das ist ja interessant," meinte die junge auf der Karte Reisende, und ihre Züge legten in der That ein jählings aufgewachtes, lebhaftestes Interesse an den Tag. "Von wem stammt denn eigentlich der Brief?"

Sie betrachtete diesen aufmerksam. "Die Handschrift ist augenscheinlich verstellt," sagte Fräulein Rosenbach mit einem halb unterdrückten Seufzer.

"Ja — als ob die wirkliche des Schreibers ihm eine Bedenklichkeit erregt hätte. Und dann — der ein bischen angerostete Schatz und die erst halb angerösteten — wie doch? — richtig, Kaffeebohnen. Eigentümlich, vielleicht nur sehr zufällig. Aber als Juristentochter lernt man auch auf kleine sprachliche Indizien

achten. Außerdem, wenn ich mich recht erinnere, kam eine ‚unbequeme Anwesenheit‘ hinzu, gegen die es ein sicheres Mittel gab. Die Belastungsmomente häufen sich, wie es in der Gerichtsverhandlung heißt, oder in der Märchensprache würde man sagen, daß jemand ein paar Erbsen nicht austreuen wollte, aber durch ein kleines Loch in der Tasche verloren.“

Das hatte die junge Dame so als halblaute Gedanken für sich selbst vor sich hingesprochen, ohne daß die Zuhörerin einen Verständnißschlüssel dafür besaß, und diese äußerte jetzt: „Ich begreife nicht, was Sie damit meinen, Franziska —“

„Da ist unverkennbar irgendwo das Haus,“ versetzte die letztere nun, mit dem Zeigefinger fest auf einen der weißen Kartenflecke tupfend, „und da andere Leute vorher dorthin gekommen sind, muß es nicht allzuschwer fallen, dorthin nachzukommen.“

„Du meinst — und Du hältst es für ratsam — für erforderlich, Kind?“ fragte Fräulein Rosenbach, durch das Reispulver über ihren Wangen sich mit einer rötlichen Färbung übergießend und in der Erregung sich zu der alten Anrede an ihren ehemaligen Zögling vergeßend.

„Ich meine, daß in Zeiten wie den jetzigen jeder nach Kräften für das, was er sich wünscht, etwas thun muß, sonst läuft es ihm leicht aus den Händen fort,“ versetzte die um Beirat Angegangene lächelnd. „Ich aber will mich nun verabschieden, Mademoiselle, um Sie nicht länger von etwaigen wichtigen Entschliefungen abzuhalten.“

Der im Besitz der Mundwinkel der Institutsvorsteherin befindliche Zug willenskräftiger Energie hatte sich in den letzten Augenblicken deutlicher ausgeprägt und ihrer Miene das Siegel eines von fester Entschlossenheit erfüllten Pflichtbewußtseins aufgedrückt. Sie umarmte ihre jugendliche Ratgeberin wiederum, hinterließ durch einen Kuß nochmals auf der Wange derselben ein wenig weißen Reismehlstaub, und die Fortgehende nahm mit einem nachfolgenden, tadellosen und ihrer Erziehung zur Ehre gereichenden Knix formellen Abschied von der verehrten Begründerin ihrer großstädtischen Bildung. Leichtfüßig hüpfte sie draußen die Stufen hinunter, doch auf dem Treppenabsatz hielt sie an und blieb, nachdenklich durch das offene Fenster auf das laute Menschengewimmel der Straße drunter hinunterblickend, ein Weilchen noch stehen.

Was wollte und dachte sie denn eigentlich? Es kreiselte, hüpfte und sprang in ihrem Kopf außerordentlich lebhaft, hurtig und eigentümlich auf und ab.

Im Grunde waren es die zwei verschiedenen Blutsorten in ihr, die den Wirbelanzug miteinander aufführten. Die germanische setzte sich gegen etwas zur Wehr, nach welchem die südlichere oder östlichere trachtete. Es war eine Art Zwiegespräch zwischen beiden, Wort und rasches Gegenwort, und das erstere Blut sagte:

„Nein, das wäre unrecht gethan, ein Mißbrauch des Vertrauens!“

Doch das andere entgegnete sogleich:

„Wäre es das; aber Vertrauen ist dir ja eben gar nicht bewiesen worden, gerade im Gegenteil, wie könnte es da mißbraucht werden?“

Nr. 1 erwiderte:

„Wie kannst du auf den Gedanken kommen wollen, dich in die Sache hineinzumischen? Du hast doch keinerlei Verpflichtung dazu, im Gegenteil, die Pflicht der Freundschaft muß dich davon abhalten, und weiter geht es dich gar nicht an.“

Indeß Nr. 2 gab schlagfertig zurück:

„Die Heuchelei verdient Strafe, und diese zu üben, ist eine Pflicht. Und Heuchelei liegt zweifellos vor, denn ich bin felsenfest von der Ausstreuung wegdeutender Hirse, Linsen und Erbsen überzeugt, die für andere Augen bestimmt gewesen, und daß diese ihnen nachgegangen, denn sonst wären sie nicht plötzlich so spurlos verschwunden. Und außerdem irrst du dich, da es mich sehr angeht.“

„Pfui!“ fiel das germanische Blut ein: „also deshalb willst du so verräterisch handeln, aus schnöder Eigensucht?“

Man sah, daß das gegensätzliche Blut auf diesen Vorhalt jählings ins Gesicht der auf dem Treppenabsatz Stehenden hinaufschloß, doch es verstummte nicht, sondern versetzte mit Nachdruck:

„Nun ja, darin ist jeder sich selbst der Nächste und Liebe über Freundschaft. Darum kann von Verrätereie gar nicht die Rede sein, sondern nur von der wohlberechtigten Anwendung eines Hilfsmittels, um in einem Wettstreit nicht den Kürzeren zu ziehen. Und ich will dir noch sagen, im Grunde ist es gerade die wahre Freundschaft, die mich dazu antreibt, denn ich verhüte dadurch jedenfalls ein Lebensunglück, daß etwas gar nicht zu einander Passendes durch Übereilung zusammenkommt.“

Diese letztere Behauptung erklärte nun allerdings das Blut Germaniens für absolut unbegründet und brachte dadurch auch die daraus gezogene Folgerung in Wegfall. Es war überhaupt von guter, gesunder, kräftiger und nicht leicht zu überwältigender Beschaffenheit und hätte zu andrer Zeit und unter anderen Umständen vermutlich in dem Wortwechsel die Oberhand behalten. Aber sein Widerpart nahm offenbar bei der Atmung etwas von dem besonderen Luftstoff des Jahres mit in sich auf und sog daraus eine Nährkraft, durch die er sich gegenwärtig vollständig des Herzens und damit des Herrschersitzes in der jungen, dunkeläugigen Dame bemächtigte. Hurtig eilte sie jetzt weiter abwärts und sah mit suchenden Augen die geräuschvoll wogende Königsstraße entlang. Nach einer halben Minute kam eine leere Droschke vorübergetrottet, hielt auf den Wink einer kleinen zierlich behandschuhten Hand an, und einsteigend rief Fräulein Franziska Langenfeld: „Zu Herrn Bankier Hortleder, Friedrichstraße 245!“

* * *

Was ging alles während des Julimonats dieses Jahres 1848 in der Welt im allgemeinen und im deutschen Vaterlande im besonderen vor! Manches gewiß schon an sich recht Seltsames, jedenfalls aber durch seine Widerspruchsfülle höchst Merkwürdiges.

In der Paulskirche zu Frankfurt a. M. tagten und nächteten zuweilen auch die Abgeordneten des deutschen Volkes, aus allen Städten, Marktflecken, Dörfern,

Weilern und Hütten, „soweit die deutsche Zunge klang“, dorthin entsandt. Es war das „die Zentralgewalt“ oder „das Reichsparlament“, die über Deutschlands Zukunft entscheidende Versammlung, welche ihre Beschlüsse zur Ausführung dem „Reichsverweser“, Erzherzog Johann von Oesterreich, übermittelte. Dieser berief und besaß zu dem Behuf ein Ministerium, das mit allen Ressorts für das Äußere und Innere, die Justiz, den Krieg und die Finanzen wohlversehen war. Nur nahm im Ausland keine Regierung von der diplomatischen Kunst und den Geschäftsträgern des Ministers des Äußern Notiz, auf die Erlässe des Ministers des Innern achtete keine Behörde zwischen Rhein und Weichsel, Inn und Eider, kein Gericht bekümmerte sich um die Anordnungen des Ministers der Justiz, der Kriegsminister hatte über keinen Soldaten und keine Kanone zu kommandieren und der Finanzminister keinen Thaler in der Kasse.

So saß die höchste, souveräne Reichsgewalt in idealster, unirdischer Gestaltung, einer Gottheit ähnlich, ohne irgend eine sichtbare Handhabe gebietend, herrschend, ihre Macht ausübend. Mit deutsch-abgrundtiefer Gelehrsamkeit beriet ihr vierhundertköpfiger Professoren-, Doctoren-, Litteraten- und Advokaten-Verstand viele Wochen lang über die Grundrechte des deutschen Volkes, das unerschütterlich gewaltige Fundament, auf dem die herrliche Burg der deutschen Einheit, Freiheit, Macht und Rechtsficherung erhöht werden sollte. Nur hatten die Kronen in Preußen und Oesterreich nach Berlin und Wien gleichfalls zwei konstituierende Reichstage, sowie die Regierungen sämtlicher sonstiger deutscher Königreiche, Großherzog-, Herzog- und Fürstentümer ihre Landtage in ihren Hauptstädten zusammenberufen und ebenso viel heimliche und fluge Maulwurfsge schäftigkeit in Bewegung gesetzt, die neuen Grundmauern der deutschen Einigkeit, Herrlichkeit und Reichshoheit gleichzeitig fleißig zu unterwühlen.

Und so verkündete man einmütigen Sinnes von den Sihen der Paulskirche den hohen unverbrüchlichen Beschluß, daß Deutschlands Ehre, Macht und Ordnung als oberstes, unantastbares Gesetz für die gesamte Nation, Fürsten und Staatsbürger, hoch und gering aufgestellt seien, und es ließ sich gar nichts Vortrefflicheres und Wünschenswerteres als diese Verordnung erdenken. Nur herrschte in Baden unter der Führung Struve's und Hecker's ein bewaffneter republikanischer Aufstand, welcher der Vorstellung von Ordnung kaum minder widersprach, als daß allerorten in den Städten Pöbeltumulte zur Plünderung von Zeughäusern und sonstigen staatlichen, gelegentlich auch privaten Gebäuden stattfanden und auf dem platten Lande von einbrechenden Strolchbanden betriebsam gestohlen, geraubt und gebrannt wurde. Derweil verhandelte im Norden Preußen über den Waffenstillstand von Malmö, gemäß dem es seine Truppen aus Schleswig-Holstein zurückzog, um dieses, wenn auch noch nicht sofort, wieder in die Gewalt der Dänen zurückzuliefern; vielleicht lag darin eine unabweishbare Nothwendigkeit, aber es ließ sich schwer eine Formel auffinden, kraft welcher es mit der vom Frankfurter Reichsparlament als unantastbar verkündigten Ehre Deutschlands zusammenfiel.

Solchergestalt verhielten sich Menschen und Dinge im deutschen Vaterlande während des Julimonats des Jahres 1848, und es wäre sehr viel Humor in

der Sache vorhanden gewesen, wenn sie nicht einen traurigen und bössartigen Untergrund in der unpraktischen „Ideologie“ des deutschen Volkes besessen hätte, wie der äußerst praktische Kaiser Napoleon seinerzeit die Wesensart des letzteren kurzweg unter einen Sammelbegriff gebracht hatte. Jedenfalls konnte auch der für geschichtliche Komik Empfänglichste, wenn er diese Fähigkeit noch mit etwas Liebe zu seinem Vaterlande verband, nur mit einem Auge darüber lachen, oder es mußte jemand die Erdendinge aus einem so besonderen Gesichtswinkel ansehen wie der Pastor Wolfgang Schaffenrath in Altenhagen, um mit ihm äußern zu können: „Nun ja, nun ja, das bedünken mich Gegenstände minoris sen nullius momenti zu sein.“

Doch es kommt nicht nur für eine Pflanze viel auf Standort und Bodengattung an, aus der sie aufgedeiht, um sie zu allerlei verschiedener Entwicklung und Färbung geraten zu lassen; auch mit dem beweglichen Nutz- und Unkraut der Erde, das sich den Namen, ‚homo sapiens‘ beigelegt, verhielt es sich nicht anders, und die Leute, welche im oder um den Dreiangel hausten, lieferten ausgezeichnete Belege dafür. Alle politische Weisheit und Narrheit, Aufregung und Erwartung des daran so überaus fruchtbaren Jahres war ihnen ganz vollkommen gleichgültig, freilich nicht zum wenigsten mit aus dem stichhaltigen Grunde, daß sie so gut wie nichts davon hörten, sahen, erfuhren und begriffen hätten, wenn sie plötzlich unter die Linden in Berlin oder auf die Zeil in Frankfurt a./M. versetzt worden wären. Nur einer hätte über die Befähigung geboten, ihnen die geheimsten Triebfedern der großen weltgeschichtlichen Vorgänge um sie herum bis in die dunkelsten Tiefen zu enthüllen, allein dieser that es nicht. Denn Daniel Ulfilas hielt keine abendlichen Vorträge mehr in der Herrengaststube, weder über die Vergangenheit und Zukunft noch über die Gegenwart, sondern hüllte sich selbst, sein Braumbier trinkend, täglich tiefer in ernstes, wortlos-zuwartendes, lediglich mit der Schärfe von Falkenaugen alles auffassendes Schweigen.

Insofern ließen sich denn einige erklärend-entschuldigende Momente für die Seelenruhe anführen, mit der die eingeborenen Bewohner des von den drei Dorfkirchtürmen gebildeten Dreiecks dem Kreisen vor der Wiedergeburt der deutschen Reichsherrlichkeit zusahen oder vielmehr nicht zusahen und nicht zuhörten, obwohl dies Kreisen seiner Ursprungsbedeutung des „laut Schreiens, Kreischens, Stöhnens“ alle Ehre machte. Bemerkenswert jedoch war die Einwirkung der dortigen Luft auf die nicht heimatlich aus jenem Boden entsprossenen, sondern nur zeitweilig hineinverpflanzten Menschengewächse, welche von dem „draußen in der Welt“ wunderbarlich Vorgehenden wohl Kenntniss besaßen, aber sich mit ihrem Denken und Treiben ebensowenig darum bekümmerten wie Poppenrode, Altenhagen und Helbertshusen. Sie waren allerdings wohl geeignet, in dem scharfblickenden Beobachter die Überzeugung zu befestigen, daß nur ein gewichtiger Grund und hochbedeutender Zweck sie zu solcher Zeit in diesen stillen Erdenwinkel geführt haben und darin festhalten könne; denn ihr Verhalten bot in der That eine geheimnisvolle Rätselhaftigkeit dar. Der Professor Anton Schabacker strich unermüdetlich von der Frührothe bis zum Abendrot suchend durch Heide und Moor

umher, Klas Schleesack saß schon am Morgen so lange vor dem Kimmelglase, bis er ins Liegen geriet, Erich Hainfeld zog mit der untergehenden Sonne seinem mystischen Versenkungswinkel zwischen Föhren und Birkengebüsch zu, und Gertrud Heidelerche setzte mit dem Einbruch der Dämmerung Christoph Ossenkop gegenüber ihre katechetische Erzählung der Geschichte Hermann's und Dorothea's fort, als ob die Zeit- und Weltgeschichte ihre Gedanken durch keine interessantere Beschäftigung in Anspruch zu nehmen vermöge.

(Fortsetzung folgt.)



Sommerferien in Japan.

Von

Otfried Rippold.

Shiobara am 11. Juli 1891.

Mit der zweiten Hälfte des Monats Juni beginnt für die meisten fremden Residenten Tokyo's eine wichtige Frage aufzutauchen, nämlich: wo es diesen Sommer hingehen soll? Bei weitem die meisten sind für die Monate Juli und August, und auch September noch zum Teil, frei. Diese schöne Zeit in Tokyo zu verbringen würde aber nicht nur eine Sünde, sondern auch der Gesundheit nicht sehr zuträglich sein. Die Sommerhitze ist zwar in Tokyo nicht so schlimm, wie man sich das zu Hause zu denken pflegt. Das Thermometer steht gar nicht so viel höher als in Deutschland. Aber es kommen verschiedene Dinge hinzu, die das Bleiben in Tokyo doch verleiden. Einmal ist die Hitze eine viel andauerndere als in Deutschland, dann ist die Luft sehr feucht, und auch die Nächte bringen keine Abkühlung. Immer dieselbe schwüle, dumpfe, feuchte Luft. Auch die Moskitos tragen nicht gerade zur größeren Annehmlichkeit bei. Aus allen diesen und noch vielen andern Gründen, z. B. Reiselust, pflegt man sich also die Frage vorzulegen, wohin man für die Sommermonate seine Schritte lenken soll. Japan ist ein durch seine landschaftlichen Schönheiten ausgezeichnetes Land, und an sich ist daher die Zahl der Orte, die verlockend erscheinen, eine äußerst große. In Wirklichkeit aber wird diese Zahl bei näherer Betrachtung immer kleiner. Der bedürfnislose Japaner kann nach Belieben wählen, für den mit Bedürfnissen gesegneten Europäer aber kommen nur wenige Orte zur engeren Wahl. Die Zahl der Badeorte ist vielleicht in keinem Lande so groß wie in Japan. Ich meine damit nicht die Seebäder, die in Japan verhältnismäßig wenig frequentiert werden und im Sommer auch nicht genügend Schutz gegen die Hitze bieten. Aber heiße Naturbäder giebt es in diesem vulkanischen Lande in unbegrenzter Anzahl. Dieselben sind wohl sämtlich inmitten der schönsten Berge gelegen, sie bieten in natürlicher Beziehung alles, was man sich nur denken und wünschen kann, man schwelgt in der schönen Natur, badet und leidet nicht

unter der Hitze. Alle diese Orte haben daher an sich etwas Einladendes. Und doch sind für den Europäer nur die wenigsten derselben für längere Zeit zugänglich. Denn er könnte dort auf die schönste Weise verhungern, wenn er sich nicht vorsähe. Nur wenige dieser Badeorte haben sich zu Fremdenorten ausgebildet, so daß man dort europäische Hotels, europäische Betten und europäisches Essen findet. Unter diesen ist besonders Minanoshita zu nennen, wo man so gut aufgehoben ist, als nur irgendwo in Japan. Neben Minanoshita ist Nikko derjenige Ort, der von Fremden am meisten besucht wird, und zwar sind es nicht nur die Glob'trotters¹⁾, die die dortigen berühmten Tempelhaine auffuchen, sondern auch die Residenten quartieren sich hier für die Sommermonate mit Vorliebe ein. Außer diesen beiden Orten giebt es noch einige wenige wie z. B. Tsao, Atami, wo man zur Not europäisch leben kann resp. wenigstens europäische Nahrungsmittel findet. Nach diesen Orten lenkt sich denn auch der Hauptschwarm der Europäer. Gerade dieses aber ist der Grund, weshalb mancher Resident das Bedürfnis fühlen wird, andre Orte aufzusuchen, die etwas abseits von der Fremdenstraße liegen, wo er ungestörter und ungenierter nach seiner Neigung leben und sich erholen kann, wo die Japaner noch in ihrer ursprünglichen Weise sich geben, ohne von der häufigen Berührung mit Europäern allzusehr Zeugnis abzulegen. Auch ich gehörte diesen Sommer zu dieser Zahl: ich suchte für einige Wochen einen schönen, kühlen Ort im Gebirge, wo keine Europäer hinkommen, wo es aber andererseits möglich ist, die nötigen Nahrungsmittel herbei zu schaffen. Ich benutzte daher meine freien Tage im Monat Juni dazu, um mich gemeinschaftlich mit meinem Freunde Dr. K. auf die Suche nach einem unsern Wünschen entsprechenden Aufenthaltsorte zu begeben. Das Angenehme war hier mit dem Nützlichen verbunden, denn wir lernten eine Reihe schöner Gegenden kennen, die gesehen zu haben uns zum mindesten nicht gereute, wenn dieselben für einen längeren Aufenthalt sich auch nicht eigneten, teils weil es dort keine Mietwohnungen gab, teils weil es nicht möglich war, Nahrungsmittel zu beschaffen. So lernten wir z. B. eins der acht Wunder Japans, die ca. 860 Eilande von Matsushima, kennen, die im Nordosten der Hauptinsel (in Europa fälschlich „Nipon“ genannt) nicht weit von der Stadt Sandai sich erheben, meist steil aus dem Meer hervorragende, unzugängliche mit dunkeln Fichten bewachsene Felsstücke, die einen sehr malerischen Anblick gewähren. Eine andre Reise führte uns nach der Stadt Shirakawa, in deren Nähe ein berühmter Badeort, Namens Aone gelegen sein sollte. Bei näherer Nachfrage an Ort und Stelle ergab sich aber, daß ein solcher Ort dort gar nicht existierte. In dieser Notlage fiel mir ein, daß Dr. B. mir kürzlich von einem Bad, Namens Shiobara gesprochen hatte, das ebenfalls nicht weit von Shirakawa entfernt sein konnte. Wir machten uns denn ohne langes Überlegen dorthin auf und fanden glücklich, was wir suchten: eine reizende, ganz unsern Wünschen entsprechende Sommerwohnung, inmitten einer mächtigen Gebirgs-

¹⁾ Ein in Ostasien allgemein üblicher Ausdruck für die neumodischen Weltumsegler, die sich in einem Lande gerade so lange aufhalten, um die Hotelfüche kennen zu lernen und später ein Buch zu schreiben.

szenerie. Die nähere Beschreibung behalte ich mir vor; wir hielten uns vorläufig nur einen Tag hier auf, mieteten für zwei Monate und kehrten dann nach Tokyo zurück, wo uns noch allerlei Geschäfte erwarteten, und wo vor allem die Reisevorbereitungen getroffen sein wollten.

Zunächst erwartete mich noch das Vergnügen, eine Woche lang Gramina abzuhalten. Am 3. Juli war dies überstanden, und ich konnte mich nun mit Eifer und ungeteilter Aufmerksamkeit demjenigen widmen, was eine solche Reise, wie ich sie beabsichtigte, notwendigerweise mit sich brachte. Und das ist keine Kleinigkeit, es ist nicht mehr oder weniger als ein ganzer Umzug. Um dies erklärlich zu machen, will ich mich bei der Frage dieser Reisevorbereitungen etwas aufhalten. Daß man, wenn man sich für einige Wochen auf Reisen begiebt, Kleider, Wäsche und Bücher mitnimmt, bedarf keiner Darlegung. Doch möchte ich ad verbum Kleider erwähnen, daß hierunter vorzugsweise japanische Kleidungsstücke zu verstehen sind. Die japanische Kleidung besteht bekanntlich aus einem einzigen Stück, einem langen, vorn offenen, nur durch einen Gurt zusammengehaltenen Talar, Schlafrock oder Mantel, wie man es nun nennen will. Dieses „Kimono“ genannte Bekleidungsstück ist für den Sommer federleicht, während es im Winter wattiert wird. Es läßt sich in der warmen Jahreszeit keine angenehmere und lustigere Kleidung denken als ein solcher Kimono. Außerdem hat dieselbe den Vorzug, daß man nicht lange Zeit für seine Toilette zu verwenden braucht, sondern in einer Sekunde an- resp. ausgezogen ist, was in einem Lande, wo man täglich mehrmals badet, von Wichtigkeit ist. Im Sommer bevorzugen daher die europäischen Herren allgemein das japanische Kostüm, das, nebenbei gesagt, auch sehr kleidsam ist. Bewundern muß man sich nur über die vielen, europäisch sein wollenden Japaner, die ihre bequeme Nationalkleidung aufgeben, um einer falsch angebrachten Eitelkeit zu fröhnen. Falsch angebracht ist diese Eitelkeit, weil die kleinen Gestalten im japanischen Kostüm hundertmal besser aussehen als im europäischen, welches sie nicht einmal richtig anzulegen wissen, wenn sie nicht zufällig in Europa gewesen sind.

Also die japanische Kleidung verdient im Sommer den Vorzug. In Tokyo, Miyanoshita, Nikko, überhaupt an Orten, wo viele Europäer, namentlich europäische Damen, hinkommen, ist man nun aber leider, europäischen Vorurteilen und europäischer Brüderie nachgebend, gezwungen, als Europäer zu erscheinen. Um so mehr freut man sich, an andern, nur von Japanern besuchten Orten ungeniert als Japaner einhergehen zu können. Meine Reiseausrüstung für Shiobara, das den Europäern nahezu unbekannt ist, besteht also vorwiegend aus japanischen Kleidungsstücken.

Mit „Kleider, Wäsche, Bücher“ ist aber nur der kleinste und am leichtesten zu transportierende Teil des Reisegepäcks erledigt. Hierzu gesellen sich noch eine Menge von Gegenständen, die man in Europa solchenfalls ruhig zu Hause lassen würde. In Japan giebt es keine Unterscheidung zwischen „möblierten Wohnungen“ und „unmöblierten Wohnungen.“ Die einen sehen genau so aus wie die andern auch. Am Tage steht im Zimmer ein Kohlenkasten für den Theekessel; wenn

ein Gast kommt, wird ihm ein Kissen untergeschoben; nachts werden die Mattdecken am Boden ausgebreitet. Damit ist die japanische Hauseinrichtung erledigt. Der Europäer giebt sich hiermit auch zufrieden, wenn er 1 oder 2 Tage im Gasthause wohnt. Auf die Länge aber scheint ihm dies Möblement doch ungenügend. Er muß sich also sein Sommerhaus in den Bergen selbst möblieren, muß sich sein Bett hinaufschaffen, muß Tisch und Stuhl haben und zwar alles in genügender Anzahl, um auch 1 oder 2 Gäste, die ihn in der Einsamkeit besuchen, bei sich aufnehmen zu können. Die Beleuchtungsapparate dürfen auch nicht vergessen werden. Sogar eine elektrische Klingel wird mit hinaufgeschafft, um in dem weitläufigen japanischen Hause sich bemerkbar machen zu können. Das schwierigste Kapitel ist aber das Kapitel „Küche“. Einen Kochherd brauche ich in meinem Falle nicht mitzunehmen, weil 2 zusammengerückte japanische Hibatschi dessen Stelle ersetzen. Sonst aber muß an Kochgeschirr, Tellern, Schüsseln, Tassen &c. alles Notwendige verpackt und mit hinaufgeschafft werden. Die Sorge hierfür überlasse ich billigerweise meinem „Boy“, der nebenbei bemerkt ein weibliches Wesen ist, das die erste Jugendblüte bereits hinter sich hat. Als Boy bezeichnet man hier zu Lande denjenigen dienstbaren Geist, der die lobenswerte Aufgabe hat, seinem Herrn beim Ankleiden zu helfen, die Oberaufsicht über Kleider und Wäsche zu führen, den Tisch zu decken und bei Tisch zu bedienen, den Gästen das Thor zu öffnen &c., also was man bei uns Kammerdiener nennt. Zu weiteren Dienstleistungen, wie Ausgängen und Stiefelputzen pflegt sich der oder die Betreffende nicht herabzulassen. Das englische Wort „Boy“ hat sich hier so eingebürgert, daß auf das Alter und das Geschlecht des Bezeichneten weiter kein Gewicht gelegt wird. Mein Boy also, der schon mehrere Reisen mit europäischen Dauna's — d. h. Herr — gemacht hat, versteht sich auf das in solchen Fällen Notwendige.

Unter den mitzunehmenden Gegenständen dürften noch besonders zu erwähnen sein einmal die Hausapotheke, denn in den Bergen ist man sein eigener Arzt und sein eigener Apotheker; ferner die Waffen, denn in den Bergen muß man sich selbst schützen. Selbst in Tokyo pflegt man keine Nacht ohne Revolver neben dem Kopfkissen zu schlafen. Diebstähle sind seit einiger Zeit bei Europäern ziemlich häufig. Die meisten meiner Bekannten haben schon das Vergnügen gehabt, ein- oder mehrmal bestohlen zu werden. In den meisten Fällen wird wohl auf weggejagte Dienstboten, die die Hausgelegenheit kennen, die Schuld zurückzuführen sein. Andre Japaner wagen sich so leicht nicht in ein europäisches Haus, weil sie sich darin schwer zurechtfinden und vor allem auch schwerer hineingelangen als in ein japanisches. In seltenen Fällen erscheinen auch Räuber, d. h. mit Schwertern bewaffnete Diebe. Diese sind schon ungemütlicher, und man muß sich deshalb darauf einrichten, um ihnen vorkommenden Falls mit Gemütsruhe entgegentreten zu können. Vor europäischen Schießwaffen haben sie eine heillose Angst. In allen Fällen muß der allein wohnende Europäer sich selbst helfen; denn die meisten japanischen Dienstboten hüten sich wohl, in solchen Fällen aufzuwachen, oder falls sie wirklich aufgewacht sein sollten, sich gar der Gefahr

eines Schwerthiebes auszuweichen. „Thu' du mir nichts, dann thu' ich dir nichts“ lautet der Grundsatz, dem sowohl Räuber als Dienstboten huldigen. Die Schwerverter sind nämlich nur für den Notfall mitgebracht falls sich jemand den gütigen Absichten des nächtlichen Besuchers gewaltsam widersetzen sollte. — In Tokyo im europäischen Hause verschließt man einfach nachts seine Hausthür, aber im japanischen Hause giebt's das nicht. Wer nachts hinein will, braucht nur eins der Bretter, die abends um das ganze Haus herum vorgeschoben werden, zu entfernen und er befindet sich im Innern. Die einzelnen Zimmer sind selbst wiederum an 3 oder 4 Seiten durch Verschieben der Papierwände leicht und geräuschlos zu öffnen, und so kann sich denn der unwillkommene Besucher vor einem befinden, ehe man sich's versieht. Zum Reisenécessaire gehört also einmal eine Büchse, die in geladenem Zustande neben meinem Bett lehnt, und zur Ergänzung hiervon ein Revolver und ein Hirschfänger. Damit denke ich genügend für meine persönliche Sicherheit in den Bergen vorgesorgt zu haben. Immerhin begleitet mich noch als treuer Wächter des Hauses mein kleiner Dachshund. — Nachdem dieser Teil der Reisevorbereitungen ins Reine gebracht ist, fehlt aber immer noch ein sehr wesentlicher Teil derselben, nämlich das zur leiblichen Verpflegung Nötige. Ich habe im voraus auskundschaftet, daß Shiobara insofern ein bevorzugter Ort zu nennen ist, als man dort nicht nur Eier — denn die bekommt man an den meisten Orten — sondern sogar Milch bekommen kann, was in Japan auf dem Lande eine Rarität ist. An den meisten Orten giebt es keine Kühe, und die meisten Kühe geben in Japan keine Milch. Also ein sehr wesentlicher Faktor für das Frühstück ist wenigstens vorhanden. Außerdem beherbergt der Bergbach, an dem Shiobara liegt, prächtige Forellen. Damit ist aber alles, was zu haben ist, erschöpft. Von Brot, Fleisch, Kartoffeln, Gemüse, Geflügel und Getränken ist keine Rede. Dafür muß also besonders Sorge getragen werden. Das Brot bäckt mein Koch selbst. Geflügel und Gemüse lassen sich wenigstens einigermaßen aus den in der Ebene gelegenen Nachbardörfern beziehen. Frisches Fleisch kann man sich einmal wöchentlich aus der Stadt Utunomiya kommen lassen. Alles Übrige muß man aus Tokyo mitbringen. Vor allem giebt es in Shiobara gar nichts zu trinken. Dem muß somit zunächst abgeholfen werden. Also eine Kiste mit Bier, eine Kiste mit Weißwein, eine mit Rotwein, ferner Champagner, Mineralwasser müssen unbedingt mitgenommen werden. Man hat ja im Sommer nicht nur selbst Durst, sondern es kommen auch Gäste, die lauter Deutsche sind und daher ebenfalls Durst haben. Im größten Gasthause Shiobaras existierten 5 Flaschen Bier, von denen 2 nachgemachtes Bier enthielten. Auf Hilfe aus dem Gasthause ist also nicht zu rechnen. Daher richtet man sich von vornherein so ein, daß man allen Invasionen von Tokyo her getrost entgegensehen kann. Dasjenige Getränk, wonach man hier im Sommer am meisten Sehnsucht empfindet, kann man allerdings auch für Gold nicht aufreiben, nämlich Weißbier. Was für immense Preise hätten wir hier nicht oft schon für ein einziges Glas Weißbier gezahlt! Aber was hilft's, man kann nicht alles haben, was man will. — Die Getränkfrage ist also erledigt, und der Koch

hat nun noch eine Liste der konsistenten Speisen aufzustellen, die mitgenommen werden sollen. Für diese Dinge hat man es hier sehr bequem, indem alle nur denkbaren Speisen in Tins (d. i. verlöteten Zinnbüchsen) zu haben sind. Auf Vorschlag meines Kochs werden daher solche Tins mit Roastbeef, Roastmutton, Würsten, geräucherten Zungen, Schinken, Fischen, Kaviar, Gemüsen, Früchten und Konfituren *cc.* in reichlicher Anzahl verpackt. An Hand dieser Vorräte darf ich der nächsten Zukunft in Shiobara getrost entgegensehen. — Damit ist denn auch endlich das lange Kapitel der Reisevorbereitungen erledigt, und ich kann daran denken, die Reise selbst zur Ausführung zu bringen.

Sonntag der 5. Juli ist der Tag, den ich mir zur Abreise festgesetzt habe. Der Koch und der Boy werden mich nach Shiobara begleiten. Meinen zurückbleibenden Leuten, die das Haus bewachen sollen, habe ich ihre Aufgabe insofern erleichtert, als ich alle wertvolleren Gegenstände in das obere Stockwerk geschafft, dort die Fenster verbarricadiert und die Thüren verschlossen habe. Somit fühle ich mich nach dieser Seite hin ziemlich beruhigt. Die größeren Gepäckstücke habe ich sämtlich im voraus einer *Kaisha* — Transportgesellschaft — übergeben, und mit leichtem Gepäck und leichtem Sinn sehe ich daher dem Morgen des 5. Juli entgegen. Um 6 Uhr muß ich an der eine Stunde von meiner Wohnung entfernten Ueno-Station sein; es heißt daher früh aufstehen. Bei Zeiten setzt sich der stattliche, aus 5 *Kurumas* — 2 rädriige Wagen von Menschen gezogen — bestehende Zug, der mich, meine Dienerschaft und mein Gepäck enthält, nach der Station in Bewegung. Alles geht seinen geregelten Gang, und bald sitze ich — als einziger Europäer im Zuge — mütterseelenallein im Koupee I. Klasse und sehe einer fünfständigen Eisenbahnfahrt entgegen. Die Eisenbahnkoupees in Japan sind sehr bequem eingerichtet; in der ersten Klasse findet man sogar Thee à discrétion vor. Die Fahrt hat daher nichts Unangenehmes oder Langweiliges, zumal sie durch reiche Gegenden führt, die im Hintergrunde von hohen Bergen eingefast sind. Schneller, als ich es für möglich gehalten, befinden wir uns an Station *Mishinasuno*, dem Ziel der heutigen Eisenbahnfahrt. Nachdem ich dort ein sehr frugales japanisches Mahl eingenommen habe, geht es weiter, und zwar jetzt wieder per *Kuruma*. Ca. 2 Stunden lang fahren wir durch die Ebene bis zu dem Dorfe *Sekina*, das am Fuß des Gebirges gelegen ist. Der Weg bis dahin ist zwar einförmig, bietet aber dafür eine hübsche Aussicht auf die Berge. Bei *Sekina* dagegen fängt es an interessant zu werden. Während der kurzen Rast, die wir dort vor dem Theehause machen, sammelt sich das ganze Dorf an. Einen Europäer zu sehen ist hier ein selten dagewesener Genuß. Durch einen zweijährigen Aufenthalt in Japan bin ich aber bereits zur Genüge daran gewöhnt, als Wundertier angestaunt zu werden, und lasse mich daher nur wenig dadurch beirren, wenn es mir auch manchmal schwer fällt, den nötigen Ernst zu bewahren. Bald geht es weiter, und nun in die Berge hinein. Eine bequeme, breite Fahrstraße führt nach Shiobara hinauf, immer dem Laufe eines wilden, mit Felsblöcken besäten Bergbachs folgend, der, von der Höhe herabkommend, sich durch die Berge einen Weg gebahnt hat. Bald geht der

Weg hart am Ufer des Bachs entlang, bald befinden wir uns hunderte von Fuß über demselben und sehen von schwindelnder Höhe auf ihn herab. Häufig ergießen sich kleinere Bäche in den Hauptbach und bilden auf ihrem Wege dahin resp. bei ihrer Mündung die prächtigsten Wasserfälle; darunter einer, der dem Staubbach im Berner Oberlande nichts nachgiebt. Zu beiden Seiten des Weges erheben sich bewaldete Bergesrüden in den mannigfachsten Gestalten. Oft springt eine Felswand schroff vor und scheint den Weg zu versperren; stellenweise führt in der That der Weg durch einen künstlichen Tunnel. Bei jeder Biegung des Weges ein neues Bild! Die umliegenden Berge sind nicht sehr hoch, sie erheben sich meist bis zu 1700—1800 m. Aber um so abwechslungsreicher ist das Bild, indem sie alle mit einer üppigen Vegetation bedeckt sind, wie man sie in Deutschland schwerlich finden wird. Etwa 1½ Stunden bewegen wir uns auf dieser entzückenden Straße fort. Da gewahren wir, mitten im Waldesgrün und doch dicht über dem Wasser gelegen, ein reizendes, kleines, japanisches Sommerhaus, noch verschlossen und also unbewohnt.

Nun kann auch das Ziel der Reise nicht mehr weit sein. Da naht sich eine Kuruma; der Insasse desselben steigt, 50 Schritt von mir angekommen, aus und kommt mir zu Fuß entgegen. Ich erkenne in ihm den Wirt des Gasthauses, bei dem ich das vorige Mal gewohnt und durch dessen Vermittlung ich die japanische Villa gemietet habe. Derselbe hat durch meinen Koch, den ich habe vorausfahren lassen, von meiner Ankunft gehört und ist mir entgegengefahren, um mich zu empfangen und in meine Wohnung einzuführen. Nach weiteren 10 Minuten sind wir am Orte angelangt. Gleich links von der Straße am Bachesrande sehe ich schon von weitem meine Behausung daliegen. Vor derselben harret das ganze Dorf in neugieriger Erwartung, den „idjinsan“ — Fremdling — zu sehen, der hier gemietet und so viel Gepäck mitgebracht hat. Mit Mühe kann ich bei diesem Anblick meinen Ernst bewahren, um meiner mir freiwillig zuerteilten Würde nichts zu vergeben. Aber die Neugierde dauert noch tagelang fort. In einem japanischen Hause giebt es keinen verborgenen Winkel; überall hin kann der Blick eindringen, und von dieser Gelegenheit macht die Bevölkerung von Shiobara denn auch ausgiebigen Gebrauch. Ich kümmerge mich wenig um die lauern den Blicke und suche es mir vor allem in der neuen Wohnung bequem und wohnlich zu machen. Dr. K., der in 8 Tagen ebenfalls hierher kommen wird, wird mit seinen Leuten die eine Hälfte der Zimmer bewohnen, und ich die andre. Die ganze Wohnung besteht eigentlich aus 4 kleinen japanischen Häusern. Das Ufer des Baches ist hier zunächst eben, aber nur in einer Breite, auf der gerade ein Haus Platz hat. Dahinter erhebt sich eine steile Felswand von vielleicht 30—40 Fuß Höhe. Meine Wohnung befindet sich nun teils unten am Bach, teils oben auf der Höhe des Felsens. Die Straße führt oben auf der Höhe des Felsens entlang. Zur Linken der Straße steht innerhalb einer Umzäunung ein kleines japanisches Haus, bestehend aus einer Entrée und 2, nicht sehr großen, aber freundlichen Zimmern. Wenn man hier eintritt und über die Veranda hinausblickt, so sieht man sich oben am Rande der Felswand

und genießt einen entzückenden Blick sowohl auf den Bach als auf das ganze Thal überhaupt. Von diesem Hause führt eine gedeckte Treppe am Felsen hinunter nach einem größeren Hause, das unmittelbar am Wasser liegt. In diesem befinden sich 4 meist größere Zimmer sowie eine Küche. An dieses Hauptgebäude schließen sich links und rechts zwei kleinere Gebäude an, links ein Häuschen mit 2 Zimmern, rechts das Badehaus. Letzteres ist namentlich reizend eingerichtet. Die eine Wand desselben bildet ein mächtiger Felsblock, an dessen Fuß sich die Badeeinrichtung befindet. Es ist, wie wenn man in einer natürlichen Grotte badete. Aus dem Felsen fließt in Röhren sowohl heißes als kaltes Wasser. Das Bad ist jederzeit fertig. Die 3 übrigen Wände sind verschiebbare Glaswände, so daß man sich so gut wie im Freien befindet und auch im Bade die schöne Aussicht genießt. Ein schönerer Badeplatz läßt sich nicht denken. Alle 4 Häuser befinden sich, wie gesagt, in Verbindung miteinander. — Ich habe mich vorläufig in dem oberen Häuschen eingerichtet, weil hier die schönste Aussicht ist und ich hier auch am ungestörtesten vor den beobachtenden Nachbarn bin. Ich habe hier oben mein Arbeits- und mein Schlafzimmer. Unten im großen Hause ist das Speisezimmer. Auch habe ich meine Leute dort einquartiert. Die Einrichtung der Zimmer ist bald erledigt, da das Gepäck zur rechten Zeit anlangt, die Betten allerdings infolge des starken Regens der letzten Tage ganz durchnäßt, sodaß ich mir aus dem Gasthause solche zur Aushilfe schaffen muß. Am meisten Bewunderung erregt bei den biedern Shioharern die Menge der mitgebrachten Getränke, Sake, wie dieselben schlechtweg genannt werden. Wein kennen die guten Leute nur vom Hörensagen, Bier vom Ansehen. Daß man aber solche Quantitäten mitbringen und gar noch die Absicht haben kann, alles auszutrinken, ist ihnen unbegreiflich. So viel würden ja die ganzen Gastwirte des Orts — derselbe besteht aus lauter Gasthäusern und einigen Privatvillen — in 20 Jahren nicht verkaufen können! Und der Idjinsan will das allein in 4 Wochen austrinken?! —

So wäre denn glücklich alles an Ort und Stelle ausgepackt und eingerichtet. Das regelmäßige Leben, der Gesundheit und der Erholung allein gewidmet, beginnt. Was soll ich von demselben berichten? Außerlich geht blutwenig vor, und doch ist es eine inhaltreiche Zeit! Das Ganze kommt mir wie ein Idyll vor, wie es mir in früheren Jahren meine kühnste Phantasie nicht vorgespiegelt hätte. Ich lebe hier beinahe wie ein Einsiedler und doch sehne ich mich nach nichts Anderem, weil nichts von dem mir fehlt, was ich mir wünsche. O daß ich sie in ihrem Fluge hier etwas aufhalten könnte, die so flüchtig dahineilende Zeit! Ein glücklicher Moment dazu wäre es, und bannen möchte ich alle Gedanken daran, daß ich mich einst vergebens nach diesem Idyll zurücksehnen werde. Aber das ist gerade etwas für das Leben in Japan Charakteristisches: man genießt hier die Gegenwart, aber man genießt sie mit Bewußtsein, man schwelgt im Genusse derselben und man weiß es. Jeder lebt gerne in Japan, jeder sagt sich, daß ihm später, wenn er fern von Japan weilt, etwas fehlen wird, und deshalb sucht er sich den Aufenthalt hier, der doch nur ein zeitlich begrenzter sein kann, nach

Kräften angenehm zu gestalten. Und wenn das irgendwo auf der Welt mit wenig Mitteln erreicht werden kann, so ist es hier zu Lande der Fall. — Doch wie sieht es denn nun in diesem vielgerühmten Idyll aus? Was bietet dasselbe denn für Genüsse? Sehen wir uns zunächst die Gegend noch etwas an. Die Aussicht vom Hause aus geht zunächst auf den viel erwähnten Bach, an dessen gegenüberliegender Seite sich eine dicht bewaldete Bergwand erhebt. Wenn man die Straße weiter verfolgt, so kommt man zunächst durch den aus etwa 15—20 Häusern bestehenden Ort, dann schlängelt sich die Straße immer höher zwischen den Bergen hinauf, noch mehrere kleinere Ortschaften berührend. Es giebt im ganzen 4 Orte, die Shiobara heißen, Shima Shiobara, Naka Shiobara, Kami Shiobara oder Unteres, Mittleres und Oberes Shiobara und ferner ein Yumoto Shiobara. Die ersten 3 liegen alle an der breiten Gebirgsstraße in einer Höhe von vielleicht 500—600 m. Letzteres liegt doppelt so hoch, und ein schmaler Saumpfad führt hinauf. Der Spaziergang dorthin ist einer der schönsten in der Gegend. Auch sonst ist Gelegenheit zu schönen, schattigen Spaziergängen in Menge geboten, so namentlich in die kleinen Seitenthäler an schäumenden Bächen entlang, unter dichtem Waldesgrün; ferner auf die Höhen des Takaharayama, des Hofineyama und wie die übrigen Berge alle heißen mögen. Doch ich verstehe mich nicht auf Naturschilderungen und will daher weder mich noch andere mit einer längeren Beschreibung quälen. Genug, es ist eine prächtige Gebirgsgegend, reich an schönen Spaziergängen, und ich bin gewissermaßen der einzige Herr derselben. Ein Europäer verirrt sich sicher nicht hierher, und das Tagewerk des Japaners besteht hier in Baden, Schlafen, Essen, Baden, Schlafen, Essen und Baden, Schlafen, Essen. Daß man daneben noch spazieren gehen kann, und daß man überhaupt am Herumlaufen Vergnügen finden kann, besonders wenn man Geld genug hat, um zu fahren, das wird ein Japaner nie begreifen. So kann ich denn nach Belieben hier in den Höhen herumstreichen, ohne jemandem zu begegnen. Die Luft ist dabei äußerst angenehm, gerade wie sie zum Spazierengehen sein soll. Von Sommerhitze ist bis jetzt keine Spur. Auch Moskitos giebt es hier oben nicht, und man kann — welche Wohlthat! — ohne Netz schlafen.

So führe ich denn hier in dieser schönen Natur ein einsames, aber gesundes und angenehmes Leben. Um 6 Uhr wird aufgestanden und gleich in das heiße Bad von ca. 40° Celsius gestiegen. Darauf folgen Übergießungen mit möglichst kaltem Wasser. In dieser Weise badet man in Japan unverändert Sommer und Winter. Die in Deutschland üblichen sogenannten heißen Bäder, in Wirklichkeit nur lauwarne Bäder, würde ich nicht mehr vertragen. Durch das heiße Bad wird der Körper so durchwärmt, daß er gegen die äußere Temperatur unempfindlich wird. Man friert im Winter nur vor, nicht nach dem Bade; man kann sich bei der größten Kälte mit eiskaltem Wasser übergießen. Im Sommer kommt es einem umgekehrt nach dem heißen Bade viel kühler vor, und das kalte Wasser wirkt nachher auch viel erfrischender. Nach dem Frühstück steige ich einige

Stunden in den Bergen herum und komme mittags mit einem beneidenswerten Appetit nach Hause. Nachmittags wird teils auf den Tatamis — Matten — ausgeruht, teils gelesen und geschrieben, teils wieder spazieren gegangen. Abends wird wieder gebadet, dann erwartet mich ein einfaches, aber kräftiges Essen, und zu früher Stunde bereits werden die Bretterwände vorgeschoben: die Insassen des Hauses begeben sich zu Bett.

Nachdem ich nun die Vorzüge der Natur des Badeorts Shiobara geschildert habe, würde nur noch übrig bleiben, von den Vergnügungen ein Wort zu sagen, die dieser Badeort bietet. Dieses Kapitel läßt sich sehr kurz behandeln. Es giebt hier weder Kurhaus noch Musikkorps, weder Promenaden noch Toiletten, noch alles Andere, was man in den europäischen Badeorten zu finden gewohnt ist. Ich müßte aber auch lügen, wenn ich behaupten wollte, daß ich mich ein einziges Mal danach gesehnt hätte. Nichts von allen diesen Überfeinerungen des Lebens! Hier giebt es nichts als Natur, aber diese ist dafür auch hier um so schöner und jungfräulicher. Was sind alle jene sogenannten Vergnügungen in unsern modernen Luxusbädern gegen einen solchen Tag hier, allein in der gewaltigen Natur zugebracht, frei und ohne Sorgen! Der Reiz dieser Natur wird erhöht durch die Natürlichkeit des inmitten derselben lebenden Volkes. Dasselbe lebt ruhig seine Tage dahin, ohne viele Bedürfnisse und Sorgen, kindlich naiv und darum glücklich dasjenige genießend, was ihm das Schicksal gerade darbietet. Einfach und natürlich ist die Lebensweise des japanischen Volkes, und es giebt kein glücklicheres Volk auf Erden. Die Wochen, die ich hier oben zugebracht, werden mir daher, wenn sie auch ohne rauschende Vergnügungen verflossen sind, niemals langweilig erscheinen, in der Gegenwart nicht und auch nicht in der Erinnerung. Wohl aber werde ich mich oft nach dieser Zeit zurücksehnen. Denn im Fluge eilt sie dahin. Schon ist eine Woche vorbei. Im August schon denke ich hier mein Bündel zu schnüren, da diese Ferien mich noch weit nach Norden hinaufführen sollen, nach dem wilden, aber wegen seiner Naturschönheiten berühmten Jesso und von dort, falls sich Schiffsgelegenheit bietet, nach Wladiwostok.

Vorläufig aber will ich hier noch so recht die Ruhe und Einsamkeit genießen, weder der Vergangenheit noch der Zukunft gedenkend, zufrieden im Genusse der Gegenwart.

(Schluß folgt.)



Sechzehn Jahre in der Werkstatt Leopold von Ranke's.

Ein Beitrag zur Geschichte seiner letzten Lebensjahre

von

Theodor Wiedemann.

(Fortsetzung.)

Der Beginn für die Vorbereitung der neuen Ausgabe der preußischen Geschichte bestand darin, daß alle bis dahin erschienenen Bände von Droysen's Geschichte der preußischen Politik aus dem Bücherrepositorium herausgenommen und auf den Tisch gelegt wurden. „Da hilft keine Rettung,“ sagte Ranke mit einem Stoßseufzer, indem er zugleich vor dieser umfassenden Lektüre schauernd zurückschreckte, „wir müssen sie sämtlich durchstudieren.“ Indes begnügte er sich vorläufig damit, sich die Vorrede und den ersten Abschnitt der Einleitung („die Aufgabe“) vorlesen zu lassen, wobei er die Bemerkung machte, daß Droysen den österreichischen Staat vergessen habe¹⁾; dann ersuchte er mich, die Bände der Reihe nach nach Hause zu nehmen und durchzusehen — eine Arbeit, die mir dadurch nicht unwesentlich erleichtert wurde, daß ich in früheren Jahren das Ranke'sche und Droysen'sche Werk vergleichend durchgelesen hatte und darüber Aufzeichnungen besaß. Das für Ranke brauchbare Material fand sich vorzugsweise in den Anmerkungen. Nur diese Stellen und diejenigen, welche es Ranke nahe legten, in der Form direkter Bezugnahme auf dieselben die differierenden Resultate seiner Studien auszusprechen, zum Teil damit die wesentlichen Abweichungen von vornherein als solche erkannt würden, wurden vorgelesen; im übrigen befriedigten ihn meine Exzerpte, bei welchen ich den Fortgang seiner Ausarbeitung berücksichtigte. Das Manuskript für die zwölf Bücher preußischer Geschichte mit Ausnahme der als Analekten beizugebenden Aktenstücke wurde zu Anfang Juli 1873, also vier Monate nach der Vollendung des Druckes des Briefwechsels, fertiggestellt und nach Leipzig gesandt. Noch vor dem Abschluß der handschriftlichen Fassung desselben war mir in meiner Beschäftigung eine Erleichterung zuteil geworden; infolge ihrer langen, alltäglichen Dauer bemächtigte sich meiner in den Abendstunden geistige und körperliche Abspannung; durch das viele Vorlesen, das unvermeidlich war, wurde mein Stimmorgan angegriffen. Ferdinand Ranke, der Schuldirektor, übernahm es in brüderlicher Zuneigung und Opferwilligkeit fürs erste, allabendlich gegen zehn Uhr aus seiner fern gelegenen Wohnung in der Kochstraße sich einzufinden und die Zeitung vorzulesen, dessen ich dadurch überhoben wurde. Als ich Ranke gebeten hatte, mich von dem Zeitungslesen zu entbinden, gab er die Billigkeit meiner Forderung sogleich zu,

¹⁾ Die Bemerkung Ranke's ist nicht zutreffend. Denn so unbestimmt, dunkel und überhaupt unvollkommen die Ausführungen Droysen's sind, kann es doch nicht zweifelhaft sein, daß er durch den mit den Worten: „Andere Staaten sind, weil sie einmal sind“ beginnenden Satz (S. 4) die österreichisch-ungarische Monarchie bezeichnet zu haben glaubte.

bemerkte aber, das habe noch niemand in gleichem Grade zu seiner Zufriedenheit besorgt wie ich. Die Erklärung für diesen Ausspruch lag in den Worten, die er hinzufügte: die Gesellschafterin seiner verstorbenen Frau, die vorher damit betraut gewesen war, eine noch sehr jugendliche Dame, habe vorzugsweise den Familienanzeigen, ganz besonders den Verlobungs- und Verbindungsanzeigen ihr Interesse zugewandt und dieselben beim Vorlesen vornehmlich berücksichtigt. So mögen wohl auch ihre Vorgängerinnen verfahren sein. Im Herbst 1871, nach der Rückkehr Ranke's von München, trat für mich eine dauernde und sehr wesentliche Entlastung ein.¹⁾ Die Absicht, von der Ranke, indem er mir eine solche verschaffte, geleitet wurde, war, mehr häusliche Arbeit von mir, eben für die neue Ausgabe der preussischen Geschichte, beanspruchen zu können. Ich erhielt in einer im buchhändlerischen Fach, besonders im Antiquariat ausgebildeten Persönlichkeit, die in Beziehung auf Theologie auch litterarisch nicht ganz ununterrichtet war, einen Kollegen²⁾, der meist am Vormittag anwesend war, aber auch am Abend spät sich einstellte, um die Zeitung vorzulesen. Im August 1873, anderthalb Monate nach der Ablieferung des Manuskripts der preussischen Geschichte und nach der Heimkehr Ranke's aus Lodersleben, dem bei Querfurt gelegenen Gute seines Schwiegersohnes, trat in der Arbeitsorganisation dadurch eine eingreifende Veränderung ein, daß seitdem Fachgenossen, die ebenso wie ich, Geschichte studiert hatten, meine Kollegen waren. Bei der Wahl des ersten derselben wurde Ranke, von dem unterdes die handschriftliche Konzeption von „Ursprung und Beginn der Revolutionskriege“ bis fast zum vollständigen Abschluß gebracht worden war, durch die Anforderungen bestimmt, welche für die zu leistende Unterstützung, wenn diese anders eine nützliche und wahrhaft fruchtbringende sein sollte, die Natur des zunächst von ihm geplanten Werkes, die Herausgabe der Denkwürdigkeiten Hardenberg's, stellte. Es war eine völlige Beherrschung des französischen Sprachidioms und eine genaue, möglichst spezielle Kenntnis der Geschichte des Revolutionszeitalters notwendig. Denn nur bei der Verbindung des einen mit dem andern ließ sich die Durcharbeitung des überaus umfangreichen, archivalischen Materials, das zu benutzen war, in möglichst kurzer Zeit erwarten. Die richtige Lesung vieler Aktenstücke bot, da die Schriftzüge zum Teil schon verblaßt, zum Teil von Hause aus undeutlich waren, große Schwierigkeit und mußte bisweilen geradezu erraten werden; von einem buchstabierenden Fortschreiten war kein Heil zu erwarten; auch durch ein geläufiges Vorlesen hätte, wenn dabei nicht Auslassungen in größter Ausdehnung stattfanden, binnen angemessener Frist das gesetzte Ziel nicht erreicht werden können; es war ein rascher Überblick erforderlich, um Ranke Anhalt zur Orientierung zu geben und dadurch das völlige Übergehen einer großen

¹⁾ Das Vorlesen war für einzelne Persönlichkeiten so anstrengend, daß ein junger Mann, der damit nur an einem Vormittag beschäftigt gewesen war, nicht wieder erscheinen konnte, da er eine vierzehn Tage anhaltende Heiserkeit davontrug. Ein anderer, der nahezu zwei Jahre dieselbe Funktion übte, behielt für ebensolange eine hohe Stimmlage zurück.

²⁾ Von diesem ist in Ranke's Schreiben an seinen Verleger vom 12. August 1873 die Rede. — S. 32, sein Name war Schoof.

Anzahl von Dokumenten zu ermöglichen. Diesen Ansprüchen genügte der neu Eintretende, der jetzige Staatsarchivar Doktor Paul Baillet, vollauf; er brachte überdies der Epoche ein im voraus gefaßtes eigenes Interesse entgegen, wie sich denn seine späteren Studien und litterarischen Publikationen in dem nämlichen Kreise bewegt haben. Dadurch wurde ihm der Entschluß sehr erleichtert, für das Werk auch außer der Zeit seiner Beschäftigung bei Ranke in der eignen Häuslichkeit zu arbeiten, was besonders wegen der Anfertigung korrekter Abschriften von den Dokumenten behufs ihrer Drucklegung unerläßlich war. Wie der Name Baillet's sind auch die der Mehrzahl seiner Nachfolger den der historischen Litteratur Kundigen wohl bekannt: Georg Winter, Anton Hagedorn, Ignaz Zastrow, Wilhelm Altmann, Paul Hinneberg. Dasselbe gilt auch von August Wolffstieg, gegenwärtig Kustos an der Universitätsbibliothek zu Berlin, der mich allerdings nur während einer ganz kurzen Zeit, während einer Ferienreise, vertreten hat. Von dem einen aus dieser Reihe ist die Laufbahn eines Universitätsdozenten beschritten worden; die andern haben im archivalischen oder bibliothekarischen Staatsdienst Anstellung gefunden. Die übrigen Amanuensen sind Gymnasiallehrer geworden. Einer, Max Handloike, starb, während er diese Stellung innehatte. Noch bis gegen vier Uhr nachmittags hatte er in eifriger Beschäftigung, und, indem er die besten Vorsätze für die Zukunft aussprach, an demselben Tage, der zu seinem Todestage wurde, in der Ranke'schen Wohnung verweilt; am Abend vor zehn Uhr machte in der Behausung seiner Familienangehörigen, aber während deren Abwesenheit, ein Nervenschlag seinem jugendlichen Leben ein Ende.¹⁾ Es mag wohl Überanstrengung gewesen sein, der seine Kräfte unterlagen; außer der Ranke gewidmeten Zeit gab er Privatstunden. Dies ist der einzige derartige Fall, der Ranke im langen Laufe der Jahre, während deren er Amanuensen beschäftigt hat, begegnet ist. Ich bin zwar im Ungewissen darüber, wann er sich zuerst litterarischer Beihilfe bedient hat. Sicher geschah es in der Mitte der fünfziger Jahre.²⁾ Aber ich glaube Grund zu haben, den Ursprung des Verhältnisses, wenn es auch in etwas anderer Weise bestanden hat, von weit früher zu datieren. Vielleicht geht derselbe bis auf Ranke's Heimkehr aus Italien zurück. Auf diese Vermutung bringt mich die Wahrnehmung, daß aus der Zeit, in welcher Ranke die historisch-politische Zeitschrift herausgab (seit 1831), mit Zeitungsausschnitten beklebte Papierbogen vorhanden waren. Der hierzu erforderlichen Mühewaltung hat sich Ranke ohne Zweifel nicht selbst unterzogen.

Meine anfängliche Absicht ging dahin, ebensowohl die von meinen ehemaligen Kollegen veröffentlichten Schriften und einzelnen Abhandlungen, wie die Werke Ranke's, an denen sie mitgearbeitet haben, anzuführen. Allein die Erwägung, daß die ersteren sich mit Leichtigkeit aus Kürschner's Deutschem Litteraturkalender, den man aus dem halbjährigen Hinrichs'schen oder dem nach längeren Zeiträumen erscheinenden Heinsius'schen Bücherverzeichnis ergänzen mag, entnehmen lassen;

¹⁾ 10. März 1885.

²⁾ Den Namen des damaligen Amanuensis von Ranke weiß ich nicht anzugeben; derselbe hat eine Abhandlung über die Memoiren des Kardinal Reß verfaßt.

und daß für die letzteren die Zeit der Beschäftigung bei Ranke einen ausreichenden Anhalt bietet, hat mich davon zurückgehalten. Ich habe mich deshalb begnügt, die Reihenfolge der Amanuensen in einer Anmerkung anzugeben und ein paar besondere Notizen, von denen ich annehme, daß man sie anderswo nicht sogleich antrifft, beizufügen ¹⁾.

Die gewissermaßen offizielle, indes von Ranke auch nur selten gebrauchte Bezeichnung für meine und meiner Kollegen Stellung war Amanuensis. Die Benennung: Assistent oder wissenschaftlicher Assistent, die man wohl auch anwendet, erschien Ranke ganz unpassend und war ihm geradezu widerwärtig: denn dabei denke man an die ganz anders geartete Stellung eines ärztlichen Assistenten. Er sah in der Annahme dieser Bezeichnung eine für ihn unerträgliche Annäherung, sehr geeignet, die falsche Meinung hervorzurufen, als schaffe er seine Werke nicht völlig selbständig. Um vieles älter als meine Kollegen, bin ich unter den Amanuensen Ranke's in den letzten anderthalb Dezennien der einzige gewesen, der noch seine Vorlesungen besucht und an den von ihm geleiteten Übungen teilgenommen hatte, zu einer Zeit, da er sich voller körperlicher und geistiger Frische erfreute, durchaus auf dem Höhepunkt seiner litterarischen Wirksamkeit sich befand, an der Berliner Universität von gereiften, talentvollen Schülern unterstützt, die eigentlich historischen Studien völlig beherrschte; meine Kollegen hingegen waren Schüler der Schüler Ranke's, — von Nitzsch, Noorden,

¹⁾ Bei meinen Angaben bitte ich, die oben bemerkte Beschränkung, daß sie nur zur Ergänzung anderweitiger bestimmt sind, zu beachten. Die Reihe der Amanuensen war in der Zeit, während der ich bei Ranke beschäftigt gewesen bin, die folgende:

Paul Baillet. Er studierte zu Göttingen und Berlin; seine am ersteren Ort erschienene, dem Jahre 1874 angehörige Dissertation führt den Titel: *Quomodo Appianus in bellorum civilium libris II—V usus sit Asinii Pollionis libris*. Von ihm rühren mehrere Aufsätze in Sybel's Historischer Zeitschrift, einzelne Artikel im Feuilleton der Nationalzeitung und der Deutschen Rundschau her; er hat einiges auch in französischen Zeitschriften veröffentlicht.

Georg Gäbel, gegenwärtig Lehrer am städtischen Gymnasium zu Stettin; er vertrat Baillet im August 1875 und war dann als Nachfolger desselben vom 1. August 1876 bis 15. April 1877 als Amanuensis beschäftigt. Von ihm erschien als Ofterprogramm des Gymnasiums, an dem er angestellt ist, im Jahre 1888 die Abhandlung: *Horatianae libri prioris epistolae quibus temporibus compositae esse videantur*.

Georg Winter vom April 1877 bis September 1879. Zur Abfassung von dessen Hauptwerk: Hans Joachim von Zieten. Eine Biographie auf Veranlassung und mit Unterstützung des Grafen von Zieten-Schwerin (2 Bde., 1886) hat Ranke ihn empfohlen. Die Familie erklärte sich, trotz der sofort nach dem Erscheinen gegen dasselbe gerichteten Angriffe, durch die Ausführung vollkommen zufrieden gestellt, was Ranke zu großer Befriedigung gereichte. Vieles von Winter findet sich in Zeitschriften gedruckt, wie in den Grenzboten, in Nord und Süd, in der Gegenwart; im Feuilleton der Nationalzeitung hat er besonders Ranke's Werke besprochen.

Anton Hagedorn aus Lübeck, Schüler von Waitz und Nitzsch, Amanuensis vom Juli 1878 bis 1. Oktober 1879, gegenwärtig Sekretär des Senats von Hamburg und Vorsteher des dortigen Staatsarchivs; von ihm sind die Verfassungsgeschichte der Stadt Magdeburg bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts in den Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg Bd. 16 ff; Reiseberichte über Westpreußen, Westfalen, Rheinprovinz, Holland, Braunschweig, Hannover, Pommern, Mecklenburg in den Hanjischen Geschichtsblättern Heft 10, S. LXXI—LXXIII, S. 11, S. XVII—XXX, S. 13, S. VII—XXVIII; kleinere Aufsätze und Editionen von ge-

Barrentrapp, bisweilen repräsentierte sich in ihnen bereits die dritte Succession; sie waren nicht von Ranke selbst, sondern von eigentümlich ausgebildeten Richtungen in dessen Schule, auch solchen, die außerhalb derselben sich bewegten, angeregt worden und standen unter deren Einwirkung. Dazu kam, daß ich mich unter Verzicht auf jede andre Thätigkeit mit bestimmtem Entschluß ausschließlich den schriftstellerischen Interessen Ranke's widmete, was bei den andern, die sich zugleich mit Eifer für einen öffentlichen Beruf vorbereiteten und ihre Beschäftigung bei Ranke nur im Lichte eines Übergangsstadiums, als ein sehr schätzenswertes Förderungsmittel für ihre eigene Ausbildung und von Nutzen in der von ihnen später einzuschlagenden Laufbahn betrachteten, der Natur der Sache nach nicht der Fall sein konnte. Diese Umstände hatten zur Folge, daß Ranke für mich gewissermaßen ein besonderes Arbeitsfeld reservierte. Das Aufspüren litterarischer Notizen, die Zusammenstellung bibliographischer Nachweisungen, die Anfertigung von Exzerpten, die von Ranke für seine Darstellung benutzt wurden; die Durchsicht der ersten Korrekturbogen und wenn nicht dieser, so der zweiten nach Elimination der Druckfehler, falls Ranke nicht die einen oder die andern sich sogleich vorlesen ließ; endlich die Revision der zuletzt eingehenden sind vorwiegend und fast ausschließlich mir übertragen worden. Zum größten Teil lag mir auch die Vorbereitung für die neuen Ausgaben, die als solche letzter Hand in die sämtlichen Werke aufgenommen sind, ob. Ranke ist jedoch hierin auch von andern

schriftlichen Aufzeichnungen in der Zeitschrift für Lübeckische Geschichte, Bd. IV, H. 2, S. 112 bis 118; H. 3, S. 283—310 und in den Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte, H. I, S. 28—33, 42—48, 102—104, 132—135, 153—157, 174—176; H. 2, S. 23—24, 50 bis 55, 79—80, 145—149, 176; H. 3, S. 63, 192—196, 200, 219—220 veröffentlicht worden.

Ignaz Zastrow, intimer Freund Winter's, vom Oktober 1879 bis 1880 Amanuensis. Von ihm rühren mehrere Artikel im Feuilleton der Nationalzeitung, in der Deutschen und in der Täglichen Rundschau her.

Peifer aus Vibra in der Nähe von Wiehe, der Geburtsstadt Ranke's, gebürtig, zur Zeit ordentlicher Lehrer am Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Berlin.

Gerson Peifer, gegenwärtig Lehrer am königlichen Simultangymnasium zu Posen, Amanuensis vom 1. September 1881 bis 1. August 1883. Er ist ein Schüler Noorden's, in dessen Hause er viel verkehrt hat. Seine Dissertation führt den Titel: der deutsche Investiturstreit und Heinrich V.

Max Handloife bis zum März 1885, Peifer's Nachfolger; dann Wilhelm Altmann, Schüler Barrentrapp's, bis 22. Dezember 1885; dem in Kürschner's Litteraturkalender angegebenen Veröffentlichungen Altmann's sind hinzuzufügen die Ausgabe der Acta Nicolai Gramis im Codex diplomaticus Silesiae, Bd. XV (1890); das Verzeichnis der Doktordissertationen der deutschen Universitäten von 1885—1890; Statistische Betrachtungen; Studien über Eberhard Windecke und Ausgewählte Urkunden zur Erläuterung der Verfassungsgeschichte Deutschlands im Mittelalter (in Verbindung mit Bernheim 1891); litterarische Besprechungen von ihm finden sich (seit dem Jahre 1882) in den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft; eine Reihe von Artikeln in Zeitschriften (z. B. in den Preussischen Jahrbüchern) und in Zeitungen. Endlich Paul Hinneberg, Hilfsarbeiter an der königlichen Bibliothek zu Berlin, zur Zeit behufs historischer Studien beurlaubt, der außer der Abhandlung: die philosophischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft in der Historischen Zeitschrift. Neue Folge, Bd. XXVII, in dieser und in den Preussischen Jahrbüchern Kritiken veröffentlicht hat, bis zu Ranke's Tod.

unterstützt worden, wie denn der dritte Band der deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation (für die fünfte Auflage) und der erste Band der römischen Päpste (behufs der sechsten Auflage) von seinem Bruder Ferdinand, der zweite dieses letzteren Werkes von Fräulein Henriette Michaelis, der Herausgeberin eines italienischen und portugiesischen Wörterbuches, durchgesehen worden sind. Mit den Editionen der französischen und englischen Geschichte habe ich nie etwas zu thun gehabt; die Ausarbeitung des in der dritten Ausgabe der serbischen Revolution („Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert“) neu hinzugekommenen Theiles fand während einer langwierigen Erkrankung, durch welche ich von Berlin ferngehalten wurde, statt; dasselbe gilt von der zweiten Ausgabe des Ursprungs und Beginns der Revolutionskriege, bei welcher ich Ranke nur ganz zuletzt einen geringfügigen Dienst erweisen konnte. Aus den vorstehenden Angaben in Verbindung mit der früheren über die Zeit meines Eintritts ergibt sich die Reihe Ranke'scher Werke, bei denen mitzuwirken mir vergönnt gewesen ist. Außerdem hat mich Ranke noch mit mancherlei kleineren Aufgaben betraut, wie beispielsweise mit einem Referat über die von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm für die Hohenzollerngruft geplanten und in Vorschlag gebrachten Epitaphien nebst den besonderen, der Regierung jedes Fürsten beigefügten chronologischen Tableaux der wichtigsten, in dieselbe fallenden Ereignisse, vornehmlich auch der territorialen Erwerbungen¹⁾; mit der Anfertigung von Gutachten über Annahme oder Ablehnung einer Höchsten Herrschaften angetragenen Dedikation eines Werkes²⁾; einer Meinungsäußerung darüber, ob eingereichte Probeartikel die Verfasser derselben zur Mitarbeit an der Allgemeinen Deutschen Biographie befähigt erscheinen ließen. Es geschah auch, daß Ranke mir die Beantwortung wissenschaftlicher Spezialanfragen, mit denen man sich an ihn gewandt hatte, oder die Erwiderung auf briefliche Einwendungen gegen seine Darstellung in Beziehung auf Einzelheiten überließ, oder von mir die Einholung von Informationen durch Gespräch mit wissenschaftlichen Autoritäten erheischte. Während zweier Monate habe ich in den Mußestunden, die mir blieben, seiner Aufforderung entsprechend, — er selbst war wieder durch die Stadtbehörde dazu veranlaßt worden — Materialien für die Ge-

¹⁾ Ein auf denselben Gegenstand bezügliches Autograph des Kronprinzen — es bezieht sich auf die zweite Gemahlin des Kurfürsten Joachim II., Hedwig, Tochter Sigismund I., Königs von Polen —, hat vor einem halben Jahr die Buchhandlung von Stargardt zum Kauf angeboten. — Der Entwurf, soweit derselbe mir vorgelegen hat, reichte bis zu dem Ausgang der Regierung Friedrich Wilhelms II.; die letzten, in der bezüglichen Übersicht aufgeführten Thatsachen waren: die Besetzung von Warschau 9. Januar 1796 und Huldigung in Warschau 6. Juli 1796. — Über diese Arbeit des Kronprinzen ist Hans Delbrück in den Persönlichen Erinnerungen an Kaiser Friedrich und sein Haus, Preußische Jahrbücher Bd. 62 (1888) S. 109 ff. zu vergleichen.

²⁾ In einem Falle hatte ich mich für Ablehnung erklärt. Es charakterisiert die wohlwollende Denkweise Ranke's, daß er das von mir abgefaßte Schreiben, welches er im übrigen annahm, zum Schluß mit dem Zusatz versah: es könne dem Autor wohl die Aussicht eröffnet werden, daß er bei einer künftigen gediegeneren Leistung die Erlaubnis zur Dedikation erhalten dürfte. Der Autor war in der That ein verdienstvoller Spezialforscher über die Geschichte des Hauses Hohenzollern.

schichte seines Heimatsortes Wiehe, dem er Zeit seines Lebens die größte Anhänglichkeit bewahrte, wie er denn auch über dessen Vergangenheit einige, freilich nur ein paar Oktavseiten füllende Notizen aus früherer Zeit besaß, jedoch nur aus Druckwerken gesammelt. An dieser Stelle will ich von der Ranke'schen Arbeits- und Tages-einteilung, wie sie seit dem Eintritt Bailleu's bis zu Ranke's Tode, demnach während dreizehn Jahre, ohne wesentliche Modifikation, abgesehen von geringen Zeitverschiebungen, bestanden hat, nähere Nachricht geben. Ranke erhob sich um neun Uhr, in der Folge etwas später; nach eingenommenem Frühstück begann er mit der Arbeit anfänglich um halbzehn, nachher um zehn Uhr; sie dauerte am Vormittag für gewöhnlich bis halb zwei oder zwei; nur ausnahmsweise, wenn besondere und dringende Umstände vorlagen, dehnte sie sich bis gegen drei Uhr aus; dann machte Ranke, seit dem Herbst 1871 in Begleitung, seinen Spaziergang ¹⁾. Dem Begleiter lag es ob, da Ranke sehr kurzichtig war, ihn auf bekannte Persönlichkeiten, die ihm begegneten, und welche Ranke zu begrüßen den Wunsch hatte, insbesondere auf die Anwesenheit von Mitgliedern des königlichen Hauses, von denen er bisweilen angedeutet wurde, aufmerksam zu machen; er mußte, wie sich versteht, auf den eingeschlagenen Weg überhaupt achten, um zu verhüten, daß Ranke falle oder auch nur strauchle, was ihm bisweilen doch begegnet ist. In den letzten Jahren legte Ranke den größeren Teil des Weges zurück, indem er den Diener unter die Arme faßte, was er bei dem Gang in der Stadt schon früher zu thun pflegte. Auf die Rückkunft wurde zuhause aus von den Fenstern geachtet, um alles zum Empfange, — dazu gehörte besonders auch das Offenhalten der Korridorthür — vorzubereiten. Nach der Heimkehr um fünf Uhr speiste Ranke zu Mittag und pflegte nach der Mahlzeit der Nachmittagsruhe; von halb sieben Uhr ab wurde von neuem gearbeitet. Der Beginn am Nachmittag verlegte sich jedoch mit dem Fortgang der Jahre, da Ranke einer längeren Erholungspause bedürftig wurde, in immer spätere Stunden und fand zuletzt regelmäßig erst gegen halb acht oder acht Uhr statt; er verzögerte sich aber auch bis neun Uhr, ja manchmal bis zehn, was denn wieder eine Fortsetzung der Arbeit über Mitternacht hinaus, bisweilen gegen halb zwei Uhr morgens zur Folge hatte. Durch das Einnehmen des zweiten Frühstücks am Vormittag (um zwölf), des Thees am Abend (um zehn Uhr) traten viertelstündige Pausen ein. Das Vorlesen der Zeitung wurde, nachdem das frühere Arrangement, das Vorlesen nach zehn Uhr abends, zunächst wieder unter Beihilfe Ferdinand Ranke's, dann des Fräulein Michaelis, ein Jahr hindurch bestanden hatte, in die Nachmittagsstunden, vor und gleich nach dem Mahle, verlegt und dem Diener, der ihm vorher auf dem Spaziergang das Geleit gegeben hatte, überlassen. Ge-

¹⁾ Im Sommer 1871 habe ich Ranke bisweilen in den Tiergarten hineingeleitet; mir war es auffällig, daß die lokale Umgebung, die er doch, freilich ganz in Gedanken versunken, vier Dezennien hindurch fast alltäglich mit seinen Schritten durchmessen hatte, ihm anfangs ganz fremdartig erschien; erst wenn er des Kroll'schen Etablissements ansichtig wurde, hielt er für sicher, sich im Tiergarten und auf bekannter Fährte zu befinden; ich mochte wohl einen andern Weg als denjenigen, an den er sich gewöhnt hatte, eingeschlagen haben. —

raume Zeit fand sich der jüngere Sohn Friedhelm an einem bestimmten Wochentage um zehn Uhr abends zur Lektüre der Zeitung ein. Bisweilen wurde diese auch von dem älteren Sohne Otto vorgelesen. Aber das eine, wie das andre, war Ausnahme. An Tagen, an denen die Temperatur während der Nachmittagsstunden über zwanzig Grad Réaumur im Schatten betrug, machte Ranke seinen Spaziergang, nachdem einmal ein in größter Hitze unternommener sehr bedenkliche Folgen nach sich gezogen hatte¹⁾, in den Abendstunden nach acht Uhr. Auf einem dieser abendlichen Ausgänge, der sie wahrscheinlich nach Moabit hinausgeführt hatte, — verirrte sich Ranke mit dem Diener, sodaß sie sich plötzlich ohne Pfad an einem Gewässer fanden, über das sie sich nach dem Rat eines Begegnenden übersetzen ließen. Zuhause geriet man über das ungewöhnlich lange Ausbleiben der beiden, da es bereits Nachtzeit geworden und ein völliges Dunkel hereingebrochen war, in Besorgnis. Man war sehr glücklich, sie zu sehr später Stunde, aber wohlbehalten nach kurzer Rast in der Kranzler'schen Konditorei heimkehren zu sehen. Die Spaziergänge am Abend unterließ Ranke späterhin ganz. Diese wurden überhaupt bei fortschreitendem Alter, da die Witterung und der körperliche Zustand Ranke's dabei mehr und mehr in Berücksichtigung genommen werden mußte, immer häufiger ausgesetzt; in den letzten Jahren wurde das Ausgehen namentlich auch bei größerer Kälte oder heftigem Nordostwind vermieden. Im ganzen entschloß sich Ranke schwer, den gewohnten Spaziergang aufzugeben; es bedurfte öfters sehr dringlicher Vorstellungen, um ihn von demselben zurückzuhalten. Dann verwandte er die dadurch frei gewordene Zeit zur Promenade in der Flucht seiner Zimmer oder zur Lektüre von Büchern, die keine unmittelbare Beziehung zu den gerade ihn beschäftigenden Studien hatten, meist von neuen litterarischen Erscheinungen, wie denn eine solche Lektüre, namentlich von Zeitschriften, öfters auch, aber mit größerer Zeitbeschränkung, am Schluß der Arbeitsstunden am Vormittag und vor deren Beginn am Abend stattfand, sehr selten und nur ganz ausnahmsweise vor der Arbeitszeit am Vormittag. Zu eben diesen Zeiten, noch häufiger indes nach der am Abend eintretenden Arbeitspause, wurde die Korrespondenz erledigt. Die nämliche Zeitbestimmung trifft auch für die Aufzeichnungen in dem sogenannten Tagebuch zu. In Beziehung auf dasselbe muß man von der Vorstellung eines gewöhnlichen Tagebuchs, das mit der Absicht alltäglicher Annotate geführt wird, völlig abstrahieren; die Niederschriften erfolgten vielmehr in sehr unregelmäßigen Intervallen und im Grunde nur auf gelegentliche Anlässe, wie man dies auch aus den gedruckten Mitteilungen ersieht. Aus den letzten Jahren rühren sehr wenige von Ranke's eigener Hand her; einige von mehr vertrauter Natur sind den nächsten Familienangehörigen, bei weitem die meisten den Amanuensen diktiert worden. Ranke nannte den Pappband, in welchen die Aufzeichnungen eingetragen wurden, „Geheimbuch“. Sein Wille war, dasselbe, um eine unzeitige Kenntnisaahme zu verhindern, beständig

¹⁾ Der damals stattfindende Krankheitsanfall — die Einwirkung der Hitze hatte Ranke der Gefahr eines Nervenschlages nahe gebracht —, war der Anlaß, daß von ihm der Sanitätsrat Reinke als Hausarzt angenommen wurde, den er dann bis zu seinem Tode beibehalten hat.

unter Verschuß in seinem Schreibpult zu halten, was auch in der Regel beobachtet worden ist. Eine Bezeichnung, die weniger mißverständlicher Deutung ausgesetzt wäre als „Tagebuch“, würde „Gedenkbuch“ sein. Ranke diktierte langsam und mit Bedacht; ohne Zweifel lag eine druckfertige Stilisierung in seiner Intention.

Bei großen Männern will man auch über die Außerlichkeiten des Lebens, über Speise und Trank unterrichtet sein. Das makrobiotische Interesse möchte in dieser Hinsicht bei Ranke, obwohl er ein hohes Alter bei einem Körperbau, der eigentlich nicht ein solches erwarten ließ, erreicht hat, und zwar, was die Hauptsache ausmacht, bis zuletzt in Geistesfrische und rastloser Thätigkeit, bei nur erst in späten Lebensjahren und auch dann nur allmählich nachlassender physischer Rüstigkeit und eintretendem chronischen Leiden, doch nicht von besonderem Belang sein. Es genügt wohl das Folgende zu bemerken. Ranke aß zu Mittag stark; als Mittelgericht liebte er Fische; für den dritten Gang bevorzugte er Geflügel: Schnepfen, Krammetsvögel, Rebhühner, Fasanen, je nach der Jahreszeit, häufig genoß er Austern; zu den Speisen trank er eine halbe Flasche Rotwein, des Abends nahm er zum Thee nur ein paar Biskuits zu sich; statt des Thees begann er, nahe dem achtzigsten Lebensjahre, Weihenstephan-Bier zu trinken, auf den Grund hin, daß „ein alter Mann nicht immer auf gleiche Weise fortleben könne;“ allein das wurde bald abgestellt, da das starke und leicht berauschende Getränk sowohl ihm wie mir zu Kopfe stieg, was bei der Fortsetzung der Arbeit in unangenehmster Weise verspürt wurde.

Von größerer Bedeutung für den Erfolg der Arbeit und mehr charakteristisch für Ranke als das eben Berührte war ohne Zweifel eine gewisse Seelendiätetik, die er beobachtete; eine Art von Ökonomie in Betreff der körperlichen und vor allem auch der geistigen Kräfte. Ranke gehörte wenigstens in diesen Jahren nicht zu den Männern der Wissenschaft, die eine sehr lange tägliche Arbeitszeit inne gehalten haben, wie etwa, um von den Beispielen aus dem Altertum abzu- sehen, Bayle und Leibnitz in der neueren Zeit, Alexander von Humboldt und Christian Lobeck in der jüngsten Vergangenheit, Theodor Mommsen und andere in der Gegenwart; Ranke hielt es mehr mit der von Kant empfohlenen Tages- einteilung. Die eigentliche regelmäßige Arbeitszeit Ranke's kann wenigstens in dessen späteren Lebensjahren zu nicht mehr als acht bis neun Stunden veranschlagt werden. Ich glaube zwar annehmen zu dürfen, daß Ranke früher etwas mehr Zeit für die Arbeit verwandt hat; in den Jugendjahren und in denen des frischen Mannesalters beschäftigte er sich schon in den ersten Morgenstunden litterarisch und wissenschaftlich, obwohl man dabei doch nicht ganz außer acht lassen darf, daß damals gesellschaftliche Abhaltungen ihn weit mehr in Anspruch genommen hatten. Ranke besaß an sich ein außerordentliches Arbeitsvermögen, wie er denn in Italien im stande gewesen war, während sehr großer Hitze, dertwegen andere davon abstanden, bei der Arbeit unermüdet und ohne Ermattung auszuharren; aber er schonte es. Bezeichnend hierfür ist, daß er bisweilen, wenn er die Beschäftigung früher abbrach als gewöhnlich, bemerkte: er habe niemals länger, als er dazu Lust empfunden

gearbeitet. Es war also eine gewisse innere Anregung vorhanden; eine außerhalb der Freiwilligkeit feststehende Norm hatte für Ranke keine Geltung. Wenn die Umstände es schlechterdings erforderten, wurde die Arbeitszeit allerdings verlängert. Aber Ranke nahm Bedacht, solche Verlegenheiten zu vermeiden; niemals entzog er aus diesem Grunde dem Schlaf das gewohnte oder für notwendig erachtete Maß der Stunden; eher arbeitete er in der sonst zur Erholung bestimmten Tageszeit. Während der Arbeit war Ranke mit ganzer Seele, mit aller Anspannung des Geistes bei derselben; aus der unternommenen Arbeit und der darauf gerichteten Bemühung ergab sich für ihn stets neuer Stoff zur Arbeit, die eine an die andere sich anreihend ohne Unterlaß; so manches Mal führte er die Worte aus dem Sophokleischen Ajax: *πόνος πόνω πόνον φέρει* im Munde, die freilich einen etwas modifizierten Sinn haben, insofern für ihn die mit der Arbeit verbundene Anstrengung keine Mühsal und keine Beschwerde, sondern höchster Lebensgenuß war.

Ich gedenke nun zunächst der äußeren Umstände, unter denen sich die Arbeit vollzog. Das kleine, nach dem Hofe zu gelegene einfenstrige Zimmer, in welchem Ranke früher, wenn er allein war, an dem aus dem Besiß des Turnvaters Ludwig Jahn stammenden altmodischen Pult¹⁾, einem Tisch mit aufgenageltem Aufsatz, wie man solche gegenwärtig noch bisweilen bei Handwerkern findet, mit Vorliebe studierte, an dem auch ich einen großen Teil des Manuskripts zum Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen angefertigt habe, — wurde von ihm und dem Amanuensis in diesen Jahren gemeinsam nur bei besonderen Anlässen benutzt, etwa wenn grelles Tageslicht in den andern Lokalitäten belästigte; oder dieselben nicht genügend erwärmt waren. Ranke pflegte sich dann der Länge nach auf dem im Zimmer befindlichen Sofa auszustrecken und mit Behagen von den Strahlen der winterlichen Sonne bescheinen zu lassen. Die Arbeit fand fast immer in dem nebenan gelegenen, geräumigen, zweifenstrigen Zimmer statt. An der einen Seite eines kleinen Tisches saß Ranke auf einem Lehnstuhl, von dem er sich jedoch, darauf aufmerksam, durch abwechselnde Haltung das körperliche Wohlbefinden zu befördern und jeder Stockung des Blutumlaufs vorzubeugen, öfters erhob, um eine Zeitlang, meist an Stuhl oder Tisch angelehnt, zu stehen; er hatte sich gewöhnt, in dieser Stellung, besonders während des Diktierens, dem an der andern Seite des Tisches sitzenden Amanuensis den Rücken zuzukehren, um durch nichts in der Meditation gestört zu werden. Neben dem kleineren Tisch stand ein größerer mit verschließbaren Fächern, dessen Platte zur Niederlegung der augenblicklich benutzten handschriftlichen Materialien und zur Aufstellung der für die Arbeit erforderlichen Bücher diente, während das Innere Skripturen, besonders die Kollegienhefte und aufbewahrte Brieffschaften barg. Ein an eine der Langwände aufgestelltes Sofa ermöglichte Ranke, wenn sein Leiden oder Müdigkeit es erforderten, liegend zu arbeiten. Die Methode der Arbeit war im allgemeinen die folgende. Wenn Ranke daran ging, sich mit einem Gegenstande behufs einer für

¹⁾ Vergl. Ranke's Schreiben an seinen Bruder Heinrich vom September 1890. S. W. Bd. 53/4 S. 92 und die Anmerkung des Herausgebers.

die Öffentlichkeit bestimmten litterarischen Produktion zu beschäftigen, so hatte er sich bereits insoweit mit demselben vertraut gemacht, daß ihm die Direktive für Forschung, Auffassung und Komposition im voraus nach ihren allgemeinen Beziehungen feststand. Er bewahrte sie entweder bloß geistig und innerlich, oder fixierte sie, besonders in dem späteren Alter, als die Befürchtung nicht ungerechtfertigt erschien, daß dieselbe, wenigstens in der präzisen Form, in der sie ihm zur Zeit gegenwärtig war, später seinem Gedächtnis entschwinden könne, schriftlich, teils in eigenhändiger Aufzeichnung, teils durch Diktat. Das fand eben sowohl für ganze Werke als einzelne Abschnitte, wie für die ursprüngliche Konzeption, so auch für eine geplante Umarbeitung statt. Es war eine Art Entlastung von dem detaillierten Material notwendig, um den Geist in die lichte Sphäre zusammenhängender Grundvorstellungen aufsteigen zu lassen, mit denen und von denen aus dann wieder, nicht ohne daß sie dabei Modifikationen und Berichtigung erfuhren, das Material selbst durchdrungen wurde. Durch die schriftliche, übrigens in den einzelnen Fällen sehr verschieden geartete Zusammenstellung der gewonnenen Gesichtspunkte kam etwas zu stande, was sich zwischen formaler Disposition, leitenden Ideen, Entwurf einer Ausarbeitung im Umriss hielt, bald in größerer Nähe von diesem, bald von jenen; war die Fassung kurz, allgemein und von Spezialien völlig freigehalten, so hatte Ranke dafür die Benennung „Regulativ“. — Die Beschäftigung mit dem Material begann damit — es kann nur darauf ankommen, die konstanten und regulären Momente in ungefährr zutreffender Weise zu vergegenwärtigen¹⁾, daß aus den verlesenen Schriftstücken, zu denen auch die über den Gegenstand bereits vorhandenen Aufzeichnungen Ranke's gehörten und unter gleichzeitiger gelegentlicher Benutzung der gedruckten Bücher manchmal auf losen Papierbogen, meist jedoch in festen Hefen nach dem Diktat Auszüge, die indes in der stilistischen Form und meist auch in eingestreuten, durch Einschließung in Parenthesen gekennzeichneten besonderen Bemerkungen Ranke's, in denen dessen an die Lektüre geknüpften, eigene Gedanken zum Ausdruck kamen, in gewissem Sinne den Anfang und den primitiven Ausgangspunkt für die originelle Konzeption bildeten, niedergeschrieben wurden. Bei den handschriftlich oder gedruckt vorliegenden Aktenstücken vermochte Ranke meist schon vermöge angeborenen Scharffinns und eines durch lange Übung geschärften Tactes von vornherein zu erkennen, ob dieselben für den vorliegenden Gegenstand und seine Auffassung

¹⁾ Ein Regulativ, wie das, von dem ich spreche, ist von mir S. W. Bd. 51/2 S. 18 in der Note benutzt worden. — Das Verfahren Ranke's in Beziehung auf das große Werk seiner letzten Jahre, die Weltgeschichte, sucht ein Aufsatz in der Täglichen Rundschau vom 24. Oktober 1886 (Nr. 249) darzulegen; ich gestehe, daß ich mit der Auffassung meines ehemaligen Kollegen nicht ganz übereinstimme.

Ich finde, daß darin für die Ranke'sche Arbeitsmethode ein mechanisches Verfahren angenommen wird, das in Wirklichkeit nicht geübt wurde, und vor dessen formaler Darlegung Ranke zurückgeschreckt wäre. Auch glaube ich, daß sehr verschiedene Gesichtspunkte: die substantielle Zusammengehörigkeit des Stoffes, die verstandesgemäße Einteilung desselben behufs seiner äußeren Beherrschung im Sinne der Übersichtlichkeit, die durch Rücksicht auf Komposition und inneres Verständnis bestimmte Anordnung — nicht genug auseinandergehalten worden sind.

deselben von Belang seien oder nicht, so daß das vollständige Lesen fast den meisten erspart wurde; sein Verfahren in der Häuslichkeit war in mancher Beziehung dem, das er in Archiven zu beobachten pflegte, und von dem ich bereits gesprochen habe, analog, wenngleich in folge der bereits getroffenen Auswahl die Schwierigkeit der Benutzung in der Regel eine bei weitem weniger erhebliche war. In betreff der abgeleiteten geschichtlichen Darstellungen, der Bearbeitungen historischer Themata lag es den Amanuensen ob, in denselben die den von Ranke angedeuteten Gesichtspunkten entsprechenden Stellen aufzusuchen, was keineswegs mühelos war, denn die nicht selten sehr dunkel gehaltenen Äußerungen Ranke's — man erkannte nicht, wohin er hinaus wollte — konnten leicht mißverstanden werden; und die Aufklärung, nach der er verlangte, fand sich in den gedruckten Werken oft an sehr versteckten Orten, an denen sich eine solche nicht vermuten ließ, bisweilen aber gar nicht vor, wovon Ranke immer nur sehr schwer überzeugt wurde.

Die Hilfsliteratur diente häufig auch zur vorbereitenden allgemeinen Orientierung über den äußeren Verlauf der Begebenheiten, gewissermaßen um denselben in Erinnerung zu bringen und durch die vorkommenden Verweisungen zur Kenntnissnahme des ursprünglichen historischen Materials zu gelangen, zu dessen Ersatz nur dann, wenn dieses selbst nur handschriftlich vorhanden war, oder die Benutzung des Gedruckten, wie für die Geschichte des Orients, wegen mangelnder Sprachkenntnisse unterbleiben mußte. Die sogenannten Quellenautoren, die primitiven Berichterstattungen wurden mit größter Aufmerksamkeit, häufig unter kritischer Vergleichung derselben unter einander, bis auf den Wortlaut gelesen, wobei Ranke in betreff der Geschichtsschreiber des Altertums selbst auf die verschiedenen Lesarten Rücksicht nahm¹⁾. So lange ich auch dem beigewohnt habe, ist es mir doch im Grunde immer rätselhaft geblieben, wie Ranke, der überdies im Alter schwerhörig war — er vermochte namentlich nicht, was bei eingetretener Schwäche des Gehörorgans fast immer der Fall ist, den S-Laut zu vernehmen — der stundenlang fortgesetzten Lektüre, die überdies in verschiedenen Sprachen stattfand²⁾, mit gleicher intensiver Aufmerksamkeit, indem er nicht nur den Zusammenhang im ganzen und die beachtenswerten Einzelheiten, meist selbst den Ausdruck im Gedächtnis bewahrte, sondern auch, was das Erstere auszuschließen scheint und in der Regel auch ausschließt, den einen, wie die andern, mit nie nachlassender Geistesanspannung in aller Schärfe begrifflich erfaßte, ohne irgend längere Unterbrechung zu folgen im stande gewesen ist. Allerdings hatte sich Ranke schon in der Zeit, in der er sich

¹⁾ In Ranke's Absicht wenigstens war es — und er legte darauf Gewicht, die besten kritischen Ausgaben besonders auch der alten Autoren zu benutzen und nach ihnen zu zitieren; er hat mich ausdrücklich deshalb gelobt, weil ich im Dissens mit meinem Kollegen Theophanes und Nicephorus nach den Editionen von de Boor und nicht, wie jener wollte, nach der Bonner angeführt hatte.

²⁾ Die griechischen Autoren, vorzugsweise jedoch nur die Byzantiner, wurden im allgemeinen in lateinischen Übertragungen gelesen; da diese jedoch, wie bekannt, in der Bonner Edition den aufgenommenen Texten vielfach nicht entsprechen, so wurden an zweifelhaften Stellen die Originale eingesehen; für lateinische Autoren sind nur da deutsche Übersetzungen benutzt, wo die Summe des Inhalts allein in Betracht kam, wie bei Appulejus' Metamorphosen. —

bei der Arbeit noch vorzugsweise des eigenen Augenlichtes bediente, viel vorlesen lassen, wobei es nicht selten geschah, daß er einschlummerte, aber erwachte, sobald man dann mit dem Lesen innehielt, und an wichtigen Stellen fand je nach einem Satze oder einem kurzen Abschnitt eine Aufzeichnung über dessen Inhalt statt. Indes beide Umstände bieten doch keine genügende Erklärung des Phänomens. Der eigentliche Grund lag in der Stärke von Ranke's geistiger Rezeptivität, deren beide, wenn gleich wichtige, so doch ihrem Wesen nach nur untergeordnete Erscheinungsformen das leichte und eindringende Verständnis des Vorgelesenen und ein meist sicheres und umfassendes Gedächtnis waren. Schon während dieser Vorbereitungen für die eigene Produktion nahm man wahr, daß Ranke nicht selten die Substanz der Ereignisse in Momente setzte, die in der bisherigen Behandlung des Gegenstandes entweder gar nicht sichtbar geworden oder doch nicht in deutlichem Lichte erschienen waren. „Von der Hauptsache hat er Nichts“, war dann das Wort, das er auf den Vorgänger bezog; — nach der durch ihn erfolgten Klarstellung des Wesentlichen hatte es etwas Befremdendes, wie das bei dem Einfach-Wahren ja die Regel ist, daß dies nicht schon früher der wissenschaftlich strebenden Erkenntnis zum Bewußtsein gekommen war. Dem Beginn der Ausarbeitung voraus ging fast immer die Wahl des Titels für das neue Werk; noch bevor eine einzige Zeile von diesem niedergeschrieben war, wurde derselbe oft unmittelbar hinter einander ein halbdutzend Mal geändert, wobei kein Durchstreichen erfolgen durfte, sondern stets ein anderes Blatt Papier zur Hand genommen werden mußte. Ranke legte auf die Form des Titels viel Gewicht; sie blieb, da sie definitiv erst ganz zuletzt hergestellt wurde, bis zum völligen Abschluß des Werkes seine Sorge. Man erkennt das zum Teil auch aus Ranke's Briefen an seinen Verleger. — Nach den vorbereitenden Studien war Ranke des Stoffes von vornherein soweit Meister, um, indem ihm das Ganze der Komposition wenigstens in seinen Grundzügen vorschwebte, in regulärem Fortgang von dem bereits ausgearbeiteten zu dem demnächst auszuarbeitenden die einzelnen Abschnitte der Darstellung als Kapitel mit ihren Überschriften zu konstituieren. Unter Zugrundelegung der Auszüge, die öfters langsam vorlesen und dabei, bisweilen nach nochmaliger Ansicht der benutzten Materialien, korrigiert wurden, manchmal auch unmittelbar nach Lektüre derselben faßte Ranke den ersten Entwurf der Arbeit ab. Meist kam dieser in einem sehr raschen, mehrere Stunden mit nur kurzen Pausen fortgesetzten Diktat zu stande.

An den Abenden geschah es nicht selten, daß Ranke sich zu Anfang über eine Stunde lang aus einem Werke, das zu der vorliegenden Arbeit in unmittelbarem Bezug stand, — öfters begegnete dies mit Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit — vorlesen ließ und dann plötzlich mit den Worten: „Er ist gar zu langweilig“ die Lektüre abbrach, um zum Diktat überzugehen, dessen Inhalt von ihm ohne Zweifel während des Vorlesens überdacht worden war.

Immer war es bewundernswürdig, mit welcher Schnelligkeit Ranke den Stoff bemeisterte und in einer von Anfang an sehr gewandten, zugleich seine eigenen Gedanken präzis ausdrückenden Fassung wiederzugeben vermochte. Bei dem

Diktat war für Ranke ein wesentliches Erfordernis die Kontinuität; jede Störung oder jede Unterbrechung vermied er, soviel es nur irgend anging, und wollte er vermieden wissen; sie waren ihm, selbst wenn sie durch Fragen nach dem Wortlaut oder durch Zwischenbemerkungen von Belang veranlaßt wurden, höchst unlieb. Man that gut, die einen wie die andern bis zum Schluß zu verschieben. Dann ging Ranke auf Beantwortung der einen oder Berücksichtigung der anderen sehr bereitwillig ein. Erschien inmitten der Arbeit für die Fortsetzung derselben die Einsicht in dieses oder jenes Buch sehr wünschenswert und fast unerläßlich, so wurde dasselbe doch nur, wenn es sogleich zur Hand war, benutzt, und selbst in diesem Falle nicht immer; konnte es nicht in kürzester Zeit herbeigeschafft werden, so verzichtete Ranke allemal fürs erste hierauf, selbst wenn mit Bestimmtheit vorauszu sehen war, daß das so entstehende Diktat nachträglich sehr wesentlichen Veränderungen würde unterzogen oder völlig umgearbeitet werden müssen. Die Herbeiholung von Büchern aus Ranke's eigener Bibliothek war mit mancherlei Behinderungen und Schwierigkeiten verknüpft, ihm selbst aber jede längere Pause unerträglich; oft wurde man von ihm zurückgerufen oder zurückgeholt, indem man oder bevor man an das Repositorium gelangt war, auf dem das gewünschte Werk gesucht werden sollte. Der halbgeöffnete Mund und die wortlos sich bewegenden Lippen Ranke's ließen erkennen, daß von ihm während des erzwungenen Intervalls Ausdruck und stilistische Formgebung fixiert wurden; sie waren zugleich ein Zeichen des aus der Besorgnis, den an- und weitergesponnenen Faden im Gedächtnis nicht festhalten zu können, entspringenden ungeduldigen Verlangens, im Diktat fortzufahren und den Gedanken frei und ungehemmt sich fortbewegen zu lassen. Darauf nahm Ranke vor allem Bedacht, diesen, wenn derselbe einmal im Fluß war, mochte es fürs erste auch nur in mangelhafter und gleichsam flüchtiger Gestaltung geschehen, äußerlich unverlierbar herzustellen. Gar nicht selten skizzierte er am Ende der Arbeitsstunden noch in größter Eile durch Diktat die weiter zu Grunde zu legenden Ideen; er hatte immer die Besorgnis, den einmal im Geist aufgetauchten Gedanken nicht wieder auf die Oberfläche bringen zu können, un- vermögend zu sein, auf eine wie zufällig glücklich gefundene Redewendung sich zurückzubefinnen. —

Zur Aufnahme der zu jedem Kapitel gehörigen, an einander anschließenden, auf losen Blättern niedergeschriebenen Diktate wurde ein mit Titelbezeichnung und Numerierung mit römischen Ziffern versehener blauer Deckelumschlag bestimmt. Bereits während der Anfertigung des Manuskripts erfolgten in demselben mannigfache Korrekturen, welche Verbesserung der stilistischen Form, Berichtigung des materiellen Inhalts, bestimmtere und ausgeführtere Fassung des Gedankens zum Zweck hatten. Oft gab dazu der im Fortgang der Arbeit bemerkbar werdende Zusammenhang der einen Stelle mit anderen, ihre gegenseitige Beziehung Anlaß. Die meisten, eingreifendsten, wichtigsten und umfanglichsten Änderungen im Manuskript traten indes erst nach vorläufigem Abschluß desselben, der nicht mit dem des Werkes oder eines Teiles desselben als geradezu zusammenfallend betrachtet werden darf, ein; dann schritt Ranke zur Revision der gesamten Aufzeichnung,

die wenigstens ein paar Mal von Anfang bis zu Ende ohne Unterbrechung und Auslassung fortging. Überdies fand außer der Reihe, bald im großen und ganzen nach bestimmten Gesichtspunkten, bald in bezug auf einzelne Kapitel, Abschnitte und Stellen in denselben eine mit langsamem Vorlesen und sorgfamer Prüfung nach allen Richtungen hin verbundene Durchsicht statt. Das Regelmäßige möchte gewesen sein, daß Ranke das Manuskript fünf Mal durchgearbeitet hat. Das Ergebnis davon war, daß die ursprüngliche Konzeption sehr wesentliche Umgestaltungen erfuhr. Die Serie der Blätter, die, nur Durchstrichenen und Aufgegebenen enthaltend, zuletzt ausgeschieden und zurückbehalten wurden, war derjenigen, welche die zur Drucklegung bestimmte Arbeit umfaßte, oft vielfach überlegen. Die einzelnen Kapitel des fertig gestellten Manuskripts pflegte Ranke dann zuletzt, das eine nach dem anderen, mir zu übergeben, auf Anlaß meiner Bemerkungen traf er schließlich noch weitere Änderungen. Es wäre seinem Vorfaß durchaus entgegen gewesen, ein Manuskript, das er für innerlich unvollendet hielt, das er nicht nach seinem jedesmaligen Dafürhalten so gut, als Kräfte und Umstände es gestatteten, hergestellt hätte, der Verlagsbuchhandlung einzusenden; bisweilen geschah es, daß er dasselbe, wenn er eines Mangels in Beziehung auf den Inhalt nachträglich inne wurde, zurückforderte. Nichtsdestoweniger ist aber durchaus wahr, was allgemein behauptet wird, daß Ranke in dem Druck zahlreiche Änderungen, sehr oft einschneidendster Art und von größter Ausdehnung vorgenommen hat. Die Korrekturen trafen in der Regel drei bis fünf Mal in Fahnen-, dann noch drei bis vier Mal in Bogenform ein, nicht selten war ein Umbrechen der letzteren erforderlich. Außer der Veränderung von Worten, Ausdrucksweisen, Redewendungen, Konstruktionen, Satzteilen und Sätzen erfolgten Umstellungen nicht nur von einzelnen Perioden, sondern ganzer Abschnitte, Versetzung derselben aus einem in das andere Kapitel, Translokationen in der Reihe der letzteren, völlige Tilgung seitenlanger Ausführungen oder deren Ersetzung durch andere Fassungen, neue Hinzufügungen, zu deren Niederschrift auch der breite Rand der Fahnen nicht Raum genug gewährte, die vielmehr oft mehrere Schreibbogen als Einlagen ausfüllten. Um namentlich das Zurechtfinden in den Transpositionen dem Setzer zu erleichtern oder auch nur möglich zu machen, wurden die Anfangs- und Schlußwörter der Stücke nach der neuen Anordnung unter Hinzufügen von Numerierungen, die öfters bei einem Duzend Fahnen in die Zwanziger hinaufstiegen, unter Angabe der Pagina und der Zeile des Drucks verzeichnet. Die Korrekturen waren bisweilen der Art, daß, da von dem bereits Gedruckten nur sehr wenig übrig blieb, ein völlig neuer Satz als die einfachere Manipulation erschien. Besonders bei den Korrekturen in Bogenform war Ranke bestrebt, jeder mehrmaligen Änderung und jedem umständlichen, zeitraubenden Verfahren bei der Drucklegung möglichst vorzubeugen. Aus diesem Grunde wurden öfters die bereits geschlossenen und dem Diener zur Überbringung auf die Post übergebenen Enveloppen drei bis vier Mal nach einander wieder geöffnet, wenn Ranke für schon korrigierte Stellen nachträglich auf neue Besserungen verfiel, die nun sogleich angebracht wurden, damit sie schon bei der zunächst bevorstehenden

Seherarbeit berücksichtigt werden könnten. Von großem Erfolg war dieses Verfahren in der Regel nicht eben begleitet; im letzten Moment war das Vorangehende und Nachfolgende öfters nicht aufmerksam genug beachtet, und das Eingeführte mußte später verworfen werden. Trotz allen Bemühungen und trotz allem guten Willen blieb es doch im Grunde dabei, daß auch die Korrekturen in Bogenform viele Umänderungen erfuhren. Für die Drucklegung lag überdies eine wesentliche Erschwerung, die aber nur durch einen großen Zeitaufwand hätte vermieden werden können, darin, daß eine Übertragung auch der schwierigsten Korrekturen von dem unmittelbar benutzten Druckeremplar auf das andere, mitübersandte nur in den allersehrsten Fällen, nur ganz ausnahmsweise eintrat.

Dies wäre an sich um so nötiger gewesen, als die eben niedergeschriebenen Korrekturen an einzelnen Stellen sofort wieder von Ranke umgestoßen und entweder durch anderweitige Fassungen oder durch schließliche Wiederherstellung des alten Textes ersetzt wurden, was auch den Mitwirkenden in Verlegenheit brachte oder verwirrte, wie sich denn der Direktor Ranke, der öfters dem Bruder Hilfe leistete, darüber beklagte: zuletzt sei gar kein Raum mehr zur Niederschrift; man wisse nicht oder übersehe wenigstens nicht im Augenblick, was stehen bleiben, was gestrichen werden solle. Bei der Auswahl unter verschiedenen Fassungen machte Ranke vor allem, wie er auch aussprach, den Grundsatz geltend, daß „der Gedanke klar und verständlich ausgedrückt werden müsse.“ Mir wollte es scheinen, als ob bisweilen das von Ranke zuerst Konzipierte vor dem definitiv Rezipierten den Vorzug verdiente; in diesem letzteren verschwand mitunter eine in dem ersteren vorkommende Bezeichnung des Nebenbegrifflichen, das doch nicht ohne sachliche Bedeutung war, und in der Akkomodation an den gewöhnlichen Sprachgebrauch, die Platz griff, ging wohl auch das Aparte und treffend Charakteristische der ursprünglichen Redeweise, das ist das Eine und das Andere umfassend, die Prägnanz des Ausdrucks verloren.¹⁾ Diese komplizierten Korrekturen, bei denen die gebräuchlichen Zeichen nicht ausreichten, und die bisweilen, um sich in ihnen zurechtzufinden, ein vollständiges vorangehendes Studium unerläßlich machten, erforderten für die Drucklegung einen eigens eingeübten Seher. Dafür, daß ein solcher vorhanden war, hat denn auch die Verlagsbuchhandlung, wie sie überhaupt keine Anstrengung und keinen Aufwand scheute, um alles nach Ranke's Wünschen zu erfüllen, allezeit Sorge getragen²⁾; sie hat sich auch in der Absicht rascher

¹⁾ Diese Observation habe ich schon in den ersten Tagen meines Zusammenarbeitens mit Ranke gemacht und sie gleich damals schriftlich fixiert.

²⁾ Die Verlagsbuchhandlung veranstaltete zuletzt noch nach gewohnter Weise eine Revision des Drucks. Diese mußte ihr, um das rechtzeitige Erscheinen zu ermöglichen, bisweilen früher überlassen werden, als es an sich ratsam gewesen wäre. Auch kam es, wiewohl nur sehr selten vor, wie bei dem Schluß des vierten Bandes von Hardenberg's Denkwürdigkeiten, daß von Berlin abgesandte Korrekturen in Leipzig nicht eintrafen, was sich dann erst nach Verlauf einiger Zeit herausstellte, so daß der Text nur flüchtig, die Notizen gar nicht mehr durchgesehen werden konnten. In derartigen Umständen haben manche leicht bemerkbare Druckfehler ihren Ursprung.

Förderung der Werke desselben, soweit ich unterrichtet bin, ohne dessen Wissen außergewöhnliche Berausgaben auferlegt.

Fragt man, wodurch trotz des auf das Manuskript verwandten Fleißes, der für dasselbe in Anspruch genommenen Arbeit, der Druck doch noch so viele Änderungen erheischte, so ist in dieser Hinsicht zu bemerken, daß sie allerdings zum Teil durch äußere Umstände veranlaßt worden sind, wie etwa durch die inzwischen erfolgte Veröffentlichung eines wichtigen, auf den Gegenstand bezüglichen Werkes, das notwendig berücksichtigt werden mußte, um vieles mehr und häufiger aber durch die in Ranke's Geist mit einer gewissen Stetigkeit fortgesetzte weitere Durchdringung des Stoffes, durch ein mehr und mehr von der Außenseite der Erscheinungen in die Tiefe ihres Wesens sich versenkendes und zugleich nach höheren Gesichtspunkten, die einen umfassenderen Horizont eröffneten, emporstrebendes Nachdenken. Ranke sprach oft davon, daß es bei seiner Art „successiver Arbeit“ nicht anders ginge. Der jedesmalige Gegenstand des Werkes, mit dem er umging, beschäftigte ihn fortwährend; er träumte davon¹⁾ und sann darüber auf dem Spaziergang²⁾ nach. Bisweilen, wenn er von diesem heimgekehrt war, warf er die neue Idee, die in ihm aufgestiegen war, selbst zu Papier, was ihm dann als Anhalt für das Diktat am Abend diente; meist verschob er, in den späteren Jahren des Schreibens ungewohnt und fast unfähig dazu, die stilistische Konzeption bis zu dieser Zeit. Die Werke Ranke's, wie sie vorliegen, sind nicht in einem Zuge entstanden, nicht die Produktionen seines Geistes in der ersten und ursprünglichen Form, sie gelangten im Prozeß mannigfacher Metamorphosen, die den Charakter fortschreitender Weiterentwicklung an sich trugen, zur Reife und definitiven Gestaltung. Namentlich die allgemeineren Kombinationen, die in ihnen vorkommen, sei es, daß sie auf dem Ergreifen von Momenten aus der Vergangenheit, oder auf zusammenfassender Betrachtung von Gleichzeitigkeiten oder auf dem Vergleich analoger Phänomene bei verschiedenen Nationen und in verschiedenen Zeitaläufen beruhen, bildeten sich erst allmählich heraus und gehören meist dem letzten Arbeitsstadium an.³⁾ Vielleicht könnte man sagen, daß Ranke zu sehr mit der Forschung als solcher während der handschriftlichen Ausarbeitung beschäftigt war und nach deren Abschluß ihren unmittelbaren Ergebnissen noch zu nahe stand, um seine Produktion ihrem eigensten Wesen nach völlig frei zu gestalten. Es bedurfte dazu einer Art Emanzipation, einer gewissen Entfremdung von den Materialien; Ranke mußte die Gesamtkraft seines Geistes unter Hintanzetzung der Forschung einzig den Gedanken und deren adäquater Darstellung zuwenden, um die

¹⁾ Ranke träumte viel, lebhaft, zusammenhängend und in der Art, daß das Traumgebilde ihm nach dem Erwachen gegenwärtig blieb, wie das seiner auch künstlerisch beanlagten, mit Phantasie reichbegabten Geistesnatur, deren Kräfte durch die während des bewußten Lebens vollzogene Arbeit nicht erschöpft wurden, entsprechend war.

²⁾ Es war ganz zutreffend, wenn Rijsch einmal bemerkte, daß Ranke auf seinen Spaziergängen ein „Kapitelchen nach dem andern fertig mache.“

³⁾ So ist beispielsweise der einleitende Abschnitt zu dem ersten Kapitel („Orientalische Frage“) des Buches: Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen. S. 540 ff. erst bei der siebenten Korrektur des Druckes konzipiert worden.

seinen Werken eigene und allgemein anerkannte Vollkommenheit der Komposition zu erreichen. Durch die Drucklegung wurde die Auffassung jedes Werkes als eines einheitlichen Ganzen sehr erleichtert; die in dieser Beziehung störenden Mängel zeigten sich deutlicher. Überflüssiges und unnützes Detail, das die richtige Einsicht verdunkelte, ließ sich mit mehr Sicherheit ausscheiden, die Beherrschung des Stoffes mit größerem Erfolg anstreben; die fehlenden Glieder des ideellen und real-pragmatischen Zusammenhangs konnten ergänzend eingefügt und dieser selbst in eine klarere und mehr universelle Beleuchtung gerückt werden.

(Fortsetzung folgt.)



Goethe's Enkel.

Von

J. Schwabe.

Aus meiner Erinnerung steigt eine edle Gestalt auf, in deren Antlitz die angeerbten großartigen Züge deutlich ausgeprägt lagen, welche einst das herrliche Haupt eines der größten Sterblichen geziert hatten. Was aber beim Ahnherrn vollendete olympische Schönheit gewesen war, das hatte beim Enkel einen leisen Abfall zum Grotesken erlitten. Hatten auch die in ihrer Gunst wandelbaren ewigen Götter, mit denen der Ahnherr an goldenen Tischen gespeist hatte, diesen nicht in nächtliche Tiefen gestürzt, so hatten sie doch ihren kleinlichen Neid an den Enkeln des großen Sterblichen, den sie einst als ihresgleichen behandelt hatten, ausgelassen. Und so war es gekommen, daß die Nachkommen Goethe's wenig von dem heiteren, ruhigen Lebensgenuß des Großvaters davontrugen, und daß von der proles Goethia der jüngste Enkelsohn, Alma, als blühende Jugendknospe ins Grab sank, und die beiden männlichen Enkel, Walter und Wolfgang, zwar ein leidlich hohes Alter erreichten, aber ein kummervolles, in vieler Hinsicht verfehltes Dasein führten, und als sie den Zoll der Sterblichkeit bezahlten, dahingingen, ohne der Welt einen neuen Lebenszweig des illustren Geschlechtes zu hinterlassen.

Der jüngere Enkel Goethe's, Wolfgang, (geboren 1820), war mir in den letzten Jahren unsrer Gymnasialzeit nahe befreundet. Die Erinnerung an ihn gehört zu den besten und liebsten, welche ich aus der längst entschwundenen Jugendzeit mir bewahrt habe. Ihr sind die folgenden Blätter gewidmet.

Auch mit dem älteren Bruder Wolfgang's, Walter (geboren 1818), bin ich mehrfach in Berührung gekommen und habe ihn als einen vermöge seiner leiblichen Konstitution zartbesaiteten, doch treuherzigen und durchaus wohlthätigen Charakter schätzen gelernt. Klein und unansehnlich von Statur, trugen seine Züge deutlich das zu ihnen gar nicht passende großväterliche Gepräge, doch war ihm in noch

höherem Maße als bei Wolfgang der etwas groteske Zug um Mund und Nase eigen, der die hehren, vom Großvater geerbten Gesichtslinien verdarb. Dagegen war das dritte Enkelkind, Alma, ein Kind von vollendeter Schönheit. Ich sah sie oft, wenn ich bei ihrem Bruder war. Sie war von großer Munterkeit und „etwas schnippisch auch zugleich“. Infolgedessen ließ sie oft ihren Mutwillen an den Brüdern und deren Freunden aus. Später entwickelte sie sich zu einer lieblichen, mit geistigen wie leiblichen Vorzügen geschmückten Jungfrau. Diese holde Blume sollte nicht lange blühen. Als sie siebzehn Jahre alt war, berief sie ihre damals in Wien lebende Mutter Ottilie zu sich. Alma weigerte sich lange, von Weimar fortzugehen, aber der Wille der Mutter drang schließlich durch, Alma begab sich nach Wien, wurde dort bald nach ihrer Ankunft vom Typhus ergriffen und starb.

Walter von Goethe hatte sich die Musik zum Beruf erwählt. Soviel ich weiß, hat er es in dieser Kunst nie zu einem bemerkenswert hohen Grade gebracht, obgleich er bei großen Meistern, wie Mendelssohn, Löwe u. a. in die Schule gegangen ist. Unter den vielen Freunden, welche ihm die Güte und Liebenswürdigkeit seines Wesens erwarb, dürften nur wenige sein, denen bekannt war, daß er in seinen jungen Jahren sich auch in der Poesie versucht hat. Ich erhielt eines Tages — es mochte in der Mitte der dreißiger Jahre sein — die Aufforderung, bei der Aufführung einer von Walter verfaßten Tragödie mitzuwirken. In den Räumen der von der Großmutter Walter's, der Frau von Bogwisch, bewohnten ersten Etage des Bölfel'schen Hauses in der Schillerstraße fand diese Aufführung vor einer kleinen, aber vornehmen Gesellschaft statt. Die agierenden Personen waren außer Walter von Goethe und mir die Töchter des Bölfel'schen Hauses und einige andre, die ich nicht im Gedächtnis behalten habe. Unter den Zuschauern befand sich der damals vielgenannte Dichter Karl Beck aus Ungarn. Was soll ich von der Tragödie sagen, welche wir dem staunenden Publikum vorführten? Sie war furchtbar, in jedem Sinne des Wortes. Verrat, Eifersucht, ungeheure Mißverständnisse und Mord waren die alle Szenen erfüllenden Motive, und ich gehörte zu den ersten Opfern der grauenvollen Verbrechen, welche in ununterbrochener Kette das Kunstwerk umschlangen. Hierbei hatte ich das Glück, als mir Walter den Degen in die Brust stieß, trotz meines engen spanischen Kostüms, dessen Nähte bereits mehrmals bedenklich geknackt hatten, mit so großer unwillkürlicher Grazie umzufallen, daß meiner Leiche großer Beifall gespendet wurde. Auch versäumte man nicht, bei den folgenden Darstellungen neuer Produkte des blutigen Autors meine Mitwirkung wieder zu begehren. Der Massenmord in Shakespeare's Richard III. wurde abermals bedeutend in den Schatten gestellt. Als wir unsre Kostüme anlegten, weigerte ich mich aufzutreten, weil an der Stelle, wo das vorige Mal mein spanischer Anzug geknackt hatte, sich jetzt eine unliebsame Offenherzigkeit blicken ließ. Aber man redete mir eindringlich zu und verabredete solche Stellungen, daß der beregte Schaden dem Publikum nicht sichtbar wurde. Indessen fühlte ich mich doch sehr unangenehm geniert, besonders wenn ich den Abgang in der Mitte der Bühne

zu nehmen hatte, und mußte eine ganz besondere Gangart annehmen, um das Publikum zu schonen. Bei meiner Ermordung suchte ich die frühere Grazie des Sturzes wieder zu entfalten, was mir aber in weit geringerem Grade gelang, weil ein fatales Geräusch mir zu meiner Beunruhigung andeutete, daß meine Trikots mit Erfolg bemüht waren, sich von dem ihnen auferlegten Zwang frei zu machen.

Meine bei diesen theatralischen Gängen mit Walter's Bruder Wolfgang gemachte Bekanntschaft war eine nur flüchtige, so daß ich mich dieses unsres ersten Zusammenkommens kaum noch erinnere. Etwas näher lernte ich ihn kennen, als Wolfgang in die Obersekunda des Weimar'schen Gymnasiums eintrat, wo ich sein Banknachbar war. Er hielt sich von seinen Mitschülern möglichst fern und hüllte sich in einen Mantel von aristokratischer Abgeschlossenheit. Das ging so weit, daß er seine Mitschüler nicht anders als mit „Sie“ anredete, etwas, das auf unserm Gymnasium ganz unerhört war und von den Schulgenossen mit ungeheurer Befremdung, oft auch mit Spott aufgenommen und von allen mit dem gebräuchlichen Du erwidert wurde. Es dauerte denn auch nicht lange, so ließ Wolfgang von diesem Verstoß gegen den allgemeinen Gebrauch ab und bequeme sich, mit uns Dutzbrüderschaft zu halten, wobei er aber nie unterließ, durch ein äußerst höfliches, formelles Wesen seine Mitschüler in einer gewissen Entfernung von sich zu halten.

Doch auch dieses etwas steife Verhalten hatte sich sehr gemildert, als Wolfgang Schüler der Oberprima war, zu der Zeit, als ich in näherem freundschaftlichen Verkehr mit ihm stand. Die nächste Veranlassung hierzu wurde durch Wolf's auf unsere Einladung erfolgten Beitritt zu einem poetischen Kränzchen gegeben, zu welchem ich damals mit fünf Mitschülern der Oberprima vereint war. In diesem Kränzchen wurden allwöchentlich eine Anzahl guter, mittelguter und schlechter Gedichte geliefert, welche Stoff zu einer lebhaften, sich oft zu begeisterter Stimmung erhebenden Besprechung gaben. In der warmen Begeisterung, mit welcher wir dem Dienste der Kamönen oblagen, mag manches Komische, ja Lächerliche gelegen haben. Aber eines ist gewiß: wir hingen mit ganzer Seele an unserem Kränzchen, und die Sonnabend-Abende, an denen wir unsere Zusammenkünfte hielten, rechne ich noch heute zu den glücklichsten Stunden, welche mir mein langes Leben geboten hat. Die warme Empfindung, welche wir für unser Kränzchen im Herzen trugen, erhielt ihre Weihe und Steigerung durch die innige Freundschaft, mit der wir uns verbunden fühlten. Mit Wolf Goethe's Zutritt trat eine wesentliche Änderung in unserem Kränzchenidyll ein.

Wolfgang stand damals in seinem achtzehnten Lebensjahre. Er war von mittelgroßer, feingebauter Statur. Seine Gesichtszüge hatten entschieden den Goethe'schen Typus und wären schön zu nennen gewesen, wenn nicht von der mütterlichen Seite her ihnen etwas Eulenartiges angeerbt gewesen wäre, was jedoch bei Wolf im weit geringerem Grade der Fall war als bei Walther. Seiner Physiognomie gaben ein paar prächtige braune Augen, die mit melancholischem Schimmer unter der schmalen, edelgeformten Stirn hervor leuchteten, einen eigen-

tümlichen, seelenvollen Ausdruck. Sein ganzes Wesen hatte etwas durchaus Vornehmes, war jedoch frei von aller Steifheit. Die frühere schüchterne Zurückhaltung und Verschlossenheit hatte sich längst verloren, aber seine Erscheinung hatte etwas Achtung Gebietendes, dem sich so leicht niemand entziehen konnte, und es währte nur kurze Zeit, so hatte er uns alle durch seinen großen moralischen Einfluß zu seinen Vasallen gemacht. Als Schüler war er ein Musterexemplar und wurde von allen Lehrern mit der höchsten Gunst ausgezeichnet. Im Umgang mit seinen Schulkameraden, besonders denen, die ihm näher befreundet waren, war Wolf höchst liebenswürdig, wenn er auch nie vergaß, eine gewisse Würde und jene schon erwähnte moralische Superiorität zu bewahren. In gewissen, oft etwas altflug klingenden Formen pflegte er diese Superiorität nicht nur gegen seine Altersgenossen, sondern auch gegen ältere Personen hervorzuführen. So hörte ich einmal, wie er zu der wohl ein Vierteljahrhundert älteren vertrauten Freundin des Goethe'schen Hauses, Adele Schopenhauer („Tante Adele“) in magistralen Tone sagte: „Aber liebes Kind, du bist in großem Irrtum, wenn du denkst, daß u. s. w.“ In ähnlicher Weise sagte er bei einer Versammlung unsres Kränzchens: „Unter euch ist Genast der einzige, der sich zu benehmen weiß.“ Wir befanden uns damals in den Jahren, in denen junge Männer nicht durch Eleganz und Gewandtheit des Benehmens zu glänzen pflegen, aber das kam uns doch ein wenig stark vor und erregte einiges Mißvergnügen, das indessen bald verging, weil wir wußten, daß es Wolfen fernlag, einen von uns damit kränken zu wollen.

In der ersten Zeit, als er unserm Kränzchen angehörte, fügte er sich folgsam in die bei aller jugendlichen Begeisterung doch im Grunde pedantische Schablone, welche wir uns für unsern poetischen Dpferdienst zurecht gemacht hatten; doch schon nach einigen Wochen griff er in mephistophelischer Weise das Treiben an, in dem wir mit warmer Hingebung als treue Musenjünger unsre allerdings noch nicht flüggen Schwingen versuchten. Dies machte um so mehr Eindruck auf uns, da Wolf keineswegs nur in satirischen Bemerkungen über unser geliebtes Kränzchen und unsre Leistungen sich erging, sondern auch, freilich nur in seltenen Fällen, offene und herzliche Anerkennung spendete, wenn einmal eine tüchtige poetische Leistung an den Tag kam. Freilich war sein Lob nicht immer und für alle schmeichelhaft, denn in ähnlicher Weise, wie damals über unser Benehmen, sprach er sich einmal über unsre poetische Begabung mit den deprimierenden Worten aus: „Conta ist der einzige unter euch, der wirklich poetisches Talent hat.“

Doch diese und ähnliche Komplimente verhinderten keineswegs, daß wir uns mehr und mehr an einander schlossen. Besonders zwischen Wolf, Karl Reinhold und mir wurde der Freundschaftsbund ein enger und herzlicher, was auch in unserm Kränzchenleben immer mehr hervortrat und von den drei andern Mitgliedern unsres Bundes nicht ohne ein gewisses Mißvergnügen bemerkt wurde. Dieses Mißvergnügen steigerte sich zu einem fast tragischen Schlußeffekt, als Wolfgang an einem unsrer Versammlungsabende einen Vortrag hielt, in welchem

er für sich und in Reinhold's und meinem Namen erklärte, das Kränzchen habe sich überlebt, erfülle seinen Zweck nicht mehr und müsse, um nicht der Lächerlichkeit zu verfallen, aufgelöst werden. Tiefes, trauriges Schweigen folgte Wolfgang's Worten. Kein Widerspruch erhob sich, denn alle sahen ein, daß er Recht hatte. Mit traurigen Herzen trennten wir uns und begruben die von uns noch vor kurzem so hoch und wert gehaltene Kränzchenherrlichkeit für immer.

Die Zeit unsers Abgangs vom Gymnasium und der Eintritt in die Studentenjähre nahte heran und somit auch der Tag unsrer Trennung, denn das Ziel des einen war Heidelberg, des andern Berlin und des dritten Jena. Während der letzten Monate — es war der Sommer 1839 — verbrachten Reinhold und ich viele genußreiche Stunden mit unserm Freunde Wolf. Er bewohnte damals das bekannte Gartenhaus im Stern, wo wir ihn oft besuchten. Wir, wenigstens Reinhold und ich — hatten unsre Kränzchenschwärmerei noch nicht verlernt. Oft lagen wir im offenen Fenster des einen, nach dem Park gelegenen Zimmers und ergöhten uns daran, in den im Abendrot erglühenden Wolken allerlei phantastische Bilder zu finden, bald von geisterhaften, am Himmel hinziehenden Menschengestalten, bald von feenhaften Burgen und Palästen, während drinnen im Nebenzimmer Wolf am Flügel saß und dessen Saiten mächtig anschwellende Melodien entlockte, wie sie ihm der Augenblick eingab. Wolf's musikalische Begabung war eine bedeutende. Ich habe ihn nur improvisieren gehört, und immer war sein Vortrag tief ergreifend.

Als wir drei an einem Sonnabend Vormittag das Gymnasium verließen, begleiteten wir, wie oft geschah, unsern Freund Wolf nach seinem einsamen Gartenhause. Es war ein warmer Sommertag, die Sonne lag glühend auf den Wiesen im Stern, die wir zu überschreiten hatten, und wir waren froh, als der Garten uns aufnahm und wir in den kühlenden Schatten vor dem Gartenhause traten. Hier war (und ist noch) ein kleiner Vorplatz, der auf der einen Seite von den Bäumen und Gesträuchen des Gartens und auf der andern vom Gartenhause begrenzt wird. Eine Gartenbank lud uns zum Niedersitzen ein, und Wolf gab dieser Einladung in seiner eigentümlichen Art Worte, indem er sagte: „Kinder“ — ohne diese Anrede ging es selten ab — „setzt euch einmal hierher, ich will euch etwas Merkwürdiges erzählen, wovon ihr noch gar nichts wißt, obgleich es sich an derselben Stelle, wo wir eben sind, schon mehr als einmal zugetragen hat. Ihr denkt, daß alle Spukgeschichten sich nur in tiefer Nacht zutragen. Aber es giebt Ausnahmen hiervon. Hier dieser Platz ist ein Spukplatz, doch nicht um Mitternacht, sondern nur in der hellen Mittagsstunde gehen hier die Gespenster um. Hört, was dem Großvater begegnet ist, ich habe es aus seinem eigenen Munde. Vor vielen Jahren, als er mit der Vollendung des Tasso beschäftigt war, wohnte er allein mit einem Diener, der den Tag über sich meist in der Stadt aufhielt, in diesem Gartenhause. Eines Tages, es war ein sonniger Augusttag, hatte der Großvater den ganzen Vormittag fleißig gearbeitet und trat gegen Mittag aus dem Hause, um sich ein wenig im Garten zu ergehen. Aus der Thür tretend, sah er zu seiner Verwunderung ein ihm fremdes Mädchen

in der landesüblichen Dienstbotentracht, welches eifrig beschäftigt war, mit einem Keifigbesen diesen Vorplatz rein zu kehren. Das Gesicht konnte der Großvater nicht sehen, weil das Mädchen sich, wie es ihre Beschäftigung erforderte, in gebückter Stellung hielt. „Wer sind Sie?“ fragte der Großvater. Das Mädchen gab keine Antwort und fuhr fort, fleißig zu kehren, sich am Rande des Vorplatzes hin bewegend. „Wer sind Sie denn?“ fragte der Großvater nochmals. „Warum antworten Sie nicht?“ Keinen Laut gab das fremde Mädchen von sich, nur das Geräusch des über den Kiesboden fahrenden Besens war deutlich hörbar. Als nun der Großvater auf die unverdroffen weiter Kehrende zuging, löste sie sich in einen leichten Nebel auf und war verschwunden. In ähnlicher Weise ist das Mittagsgespens dem Großvater im Laufe der Jahre noch einigemal erschienen. Hört ihr? Eben schlägt vom Schloßturm die Mittagstunde! Gebt acht! Wer weiß, ob nicht das Mittagsgespens uns seiner Erscheinung würdigt!“ Leichte Fußtritte ließen sich in unsrer nächsten Nähe hören, und gespannt blickten wir nach der Seite, von wo das Geräusch kam. Aber nicht das erwartete Spukmädchen war es, das erschien, sondern die schlanke Gestalt der guten Tante Adele, die ihrem Wölfchen eine Schüssel köstlich duftender Erdbeeren brachte, welche wir alsbald zusammen verzehrten.

Es war an einem kurz darauf folgenden, gleichfalls recht heißen Sommer-nachmittag, als ich mit Wolf und Reinhold gemütlich plaudernd in einem der kleinen, schmucklosen Zimmer des Gartenhauses saß. Auch diesmal trat die Tante Adele unvermutet zu uns herein, aber nicht allein, sondern in Begleitung einer kleinen, nicht mehr jungen Dame von sehr zartem, fast durchsichtigem, offenbar sehr nervösem Aussehen und eines stattlichen Herrn von aristokratischem Typus. Es war Wolfgang's Mutter und der damals durch seine Salonromane bekannte Baron Sternberg. Frau Ottilie ließ sich sofort in einem ihr von Wolf rasch zugeschobenen Fauteuil sinken. „O Gott, hauchte sie mit matter Stimme, diese Hitze und dieser weite Weg hierher (kaum zehn Minuten weit vom Hause in der Stadt bis zum Gartenhaus!). Ich bin dem Sterben nahe! Wolf, erkenne es an, ich bin das Opfer meiner mütterlichen Liebe geworden!“ Reinhold's und meine Vorstellung und ehrerbietige Verbeugungen nahm sie mit schweigendem Kopfneigen entgegen und fand nur Worte, um sich weiter über die exzessive Wärme des Sommertages und über die Beschwerden des „weiten Weges“ zu beklagen. In diesem Augenblick entstand ein lautes Geräusch vom Bruch einer Fensterscheibe und fallenden Glasscherben. Der Tante Adele war das Malheur passiert, daß sie bei dem Versuch, ein Fenster zu öffnen, eine Scheibe zerbrach. Frau Ottilie fuhr erschrocken in ihrem Fauteuil auf und fragte: „Was war das?“ Wolfgang, der achtzehnjährige Gymnasiast, rief dem fünfundzwanzig Jahre ältern Fräulein Schopenhauer zu: „Aber Kind, was machst du für Sachen?“ Der Baron Sternberg sagte lachend in seinem prononziert russisch-deutschen Dialekt: „Das hat sie von den Studenten gelernt!“ womit er darauf hindeutete, daß zu jener Zeit in Jena, wo sich Adele Schopenhauer damals aufhielt, mehrere Studententumulte mit obligatem Fenstereinwerfen stattgefunden hatten.

Bevor ich von dem berühmten Gartenhause scheid, sei es mir gestattet, einige Verse beizufügen, in denen unser Freund Reinhold einige Tage, nachdem wir zum letzten Mal das liebe Haus besucht hatten, ein zart empfundenes Stimmungsbild gegeben hat.

Vor einem Gartenhause.

Dorten steht das Haus verlassen,
Wo er einsam hat gewohnt,
Er, dess' Treue ward gelassen
Ungekant und unbelohnt.

Duft'ge Rosenhecken rankten
Sonst sich an dem Stamm umher,
Und dahinter leise schwankten
Grüne Wipfel hin und her.

Manchmal stand ich dort am Fenster
Mit dem Freunde Hand in Hand,
Sah'n Gestalten und Gespenster
In der Wolken buntem Rand.

Und da wir die Wolkenhügel
Uns mit stiller Lust besah'n,
Saß er nieder vor dem Flügel,
Schlug die Tasten mächtig an.

Süße Töne, die da schiefen,
Lockt' er draus hervor und sang
Mit der Stimme, seiner tiefen,
Daß es durch die Herzen drang.

Und die Wolken zogen leise
Nach des Waldes fernem Saum,
Süß erklang dazu die Weise,
Und wir standen wie im Traum.

Jetzt steht es leer und öde,
Unser altes, liebes Haus,
Schallet nicht Gesang noch Rede
Aus dem Innern mehr heraus.

Und verwelkt sind Blum' und Blätter,
Und die Bäume steh'n entlaubt.
Ach! wie habt ihr, ew'ge Götter,
Doch das arme Haus beraubt!

Mejer hat in seinem vortrefflichen Buch „Wolf Goethe“ der bedeutenden geistigen Begabung Wolf's gerechte Würdigung angedeihen lassen, wenn auch sein Urteil, eben weil es gerecht ist, in Wolf's litterarischen Produktionen so manches findet, was unvollkommen und sogar ganz verfehlt ist. Vor Wolf's Urteil über unsre poetischen Kränzchenarbeiten hatten wir großen Respekt, aber

die wenigen Gedichte, welche er selbst lieferte, waren, abgesehen von einigen gelungenen satirischen Gelegenheitsgedichten, von zweifelhaftem Wert. Die größere Dichtung, Erlinde, welche Wolf als Heidelberger Student schrieb, enthält einzelne große Schönheiten, welche sein poetisches Talent zweifellos darthun, doch fehlt es dem Ganzen an innerer Einheit und genügender Motivierung. Unangenehm fällt es in dieser Dichtung ferner auf, daß viele Stellen in entschieden manierterter Weise den Großvater Goethe nachahmen. Ganz schweigen möchte man von den Gedichten, welche Wolf in einem mäßig starken Bande bei Cotta herausgegeben hat. Man begreift nicht, wie der sonst so scharf kritisierende und richtig urteilende Wolf Gedichte wie

Am Kapitol.

Ich steh' vor'm Kapitol
Und weiß nicht, was ich soll.

Am Weiher.

Es ist kein Wässerchen noch so klein,
Es weht doch drüber ein Windelein.

abdrucken lassen konnte.

Mit wunderbarer Prätension nimmt jeder dieser und ähnlicher Zweizeiler eine volle Belinpapierseite ein. Man begreift ferner nicht, daß Wolf von diesen Dichtungen in hohem Grade eingenommen sein und die ihnen zu teil werdende ungünstige Aufnahme lediglich dem mangelnden Verständnis des Publikums zuschreiben konnte.

Aber trotz alledem und alledem — Wolf Goethe war eine hochbegabte und edle, im besten Sinne des Wortes aristokratische Natur. Seinem Leben leuchteten keine freundlichen Sterne. Schon als er kaum den Knabenjahren entwachsen war, verbitterte ein nervöses Leiden (Gesichtsschmerz) sein Dasein. Auch daß er der Enkel des großen Mannes war, und daß er die stete, wenn auch stille Anforderung an sich herantreten fühlte, sich seines großen Namens würdig zu bewähren, verhinderte die freie Expansion seines Wesens. Wolf hatte tief melancholische Stunden und schien bisweilen einem dunkeln, über ihn verhängten schweren Schicksal zu erliegen. In vortrefflicher, verständnisvoller Weise hat Otto Mejer ein Charakterbild von Wolfgang von Goethe gegeben, doch in das tiefste Innere dieser edlen und geheimnisvollen Natur hat er nicht zu dringen vermocht.



„Tu es Petrus“!

Ein geschichts- und religionsphilosophischer Essay.

Von

J. Frohshammer.

(Schluß.)

II.

Bedeutung der Phantasie in der religiösen Entwicklung der Menschheit.

1. Die Religionsgeschichte bietet uns also das Schauspiel einer fortlaufenden Reihenfolge von Wahngewalten, Fiktionen und Irrthümern aller Art — wie die Religionen selbst sich dessen gegenseitig beschuldigen. Der höchste Gedanke und das beglückendste Gut für die Menschheit, der reinere, edlere Gottesgedanke ist, wenigstens für die höheren Religionen, zwar allmählich und mühsam errungen worden, aber nur durch all' diese Wahngewalten und Irrthümer hindurch, und ist auch da noch keineswegs frei von solchen, sondern in Glauben und Kultus noch allenthalben mehr oder minder damit behaftet. Es ist, als sollte die Menschheit zum Höchsten und Besten, dessen sie theilhaftig werden kann, nur durch Fiktionen der willkürlich waltenden subjektiven Philosophie wie am Narrenseil geführt werden und das höchste Glück und die besten Motive vernünftigen Handelns nur aus Wahngewalten schöpfen! Wie ist dies zu erklären? Wie stimmt es überein mit einer allgemeinen Vernünftigkeit und Wahrhaftigkeit des Daseins überhaupt, wie speziell mit der menschlichen Vernunft, ihrer Begabung und Aufgabe? Wie insbesondere stimmt dies überein mit dem Dasein Gottes, eines höchsten, absolut vollkommenen Wesens voll Weisheit und Güte, das die Welt und die Menschheit insbesondere ins Dasein gerufen hat und in liebender Vorsehung alles leiten soll? Wie ist es vor allem auch zu erklären, daß die Religionen, mit dem Glauben an die Gottheit als Mittelpunkt, die doch eine Beglückung und ein Segen für die Menschheit sein und zum Frieden und zur Veredelung derselben das Meiste beitragen sollen, vielmehr zu so großem Unheil im Verlaufe der Geschichte geworden, so viel Zwiespalt, Haß und grausame Verfolgung der Völker und Menschen veranlaßt haben? Und zwar nicht bloß bei den unkultivierten Völkern mit den unvollkommensten Religionen, sondern ganz besonders bei den Völkern mit vollkommenerer Religion z. B. sogar bei den Bekennern des Christentums durch Spaltung in verschiedene Konfessionen? In früheren Zeiten und unter dem Einfluß des religiösen Fanatismus, der keine humane Gesinnung gegen Andersgläubige kennt, hat man dies allerdings leicht genommen und ganz natürlich gefunden, daß Andersgläubige als Feinde Gottes d. h. Gegner des eigenen (wahren) Glaubens verfolgt, ja ewig verdammt werden; man hat dies leichtens Herzens wie ein Verdienst gelehrt und angenommen! Allein bei fortschreitender Kultur und unter dem Einfluß der Humanitätsidee kann dies nicht mehr so leicht genommen werden,

denn es stimmt weder mit der Idee Gottes als liebenden Vaters aller Menschen überein noch mit dem Gebote der Nächstenliebe, das alle Menschen als Kinder Gottes und als Brüder zu betrachten vorschreibt, noch mit der Idee des Rechts, die verlangt, daß man auch den Mitmenschen die Rechte zugesteht, die man selbst in Anspruch nimmt, also auch das Recht zugesteht, eine eigene Überzeugung zu haben, wie man selbst für sich dieses Recht der eigenen Überzeugung in Anspruch nimmt; denn dem Nächsten dieses Recht nicht zugestehen, heißt ein Unrecht begehen und sich selbst mit seiner Überzeugung, die man den andern aufdrängen will, selbstüchtig, ja wie ein absolutes oder göttliches Wesen geberden.

2. Um auf diese schweren Fragen Antwort zu geben oder wenigstens den Versuch dazu zu machen, müssen wir einen Blick werfen auf den allgemeinen Charakter der Welt, auf deren thatsächliche Eigentümlichkeit in Gesetz und Bethätigung. Auf Grund hiervon mag es wohl gelingen, einigermaßen zu erklären, wie es kam und kommt, daß bei der Beschaffenheit derselben, wie sie nun einmal ist, die geistige und insbesondere auch die religiöse Entwicklung der Menschheit in ihrer Geschichte den Verlauf nahm und nehmen mußte durch all' die Unvollkommenheit, all' die Wahngelbilde und Fiktionen hindurch, wie dies thatsächlich stattgefunden hat, — wenn wir allerdings dabei nicht weiter erkennen, warum diese Welt gerade so, mit diesem Entwicklungsgesetze und =Bedürfnis entweder von Ewigkeit bestand und besteht oder zeitlich ins Dasein gerufen sei. Betrachten wir dies näher:

Sowohl Natur= als Geistesleben ist durchaus auf Entwicklung, Selbstgestaltung, Selbstrealisierung in ihren Gebilden, im großen und ganzen wie im kleinen und einzelnen angelegt. Diese Ausgestaltung geht schon in der Natur von der Einheit einer allgemeinen Gestaltungsmacht, die wir als Weltphantasie bezeichnen ¹⁾ (insofern Phantasie das gestaltende Vermögen ist im realen, wie formalen und geistigen Gebiete), und die mit unvollkommenster Bildung beginnt und in Wechselwirkung mit den Naturverhältnissen nach immanentem Gesetze insbesondere die organischen und lebendigen Gebilde der Natur nach ihren Arten hervorbringt — wie die moderne Deszendenzlehre teils schon zeigt, teils noch zu erweisen hat. Wie nun im Naturleben durch dieses allgemeine Gestaltungsprinzip, durch die objektive realwirkende Phantasie, so auch im geistigen Leben der Menschheit wirkt dieses Prinzip insbesondere als subjektive Phantasie, und zwar wirkt sie zuerst, bei Beginn der bewußten geistigen Thätigkeit vorherrschend, wo nicht ausschließlich; denn die subjektive Phantasie ist in der Menschennatur zunächst das einzige geistige Vermögen, das sich innerlich, geistig bethätigen und die geistige Entwicklung beginnen kann, ohne erst weiter entwickelt und ausgebildet zu sein, wie es bei den übrigen höheren Seelenvermögen notwendig ist, wenn sie sich bethätigen sollen. Die Phantasie als innere seelische Anschauungs- und Vorstellungskraft kann, wie die Sinne, alsbald sich bethätigen ohne erst Anweisung und Ausbildung zu bedürfen, wie dies eben auch bei den Sinnen in ähnlicher

¹⁾ S. m. W. Die Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses. München 1877.

Weise der Fall ist. Wie demnach noch jetzt in der kindlichen Natur zuerst nur Sinn und Phantasie bildendes Vorstellungsvermögen (teils gebunden an die Sinne, teils frei und willkürlich) sich bethätigt und die geistige Entwicklung damit beginnt und fortschreitet, bis die übrigen Geisteskräfte auch in bestimmter Weise thätig werden können, so auch geschah es bei der primitiven Menschheit. Auch sie war uranfänglich, wo nicht ausschließlich, so doch wenigstens vorherrschend durch Phantasie geistig thätig, faßte die Natur und ihr Verhältnis darnach auf und befriedigte insbesondere das Bedürfnis der Kausalerklärung durch dieselbe — die Gegenstände personifizierend und wie Personen in Thätigkeit betrachtend nach dem Vorgang und Gleichnis der eigenen Natur. Auf solche Weise, in solcher Thätigkeit der Phantasie nahm auch die Religion ihren Ursprung oder wurde zunächst wenigstens vorbereitet. Als Anfang oder wenigstens als Vorstufe derselben können wir, wie anderwärts erörtert wurde, den Glauben an die Fortdauer der Abgeschiedenen und die Verehrung derselben, den Totenkultus, und infolge davon die Ahnenverehrung betrachten. Wird so Bewußtsein eines mehr oder minder Geistigen im Unterschiede vom Körperlichen erweckt und gebildet, so konnte man auch den Gedanken eines Geistigen fassen, das nicht an Körperliches dem Wesen nach gebunden war, und konnte solche geistige Kräfte oder Mächte in äußere Gegenstände, kleinere und größere hineindenken als höhere Mächte oder als Zauberkräfte und als Göttliches — dieselben personifizierend¹⁾. In dieser Richtung bildet sich die Religion weiter je nach Eigentümlichkeit von Land und Volk und nach dem errungenen Bildungsstande. Sie ging demgemäß zunächst in zwei Hauptformen oder Richtungen auseinander: in den Fetischismus und in die mythologischen Religionen, bei welchen allerdings keine strenge Scheidung, kein schroffer Unterschied anzunehmen ist, da sie unvermerkt in einander übergehen, vielfach gemischt erscheinen und beide selbst noch in den Rahmen monotheistischer Religionen sich wenigstens bei manchen, hauptsächlich den niederen Volksklassen erhalten haben. Der Fetischismus faßt das Gottlose oder Übernatürliche nur als dunkle, geheimnisvolle Zaubermacht, welche er in auffallenden, kleineren Naturdingen und -Kräften sich offenbaren sieht (Fetischen) und deshalb dieselben verehrt, sie wohl auch künstlich bereitet und nach Umständen damit wechselt. Die mythologischen Religionen entstanden da, wo das geistige Leben nicht stillstand und verkümmerte wie bei den Fetischdienern, sondern fortschritt, der geistige Gesichtskreis und die Auffassungskraft größer wurde, daher auch das Göttliche in den großen, mächtigen Naturdingen und Kräften erblickt oder in diese hineinverlegt werden konnte. Sie wurden als Naturgegenstände und -Kräfte personifiziert und ihr kausales Verhalten gegen einander wie ein persönliches oder wenigstens individuelles Handeln aufgefaßt. So das Verhältnis von Himmel und Erde zu einander, das Verhalten und Wirken der Sinne, der Atmosphäre, des Regens, des Gewitters u. s. w. Zu diesen Personifikationen der Naturgegenstände, aus welchen die mythologi-

¹⁾ S. m. W. Über die Genesis der Menschheit und Über das Mysterium Magnum des Daseins. Brockhaus, Leipzig 1891, S. 8 ff und deren geistige Entwicklung in Religion, Sittlichkeit und Sprache. München 1883, S. 69 ff.

ſchen Religionen hervorgingen, kamen dann bald auch mythiſche Perſonen der Menſchengeſchichte, große Perſönlichkeiten der Vergangenheit, die eine gewiſſe Verklärung fanden durch Sagen und Fabeln mancherlei Art, ſich wohl auch mannigfach mit den Perſonifikationen der Naturgegenſtände vermiſchten und gemeinſchaftlich mit ihnen Verehrung fanden. So hat allenthalben der Glaube an ein Übernatürliches, Göttliches ſich an eine fiktive Auffaſſung des Natürlichen geknüpft und ging von der Perſonifikation und Vergöttlichung der Natur auch auf die Auffaſſung des Geſchichtlichen über, die ebenſo fiktiv wurde bezüglich der wirklichen Perſonen und Ereignisse, die ebenſalls anders gedacht oder geglaubt und vorgeſtellt wurden, als ſie wirklich waren, — um ſie durch Fiktion oder Illuſion allenfalls dem Ideal näher zu bringen, aus der gemeinen Realität eine höhere (ideale) Realität zu gewinnen. Es iſt alſo dies das eigentümliche Streben in der Religion, um aus dem bloß Wirklichen, Thatsächlichen zu einem Höheren, Idealen zu kommen; — der Weg zum Idealen geht eben — für die entwicklungsbedürftige Menſchheit durch Illuſionen hindurch. Durch das höhere Ziel, das geiſtige Leben dadurch zu beginnen und zu fördern und inſbeſondere das Ideale zu erſtreben und zu realiſieren, — findet es demnach ſeine Erklärung, daß man in der Religion die Wirklichkeit nicht als ſolche gelten läßt oder ſie anders deutet, eine Fiktion daraus macht anſtatt der Wirklichkeit.

In dieſer Weiſe ging die religiöſe Entwicklung in der Menſchheit fort durch ſubjektive Phantaſiethätigkeit, auch nachdem von einzelnen Völkern ſchon ein höherer Grad von Erkenntnis und Kultur erreicht worden war und die Vorſtellungen des Göttlichen geiſtiger und einigermaßen idealer ſich geſtalteten — wenn dasſelbe auch für die Volksmaſſe immer noch vorherrſchend als Zauberkraft und wunderwirkende Macht bleiben mochte. Die Gottheit iſt ja eben für den Menſchen doch immer das, was er in ſeinem Bewußtſein durch Phantaſiethätigkeit und Denken daraus zu machen verſteht, ja wohl auch nach ſeiner ethiſchen Beſchaffenheit daraus machen will. Direkt kann ja eben die Gottheit weder ſinnlich noch geiſtig geſchaut werden in ihrem Dafein, Weſen und Walten; demnach muß der Menſch ſelbſt in ſeinem Bewußtſein ſich einen Gedanken oder ein Bild und Gleichniß davon machen, ſo vollkommen als es ſeine Geiſteskraft und ſein Bildungsgrad ihm ermöglichen. Schon Anſelm von Canterbury († 1109) ging bei ſeinem ontologiſchen Beweis für das Dafein Gottes von dem Gedanken aus, daß alle Menſchen unter Gott ſich ſtets das denken, größer als welches nichts gedacht werden kann (*quo majus cogitari nequit*). Die Gottheit iſt daher für den Menſchen um ſo vollkommener, d. h. wird um ſo vollkommener gedacht und vorgeſtellt, je vollkommener die Menſchen ſelbſt geiſtig entwickelt ſind in intellektueller, ethiſcher und ſelbſt äſthetiſcher Beziehung. Sie bleibt daher bei der Unvollkommenheit menſchlicher Geiſteskraft und menſchlicher Bildung mehr ein Gegenſtand des Suchens, der Sehnsucht, des Strebens als des wirklichen Beſiſſes oder der wirklichen Erkenntnis und wirkt als Ziel dieſes Strebens und als gedachter Inbegriff aller Vollkommenheit. Sie wirkt, ſie bewegt die Menſchheit, wie Ariſtoteles ſchon bemerkt, als Gegenſtand des Verlangens, der Liebe (*Κίσις*

ὡς ἐνώμενον). Sie erscheint als das Ideale im Unterschied von der gemeinen Wirklichkeit dann und in dem Grade, in welchem diese Wirklichkeit selbst als solche erkannt und von dem ideal Vollkommenen unterschieden wird. Je mehr daher der Mensch sich in das Ideale erhebt oder versenkt, desto weniger Bedeutung hat die Welt der bloßen Wirklichkeit für ihn; daher Idealisten, Asketen und Mystiker sich von den Dingen der Welt abwenden, sie für nichtig erachten und nur das Einige, Ideale, Göttliche erstreben.

Betrachten wir insbesondere das Leben und Wirken Jesu selbst, so gewahren wir, daß er infolge seiner innigen Hingabe an Gott, seines gänzlichen Sichversenkens in dessen Dasein, Vollkommenheit und Wirken das Irdische, das bloß Wirkliche, gemein Thatsächliche als nichtig betrachtete (im Grunde genommen sowohl Natur als Geschichte), oder doch nur im Lichte idealer Verklärung in Beziehung zu Gott erblickte. Nur das Ideale berücksichtigend, das gewöhnliche Reale aber nicht besonders beachtend, hat er durch seine Gesinnung und sein Verhalten diesem Ideale selbst in sich und durch sich Realität geschaffen und nur in diesem idealen Gebiete oder Reiche gelebt und für dasselbe gewirkt. Wer einmal von dem Wonnegedanken des Daseins und der Vollkommenheit Gottes lebhaft und innig durchdrungen ist, für den kann die äußere, gemeine Welt mit ihren Zielen und Strebungen keine Bedeutung mehr haben. Für das Weltwirken wäre dies allerdings verhängnisvoll, und der Weltprozeß könnte bei solcher Gesinnung nicht realisiert werden. Es sind daher nur einzelne besonders geartete Geister, die einer solchen Gesinnung und Auffassung mehr oder minder teilhaftig werden; die übrigen Menschen können und sollen nur einigermaßen daran teilnehmen und solch' ideale Gesinnung und Strebung so viel als möglich im Weltprozeß selbst zur Realisierung zu bringen suchen.¹⁾ Die christliche Religion an sich, wie sie Jesus aufgefaßt und gegründet, ist rein ein ideales Reich, bloß für die Seelen, so zu sagen ein Seelenparadies, in welches der Gläubige aus dem Weltstreben sich immer wieder flüchtet zur Erholung der Seele und zur Reinigung von den Schlacken der gemeinen groben Wirklichkeit des Daseins, wie dies auch schon dadurch mehr oder weniger geschieht, daß er aus dem Weltgeräusch in die Stille des Gottes-Hauses sich flüchtet, um hier den Seelenfrieden wieder zu gewinnen oder zu erneuern.

Bei dieser Entwicklung des religiösen Bewußtseins, bei welcher allenthalben hauptsächlich die Phantasie sich bethätigte und allenthalben die Wirklichkeit, das bloß Thatsächliche in Natur und Geschichte anders aufgefaßt zu werden pflegt, als es wirklich ist und die Phantasie das Ideale oder wenigstens ein Höheres, ein Zauber- oder Wunder mächtiges Geistiges hineinverlegt, kann es trotz redlichen Strebens nach diesen Idealen oder dem Göttlichen oder für göttlich Gehaltenen nicht anders geschehen, als daß Wahngelbde, Fiktionen und Irrtümer aller Art entstehen im unendlichen Suchen und Streben, und daß die Religionsgeschichte eine Reihenfolge von dergleichen darzustellen hat. Und zwar sind es Irrtümer und

¹⁾ Vergl. m. Schr. über das Mysterium Magnum des Daseins. Leipzig 1891, S. 142 ff.

Wahngebilde, die mit einer gewissen Nothwendigkeit entstanden, da die noch schwache Geisteskraft und die volle Unkenntnis von Natur und Geschichte, also der ganzen Schöpfung eine richtige Erkenntnis oder Vorstellung vom Göttlichen ganz unmöglich machte. So konnte das schwache, dunkle Gottesbewußtsein mit seinem Kultus, also die Religion, nicht anders beginnen als mit unvollkommenen Phantasiegebilden, und auch die Fortsetzung oder Weiterbildung konnte längere Zeit nicht anders stattfinden. Daher befestigten sich solche Wahngebilde, Fiktionen und Irrtümer und suchten sich, durch Altertum geheiligt, auch der besseren Erkenntnis gegenüber zu behaupten. Wenn dann vollends eine irdische historische Macht sich damit verband und sie entweder in gutem Glauben oder selbstsüchtig ausbeutete im Interesse einzelner Machthaber oder ganzer Stände, dann wurde die Religion eine Quelle großer Übel für die Menschheit, für die Völker und die Einzelnen; wurde, wie schon angedeutet, ein Hemmnis für die geistige, intellektuelle Entwicklung, für Fortschritt in der Erkenntnis, sowie für Gemütsveredelung durch Förderung des rohen Fanatismus und selbst für die sittliche Gesinnung und Bethätigung durch Erregung wilder Leidenschaft in Haß, Geringschätzung und Verfolgung der Andersgläubigen. Insbesondere die fortschreitende Erkenntnis der Welt, die wissenschaftliche Forschung kommt mit den religiösen Wahnvorstellungen, Fiktionen und Irrtümern bezüglich der wirklichen Natur und Geschichte in Konflikt und kann sich nur in fortdauerndem Kampf mit den geheiligten Phantasiegebilden und ihren Vertretern entwickeln und geltend machen. Diese fortschreitende Erkenntnis ist ja nicht anders möglich als dadurch, daß diese Phantasiegebilde, die für die Gläubigen gleichsam ein, wenn auch noch so unvollkommenes Seelen-Paradies des Glaubens sind, zerstört und also liebgegewonnene Vorstellungen als nichtig und unhaltbar dargethan werden. Das wird schmerzlich empfunden und wird insbesondere von den Strenggläubigen, die ihren Geist gänzlich davor verschließen, als That böswilligen Unglaubens und gottloser Gesinnung erklärt, gehaßt und wo möglich durch Gewalt zu verhindern gesucht. Indes, die menschliche Erkenntniskraft hat ein Recht sich zu entwickeln und zu bethätigen, und die Wahrheit selbst hat ein Recht darauf erkannt zu werden dem Irrtum gegenüber, wenn dieser auch noch so alt und allgemein angenommen und liebgegewonnen und gläubig oder abergläubisch anerkannt sein mag. Übrigens dient die Wissenschaft durch ihre Erforschung und bessere Erkenntnis des Daseins trotz der Entgöttlichung oder Säkularisierung des für göttlich oder übernatürlich Gehaltenen doch auch wieder der Religion selbst, ihrem Fortschritt, ihrer Beredlung, wie die Religionsgeschichte doch allenthalben zeigt. Indem sie die falschen Wahngebilde zerstört, entsteht Bedürfnis und Fähigkeit, richtige, vollgiltige Vorstellungen an deren Stelle zu setzen, und indem sie bloße Fiktionen oder Illusionen als solche zeigt, befähigt sie immer mehr dafür Ideale zu setzen, — denn das ist doch der Gang und das Ziel dieser Bethätigung der religiös thätigen Phantasie in der Geschichte, daß an die Stelle der bloßen Fiktionen und Illusionen bezüglich des Göttlichen, die aus der phantastischen Umbildung des bloß Natürlichen gebildet wurden (in Fetischen und Mythen), allmählich Ideale

gesetzt werden d. h. Vorstellungen, denen etwas Wirkliches, Reales entspricht, also ein Ideal-Reales, nicht ein bloß Fiktives.

An dieser Eigentümlichkeit der Entwicklung der Religion nahm nun auch das Christentum noch Teil. Über die Person Jesu, über seine Lehre und sein Leben bildeten sich bald Vorstellungen und Berichte solcher Art, die der Wirklichkeit nicht entsprachen, die Fiktionen der Phantasie waren. Diese subjektive Phantasie war in jener Zeit, unter jenen Verhältnissen, sehr regsam und bethätigte sich sehr lebhaft, da sie durch alte Glaubens-Vorstellungen nicht mehr oder nur wenig gebunden war in ihrer Willkür und dagegen im Dienste der Neubildung der religiösen Weltanschauung und der Wahrheit bei den noch unsicher und unklar denkenden neuen Gläubigen sich bethätigen wollte in dieser wundersüchtigen Zeit des Übergangs. — Diese Fiktionen, selbst vielfach ganz abenteuerlicher Natur, wurden zwar allmählich wieder beseitigt, manche aber erhielten sich doch und wurden sogar für die Folgezeit sehr einflußreich und mächtig für die Ausgestaltung der Kirche in Lehre, Kultus und Verfassung, wofür sie günstigen Boden fanden, einer Zeitstimmung entsprachen oder von irgend einer Macht ausgebeutet werden konnten in gutem oder schlechtem Sinne. Von dieser Art nun ist auch das „Tu es Petrus“, das für die ganze christliche Kirche so mächtig wirkte und so fest sich gestaltete, daß der große feste Bau der päpstlichen Kirche hauptsächlich darauf sich gegründet hat und Anerkennung fand und noch findet.

3. Warum aber ein solcher Verlauf in der Geschichte der Religion, in dem Sehnen und Streben der Menschheit nach einem Höheren, Göttlichen, das man zu Hilfe ruft in den Drangsalen dieses Daseins, dem man Verehrung, Anbetung zollt, und das als das höchste, beglückendste Gut der Menschheit, als höchster Gedanke des Bewußtseins betrachtet werden muß? Warum ist die Welt und die Menschheit in ihr so beschaffen, daß sie in Bezug auf dieses höchste Wesen oder Ideal der Vernunft bei diesem Sehnen und Streben darnach so viel Wahngelbilden und Illusionen, so viel Fiktionen, Irrtümern preisgegeben ward, Fiktionen und Irrtümern, die besonders am Beginn des geistigen Lebens der Menschheit gar nicht vermieden werden konnten, die sich auch in der Folgezeit noch so vielfach behaupteten und dabei das geistige, selbst das religiöse Leben in seiner besseren Gestaltung vielfach hemmten und verunstalteten? Warum ferner muß gerade das höchste Gut der Menschheit, aus dem die meisten und besten Motive der Veredlung, der sittlichen Gesinnung und Bethätigung und insbesondere der Humanität hervorgehen konnten und sollten, — warum ist gerade hieraus wegen der verschiedenen Auffassungen und Glaubensvorstellungen infolge der Schwäche der menschlichen Vernunft und deren vollen Unwissenheit von Anfang an so viel Unheil über die Menschheit, über Völker und Einzelne gekommen, — so viel Haß und Verfolgungssucht in wildem Fanatismus, — und zwar um so mehr, je ernster, energischer der Gottesglaube war, je mehr das Geglaubte als wirkliche oder vermeintliche Wahrheit die Seelen durchdrang? Wir stehen hier allerdings vor dem großen Mysterium des Daseins, das die Welt, den Weltprozeß und den ewigen Weltgrund zugleich umfaßt und dessen Durchdringung unsrer Erkenntnisraft eben un-

möglich ist, da wir doch nicht einmal die Erscheinung und äußerliche Unendlichkeit zu durchdringen vermögen, geschweige die innere und absolute. Warum schon die äußere Natur auch nur unseres Erdballs so ungeheuerer Katastrophen durchzumachen hatte, warum ein so großer und schwerer Entwicklungsgang stattfinden mußte zum Verderben unzähliger lebendiger Wesen, warum diese Wesen selbst dazu organisiert und darauf angewiesen sind, sich gegenseitig zu verfolgen, aus dem Dasein zu vertilgen, um selbst darin verweilen zu können und Genuß zu haben, warum die Geschöpfe so grausam gegen einander wüthen müssen, ist uns kaum je im tieferen Grunde begreiflich, wenn wir auch bedingt einige Begründung dafür finden können; — um so weniger begreiflich, wenn die Welt das Werk eines gütigen Schöpfers ist! Ebenso unbegreiflich — warum vor allem die Menschengeschichte einen so schweren Entwicklungsgang darstellt aus tiefer Unwissenheit heraus, in voller Unkenntnis der Natur und ihrer selbst, allen schlimmen Verhältnissen der Natur preisgegeben, so daß selbst nach vielen Generationen noch kaum ein irgend wirklich menschenwürdiges Dasein erreicht war, ist kaum je klar zu erkennen.

Wir können nur in bedingter Weise Erklärungen geben: Wenn diese Welt der Entwicklung und Selbstrealisierung sein und wirken sollte, so mußte sie in unvollkommenem Zustand beginnen, sich durch geschickliche Bethätigung ihrer Kräfte allmählich Gestaltung geben und so eine objektive, reale Vernünftigkeit realisieren, um von da aus zur subjektiven, bewußten Vernünftigkeit zu gelangen, die sich selbst und die Vernünftigkeit der Welt erkennen und genießen konnte. Eine andere Welt, die mit aller Vollkommenheit ins Dasein gesetzt wäre, hätte sich nicht selbst entwickeln und durch alles Geschehene nichts erreichen können, — würde also insofern, was Thätigkeit, Wirksamkeit betrifft, bedeutungslos sein. Dasselbe gilt von der Menschheit und ihrer Geschichte, insofern auch der Selbstentwicklung des Geistes in seiner intellektuellen, ethischen und ästhetischen Kraft ein Ziel fehlte, das für das eigentlich bedeutungsvolle Geschehen notwendig ist und in Realisierung der idealen Wahrheit auf Grund der bloßen Wirklichkeit besteht. Und speziell für die religiöse Entwicklung müssen wir nun ähnliches annehmen. Es ist also hierbei schon im allgemeinen, in Natur und Geschichte, insbesondere aber auch in der Religion der Unterschied zwischen Wahrheit im Sinne von bloßer Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit, und Wahrheit im Sinne von Idealität oder Vollkommenheit¹⁾ wohl zu beachten, -- wobei jene nur als Grundlage und Mittel des Weltprozesses sich bethätigt, diese aber das eigentliche Ziel derselben ist, — schon in der Natur; mehr und eigentlich aber in der Menschengeschichte, in welcher die Ideen der Wahrheit, des Guten, des Rechtes, des Schönen für Intellekt, Willen und Gemüt realisiert werden sollen. Schon in der Natur findet ja eine Ideenrealisierung statt durch alle Entwicklung in physischer und psychischer Beziehung; im vollsten, wahrsten Sinne aber geschieht dies in der Menschheit in der Realisierung dieser Ideen und damit zugleich in der Realisierung des Menschengeistes

¹⁾ S. d. W. Die Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses. (München 1877, S. 40 ff. und: die Philosophie als Idealwissenschaft und System. München 1884, S. 20 ff.

selbst als bewußten und selbstbewußten persönlichen Wesens, — wodurch das ganze irdische Dasein erst Sinn und Bedeutung erhält und über das bloße, an sich bedeutungslose Sein sich erhebt.¹⁾

Bei dieser Realisierung der Ideen in intellektueller, sittlicher und ästhetischer Beziehung spielt nun das allgemeine Weltprinzip, die bildende Weltphantasie, die Hauptrolle: als objektive, realwirkende Phantasie im Gebiete der Natur, als subjektive formal wirkende, Idee-realisiere im Gebiet des geistigen Lebens. Da die Ideen erst zu realisieren sind durch die geistige Thätigkeit des Menschen, also zunächst noch nicht real oder als realisiert existieren, sondern nur als Ziel, das erstrebt werden soll, so mußten sie bei bewußter Thätigkeit gewissermaßen geistig geschaut d. h. durch Phantasie mehr oder minder klar vorgestellt werden, damit sie Ziel des Strebens sind und die ganze Thätigkeit sich so gestaltet, daß dieses Ziel erreicht werden kann. Durch die Phantasie also ist der Mensch des idealen Strebens in bewußter Weise fähig, durch sie erhebt er sich über die bloße Wirklichkeit, über den Mechanismus des reinen Naturseins und -Geschehens und giebt seinem Wesen und Wirken eine höhere Bedeutung. Dies ist wenigstens die Aufgabe und giebt dem Dasein und Wirken der Menschheit und ihrem schweren Entwicklungsgange einen höheren Wert, wenn allerdings auch lange Zeit hindurch bei der Entwicklung und im Streben derselben die bloße Wirklichkeit in Not und Kampf um das Dasein das Herrschende und Beherrschende war und bei der Mehrzahl der Menschen auf dieser Erde noch ist, bei welchen außerdem für das höhere Gemüths- und Willensstreben nicht Ideen, sondern Illusionen das Beherrschende sind durch die subjektive Phantasiebethätigung. In- des ist doch dabei nicht die platte Wirklichkeit, sondern eine höhere, freilich erst durch Phantasie geschaffene, gemeint, welche jener gegenüber gestellt wird, einem geistigeren Streben, Fühlen und Wollen Ziel ist und beherrschend darauf ein- wirkt. Der Wille, das Verlangen und Streben gilt hier für das Werk, d. h. für Streben nach dem wahrhaft Idealen und Göttlichen; ist ja des Menschen Glauben und Forschen bezüglich der Gottheit überhaupt im wesentlichen nur ein unendliches Sehnen und Suchen, um Glück und Frieden im Dasein zu finden und die schwere Bürde, die Not und Mühe desselben ertragen zu können.

Ist denn aber, kann man fragen, durch die Realisierung der Ideen als Aufgaben des menschlichen Daseins all' die Unvollkommenheit der Menschheit, all' die Not und Mühe, all' der drangsalvolle Kampf ums Dasein und ins- besondere all' der Zwiespalt im geistigen, insbesondere auch im religiösen Leben der Menschheit genügend erklärt oder gar gerechtfertigt? War das notwendig so und konnte die Welt nicht anders eingerichtet und göttlich geleitet werden? Die Antwort ist schwer und doppelt schwierig da, wo man an eine im einzelnen waltende göttliche Vorsehung glaubt und ein direktes Eingreifen Gottes in die Natur und Geschicke der Menschen annehmen will; — eine Vorstellung, die alle menschliche Wirksamkeit im wesentlichen aufhebt und das ganze Verhalten der

¹⁾ S. m. Schrift: Über das Mysterium Magnum des Daseins. Leipzig 1891, S. 106 ff. 119 ff.

Menschen zu einander und zur Natur zu einem eigentlich niemanden befriedigenden Spiel der Gottheit mit seinen Geschöpfen machen würde! Das Ideale aber, das angestrebt und allmählich im Gebiete der Erkenntnis und Sittlichkeit erreicht wird, kann immerhin als Zweck dieser Welteinrichtung und als Ziel unendlichen Strebens unter unendlichen Schwierigkeiten angenommen werden für die Menschheit; — wie für den einzelnen Menschen es als höchstes Ziel seines Strebens, seines Lebens und Todes gilt eine große, ideale Angelegenheit zu fördern und sich dafür zu opfern. Jedenfalls dürfte diese Erklärung der Thatsache des schweren Geschickes der Menschheit berechtigter und ansprechender, ja auch christlicher sein als die der Theologen, welche nach dem Vorgange des Apostel Paulus in seiner wohl aus dem Judentum hervorgegangenen Spekulation über das Verhältnis Gottes zur Welt und insbesondere zur menschlichen Seele dahin gekommen sind, nichts Anderes als die göttliche Willkür dafür anzunehmen als Grund, daß die Menschen in dieser Daseinslage seien, um dabei diesem oder jenem Schicksal, dem ewigen Leben oder der ewigen Verdammnis zu verfallen. Dies setzt aber einen Gottesbegriff voraus, der von dem, welchen Jesus selbst hatte und lehrte, vollständig verschieden ist; denn der himmlische Vater aller Menschen, als welchen Jesus selbst Gott auffaßte, verehrte und verkündete, ist sicher ein ganz anderer Gott als das willkürlich handelnde höchste Wesen dieser Theologie, das mit den Menschen und ihren Schicksalen gleichsam nur nach Willkür spielt, die einen auswählt zur Seligkeit, die andern der Verdammnis anheimfallen läßt, alle aber in dieses dunkle, schwere Dasein mit seinen Leiden und Mühen versetzt, durch welche sie doch eigentlich nichts erreichen können, da das zuletzt ihr Schicksal Bestimmende doch nur der göttliche vollständig freie, unbesiegbare Wille Gottes sein soll! Der Grund dieses Unterschiedes in der Auffassung Gottes bei Jesus und Paulus ist wohl der, daß Paulus durch seine Spekulation das Verhältnis Gottes zu dieser unvollkommenen, drangsalvollen und sündhaften Welt bestimmen wollte, deren Zustand mit der einfachen, absoluten Vatergüte Gottes nicht vereinbar schien, Jesus aber von dieser Welt und ihren Verhältnissen ganz absah, sie gleichsam für nichtig erachtete und durch die Auffassung Gottes als liebevollen Vaters aller Menschen gleichsam vernichtete und für die Glaubenden in seiner Religion ein reines Seelenprodukt schaffen wollte, das sie beglückt mitten in diesem schweren Dasein mit seinen Mühen und Leiden: ein Seelenparadies oder Himmelreich, in das sie so zu sagen flüchten könnten, wie schon oben erörtert wurde. Er selbst trug Gott lebendig in seinem Herzen, den Himmel in seiner Seele als das wahre Gottesreich. Die leidenvolle Welt taucht er gleichsam in dieses lebendige Gottesbewußtsein, und so verschwand sie ihm gleichsam mit ihrer Unvollkommenheit. Durch seine Phantasie hatte er das absolute Ideal der Vernunft verwirklicht, frei von Fiktionen und Illusionen der Völker in ihren Religionen und in seinem Verkehr mit Gott lebte er nur einzig in diesem, in ihm selbst real gewordenen Ideal.

Dies scheint in der That auch das Ziel des Welt- insbesondere des Geschichtsprozesses der Menschheit zu sein, durch alle Irrtümer, alle Wahngelbilde, Fiktionen

und Illusionen des subjektiven Phantasielesbens hindurch endlich zur Realisierung des wahren Ideals, der Gottheit im menschlichen Bewußtsein zu gelangen. Das allgemeine Weltprinzip (Weltphantasie) begründet das Weltwerden und =Gestalten, das eigentliche Irdischsein für unser Dasein, und zwar als objektiv und real wirkendes Prinzip (objektive Phantasie) die reale Grundlage des Daseins und der niederen Formen desselben; die subjektive Phantasie in der Menschheit dagegen hat auf dieser Grundlage wirkend, ja aus ihr hervorgehend, die Aufgabe, dieses Irdisch- und Beschränktsein zu überwinden und zur Realisierung der Ideale wenigstens im Bewußtsein zu gelangen. Dies aber kann, wie schon oben erörtert, nur geschehen von niedersten Anfängen aus durch unendlich viele Täuschungen, Wahnvorstellungen und Fiktionen hindurch, die erst allmählich durch die schwere Arbeit der Geistesbildung und Forschung als solche erkannt und überwunden werden, so daß immer mehr an die Stelle der Illusionen die Ideale treten, an Stelle von bloßen Einbildungen wahre Erkenntnis und Erkenntnis des Wahren (im realen und idealen Sinne). Die subjektive Phantasie hat sonach die Aufgabe, aus dem Gebiete des Irdischseins und weltlichen Strebens, also aus dem Wirkensgebiete der objektiven Phantasie den Menscheng Geist wieder in das Gebiet des Geistigen und Idealen in das reine Gebiet der Wahrheit, Güte und Schönheit, aus der Unvollkommenheit der sogenannten realen Welt, — wenn dies auch nur durch viele Irrungen hindurch möglich ist, und erst sehr allmählich im Laufe der geistigen, insbesondere der religiösen Entwicklung geschehen kann. Die Phantasiegebilde oder Fiktionen waren für den Anfang der Geschichte und für eine lange folgende Entwicklung notwendig für das Geistesleben der Menschheit, da die primitiven Menschen und Völker rein geistiger, abstrakter Belehrung noch nicht fähig waren und aus konkreten Vorstellungen Motive ihres Thuns und Lassens schöpfen mußten, wie es bei den Kindern noch jetzt der Fall ist. Dies ist naturgemäß und unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders möglich, wenn ein geistiges Leben der Menschheit entstehen und sich fortbilden sollte.¹⁾ Aber wie bei den Kindern, so müssen auch bei den Völkern wie den mündigen Individuen die Fiktionen und Illusionen allmählich beseitigt und die klare Wahrheit an deren Stelle gesetzt werden mit der fortschreitenden geistigen Bildung.²⁾ Demgemäß ist es unnatürlich und unberechtigt, wenn man zu gunsten dieser Wahnvorstellungen und Fiktionen Wissenschaft und Bildung zu hemmen und die Völker immer in demselben Zustand geistiger Unmündigkeit erhalten will, wie es da geschieht, wo bestimmte alte Religionsformen sich mit der physischen Macht verbinden und gewaltsam dieselben zu erhalten suchen. Diese Gebilde sind, wie die Leiden und

¹⁾ S. hierüber m. W.: Über die Genesis der Menschheit etc. München 1883.

²⁾ Man könnte gleichnißweise sagen: die primitive Menschheit mußte ihre Natur in ein Gewebe von Phantasiebildungen einspinnen, wie die Raupe sich einspinnt, um innerhalb dieses Gespinnstes sich organisch zum freischwebenden Schmetterling zu entwickeln. Das Phantasie-Gespinnst ermöglicht dem Menscheng Geiste seine Kräfte allmählich innerhalb desselben zu entwickeln, dann das umschließende hemmende Gespinnst zu sprengen und in freier Geistes thätigkeit frei sich weiter zu entwickeln.

Mühen des Daseins zwar Stufen und Mittel zur Bewährung und zur Realisierung der Ideen, aber nicht Selbstzweck und sollen am wenigsten der Selbst- oder Herrsch- und Habsucht bestimmter Völker oder Stände dienen und der besseren Erkenntnis zum Troß als unbedingte, ja göttliche Wahrheit verkündet werden.

Kommen wir schließlich zu „Tu es Petrus“ zurück. Auch das Christentum hielt sich nicht auf der Höhe der religiösen Innigkeit, Unmittelbarkeit und Idealität, auf welcher Jesus selbst gestanden; es trat bald mit der Welt und dem Weltstreben in nahe Berührung, in intellektueller und ethischer Beziehung, und suchte sich in Formen der Erkenntnis und der äußeren Lebensordnung eine bestimmte Verfassung und festen Halt zu geben, — wobei denn die Sagen und Fiktionen alsbald ihre große Rolle spielten, wie dergleichen auch in allen andern Religionen der Fall war und ist. Es unterlag auch den allgemeinen Entwicklungsgesetzen oder =Schicksalen, denen die Religionen allenthalben unterliegen. Zu den wichtigsten Fiktionen gehört das „Tu es Petrus“, wie wir sahen, dem nichts Thatsächliches, irgendwie Verbürgtes entspricht und das doch eine Hauptgrundlage geworden ist, auf welcher der große Bau der römisch- oder päpstlich-katholischen Kirche gegründet ward und noch wird. Das Wort, das Jesus wohl niemals wirklich gesprochen hat, fand, wie es auch entstanden sein mag, in Rom einen günstigen Boden, wenn es nicht (was höchst wahrscheinlich) geradezu von dort ausgegangen ist. Da ward es zugleich mit der Sage von dem Aufenthalt und Märtyrertod des Apostels Petrus, mit der Weltstellung Roms und selbst mit der beherrschenden römischen Religion in Beziehung gesetzt und die christliche Religion mit dem Herrscherrecht Roms verbunden. Sobald sich hier die Macht und Herrschaft des römischen Bischofs einigermaßen befestigt hatte, durfte innerhalb seines Machtgebietes keine der beiden dunklen Sagen mehr in Frage gestellt, sondern mußten unweigerlich als sichere Thatsachen angenommen werden, obwohl ihre Begründung von der Art war, daß man selbst in gewöhnlichen Lebensverhältnissen und für irdische Angelegenheiten sie nicht gelten ließe. Als Thatsache und wie Dogmen mußten sie geglaubt werden, und alles, was daraus abgeleitet wurde, mußte in gleicher Weise angenommen, durfte nicht in Frage gestellt werden. So wurde das Christentum mehr und mehr römisch und umgekehrt, das herrschende, weltliche Römertum verwandelte sich in ein christliches, resp. kirchliches. Der christliche Gott ward mehr und mehr der römische Jupiter Optimus Maximus, der römische Bischof wurde Pontifex Maximus und übernahm zugleich das Amt des Gottes Janus, des Schlüsselträgers und Himmelspfortners der alten römischen Religion, der den Himmel auf- und zuzuschließen hatte. Die moderne Wissenschaft kann in all' dem nicht mehr das wahre Christentum, nicht mehr die Religion Jesu anerkennen, nachdem die freie Forschung den wahren Sachverhalt aufgedeckt und die vermeintlichen Thatsachen, worauf der ganze Bau gegründet worden, als illusorisch, als bloße Sagen oder Fiktionen der Phantasie — darzutun im stande ist. In dieser Beziehung zu gunsten der römisch-päpstlichen Behauptungen und Ansprüche von den Vertretern der Wissenschaft das Sacrificium intellectus und blinde Unterwerfung verlangen, wäre so viel, als von den Er-

wachsenen fordern, daß sie die Fabeln und Phantasiegebilde der Kinder beibehalten sollen. Die christliche Wahrheit bedarf dieser früheren Stützen bei gebildeten Völkern nicht mehr.

III.

Bedeutung der Erkenntnis des religiösen Entwicklungsprozesses.

Was ist nun aber, möchte man fragen, mit all' der Erkenntnis des religiösen Entwicklungsprozesses der Menschheit gewonnen für den religiösen Glauben und für das geistige Leben überhaupt? Ist nicht durch Aufdeckung dieser Verhältnisse der Verlust weit größer als der Gewinn? Die Bekenner der verschiedenen Religionen halten ihre Phantasiebilder, ihre Fiktionen und Illusionen für Realität und sind dadurch beglückt, getröstet, gestärkt in den Leiden, Kämpfen und Mühen des Daseins. Zerstört man ihnen diese Ueberzeugung von der Realität ihrer Glaubens- und Verehrungsgegenstände und jene Fiktionen, auf welchen dieser Glaube beruht, so nimmt man ihnen das, woraus sie hauptsächlich Glück, Trost und Stärke im Kampfe ums Dasein zu schöpfen pflegen, ohne ihnen irgend einen genügenden Ersatz dafür bieten zu können! Es ist an dieser Einwendung wohl etwas Wahres und Beachtenswertes; ein guter Teil des Lebensglückes der Lebensfreudigkeit, des Trostes und Mutes im Dasein der Menschen fließt ihnen aus Illusionen, Wahngebilden der Phantasie zu, denen keine Realität im eigentlichen Sinne entspricht, und es ist nicht angemessen, dieselben ihnen zu zerstören, wenn sie sonst nicht geradezu schädlich wirken für das leibliche und geistige Wohl der Menschen und wenn diese nicht fähig sind, die eigentliche Wahrheit zu verstehen und zu ertragen — wie es auch bei Kindern der Fall ist. Aber in den Religionen bestehen häufig so absurde Wahngebilde, so grausame und unsittliche Bräuche, daß es nicht möglich ist, sie zu schonen und gewähren zu lassen, daß sie vielmehr nicht bloß im Namen der Wahrheit, sondern auch der Sittlichkeit und Humanität zerstört oder beseitigt werden müssen. Übrigens sind sicher viele von denen, welche das oben erwähnte Räsonnement zur Schonung der religiösen oder vielmehr abergläubischen Vorstellungen und Kultusgebräuche vorbringen, sehr gerne bereit diese Schonung nicht zu üben und für Zerstörung derselben zu wirken, wenn dafür ihre eigenen religiösen Meinungen und Kultusakte zur Geltung gebracht, also Propaganda für ihre Religionsform gemacht werden könnte! Nur der Wissenschaft wollen sie das Recht nicht einräumen, die Irrtümer und Wahnvorstellungen als solche aufzuzeigen und womöglich zu zerstören.

Und doch hat gerade die menschliche Vernunft und Wissenschaft das unbedingte Recht, die Wahrheit, wie beschaffen sie auch immer sei, zu erforschen und zur Geltung zu bringen, sowie den Irrtum als solchen zu zeigen und zu überwinden. Bei der Verkündigung oder Geltendmachung derselben kann und soll sie allerdings Rücksicht nehmen auf gegebene Verhältnisse und braucht sie da nicht geltend zu machen, wo man noch unfähig ist, sie zu erfassen und zu würdigen, und wo sie mehr Schaden als förderlich sein würde. Diese Reserve ist in mensch-

lichen Verhältnissen gestattet, in keinem Falle aber darf die Wissenschaft als Scheinwissenschaft je den Irrtum verteidigen oder scheinbar begründen, um ihn aufrecht zu erhalten. Wenn es also der Wissenschaft möglich ist zu zeigen, daß alle Religionen in wesentlich gleicher Lage sich befinden, daß sie insgesamt Irrtümer, Illusionen, bloße Phantasiegebilde enthalten als religiöse Wahrheiten, und daß oft die wichtigsten Einrichtungen und Bräuche, selbst sehr unsittliche und inhumane auf dergleichen gegründet sind, so hat sie ein Recht, dies geltend zu machen und zu zeigen, daß alle Formen der Religion, allerdings mehr oder minder — an der gleichen Unvollkommenheit leiden und keine daher absolute Wahrheit und Giltigkeit, danach keine für sich allein ein absolutes Recht in Anspruch nehmen kann allen andern gegenüber, — die als bloße Phantasiegebilde oder Chimären oder etwa geradezu, wie es wohl auch geschieht, als Gründungen menschlicher Bosheit unter teuflischer Einwirkung verabscheut und verdammt werden. Diese Unvollkommenheit aller Religionen erweist sich als erklärlich und selbstverständlich, weil sie aus der menschlichen Natur und Geschichte hervorgehen und daher alle an menschlicher Unvollkommenheit teilnehmen müssen. Die Gottheit selbst kann nicht direkt wahrgenommen werden, weder mit den äußern Sinnen noch mit dem denkenden Geiste, sondern das Göttliche kann dem menschlichen Bewußtsein nur nahe gebracht und einigermaßen verständlich gemacht werden eben durch die subjektive Phantasie und ihre konkreten Gebilde. Diese aber sind irdisch, mehr oder weniger unvollkommen, mit beschränkter, menschlicher Fähigkeit gebildet, und die Bildungen selbst können nur irdische Formen haben.

Wenn nun die obige Frage entsteht, was denn nun gewonnen sei durch die Erkenntnis, daß alle Religionen an Unvollkommenheit leiden und dem gleichen Schicksal des Endlichen, Menschlichen mehr oder weniger unterliegen, so ist darauf zunächst zu erwidern, daß dabei jedenfalls die Wahrheit in dieser Beziehung gewonnen ist. Aber es ist damit noch viel mehr erreicht für die Menschheit, für die Völker und die Individuen, endlich für die Religion selbst und ihre Wirksamkeit und Bedeutung sowie für das sittliche und insofern christliche Leben und Verhalten der Menschen. — Vor allem wird ein Grundübel, das besonders in den höhern, ausgebildeteren Religionen zu herrschen pflegt, durch diese Erkenntnis der Unvollkommenheit aller Religionen, wenn nicht ganz aufgehoben, doch gemildert: der Glaubenshochmut nämlich und die damit sich leicht verbindende pharisäische Selbstgerechtigkeit, gegen welche Jesus, wie bekannt, hauptsächlich zu kämpfen hatte, und es wird dadurch religiöse Demut und Bescheidenheit nicht bloß Gott, sondern auch den Mitmenschen gegenüber an deren Stelle gesetzt. Dieser Glaubenshochmut ist stets die Quelle vielen Unheils, vieler Lieblosigkeit unter den Menschen und Völkern gewesen und hat sie gegenseitig entfremdet und entzweit, anstatt daß die Religion, der Glaube an Gott sie einander nähern und freundlich gegen einander stimmen sollte. — Mit dem Glaubenshochmut in Verbindung steht dann der wilde Glaubenshaß, von dem die Befenner der verschiedenen Religionen und zwar wieder hauptsächlich der höheren, von jeher beseelt waren, und der von den offiziellen Vertretern derselben stets gepflegt, geschürt

und zum Fanatismus gesteigert wird durch beständige Herabsetzung der andern Religionen, durch Verdächtigung und Schmähungen derselben bei maßloser Erhebung der eignen, die als absolut vollkommen hingestellt wird. So ist es nicht zu verwundern, daß die Befenner selbst dieser höhern Religionen sich so sehr mißachteten und haßten, daß sie sich gegenseitig nicht einmal mehr als Menschen wollten gelten lassen, sondern sich nur noch als „Hunde“ bezeichneten und allenfalls auch behandelten. Durch die Einsicht also, daß alle Religionen ohne Ausnahme innerhalb der Schranken des Endlichen, Menschlichen sich befinden, werden jedenfalls große Uebel aus der Religion und der Menschheit beseitigt, werden die Religionen und ihre Befenner bessere, sittlicher denkende und handelnde Menschen und wird die fanatische Gemütsverwilderung verhindert oder jedenfalls gemildert. Die eigene Religion braucht darum kein Gläubiger gering zu schätzen und gleichgiltig zu betrachten; er kann und wird sie am höchsten schätzen, aber nicht meinen, sie erheben zu müssen oder zu können durch Verachtung andrer Glaubensformen, deren Befenner jedenfalls als Menschen das gleiche Recht auf ihre andersartige Ueberzeugung haben. Die Erkenntnis des wahren Sachverhalts in dieser Beziehung beseitigt also für das ganze Leben der Menschheit große Uebel und bringt viel Gutes hervor im Gebiete der Religion und des praktischen Lebens der Menschen, wirkt zivilisatorisch und ethisch veredelnd und macht die Religion mehr segensreich und beglückend für die Menschheit, als es bisher der Fall war. Wir können demnach nicht die Alternative gelten lassen: entweder lebendiger religiöser Glaube und das Glück, das er den Menschen bringt, damit aber auch Geringschätzung, Verdammung und fanatischer Haß den Andersgläubigen gegenüber, — oder allgemeine Toleranz d. h. Anerkennung des Rechts auch Andersgläubiger, eine eigene, religiöse Ueberzeugung zu haben und dieselbe zu bekennen, dann aber auch Gleichgiltigkeit in Sachen des religiösen Glaubens und Verlust all' des Glückes und all' der guten Motive für das Leben, die daraus hervorgehen oder damit verbunden sind. Die Anerkennung des Rechtes andrer, ihre eigene religiöse Ueberzeugung zu haben, schließt keineswegs notwendig Gleichgiltigkeit gegen den eignen Glauben in sich, sondern ist nur eine Bethätigung des Rechtsgefühls und der sittlichen Achtung gegen die Mitmenschen, eine Verbannung der selbstfüchtigen, anmaßenden Leidenschaften aus dem Gottesgebiete der Religion und eine demütige Anerkennung der eignen menschlichen Schwäche und Irrtumsfähigkeit, — damit Verzicht auf absolute Geltung der eignen Ansichten, als wäre man den übrigen Menschen gegenüber in Glaubenssachen gleichsam ein unfehlbarer Gott, dem sich die andern unterwerfen müßten. Diese anmaßende Meinung der Intoleranten ist keineswegs religiös, am wenigsten christlich, da doch von Gott selbst gesagt ist, daß er seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. Sollte es nicht christlicher sein, Gott auch hierin nachzuahmen und ähnlich zu werden? Und sollte gerade die christliche Religion es zur Pflicht machen, alle andren Menschen, mit Ausnahme der eignen Glaubensgenossen, um ihres Glaubens willen zu verdammen, geringzuschätzen und selbst zu verfolgen, also das höchste Gebot des Christentums, das der Gottes-

und Nächstenliebe der ganzen übrigen Menschheit gegenüber außer Kraft zu setzen, insofern man sie nicht auch als Kinder Gottes, sondern etwa geradezu als Sklaven des Teufels betrachtet? — Die Bekenner der verschiedenen Religionen haben unrecht, sich gegenseitig schwer zu beschuldigen wegen ihrer verschiedenen Glaubensansichten über die Gottheit und deren Verhältnis zur Welt, zur Menschheit und den einzelnen Menschen, sich gegenseitig Wahngelbde, Fiktionen, Illusionen oder Chimären vorzuwerfen oder sich geradezu als Gottesfeinde oder Verbrecher zu betrachten und zu behandeln, — wodurch also gerade die Religion, das Gottesbewußtsein die Quelle so unendlich vielen Unheils und Elends auf Erden geworden ist. Sie stehen alle unter demselben Gesetze, verfolgen alle dasselbe Ziel, leiden alle an der Unvollkommenheit, die im Dasein und in der menschlichen Natur begründet ist, — allerdings mehr oder weniger. Und sie sind auch alle im Grunde wohlgemeint, aber auch alle des schrecklichsten Mißbrauchs fähig und demselben auch häufig im großen und einzelnen unterlegen. Auf dem Standpunkt der Vertreter dieser verschiedenen Religionen (der Beherrscher und der Theologen derselben) ist eine Einigung dieser verschiedenen Religionen oder auch nur eine billige, gegenseitige Beurteilung nicht möglich, weil sie eben ihren Standpunkt für den allein richtigen erklären und als absoluten geltend machen, also keinerlei Konzession machen können oder wollen. Da ist es nur die Wissenschaft und Bildung überhaupt und insbesondere die Philosophie, welche vermittelnd, mildernd und rational humanisierend einzuwirken vermag in den allerdings sehr langsamen Entwicklungsprozeß. Wir glauben, daß dies insbesondere durch die Erkenntnis des Weltprinzips, das wir vertreten, der Weltphantasie in ihrer Bethätigung in dem Verlaufe der Religionsgeschichte — sich anbahnen läßt, der zufolge man in demselben weder bloße Narrheit noch geradezu Verbrechen oder sogar das Wirken einer teuflischen Macht, wie man häufig annahm, ja noch oft annimmt, erblicken darf, vielmehr auch den Wahngelbden, Fiktionen, Illusionen u. s. w. ihre Bedeutung zukommt.

Auch das „Tu es Petrus“ findet dabei seine Erklärung, ohne daß man geradezu Betrug oder vollständig absichtliche Fälschung bei der ersten Aufstellung desselben und dem spätern Geltendmachen davon durch das Papsttum anzunehmen braucht, — wenn auch oft genug der kirchliche Bau, der darauf gegründet ist, in schlimmster Weise für selbstsüchtige, irdische Zwecke mißbraucht wurde; und wenn auch dieses päpstliche Weltreich, das christliche Kirche genannt ward, vielfach seine Zwecke, die Erweiterung und Befestigung seiner Macht und Herrschaft durch die schlimmsten Mittel der Gewalt, der Fälschung und diplomatischen Kunstgriffe von dieser Welt zu fördern gestrebt hat. War die Welt und insbesondere die Menschheit auf Selbstentwicklung von Urbeginn im ewigen Weltgrund angelegt, so konnte sie nicht anders sich entwickeln, als es geschah durch objektive und insbesondere durch die subjektive Phantasie und also auch durch all' die Irrtümer, Täuschungen und Wahnvorstellungen hindurch, welche die Religionsgeschichte zeigt.¹⁾

¹⁾ S. m. W. Genesis der Menschheit etc. S. 67 ff.

Wird selbst eine göttliche Vorsehung als leitende Macht angenommen, so kann sie nicht anders gedacht werden in ihrem Wirken als so, wie die Thatfachen sie zeigen. Ist doch die Irrtumsfähigkeit selbst schon ein Zeichen höherer geistiger Natur und kann doch, wie von dem einzelnen Menschen, so von der ganzen Menschheit, nur durch Irrtümer hindurch allmählich die Wahrheit erkannt werden. Was allenthalben notwendig ist und die Menschheit adelt und erhöht, ist der gute Wille, das redliche Streben in dieser Endlichkeit und dieser Unvollkommenheit menschlichen Daseins und Wirkens und ist der Geist der Billigkeit und Gerechtigkeit, demgemäß dem redlichen Streben und der aufrichtigen Überzeugung Andersgläubiger oder -denkender dasselbe Recht zugestanden wird, das man selbst in Anspruch nimmt.

Zum Schlusse: Unserer Erörterung zufolge ist also das „Tu es Petrus“ nicht ein Wort der Machtübertragung an Petrus und der Berechtigung göttlicher Machtvollkommenheit infolge davon, sondern vielmehr ein Beweis, daß auch die christliche, insbesondere auch die päpstliche Kirche dem Gesetze aller Endlichkeit und Unvollkommenheit und auch der in der Geschichte waltenden Macht der Phantasie-
thätigkeit unterworfen sei.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Unterrichtswesen.

Über die Ursachen des Rückgangs des höheren Unterrichtswesens.¹⁾

In den zwei Menschenaltern um die Scheide des Jahrhunderts erfreute sich Deutschland einer ungewöhnlichen Blüte der Kunst und Wissenschaft, namentlich der Poesie und Philosophie, ohne daß die Lebenden sich der Größe des Besizes so recht bewußt wurden. Freilich waren wohl Goethe und Schiller in aller Welt Munde, und von Kant an bis auf Hegel herunter waren Eingeweihte und Laien in eine gewisse Erregtheit des Denkens hineingezogen; aber von dem großen gemeinschaftlichen Schatze des Wissens, des Strebens und Schaffens hatten doch nur wenige, die nicht selbst zu den Strebenden und Schaffenden gehörten, eine klare Vorstellung. Die großen Ereignisse der französischen Umwälzung und die fortschreitende Umwälzung Europas durch die Napoleonische Kriegermacht beherrschte die Gemüther durch die Sorge um die Erhaltung des Staats und des eigenen Daseins.

Nur wer unter den obwaltenden Verhältnissen mit der Hoffnung einen klaren Blick in das Künftige verbinden konnte, hätte vielleicht einen Standpunkt gefunden, von wo aus er den Zusammenhang in jener Bewegung der geistigen Welt Deutschlands, vor allem des protestantischen Deutschlands, übersah. Wenn auch

¹⁾ In einem der nächsten Hefte wird ein hervorragender Vertreter der Naturwissenschaft die Unterrichtsfrage behandeln.

oft einzelne im Vertrauen auf die ungewisse Zukunft sich zusammen schlossen, so zeigte sich doch oft zwischen den dasselbe Ziel Erstrebenden Spannung. Auch der Widerspruch konnte zum Guten führen.

Wie der heiße Sommer über die schöne Blüthenzeit des Frühlings belehrt, wenn sie vergangen ist, so erkennen wir Nachlebende jene Blüthenzeit des deutschen geistigen Lebens, nachdem sie vergangen ist. Und dennoch bleibt uns die Freude an dem, was nicht mehr ist, weil uns die Hoffnung bleibt, daß es wiederkehren wird. Je weniger wir aber heute uns der Erkenntnis entziehen können, daß im Gebiet der Geistesbildung unsere Zeit sich im Rückschritt befindet, desto mehr werden wir uns mit vaterländischem Stolz jener Zeit erinnern, deren Gedächtnis wir schon durch die Namen der bedeutendsten Männer derselben erneuern.

Goethe freute sich noch des Daseins lange nach den beiden Pariser Frieden, Schiller und Lessing lebten nach ihrem Tode in ihren weit bekannten Werken, ebenso Herder, Wieland. Uhland war schon oder noch Zeitgenosse der Künstler Karstens, Thormaldsen, Rauch, Cornelius, Overbeck. Nächst Scharnhorst und Blücher und den andern Feldherren arbeiteten Gneisenau, von Stein, G. M. Arndt, Boyen, so weit möglich, an den Früchten der siegreichen Kriege, unterstützt durch die Staatsmänner Hardenberg, Witzleben, Wilh. v. Humboldt, Niebuhr. Am Staatswesen beteiligten sich ferner die Juristen Savigny, Thibaut, Falck mit seinen Genossen der Kieler Blätter, die Historiker Luden, Rotteck, Raumer, Eichhorn, Dahlmann, Niebuhr; nach Kant die Philosophen Fichte, Schelling, Hegel. An diese reihten sich unter den Theologen Schleiermacher, Hase, Paulus, Twisten, die Geschichtsschreiber der Philosophie Heinrich Ritter, Brandis, die Kenner des klassischen Altertums Fr. A. Wolf, Creuzer, J. H. Voß, G. Hermann, Lobeck, Böckh, Lachmann, Imm. Bekker, die Gebrüder Grimm, dann Bopp, Diez, endlich der Geograph Karl Ritter und der universelle A. v. Humboldt. Noch viele andere, die auch schon geschieden, wären zu nennen, welche an dieser Glanzzeit der deutschen Bildung thätigen Anteil hatten.

Abgesehen von einzelnen Kriegshelden und Künstlern hatten alle jene Männer auf deutschen Gymnasien und Universitäten ihre Ausbildung erhalten. Wer auch aus andern Kreisen zu irgend einer Geltung gelangt war, hatte das Seinige gelernt; keiner unberührt von jener Geistesbildung, die von den Gymnasien ausging. Sie gehörten sämtlich zu den Gebildetsten der Nation und waren durch treue Vaterlandsliebe unter einander und jeder in seiner Weise mit dem Volke verbunden. Wenn auch einzelne Schüler des alten Jahn die Erziehung des Geschlechts zu körperlich robusten, thatkräftigen Teutonen als das Ziel aufstellten, kam doch kein Besonnener auf den Gedanken, an der geistigen Entwicklung jener Elite bedeutender Männer und an den Anstalten, denen sie dieselbe verdankten, zu mäkeln.

Alle Erziehung, alle Bildung ging vom Geist aus, nicht von der materiellen Empirie, und sie führte zum Geist, zur Humanität. In Poesie und Wissenschaft herrschte ein Streben nach dem Gehobenen, über das Gewöhnliche hinaus. Unter

dem Gewöhnlichen verstehen wir das Materielle, mit dem sich die induktive Wissenschaft beschäftigt, im Gegensatz der deduktiven, die von dem Gedanken ausgehend, früher den Charakter der geistigen Bildung bestimmte und beherrschte. „Im Anfang war das Wort und das Wort war geistig, göttlich.“ Schon das Kind verfolgt im Begehren und Vermeiden einen Zweck, der in dem Gedanken liegt, für den sich der Laut oder der Gestus findet: *λόγος ἐστὶ τὴν ἑαυτοῦ διάνοιαν ἐμφανῆ ποιεῖν φωνῆ* (Plat. Theätet.). Bald heißt „bescheiden sein,“ was bei den älteren Selbstbeherrschung, „nicht blöde sein,“ was Mut, „den Geschwistern mitteilen,“ was Gerechtigkeit, und der Schluß von allem die Eltern lieben, die Nächsten lieben, soweit die Fassung reicht, Gott lieben.

Mit dem Geist bildete sich der Charakter. So ausgestattet trat der Knabe ins Gymnasium. Während er durch Arithmetik und Geometrie die Notwendigkeit und das Gesetz kennen lernte, beschäftigte er sich mit den beiden fremden Sprachen, nicht um der Sprache, sondern um der Gedanken willen, und, wie in der eigenen Sprache, die Gedanken anderer und aus den Gedanken die Handlungen erkennen zu lernen, bis er schließlich in dem Gesamtleben der beiden klassischen Völker die Grundlage unserer ganzen geistigen Entwicklung und Bildung klar erfaßte. So war seine ganze Beschäftigung, seine geistige Thätigkeit auf den einzigen Zweck gerichtet, ein solcher zu werden, wie er nach dem Gange seiner Studien in Übereinstimmung mit der Vergangenheit, die nun auch seine war, für die Zukunft sein sollte.

So bezog der Jüngling die Universität. Mit der Kenntnis der Sprache der Alten, wie sie selbst sie gekannt und verstanden hatten, die vom Geist ausgehend in Poesie und Wissenschaft nur Deduktives kannte, wandte er sich den Universitäts-Wissenschaften, den deduktiven Wissenschaften zu. Die Theologie und Religion deduzierte aus der Idee eines göttlichen Geistes in der Welt; die Jurisprudenz aus dem Begriff des Rechts, dessen Störung sie verhindert oder heilt; die Medizin aus dem Begriff der Gesundheit, deren Störung sie heilt oder verhindert, die Philosophie aus dem Begriff der Wahrheit, deren Dasein sie voraussetzt, die Geschichte im Erforschen, Feststellen der Anfänge, nicht des Endes.

Was war denn nun geschehen, daß sich plötzlich gegen diesen Charakter des Unterrichts so allgemeine Anklagen, von denen, die denselben genossen und von denen, die denselben nicht genossen hatten, erhoben? Nach den Siegen der deutschen Heere zeigten sich die Epigonen mit den Ergebnissen der Siege, welche durch jene hoch gestellten Männer der überwundenen Zeit verloren gegangen seien, und daher mit der körperlichen und geistigen Bildung und Erziehung der Jugend unzufrieden. Wo die geistige Kraft versagt hätte, schien ein kräftigeres Geschlecht erforderlich. In Erinnerung an die verbotenen Turnplätze entdeckte man, die Knaben säßen zu viel auf der Schulbank, sie würden selbst körperlich überarbeitet, es werde ein Geschlecht von Krüppeln heranwachsen. Dann aber richteten sich die Angriffe gegen die geistige Entwicklung der Jugend. Bald trug der Mangel an Bewegung, die schlechte Einrichtung der Schulstuben, bald und noch mehr der Unterricht selbst

die Schuld. Eltern waren unzufrieden mit den schwachen Fortschritten der Söhne, welche nicht einmal den Homer und Horaz zum Gegenstand der Unterhaltung machen konnten; die Väter hatten noch eine Erinnerung an jene Blütezeit, die in Weimar durch Goethe und Schiller, durch die Menge der mit diesen verbundenen hervorragenden Männer und schließlich durch die humanistische Kultur des nördlichen und mittleren Deutschlands vertreten war. Jetzt trugen die Schüler der Gymnasien, beim Beginn der Universitätsstudien, ihre klassischen Schriftsteller zum Antiquar und verwünschten oft die Zeit, da sie auf die griechische und lateinische Sprache, Grammatik, Metrik und Sprachverwandtschaft, die doch nur für die Philologen nützlich wären, ihre beste Jugendzeit vergeudet hätten. Zugleich eiferten die Realschullehrer gegen die Gymnasien, verfügten über die künftig notwendige Vorbereitung zur Universität, als ob diese in allen Unterrichtsfragen zu ihrer Verfügung ständen. Ja, sie verstiegen sich sogar zu der Erklärung: „bisher hätten zwar Moltke und Bismarck das ihrige gethan, um nach außen die Einheit des Reichs sicher zu stellen, jetzt aber sei die Zeit da, das Reich im Innern zu gründen, das sei eben die Sache der Lehrer, nicht derjenigen, die sich mit dem unbrauchbaren Altertum beschäftigten, sondern derer, die innerhalb der Gegenwart ständen, diese begriffen und die Jugend für die Gegenwart und das praktische Leben zu erziehen fähig wären.“ In dieser Weise wurden die mannigfaltigsten Vorschläge zum Bessern und Verurteilungen des Vorhandenen in die Welt gesandt. Ein bellum omnium contra omnes war geschaffen. Die vulgäre Ansicht versteckte sich hinter das Stichwort der s. g. „einheitlichen Schule.“ Diese wollten die immer lauter werdenden Realschullehrer auf die sogenannten Realien der Neuzeit aufbauen, die sie für sich in Anspruch nahmen, als wenn die alten Gymnasien nicht gerade Lehranstalten für das reale Altertum gewesen wären, ohne, wie heute leider viele, das Hauptgewicht auf Grammatik, Synonymik und Metrik zu legen. — Daß bei der großen Mannigfaltigkeit der Berufe, der Lebensstellungen, ja der Stämme und der Verschiedenheit der Individuen innerhalb des Reichs von einem wirklich einheitlichen Unterrichtswesen nicht die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Wenn es richtig ist, daß seit der Regierung Friedrich Wilhelm III. unter 12 Kultusministern 16 Schulgesetzentwürfe ad acta gelegt sind, wird man wohl endlich sich entschließen müssen, auf die Individualität der Stämme und Provinzen mehr Rücksicht zu nehmen, und nach einem früher ausgesprochenen Vorschlag, das ganze höhere Unterrichtswesen unter höherer Aufsicht in die Provinzen zu verlegen, wie es früher in den kleinen Staaten in Hannover, Nassau, Schleswig-Holstein im Grunde der Fall war, in Erwägung zu ziehen.

Wir kehren zu der Frage zurück. Was war denn nun geschehen, daß sich plötzlich gegen den früheren Charakter des Unterrichtswesens eine so allgemeine Unzufriedenheit erhob? Nach dem öfteren Fiasko der Entwürfe hätte man sich diese Frage vorlegen sollen.

Es sind besonders drei Neuerungen, welche das alte Unterrichtswesen verändert haben. Die erste ist die Einführung des seit dem Anfang

des Jahrhunderts sich mehr und mehr geltend machenden induktiven Wissens, der sogenannten Naturwissenschaft und der Sprachvergleichung (Linguistik).

In England ist den meisten die Unterscheidung des induktiven von dem deduktiven Wissen sehr geläufig. Ob in Deutschland, mag zweifelhaft scheinen trotz Whewell, Geschichte der induktiven Wissenschaften, übersetzt von Littrow, Buckles in vielen deutschen Auflagen erschienener Geschichte der europäischen Zivilisation, der Schriften von Herbert Spencer und anderer. Der Gegensatz ist klar. In der materiellen Welt bringt die Natur nur aus rückwärts liegenden Ursachen hervor, welche des Gedankens, des Willens, des bewußten Zwecks gänzlich entbehren. Dagegen schafft in dem geistigen Leben der Geist nur durch den Gedanken und durch den im Gedanken liegenden Zweck. Schon das Kind spricht, wie bemerkt, in seinen ersten Worten und Gesten einen Zweck aus, es will etwas erlangen oder etwas vermeiden, es will etwas schaffen, aus Sand einen Berg, einen Graben: auf die Frage, „bist du bald fertig?“ antwortete das Kind: „ich habe noch viel zu arbeiten.“ Wie die allmählich Heranwachsenden, so hat jeder Lernende, jeder Lehrer, jeder Staatsbürger „noch viel zu arbeiten“. Alle sind thätig nach bewußten Zwecken; aus diesen geht ihr Handeln, ihr Schaffen hervor. Die Ursache der Bewegung in der Natur liegt rückwärts in der *causa naturalis*; die Ursache der Bewegung, des Handelns in der geistigen Welt liegt vorwärts, vor der Erfüllung, in dem Zweck, in der *causa finalis*. Wie sich nun das zweckunbewußte Leben in der Natur verhält zu dem zweckbewußten Leben des Geistes, so verhält sich der ganze Sprachschatz des induktiven Wissens zu der primitiven konkreten Sprache des deduktiven Wissens.

Induktiv ist nicht nur die sogenannte Naturwissenschaft, induktiv ist auch und vorzugsweise die moderne Sprachvergleichung, wie der bedeutende Vertreter derselben, Max Müller, anerkennt. Die deduktive Sprachforschung (Logistik) erforscht die Gedanken, welche in den „Worten“ erscheinen, oder welche die Worte geschaffen haben; sie will die geschaffenen zu neuen Gedanken verwenden und die aus dem zweckbewußten Gedanken hervorgegangenen Handlungen begreifen. Dagegen beschränkt sich die induktive Sprachvergleichung (Linguistik) auf die Formen der Wörter, vergleicht dieselben, welche sie aus allen möglichen Sprachen und deren verschiedenen Epochen zusammenrafft, nach ihren Veränderungen durch Deklination, Konjugation, Komparation in der Grammatik, Metrik u. s. w. in der Ableitung aus Wurzeln, welche ihr durch die primitiven Laute und „Worte“ der deduktiven Sprache geliefert sind. Die induktive Linguistik schafft keine „Worte“. Sie hat es nur mit den Wörtern zu thun, welche aus den Worten der deduktiven Sprachen durch öftere Wiederkehr entstanden sind. Aristot. Anal. 2, 19. *ἐκ μνήμης πολλάκις τοῦ αὐτοῦ γενομένης ἐμπειρία.*

Als nun die Naturwissenschaften und die Sprachvergleichung, erstere in England, Frankreich, Deutschland, letztere durch Anquetil Duperron, Silvestre de Sacy, dann in Deutschland durch Bopp und andre eine überraschend schnelle

allgemeine Verbreitung gewonnen hatten, da stürmten die modernen Realisten auf die Universitäten und Gymnasien ein. Man stellte neue Forderungen zu gunsten der Spezialitäten des praktischen Lebens, „denen weder die Gymnasien mit den mühsam erlernten „unnützen“ griechischen und lateinischen Sprachen, noch die Universitäten mit ihren idealen Überlieferungen und mit ihrer „Unfähigkeit zu praktischer Beobachtung“ genügen könnten“. Es scheint, als habe selbst die Regierung diesem Drängen nicht widerstehen können. Mit Verkennung der berechtigten und überlieferten Ansprüche der Universität auf klassisch gebildete Schüler der Gymnasien wurden die Schüler der Realschulen zu der philosophischen Fakultät zugelassen, die Schalexamina entsprechend vermehrt und die Zahl der Examinatoren vergrößert.

Für allgemeine Naturkunde, für den Unterricht über Entwicklung und Einteilung und wesentliche Fragen in jedem Fach zum Besten aller Studenten und namentlich der künftigen Gymnasiallehrer giebt es heute an den Universitäten keine Dozenten; dagegen nach der jetzigen Lage Spezialisten in großer Menge, deren mannigfache Vorträge aber die Studierenden der Philologie wegen der Überfüllung mit ihren notwendigen Arbeiten nicht einmal benutzen können. Die Lehrer der sogenannten neueren Sprachen arbeiten gleichfalls vielfältig als Spezialisten der altgermanischen, der provençalischen oder altfranzösischen, oder der altenglischen und angelsächsischen Sprache. Was aber gewünscht wurde, Kenntnis der neueren Litteratur und Geläufigkeit im Gebrauch der lebenden Sprachen, wofür meistens schon Lektoren da waren, scheint selten einzutreten, wohl aber dagegen fleißige Sammlungen und Abhandlungen über Entwicklung des Gebrauchs von Partikeln, Präpositionen, einzelne Teile des Verbums u. s. w., die demnächst als Doktordissertationen verwandt worden.

Die Richtung der Zeit, die überall die Deduktion durch die Induktion, das Ideale durch das Materielle zu verdrängen sucht, drängte sich auch in das Unterrichtswesen mit ungeahntem Erfolg ein. Lehrer, welche nicht von vornherein den großen Unterschied durchschauten, folgten zum Teil wohl unbewußt dem Zuge der Zeit, unterrichteten nicht in den klassischen Sprachen mit Rücksicht auf die Gedanken, sondern in induktiver auf die klassischen Sprachen übertragener Linguistik um der Formen und der Grammatik willen, ohne daß die Gedanken eines Gedichts, einer historischen Schrift zu Tage traten. Die Folge war, daß viele Schüler das Gymnasium mit Abneigung besuchten, und erlöst von der „grammatischen und metrischen Langweiligkeit“ sich schleunigst ihrer klassischen Autoren entledigten. Das Mittel war zum Zweck geworden.

Ist damit ein öfter vorkommender Fehler des heutigen Unterrichts ausgesprochen, so folgt, daß man in solchen Fällen zu der alten Lehrmethode, zu der Behandlung der Sprache als des Ausdrucks der Gedanken, welche einst die Welt regiert haben, zurückkehren muß. Unter dieser Methode lernten die Schüler **in der Schule** das ideale und reale Altertum kennen, förderten sich auch unter einander durch befriedigende und erfreuende Teilnahme an dem Gelehrten und hatten nicht nötig, die Abende und Teile der Nacht auf häusliche Arbeiten

zu verwenden, welche ihnen heute die Lehrer, jeder einzeln ohne Rücksicht auf die Aufgaben des andern, in ihr Aufgabebuch für morgen vorschreiben. Früher wußte der Schüler, was er für morgen zu thun hatte, jeder kannte seine Pflicht. Das war die geräuschlose Charakter-Erziehung durch die Lehrer. Eine vierteljährige oder halbjährige Versetzung oder noch öftere Belohnung für eine richtige Antwort fand nicht statt. Daher keine forcierte Anspornung des Ehrgefühls nach halb-militärischem Reglement. Keinem Schüler fiel es ein, wegen vermeintlich gekränkter Ehre der Schule und dem elterlichen Hause zu entlaufen oder gar sich das Leben zu nehmen: — wie es heute ja nahe daran ist, ein trauriges Kapitel in der Statistik zu bilden.

Daß die hohe Entwicklung des induktiven Wissens ein hochehrwürdiges und für die Menschheit ein im hohen Grade fruchtbringendes ist, wird selbstverständlich von jedem anerkannt. Wer könnte sich der Freude über ihre außerordentlichen Entdeckungen, ihre stets wachsenden Resultate verschließen? Wenn auch die Erforschung innerhalb des induktiven Wissens in der unendlichen Mannigfaltigkeit des von ihr aus allen Ländern und Zeiten gesammelten Stoffes sich bemüht, immer weiter rückwärts gehend eine Einheit zu entdecken, würde ihr doch ein Wesentliches fehlen, wenn sie nicht durch die deduktive Wissenschaft gelernt hätte, mittelst des Gesetzes der Kausalität zu jeder Erscheinung die Ursache zu erforschen und die Notwendigkeit der Wirkung als Beweis der Wahrheit zu erkennen. Ohne die beiden Entlehnungen mit Einschluß der Mathematik aus dem deduktiven Gebiet nützt ihr ihre „Beobachtung“ nichts. Sie kämen über die Unzähligkeit der Einzelheiten nicht hinaus: weder die materiellen Stoffe noch die Objekte der Sprachvergleichung entwickeln sich nach bewußten Zwecken.

So sehr es wünschenswert, ja notwendig ist, daß alle, welche sich innerhalb der deduktiven Wissenschaften bewegen, sich zugleich einen klaren Blick in das induktive Wissen erwerben, so gewiß ist es, daß Natur- und Sprachen-Kenntnis des deduktiven Wissens bedürfen, um nicht dem absoluten Materialismus zu verfallen. Und doch bleibt es wahr, daß es heute noch weniger als früher möglich ist, auch nur in den äußeren Umrissen das Ganze zu umfassen. Bleibe uns zum Trost, was Schiller ausruft: „es ist falsch, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer der Totalität notwendig mache.“ Oder gedenken wir des aristotischen Wortes: οὐ γὰρ κατὰ τοὺς παραινούντας ἀνθρώπινα φρονεῖν ἀνθρώπων ὄντα οὐδὲ θνητὰ τὸν θνητὸν ἀλλ' ἐφ' ὅσον ἐνδέχεται ἀθανατίζειν καὶ πάντα ποιεῖν πρὸς τὸ ζῆν κατὰ τὸ κράτιστον τῶν ἐν αὐτῷ.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die Sprache der Darsteller der Naturwissenschaft die Sprache der Wissenschaft überhaupt oder der Litteratursprache sei, wie Herr Zarncke sie jüngst genannt hat, welche, ausgegangen von der Poesie, diese selbst und alle Wissenschaft befaßt. Etwas Andres aber sind die „Wörter“ selbst, durch welche die induktive Wissenschaft die Objekte in der Natur bezeichnet. Diese, die ὀνόματα und ῥήματα sind nur dadurch zu Ausdrücken für allgemeine Begriffe geworden, daß die primitiven „Worte“ des deduktiven Denkens, die

ursprünglich nur konkrete subjektive *καθέκαστα* sind, allmählich durch die Wiederholung und Zusammenfassung gleicher Objekte zu allgemeinen objektiven Begriffen, zu einem *καθόλου*, werden.

Die Identität der *causa naturalis* und der *causa finalis* vermögen wir uns nur in dem göttlichen Geist zu denken: „so er spricht steht er da“ *ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος — καὶ θεὸς ἦν ὁ λόγος*. Wir Menschen erkennen nur getrennt entweder induktiv die *causa naturalis* oder deduktiv die *causa finalis*, aber wir vermögen die eine durch die andre zu ergänzen, nur dürfen wir die eine nicht durch die andre unterdrücken.

Es war natürlich, daß die induktiven Studien heute mehr als früher eigener Schulen bedurften, die sich in verschiedenen Formen unter dem Namen von Realschulen bildeten, teils sich an die Bürgerschulen, teils an die Gymnasien angeschlossen; doch konnten sich die sogenannten Realgymnasien gegen die klassischen Gymnasien nicht behaupten.

Wenn nun auch bei dem Gegensatz der beiden Methoden eine Versöhnung der beiden Wissenschaften zu erstreben ist, so werden wir doch anerkennen müssen, daß jede derselben ihren besonderen Höhepunkt im menschlichen Wissen hat, der sich für die induktiven Wissenschaften in dem Polytechnikum, für die deduktiven Wissenschaften in der Universität darstellt.

Werfen wir noch einen Blick auf den ethischen Charakter jeder der beiden Richtungen in ihrer Sonderung, so ergibt sich noch entschiedener die höhere Stellung der deduktiven Wissenschaft. Während für die induktive Forschung (nicht für den Forscher) nur in der Notwendigkeit der Beweis der richtigen Erkenntnis liegt, muß sie das Vorhandensein eines freien Willens und somit aller Freiheit innerhalb des Bereichs ihrer Beobachtung und ihrer Schlüsse mit der Wissenschaft unvereinbar halten. Sie muß sich daher gegen die Ethik, gegen gut und schlecht, gegen gerecht und ungerecht, gegen Geist und Freiheit gänzlich neutral verhalten. —

Die deduktiven Humanitätsstudien, die klassische Bildung ist in diesem allen den induktiven Wissenschaften gerade entgegengesetzt. Der Humanismus hat es nicht mit der geistlosen Materie zu thun, sondern mit dem Menschen, mit dem freien Menschen, der sich der Herrschaft der Materie entzieht. Alles, was gut und gerecht, was schön, was edel, was fromm, was treu sich selbst ist und treu dem Vaterland, ist Gegenstand seiner Beobachtung, seiner Beurteilung, nicht nach dem Maß der Notwendigkeit, sondern nach dem Maß der Freiheit.

Und hiermit kommen wir zu dem hauptsächlichsten Gebrechen unserer ganzen Schulbildung und unseres ganzen Unterrichtswesens, für welches der große Menschen- und Natur-Kenner Alexander v. Humboldt einen sehr starken Ausdruck gebrauchte. Man hat in Folge der Besiegung des ersten Napoleon seit dem Erwachen des militärischen Geistes der frischen, fröhlichen, freien Jugend, statt der Freiheit, durch Reglements und Vorschriften, durch stets vermehrte Notwendigkeiten die tägliche und stündliche Zwangsjacke des schablonisierten Drillens zur Mittelmäßigkeit aufgelegt; und wie man den Schülern die Freude des Lernens

verkümmerte, so hat man den Lehrern die in ihrem schweren Beruf so notwendige Freudigkeit und Opferwilligkeit, die Selbständigkeit und Freiheit in ihrer Lehrthätigkeit durch Reglements, unnötige Examina und Kontrolle verkümmert.

Wenn der Direktor und die Lehrer wieder mit gleicher Fähigkeit und Überzeugung die alte Methode befolgen, resp. wieder zur Geltung bringen, als Ziel des sprachlichen Unterrichts das Verständnis der beiden klassischen Sprachen in dem Maße, wie die alten Autoren selbst sie verstanden, betrachten (und erstreben), wenn die gesamte Lehrerkonferenz unter Leitung des Direktors ohne Examen, aber nach ihrem entschieden besseren Wissen über die Befähigungen der Schüler in eine höhere Klasse bestimmen, dann werden die Klagen wegen übertriebener Bebürdung mit Grammatik, Metrik, Auswendiglernen langer Pensa von selbst aufhören. Die Eltern werden auch bei der Frage über die Reife ihrer Söhne zur Universität ein viel sichereres Vertrauen zu der Richtigkeit der Beurteilung haben als jetzt durch das Maturitätsexamen unter dem Schulrat, der nie dieselbe Kenntnis von dem Wissen und der Befähigung des Abiturienten haben kann wie die seit Jahren mit dem Schüler beschäftigten Lehrer. Ist es doch ein Zeichen einer verkehrten Einrichtung, daß jetzt durch ganz Deutschland Eltern und Schüler und deren Verwandte von einer Maturitäts-Examen-Angst befallen werden, welche um so höher steigt, da immer die Möglichkeit vorliegt, daß ein Zufall bei dem an sich ungenügenden, dem Irrtum ausgesetzten Examen die beabsichtigte Laufbahn, ja das Lebensglück des Examinanden zerstören kann. Man stelle die Wahl zwischen der alten Entscheidung nach einfacher Bestimmung durch die Lehrerkonferenz oder der Entscheidung durch das Maturitäts-Examen zur Abstimmung. Für letzteres werden nicht 10% stimmen.

Seit Einführung des Drillsystems durch Reglements und Examina und seit der damit zusammenhängenden Beschränkung der Selbständigkeit und Freiheit der Direktoren und Lehrer in ihrer die Individualitäten berücksichtigenden Lehrthätigkeit war eine Kontrolle notwendig erschienen. Es wurde das System der Schulräte erfunden, die Gymnasien zu einer ihrer unwürdigen Unterwürfigkeit herabgedrückt und zugleich die ethische Tugend der jüngeren wissenschaftlich vorwärts strebenden Lehrer gefährdet. Da die Schulräte naturgemäß aus den besten Gymnasialdirektoren gewählt werden müssen, so schädigt man durch jede solche Wahl notwendig das betreffende Gymnasium und vermehrt die erwähnten Unzulänglichkeiten. Kein Gymnasium, welches seiner Tüchtigkeit und Würdigkeit bewußt ist, kann bei einer freien Abstimmung anders beschließen als Beseitigung des Instituts der Schulräte.

Für einzelne Aufgaben, z. B. für Vorschläge an die Regierung zur Besetzung vakanter Direktorstellen wäre vielleicht zweckmäßig aus einer Anzahl bewährtester Direktoren der Provinz ein oberes Schulkollegium unter dem Vorsitz der Regierung der Provinz zu bilden.

Was man über die Reform des Gymnasialwesens beschließen mag, zur Erzielung höherer Leistungen der Schüler ist die wachsende Vermehrung der Forderungen, Bedingungen, Einrichtungen nicht der Weg, am wenigsten wenn

man die freie Selbständigkeit der mit Liebe und Hingebung ihres Amtes wartenden Lehrer in der bisherigen Weise beschränkt.

Die schwierigste Aufgabe für den Staat ist die Beschaffung der Lehrer der künftigen Lehrer der Gymnasien. Hier hört die Bedeutung der Einrichtungen völlig auf. Hier heißt es *men, not measures!* Zum rechten Mann muß sich ein solcher selbst bilden unter der Choregie des Staats und der Vaterlandsliebe. So dachte auch Jakob Grimm, als er sprach: „ja, wir haben noch Keime in uns zu ungeahnter Entwicklung.“

Kiel.

P. W. Forchhammer.

Kriegswissenschaft.

v. Verdy's Studien über den Krieg auf Grund des deutsch-französischen Krieges von 1870/71¹⁾.

Das erste Heft der mit Spannung erwarteten „Studien General's von Verdy über den Krieg, auf Grundlage des deutsch-französischen Krieges von 1870/71,“ liegt vor uns. Die bereits seit dem Erscheinen der „Studien über die Truppenführung“ feststehende Ansicht über die hervorragende Begabung des früheren Kriegsministers zur litterarischen Thätigkeit wird auch durch das neue Werk desselben glänzend bestätigt. General von Verdy beabsichtigt mit seinen Studien die Ausbildung für den Krieg zu ergänzen und zu fördern. Diese Absicht ist ihm in Anbetracht des enthusiastischen und zahlreichen Leserkreises, den dieselben zweifellos finden werden, vollkommen gelungen.

Der General verweist auf die hohe Bedeutung der Erfahrung der letzten Kriege und auf die Notwendigkeit, zur Fortbildung des eigenen Urteils auf diese Erfahrungen zurückzugreifen. „Die aus den Einzelheiten des Krieges zu schöpfenden Kenntnisse und Lehren sind, bemerkt derselbe, für die Weiterbildung von großem Wert,“ und seine „neuen Studien“ verfolgen den Zweck, unter Zugrundelegung des Krieges von 1870/71 nach dieser Richtung hin Beiträge zu liefern.

Aus der eingehenden Darlegung und Besprechung einzelner Fälle und dem Zusammenfassen der aus der Betrachtung mehrerer Ereignisse sich ergebenden gemeinschaftlichen Erscheinungen entwickelt der Autor in der ihm eigenen muster-gültigen Weise eine umfassende Kenntnis für bestimmte Gebiete des Krieges, begründet darin das Entstehen der heute maßgebenden Anschauungen und fördert zugleich deren weitere Entwicklung.

Die Studien bieten stofflich zuerst eine allgemeine Übersicht der Ereignisse vom 15. Juli bis zum 2. August, welche die Einleitung der beiderseitigen Operationen schildert und das völlig entgegengesetzte Verfahren der beiden Heeresleitungen in bezug auf die Durchführung der Mobilmachung treffend charakterisiert und in das gebührende Licht setzt. Beide Gegner beabsichtigten den Angriff, und die französische Heeresleitung glaubte, indem sie sich den Vorsprung in der Mobil-

¹⁾ Berlin 1891. Mittler u. Sohn.

machung und Versammlung der Truppen dadurch wahrte, daß sie dieselben das Eintreffen ihrer Reserven nicht abwarten und ihre Mobilmachung nicht vollenden ließ, sich befähigt, dem Gegner auch im Angriff zuvorzukommen, und hoffte durch ein überraschendes Ueberschreiten des oberen Rheins eine Trennung von Süd- und Norddeutschland herbeizuführen. Diesem Verfahren gegenüber, bemerkt der Autor, ging die deutsche Heeresleitung von einer anderen Anschauung aus. Auch sie beabsichtigte den Angriff, aber auf der Grundlage einer vollständig planmäßig durchgeführten Mobilmachung und einer geordneten Versammlung der Streitkräfte.

Nachdem der Autor den Aufmarsch der beiderseitigen Heere und die deutscherseits zum Schutze der Grenze getroffenen Anordnungen geschildert hat, schließt er dieser Übersicht der Ereignisse Bemerkungen an, welche darin gipfeln, daß bei Ausbruch eines zukünftigen Krieges die an den Grenzen sich abspielenden Ereignisse einen größeren Umfang annehmen können und alsdann an Bedeutung gewinnen werden, daß ferner das Vorwerfen der gesamten Streitkräfte eines Landes an die Grenzen in völlig unfertigem Zustande nur als ein ganz ausnahmsweises Verfahren sich wiederholen dürfte.

Die Bedeutung der heutigen Anhäufung von Truppen in den bei Ausbruch eines Krieges besonders wichtigen Bezirken gehe über die Erfordernisse bloßer Beobachtungen im gegebenen Falle hinaus; die Anhäufung zeige das Bestreben, sich in ausreichender Weise gegen Störungen und kleinere Einfälle zu sichern, und biete in der Masse der Truppen gleichzeitig die Mittel zu Offensivunternehmungen, wenn solche unter den sonst obwaltenden Verhältnissen angezeigt erscheinen sollten.

Der Autor betrachtet darauf auf Grund der Vorgänge im Juli 1870 die Aufgaben der deutschen Grenzdetachements Trier und Saarbrücken, sowie der Besatzung von Saarlouis, der Detachements in der Pfalz und der Truppen im Großherzogtum Baden und knüpft an dieselben kritische Bemerkungen an, aus welchen allgemeine, jedoch ganz im Verdy'schen Sinne, stets den jeweiligen Umständen anzupassende Regeln abgeleitet und begründet werden. Er schildert hierauf die Durchführung der Aufgaben der Grenzdetachements und der Besatzung von Saarlouis und läßt dieser Schilderung kritische Bemerkungen über diese Durchführung in ähnlicher Richtung wie die vorerwähnten Betrachtungen folgen.

Bei dieser Schilderung entrollt uns der Autor das Bild der einzelnen Vorgänge, Nachrichten und Meldungen an und von der Grenze, welche auf die Entschlüsse der Führer der dort postierten Detachements wie auf diejenigen der Heeresleitung von Einfluß waren, und weist auf die unter Umständen hohe Bedeutung dieser Vorgänge und ihre zweckentsprechende Behandlung hin.

Eine Ordre de Bataille der französischen Armee vom Juli 1870 sowie eine Übersichtsskizze und eine Karte des in Betracht kommenden Grenz-Gebiets bilden die erwünschte und unerläßliche Zugabe des 1. Bandes der „Studien über den Krieg.“

Das Werk ist auf das Selbststudium der Offiziere berechnet, es ist ebenfalls wie bereits die Verdy'schen „Studien über die Truppenführung“ keine „Sopha-

lektüre", sondern eine solche, die auf Grund guter Karten und der einschlagenden kriegsgeschichtlichen Werke aufs sorgfältigste betrieben sein will. Es kann nicht verfehlen, in hohem Maße anregend zum Studium sowohl des Feldzuges von 1870/71 wie der Kriegsgeschichte überhaupt zu wirken, und wird damit der Zweck des Autors, dem Königlichen Dienste auch noch ferner nützlich zu sein, in dankenswertester Weise erfüllt.

Breslau.

Rogalla von Bieberstein.



Litterarische Berichte.

Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Litterarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolf von Gottschall. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. Band 1 u. 2. Breslau 1891. Verlag von Eduard Trewendt.

Die deutschen Litterarhistoriker sind drei verschiedene Wege gegangen. Die Einen geben große Zeitbilder, in welchen zwar auch der Dichter und Schriftsteller gedacht wird, ohne daß sie jedoch mehr in den Vordergrund treten als andere Faktoren der Kulturentwicklung. Andere begnügen sich lediglich mit den Daten des Lebensganges der Dichter und Schriftsteller und mit einer Aufzählung ihrer Werke, ohne sie im Zusammenhang mit ihrer Zeit zu betrachten und eingehend zu beurteilen. Den ersteren Weg hat Hettner und seine Nachfolger, den zweiten Gervinus und seine Anhänger eingeschlagen. Beide sind verfehlt. Der erstere führt dazu, daß die Entwicklung des Dichters und Schriftstellers, seine Eigenart und Bedeutung nicht eingehend genug gewürdigt werden, daß seinen Werken keine tiefgreifende Analyse zu Teil werden kann. Der zweite führt dazu, Litteraturgeschichte und Bibliographie zu verwechseln. Den dritten und allein richtigen Weg ist Rudolf von Gottschall in seiner oben gedachten Geschichte der deutschen Nationallitteratur im neunzehnten Jahrhundert gegangen. Gottschall giebt auch ein Bild der Zeitperiode, in welcher der Held der Feder, den er der Betrachtung unterwirft, gewirkt hat. Er schildert in geistvoller Weise, wie die Zeit auf die litterarischen Geister und wie diese hinwiederum auf ihre Zeit gewirkt haben. Denn so wenig sich der Genius von den Einwirkungen seiner Zeit ganz zu befreien mag, so sehr ist er es doch, der dieser Zeit den Stempel seiner Macht ausdrückt. Daß von Gottschall's Litteraturgeschichte die sechste Auflage notwendig wurde, ist ein ehrendes Zeugnis für das

deutsche Volk und zeigt zugleich, daß es Gottschall meisterlich verstanden hat, bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit doch den pedantischen, doktrinären Ton zu vermeiden und eine Darstellung voll Frische und Ursprünglichkeit zu bieten, die anregend und befruchtend wirkt. Seine Litteraturgeschichte ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes geworden. Und worin besteht das Geheimnis ihrer Wirkung? Daß Gottschall nicht den bequemen Standpunkt der vornehmen Gelehrtenkritik einnimmt, welche nach Schiller und Goethe nur ein trostloses Epigontum kennen will. Nein, mit dem Brustton der Ueberzeugung predigt er die Lehre, daß unsere Litteratur auch nach Goethe und Schiller eine aufsteigende Entwicklung genommen hat. Mit freudiger Begeisterung tritt er für die Talente des neunzehnten Jahrhunderts in die Schranken und wirft der nüchternen Kritik, die nicht an eine freudige Fortentwicklung unserer Litteratur glauben will, den Fehdehandschuh hin. Von diesem Standpunkte aus durfte der Verfasser auch die Wirksamkeit des „jüngsten Deutschlands“ nicht geringschätzig übersehen. Man dürfte gespannt sein, wie sich Gottschall in dieser neuen Auflage mit den modernen „Realisten,“ oder besser gesagt „Naturalisten,“ die in Zola und Ibsen den Subgriff aller Kunst anbeten, abfinden werde. Und er hat sich in glänzender Weise mit ihnen abgefunden. Man braucht nur den Abschnitt: „die litterarische Entwicklung seit 1840 in ihren Grundzügen“ (Band II. Seite 331 ff.) zu lesen, um einen Beweis der Objektivität, der lauterer Gerechtigkeitliebe der Gottschall'schen Geschichtsschreibung zu erhalten. So unsympathisch ihm persönlich die Revolutionäre, die in Bleibtreu ihren Robespierre verehren, sind und bei der Richtung, die er selbst als Dichter vertritt, sein müssen, hat er doch ihren Werken die größte Aufmerksamkeit geschenkt, mehr Aufmerksamkeit, als sie die „Modernen“ ihren Gegnern schenken. Aus der Dar-

stellung Gottschall's geht freilich auch zur Evidenz hervor, daß das Gute an der modernen Bewegung nicht neu und das Neue nicht gut ist. Für eine „moderne“ Dichtung, die Fühlung mit dem Pulsschlag ihrer Zeit nimmt, ist niemand energischer eingetreten als Gottschall selbst. Die Anforderungen, welche das „jüngste Deutschland“ mit Berechtigung stellt, hat Gottschall schon in der ersten Auflage seiner Nationallitteratur (1854), also zu einer Zeit, wo unsere Zolaisten noch nicht bis zur Kinderfibel gelangt waren, erhoben. Soweit diese Anforderungen aber im platten Naturalismus bestehen, sind sie eben unberechtigt. Was Gottschall an den „Modernen“ lobt, ist der Mut der Initiative, der Glaube an die Zukunft der Litteratur, den er mit den „Jüngsten“ teilt. Wir sprachen eben von Gottschall's Objektivität. Man würde irren, wenn man glaubte, daß er sich in einer einseitigen Verhimmelung der Klassiker erginge. Das Gegenteil zeigen die Charakteristiken Klopstock's und Wieland's, Lessing's und Herder's, Jean Paul's, Schiller's und Goethe's im ersten Bande des Werkes. Dieser erste Band bringt an zweiter Stelle die Geschichte der Romantiker. Scharf und klar weist Gottschall die Gebrechen und Irrtümer der romantischen Schule nach, ohne in den Ton Heine'scher Polemik zu verfallen. Im zweiten Bande wendet er sich den „Modernen“ zu. Wir werden mit dem Streben der deutschen Originalgeister und der jungdeutschen Sturm- und Drangperiode (Wienberg, Gutzkow, Laube u. s. w.) bekannt gemacht, erhalten einen Ueberblick über den Stand der modernen Philosophie und Naturwissenschaften und eine allgemeine Einführung in die Entwicklung der Litteratur seit 1840, welche alle geistigen Strömungen dieser Epoche deutschen Dichtens und Denkens in sich ausmünden läßt. Die eingehenden Betrachtungen dieser Periode bleiben den beiden folgenden Bänden vorbehalten, welche Anfang des nächsten Jahres erscheinen. Gottschall's Geschichte der Nationallitteratur sollte eines jener Hausbücher sein, von denen der Kulturhistoriker Niehl sagt, daß sie in der Familie forterben und wie ein Heiligtum von Generation zu Generation aufbewahrt werden sollen.

H. P.

K. F. Becker's Weltgeschichte. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. Wilhelm Müller. Mit Illustrationen und Karten. Dritte Auflage. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1891. Union, Deutsche Verlags-Gesellschaft.

Diese neue Auflage der W. Müller'schen Bearbeitung der klassischen Becker'schen Weltgeschichte ist auf 12 Bände berechnet, von denen 3 das Altertum, 1 das Mittelalter und 8 die neue und neueste Geschichte behandeln sollen. Die vorliegenden beiden ersten Bände umfassen die Geschichte des Orients und die

griechische und römische Geschichte bis zu den Licinischen Gesetzen (376 v. Chr. G.). Beide Bände sind in einen dauerhaften Band zusammengebunden mit 275 Abbildungen und 7 Karten und mit einem Namensverzeichnis versehen. Inhalt, Ausstattung und Preis machen das Werk für jede Familien-Bibliothek empfehlenswert.

E.

L'ordinamento giudiziario militare von Ugo Conti, Mailand 1891. Verlag von Dr. Leonardo Villardi. (Aus Filangieri, Jahrgang 15, September 1891.)

Die Reform der Militärstrafgerichts-Verfassung und Prozeßordnung ist auch in Italien in Fluß geraten, obwohl sich das Verfahren und die Verfassung der militärischen Gerichte in jenem Lande den Grundsätzen, welche zur Herbeiführung von sachgemäßen Urteilen nach moderner Anschauung erforderlich sind, viel mehr angenähert zu haben scheint als in Preußen. Der Verfasser schlägt für Italien vor: Spruchgerichte erster Instanz, bestehend aus einem militärischen Justizbeamten als Vorsitzendem und sechs dauernd beauftragten Hauptleuten oder höheren Offizieren als Beisitzern, Untersuchungsgerichte, bestehend aus einem militärischen Justizbeamten und zwei Hauptleuten, welche in wichtigeren Fällen die Beweisführung vorbereiten, und eine militärische Staatsanwaltschaft, von militärischen Justizbeamten verwaltet, sowie die Mitwirkung von Gerichtsschreibern bei den Sitzungen der untersuchenden wie der erkennenden Gerichte. Als zweite Instanz, welche nur im Wege der Revision oder der Beschwerde anzurufen wäre, soll ein militärischer Cassationshof dienen, welcher aus Generalen und aus Mitgliedern des Zivilcassationshofes zusammengesetzt wäre. Die Sprache ist nicht immer klar; doch sind die Ausführungen, welche das geltende Recht aller Kulturstaaten mit berücksichtigen, für uns gegenwärtig nicht ohne Interesse.

K. F.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlach's. Erster Band. Berlin 1891. Verlag von W. Herz.

Die Tochter des Generals von Gerlach, welcher als General-Adjutant dem König Friedrich Wilhelm IV. sehr nahe stand und das Vertrauen des Königs im hohen Grade sich erworben hatte, ist nicht ohne Zagen an die Herausgabe dieser für die Geschichte sehr wertvollen Denkwürdigkeiten gegangen. Es enthalten dieselben aber auch eine so reiche Fülle von Schilderungen der wichtigsten und bisher wenig oder gar nicht bekannten Vorgänge am Hofe, daß eine solche Veröffentlichung ihre bedenklichen Seiten haben würde, wenn nicht jetzt eine andre und moderne Richtung in der Geschichtsschreibung und Memoirenlitteratur sich verbreitet hätte. — Man will die Geschichte nicht mehr allein aus vergilbten Papieren, die teilweise längst interesselos und veraltet sind, kennen lernen, son-

dern vielmehr die neue Zeit und die wichtigen Begebenheiten behandelt sehen, welche noch warm im Gedächtnis vieler Lebenden sind und für die Gegenwart einen hohen Wert haben. Aus dem umfangreichen ersten Bande der Denkwürdigkeiten können wir nur eine kurze Skizze aus der Zeit der Revolution in Berlin geben. General von Gerlach schreibt: „Den Abend als alles vorbei war, ging ich nach der Halle, wo ich Bincke im Reisekleide auf den König wartend fand. General Thile hatte geäußert, es müsse alles gut stehen, da man Redner schicke, statt weiter zu fechten. Ich sah Bincke hier zum ersten Mal. Als der König kam, hielt er ihm eine Rede. Die Zustände der Stadt wären schrecklich, die Truppen erschöpft, entmutigt, das Schießen hätte auf ihn einen unangenehmen Eindruck gemacht. Ich und einige Offiziere lachten über diese Rede, Bincke darüber empört sagte, den andern Tag würden wir nicht lachen. Der König nahm ihn beiseite und sagte, was denn aber werden sollte, wenn die Truppen zurückgezogen würden? — Nach Bincke hat, wie Rauch erzählt, der König niemand mehr gesprochen. Ich ging spät Abend vom Schloß nach Hause. Ueberall standen Truppen. — Am 19. morgens wollte Brittwitz die Straßen absperren lassen, als ihm ein Exemplar der königlichen Proclamation („An meine lieben Berliner“) übergeben wurde. Jede Maßregel unterblieb nun. — Auf dem Schloß erschienen wiederum mehrere Deputationen. Bei einer derselben war Bürgermeister Naunym. — Es wurde hierauf im Zimmer der Königin, dann im roten Eckzimmer eine Art Kriegsrat gehalten, in dem man zum Beschluß kam, daß da, wo eine Barrikade von den Bürgern eingeebnet werden würde, auch die Truppen zurückgezogen würden. — Mit einem Male trat der Minister von Bodelschwingh in das Zimmer, wo alles versammelt war, und die letzte Deputation wartete. Er erklärte laut: „Da die Barrikaden verschwinden, so befehlen Se. Majestät, daß die Truppen von allen Straßen und Plätzen zurückgezogen werden sollen.“ — Es werden dann noch viele weitere historisch wichtige Vorgänge aus dieser traurigen Zeit erzählt, wir müssen uns aber leider auf diesen kurzen Auszug beschränken und können nur allen empfehlen, die hoch interessanten Denkwürdigkeiten des Generals von Gerlach selbst zu lesen. R.

Die Berliner Dezemberkonferenz und die Schulreform. Von geschichtlichem Standpunkte aus beleuchtet von F. Hornemann, Oberlehrer am Lyceum I. in Hannover. Hannover 1891. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior).

Die zum Zweck der so vielfach verlangten Schulreform nach Berlin berufene Dezemberkonferenz hat für den ganzen Betrieb des Unterrichts an den höheren Lehranstalten eine Menge tiefgreifender Veränderungen entworfen, welche,

wie ja im voraus zu erwarten war, neben vielseitiger Anerkennung auch mehrfache Mißbilligung und große Befürchtungen hervorgeufen haben. Diesen letzteren gegenüber will der Verfasser der vorliegenden Schrift, welcher selbst Mitglied dieser Konferenz ist, die Resultate der Beratungen, wenn auch nicht sämtlich und unbedingt, so doch zum größten Teil als den Bedürfnissen entsprechend und als Grundlage für eine wirkliche Reform des höheren Unterrichtswesens verteidigen. Nach einer Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung der Universität, des Gymnasiums und der Realschule tritt er in entschiedener Weise für das Gymnasium als die Vorschule der Universität und der technischen Hochschule und für die lateinlose höhere Bürgerschule als die Vorbereitung auf die rein praktischen Berufe ein, während er der schon beschlossenen Begünstigung der Oberrealschule nicht so sympathisch gegenübersteht. Er weist ferner darauf hin, daß die auf den verschiedenen Schulen gewonnene Bildung zwar eine verschiedenartige, nicht aber verschiedenwertige sei, und daß niemand nur durch die Befürchtung, im Leben sonst weniger zu gelten, zur gymnastischen oder gelehrten Bildung sich drängen lassen dürfe. — Es würde hier zu weit führen, alles anzugeben, was sich für und wider die Ausführungen des Verfassers sagen ließe; ist doch dies alles von den verschiedensten Standpunkten aus schon so oft erwähnt und wiederholt worden, daß die nochmalige Besprechung dieses Themas lästig erscheinen müßte. Entschieden ist anzuerkennen, daß alle Erörterungen des Verfassers sachlich genau begründet und durchaus sine ira ac studio gehalten sind. An die Hauptfragen über die geeignete Art der Vorbildung für die weiteren Studien und für das Leben reihen sich dann eine Menge ebenso gründlich behandelte Fragen und Vorschläge, z. B. über die Organisation der Universitäten, die Lehrmethode der Professoren, die Einrichtung der Gymnasialseminare und den Gymnasialunterricht. Auch hierbei wird ja wieder von den verschiedensten Seiten Beifall und Widerspruch sich erheben; wie kann man z. B., um nur eins anzuführen, erwarten, daß die Universitäts-Professoren, die entweder niemals oder nur als junge Leute vielleicht ganz kurze Zeit praktischen Unterricht erteilt haben, über die Behandlung des wissenschaftlich angeeigneten Stoffes im Unterricht wirklich erprobte Vorlesungen halten und verwertbare Anregungen geben werden? Aber alle diese im Buche enthaltenen Erörterungen, mögen sie nun von dem Einzelnen je nach seinem Standpunkt und nach seiner Erfahrung gebilligt oder verworfen werden, sind ebenso wie die am Schlusse kurz zusammengestellten notwendigen Forderungen und Gesichtspunkte, an welche die neue Schulreform sich halten muß, entschieden einer aufmerksamen Betrachtung wert und werden manchem Leser aus den weiten Kreisen,

die für diese wichtige Frage sich interessieren, anziehend und lehrreich sein. Aus diesem Grunde sei nicht veräußert, auf das inhaltreiche Buch dringend aufmerksam zu machen.

C. S.

Ein Streifzug durch Indien von Emil Selenka, Professor in Erlangen, mit 29 in den Text gedruckten Abbildungen, Wiesbaden 1890. C. W. Kreidel's Verlag.

Das vorliegende Buch ist der Abdruck eines Vortrages, welchen der Verfasser über die äußeren Erlebnisse einer sechsmonatlichen Studienreise gemacht hat. Wenn auch die Beobachtungen über Land und Leute, die der Verfasser neben seinen zoologischen Studien machen konnte, nur gelegentliche und keineswegs neu oder sehr tief eindringende sind, so ist doch die Darstellung, deren Anschaulichkeit durch gute Illustrationen unterstützt wird, so lebendig und so fesselnd, daß die Lektüre einen großen Genuß bereitet; auch weisen die Einzelbeobachtungen keinen erkennbaren Irrtum auf.

K. F.

Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Von Berthold Volz. Leipzig 1891. Verlag und Druck von Otto Spamer.

Bekanntlich soll den Schülern unserer Gymnasien und Realgymnasien von Ostern 1892 ab eine größere Kenntnis der neuesten, besonders der vaterländischen Geschichte beigebracht werden. Man hat schon von mancherlei Versuchen gehört, durch Herausgabe von Leitfäden den Lehrern der Geschichte hierbei zu Hilfe zu kommen, und wird wahrscheinlich in nächster Zeit auf das Erscheinen einer größeren Zahl von „Hilfsbüchern“ zu rechnen haben. Für das Geratenste jedoch halten wir es, wenn der Lehrer es sich nicht verdrießen läßt, aus einem ergiebigeren Geschichtswerke den Stoff zu seinen Vorträgen selbst zu entnehmen. Für die vaterländische Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts erscheint uns zu diesem Zwecke das vorliegende Buch von Berthold Volz ganz geeignet, das bei übersichtlicher Darstellung, zutreffender Charakteristik der Hauptpersonen und reichlichem Detail sich auch durch gewählte Ausdrucksweise vorteilhaft auszeichnet. Einige Unrichtigkeiten, wie „der Kriegsrat, welchen König Wilhelm am Morgen des 2. Juli 1866 in Gitschin hielt“ und das Erscheinen des französischen Gesandten Graf Benedetti zu dieser Zeit in Gitschin, fallen nicht zu schwer ins Gewicht. Bei der Berechnung der 25 Kreuzer = 83 Pf., 18 Kreuzer = 60 Pf. (S. 424) wäre wohl der Hinweis nötig gewesen, daß bis 1858 in Oesterreich der Gulden zu 60 Kreuzer gerechnet wurde. Den Beschluß des bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. fortgeführten Werkes bildet eine gedrängte Ueberschau der Litteratur und Kunst, deren Schlußworten: „Und das große Ergebnis für unsre Tage ist, daß die Kunst, daß

im täglichen Umgange das Schöne sittigend und veredelnd das ganze Leben des deutschen Volkes mehr und mehr durchdringt“ — wir von ganzem Herzen recht bald volle Berechtigung wünschen.

L.

Unsere Marine. Fünfzig Originalzeichnungen von C. W. Allers. Breslau 1891. Verlag von C. T. Wiskott.

Dies neueste Werk des genialen, schnell und nach Verdienst beliebt gewordenen Künstlers überragt seine früheren Veröffentlichungen, selbst die aus dem bürgerlichen Leben seiner Vaterstadt Hamburg, ganz bedeutend. Es scheint, daß endlich einmal ein Künstler sich die Aufgabe gestellt hat, ein auch in Kleinigkeiten getreues Bild von dem Leben an Bord Sr. Majestät Schiffe zu geben, der dieser Aufgabe gewachsen ist — und dem sie gelang. Zu verwundern ist das freilich nicht, weil Allers selbst einige Zeit als Matrose zur See gefahren ist und also in der Lage war, Selbst-erlebtes darzustellen. Die fünfzig Bleistiftzeichnungen bringen eine Reihe von Porträts von Offizieren und Mannschaften meistens von packender Ähnlichkeit sowie Schilderungen aus dem Seemannsleben an Bord und an Land, an denen jeder seine herzliche Freude haben muß, auch wenn ihm die See sonst fremd ist. Allers verzichtet auf die Darstellung gefährlicher Situationen; „haushohe“ Wellen kommen auf den Blättern nicht vor, dagegen wirkt jedes Blatt durch die große Naturwahrheit der dargestellten Szenen, so daß selbst die Genrebilder als Porträts erscheinen. Alles, was wir bisher von Allers gesehen haben, hat unser höchstes Interesse erregt, wir werden uns immer freuen ihm wieder zu begegnen, am liebsten allerdings auf dem Gebiete der Marine, welche unser nationales Interesse mit Recht im höchsten Grade in Anspruch nimmt und welche bisher einen Darsteller wie Allers nicht gefunden hatte. Die Wiedergabe der Zeichnungen ist eine vorzügliche, wie die aller Wiskott'schen Mappen, die äußere Ausstattung geschmackvoll, der Preis ist mäßig, so daß „Unsere Marine“ hoffentlich nicht nur an der See, sondern auch im Binnenlande diejenige Verbreitung finden wird, welche sie in so hohem Maße verdient.

F.

Das goldene ABC der Philosophie, d. i. die Einleitung zu dem Werke „Philosophie im Umriß“ von Adolf Steudel. Neu herausgegeben und mit Bemerkungen versehen von Max Schneidewin. Berlin 1891. Verlag von Fr. Stahn.

A. Steudel, geb. 1805 in Eßlingen, gest. 1887 in Stuttgart, ging nach kurzem theologischem Studium zur Rechtswissenschaft über, der er treu blieb. In seinen Mußestunden hat er umfangreiche philosophische Werke verfaßt (1871: *Philos. im Umriß*, 932 S., 1877: *Praktische Philos.* 612 S., 1881: *Kritik der Religion*, insbesondere der christlichen, (1159 S.).

Um zum Studium des zu wenig bekannten Philosophen anzuregen, veröffentlicht der Herausgeber Steudel's „Einleitung“ unter obigem frei gewählten Titel, nachdem er schon früher (wie er ausführlichst berichtet) wiederholt versucht hat, dem von ihm hochgeschätzten Denker zu seinem Rechte zu verhelfen. Der Herausgeber ist großmütig genug, seinem Helden 108 Seiten zu gönnen, während er selbst nur 105 für sich genommen hat. Zuerst kommen nämlich 14 volle Seiten Vorrede des Herausgebers, dann 10 Seiten der Vorrede, die Steudel 1870 seinem Werke mitgab. S. 30—125 folgt dessen „Einleitung“: Orientierung über den Gegenstand (29—56); von der Form der Philosophie und der Art und Weise des Philosophierens (Wissenschaft, System, Prinzip, Methode, Ausgangspunkt, Spekulation, Beruf zur Philos., Wahrheit und deren Kriterium, Sprache und Darstellung, Ungereimtheiten und Einiges über die Zukunft der Philos.) 56—125. Aber S. 126—215 giebt uns Herr Prof. Dr. Max Schneidewin 124 Anmerkungen. Ist der Wunsch, einem redlichen Arbeiter zur Anerkennung zu verhelfen, ein löblicher, so möge sich der Leser fragen, ob dazu eine Beigabe von 90 Seiten nützlich ist. Bedarf der Held so viel der Erläuterung oder gar der Kritik? Oder ließ sich beim Leser eine unbezwingliche Neugier nach der Philosophie von Herrn Prof. Dr. M. S. voraussetzen? Oder danach, was er über die Druckberechtigung von Dissertationen denkt (S. 150), über die wunderlichen Umwege des Absoluten von E. von Hartmann (168), über Heinrich Heine „wenn man das Gesamtbild dieses Mannes namentlich auch auf seine von philosophischem Geist mächtig angehauchten, aber auf definitive objektive Gültigkeit der hingeworfenen Anschauungen verzichtenden prosaischen Schriften gründet“ (185)? Oder ließ sich (im Interesse Steudel's) eine herzliche Teilnahme an der autobiographischen Notiz über die Jugendschicksale des philosophischen Triebes des Herausgebers voraussetzen (194)? Doch das wolle der Leser beurteilen; Referent konnte einen leisen Zweifel an der Zweckmäßigkeit der Mitteilungen über jene Dinge et de quibusdam aliis nicht unterdrücken. Steudel selbst erscheint als gewissenhafter Arbeiter, als redlicher, wahrheitsliebender Mensch, als Schriftsteller, welcher Dunst, Phrase und Schwägerei verabscheut. Nach ihm soll die Philosophie das der Erscheinungswelt zu Grunde liegende Reale zu ergründen suchen, soweit die exakte Naturforschung dazu nicht im Stande ist (S. 93). Jede Philosophie sei unreif, welche die Probe des Lebens nicht bestanden habe (97); sie habe ohne jede Rücksicht, aber auch ohne jede Sucht nach Originalität, nur die Wahrheit zu suchen, deren einziges Kennzeichen schließlich die Einstimmung aller sei (102). In seiner „Einleitung“ setzt sich Steudel hauptsächlich mit der nachkantischen Philosophie auseinander. B.

Geschichte der Preussischen Garde von Oskar Häring. Berlin 1891. Verlag von Kurt Brachvogel.

Gilt das Wort „in magnis voluisse sat est“ für litterarische Leistungen, so dürfte D. Häring diese Rechtfertigung zugebilligt werden. Denn etwas Großes ist es, die „Geschichte der Preussischen Garde“ zu schreiben, welche fast zusammenfällt mit der preussischen Heeresgeschichte von Fehrbellin bis Paris. Die Trabanten des Großen Kurfürsten scheidet H. freilich aus seiner Darstellung aus und beginnt erst mit den Garden unter Friedrich dem Großen. Von warmer Vaterlandsliebe und Begeisterung für den preussischen Kriegsrühm bejeelt, über einen reichen, fast blühenden Stil verfügend, voll von lebendiger Anschauungs- und Darstellungsgabe, bringt H. für sein Unternehmen gute Vorbedingungen mit. Eine erschöpfende kritische Untersuchung für alle einzelnen Epochen, die H. zu schildern hatte, wird man nicht erwarten dürfen. Das Betonen der Thaten der Gardetruppen ohne Verwischung des Gesamtbildes ist aber namentlich bei den Schlachten unseres Jahrhunderts meist wohl gelungen. Als Leitmotiv gleichsam dient das verführerische Wort, welches dem Rittmeister von Wacknitz bei Zorndorf zugeschrieben wird: „Ich halte eine Schlacht nicht für verloren, in der die Garde du Corps des Königs noch nicht attackirt hat.“ Dasselbe ist gerade in diesen Tagen, bei der Ueberführung der sterblichen Reste des tapferen Reiters auf preussischen Boden, in Erz gegraben worden; historisch wird es darum um nichts zuverlässiger. H. selbst weiß, auf welcher trüben Quelle diese Anekdote sich stützt (S. 42, Anm.). Um so weniger durfte er ihr in seiner „Geschichte“ eine so wichtige Rolle zuweisen. Vielleicht wäre ihm in kritischerer Stimmung nicht entgangen, daß schon Warnery in seinen „Campagnes de Frédéric II.“ einen ähnlichen Ausspruch bei Zorndorf ebenfalls anführt, denselben aber Seydlitz in den Mund legt, was man viel eher gelten lassen könnte. Daß ein Rittmeister, der drei Schwadronen führte, den Sieger von Roßbach erst zu dem „Reitersturm“ überreden haben soll, ist fast mehr noch aus inneren Gründen zurückzuweisen als aus Forderungen der Quellenkritik. — So eingehende Geländebeschreibungen auch H. seinen Schlachtenschilderungen vorausgehen läßt, so wird doch der Mangel an Skizzen recht fühlbar; freilich sind solche kostspielig, darum aber nicht weniger unerläßlich. — Die Gewalt des Schlachtgetöses variiert H. mit fast komischer Ausführlichkeit, und wenn er z. B. bei Groß-Görschen mehrere Zeilen lang aufzählt, wo überall die Gefallenen und Verwundeten lagen, so könnte mit noch größerer Anspannung der Phantasie das traurige Bild ad libitum weiter ausgemalt werden.

Gr.

Schulstaub und Sonnenschein. Erzählungen aus dem Schülerleben deutscher Vergangenheit von Franz Dittmar. Zeichnungen von M. Ebersberger. Leipzig 1890. Verlag und Druck von Otto Spamer.

Die fünf in dem vorliegenden Buche enthaltenen Erzählungen sind in einfacher, ungekünstelter Darstellung geschrieben und sind in mancher Beziehung lehrreich, da sie uns einzelne Kulturercheinungen bestimmter Zeitabschnitte kurz und anschaulich vorführen; es fragt sich nur, für welches Alter der Lesenden sie bestimmt sind. Weniger Fortgeschrittenen, für welche der harmlose, einfache Inhalt besonders der beiden ersten Geschichten berechnet zu sein scheint, dürfte doch manches fehlen, was zum vollen Verständnis notwendig, hier aber vorausgesetzt ist, reifere Leser aber werden doch manches mangelhaft finden, so z. B. in der ersten Erzählung die Begründung der Annahme des Christentums durch den Hofherrn, in der zweiten die plötzliche Wendung vom Rachedurst zur Rettungsthat und die schließliche Beiseitelassung der übrigen Personen, in der dritten die ebenso plötzliche Sinnesänderung des Verleumders und seinen Tod, in der vierten das schnelle Abbrechen von der Geschichte des Helden. Die kleinen Geschichten sind nicht uninteressant, aber die Erwartungen, zu denen der Titel „Schulstaub und Sonnenschein“ die Leser berechtigt, erfüllen sich doch nur teilweise.

C. S.

Die hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen in Deutschland und im Ausland. Grundzüge der bestehenden Einrichtung und Anleitung zur Schaffung derselben. Von Fritz Kalle (Wiesbaden) und Dr. Otto Kamp (Städtischer Lehrer, Frankfurt a. M.) Neue Folge. Wiesbaden 1891. Verlag von J. F. Bergmann.

Die in den letzten Jahren immer mehr in den Vordergrund gedrängte und immer heftiger gewordene soziale Bewegung zwingt alle, denen das Wohl der Gesellschaft nicht bloß aus Furcht vor dem Verlust der eigenen bevorzugten Lage, sondern auch aus Mitgefühl mit wirklich bestehenden Mißverhältnissen am Herzen liegt, zu der Betrachtung, was zur Abwendung einer allgemeinen gesellschaftlichen Gefahr und zur Beseitigung sozialer Uebelstände geschehen kann.

Daß diese letzteren zum großen Teile von dem gelockerten und vielfach verkommenen Familienleben des Arbeiterstandes herrühren, wird sich kaum bestreiten lassen, und es ist daher mit Recht als Pflicht erkannt worden, hier die helfende Hand anzulegen und zwar dadurch, daß die diesem Stande angehörigen Mädchen durch geeignete Unterweisung, Überwachung und Unterstützung zu wirklich guten, sparsamen Hausfrauen herangebildet werden, die dem arbeitenden Ehemann seine Häuslichkeit angenehm machen und seiner Einnahme entsprechend gestalten. Was zu diesem Zwecke bisher im In- und Auslande von Privaten, besonders von Fabrikbesitzern, ferner von Vereinen, von Kirche und Staat, von Gemeinde und von fürstlichen Personen geschehen, welche Erfolge damit erreicht, welche Erfahrungen gemacht, welche neue Einrichtungen geplant worden sind, lehrt das vorliegende Buch, welches eine genaue, sorgfältig zusammengestellte Uebersicht über alle diese Einzelheiten giebt. Es ist in erster Linie natürlich nur für den an solchen Aufgaben Mitwirkenden und Beteiligten von Interesse, dem Fernerstehenden aber dient es zur Mahnung, diesem guten Werke nicht müßig zuzusehen, sondern ebenfalls sein Teil zur vollständigen Lösung dieser sozialen Aufgabe beizutragen. Mancher, der helfen will, dürfte aus der Lektüre des Buches einen Wink empfanden, wie er helfen soll und kann.

C. S.

Die Tierschule. Ein neues Kinder-Bilderbuch von Fedor Flinzer und Viktor Blüthgen. Breslau 1891. Verlag von C. T. Wiskott.

Unter der Menge ähnlicher Erscheinungen zeichnet sich dies Buch durch mancherlei Vorzüge aus. Flinzer findet in geschickter Weise das Menschenähnliche am Tiere heraus und versteht es danach, menschliche Verhältnisse durch Tiere darzustellen. Alle Vorkommnisse auf dem Wege zur Schule und in der Schule sind mit drolligem Humor behandelt, ohne karikiert zu sein, Viktor Blüthgen's Verdienst ist es, daß die gute Lehre überall durchschimmert; die Ausstattung ist gut und ist somit das Buch empfehlenswert.

F.



Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Arnold, Hans, Einſt im Mai und andere Novellen.** (Ad. Bonz & Comp., Stuttgart.)
- Artiſten-Lexikon. Biogr. Notizen über berühmte Kunſtreiter u.,** herausgegeben von H. W. Otto. (C. Kraus, Buchdruckerei, Düſſeldorf.)
- Baumann, Dr. Oskar, Njambara und ſeine Nachbargebiete.** (Dietrich Reimer, Berlin.)
- Bergner, Rud., Der Herr Executor Brandhuber.** Komischer Roman. (F. Bensheimer, Mannheim.)
- Bessel's, Emil, Anligfa.** Eine poetiſche Erzählung. (Ad. Bonz & Comp., Stuttgart.)
- Bleibtreu, Karl, Der Imperator.** (Wilh. Friedrich, Hofbuchh., Leipzig.)
- Blum, Hans, Die Lügen unſerer Sozialdemokratie.** (Hinſtorff'sche Hofbuchhandl., Wiſmar.)
- Brociner, Marco, Radu Gleva.** Roman. (Verlag des Univerſum, Dresden.)
- Carthaus, Dr. Emil, Aus dem Reiche von Inſulinde. Sumatra und der malayiſche Archipel.** (W. Friedrich, Hofbuchh., Leipzig.)
- Cornelius, Peter, Der Sid.** Lyriſches Drama in drei Aufzügen. (Joſ. Nibl, München.)
- Dittmar, Franz, Schulfreude.** Eine Sammlung der beſten Gedichte aus dem Schulleben. (R. Oldenbourg, München.)
- Eckstein, Ernst, Dombrowsky.** Roman. 2 Bde. (Verlag des Univerſum, Dresden.)
- Egeſtorff, Georg, Die Sünde.** (Wilh. Friedrich, Hofbuchh., Leipzig.)
- Encyklopädie der Naturwiſſenſchaften,** herausgegeben von Prof. Dr. W. Förſter, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittſtein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, Lieferung 66, enthält Handwörterbuch der Zoologie, 27. Lieferung. — Zweite Abtheilung, Lief. 66 und 67 enthält Handwörterbuch der Chemie, 46. und 47. Lieferung. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Fischer, Friedrich Theodor, Allotria.** (Ad. Bonz & Comp., Stuttgart.)
- Fischer, Wilhelm, Unter altem Himmel.** Erzählung. (Wilh. Friedrich, Hofbuchh., Leipzig.)
- Fleiſchmann, Otto, Wider die Sozialdemokratie.** (F. J. Taſcher's Buchhandl., Kaiſerſlautern und Leipzig.)
- Gerard, G. D., Die Mexikanerin.** Roman. (F. P. Bachem, Köln.)
- Gloek, Joh. Ph., Die Symbolik der Bienen.** (Georg Weig, Heidelberg.)
- Gottſchall, Rudolf von, Die deutſche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts.** 6. Aufl. Band I. II. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Gymnaſial-Bibliothek,** herausgegeben von Dr. E. Pohlenz und Hugo Hoffmann. Heft 1: Menge, Dr. Rud., Troia und die Troas. Heft 3: Weißenfels, Dr. D., Die Entwicklung der Tragödie bei den Griechen. Heft 4: Pohlenz, Dr. E., Der römische Triumph. Heft 11: Menge, Dr. E., Ithaka. (C. Bertelsmann, Gütersloh.)
- Haaf, C., Künſtler-Leben.** Novellen, Humoresken und Erzählungen. (F. P. Bachem, Köln.)
- Hamerling, Robert, Proſa.** 2 Bde. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. (Verlags-Anſtalt und Druckerei-Aktien-Geſellſchaft, Hamburg.)
- Handwörterbuch der Chemie,** herausgegeben von Prof. Dr. A. Ladenburg, Band XI, Phenolsäuren bis Pyrimidine. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- Heiberg, Hermann, Todſünden.** Roman. (Verlag d. Vereins d. Bücherfreunde, Berlin.)
- Heinemann, Dr. Karl, Goethe's Mutter.** Ein Lebensbild. (Arthur Seemann, Leipzig.)
- Hübbe-Schleiden, Hellenbach, Der Vorkämpfer für Wahrheit und Menſchlichkeit.** Skizzen. (Max Spohr, Leipzig.)
- Jmre, Argad, Toi seul!** Roman. (F. C. C. Bruns' Verlag, Minden.)
- Jordan, Dr. Karl Friedr., Das Räthel des Hypnotismus und ſeine Löſung.** 2. Aufl. (Ferd. Dümmler's Verlagſbuchhdl., Berlin)
- Kinder-Gartenlaube, IX. Bd.** (Verlag der Kinder-Gartenlaube.)
- Knieſt, Philipp, Kaufleute und Schiffer.** 2 Bände. (Gerhard Stalling, Oldenburg.)
- Knobloch, Luise von, Gemischte Gen.** Roman. (Wilh. Friedrich, Hofbuchh., Leipzig.)
- König, Robert, Deutſches Frauenleben im deutſchen Liede.** (Gerhard Stalling, Oldenburg.)
- Krause, Emil, Johannes Brahms in ſeinen Werken.** (Lucas Gräfe & Sillem, Hamburg.)
- Kreyenberg, Dr. G., Theodor Körner.** (P. Ehlermann, Dresden.)
- Rittershaus, Emil, Gedichte.** Achte vermehrte und verbesserte Auflage. (Eduard Trewendt, Breslau.)
- W. Shakespeare's dramatiſche Werke** überſetzt von A. W. von Schlegel und L. Tieck, herausgegeben von W. Dechelhäuser. (Deutſche Verlagsanſtalt, Stuttgart.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

14 SEP. 92

Eph. 212

